This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NS 49 M. 11

Vet. Ger. III. B. 175

F. Hebbel's

sämmtliche Werke.

Friedrich Hebbel's

sämmtliche Werke.

Neunter Band.

Schnock. — Erzählungen und Novellen. — Reiseeindrücke.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1867.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
16 APR. 1932

Inhalt.

Seite

Schnock 1

Erzählungen und Novellen.

Matteo 85
Herr Haidvogel und seine Familie 104
Anna 125
Pauls merkwürdigste Nacht 136
Die Kuh 147
Der Schneidermeister Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd 155
Eine Nacht im Jägerhause 172
Der Rubin. Ein Märchen 189
Die beiden Vagabunden. Ein Fragment 205

Reiseeindrücke.

Diarium. Ein Tagebuch ꝛc. 247
Der Vesuv 280
Erinnerungen an Paris 291
Aus Agram 297
Aus Berlin 307
Aus Hamburg 343
Ein Schloß und eine alte Familiengruft 356

Schnock.

Ein niederländiſches Gemälde.

Erſtes Kapitel.

Zur Einleitung.

In dem kleinen Marktflecken Y., wo ſich jeder Reiſende gern ſo lange aufhält, als er muß, nämlich ſo lange als die Poſt ausbleibt, traf ich in den Hundstagen des Jahres 1836 zum letzten Mal ein. Der Ort iſt einer von denen, wo man nur auf dem Leichenacker erfährt, daß Menſchen darin leben, weil eine Reihe ehrwürdiger Grabſteine, die man nicht Lügen zu ſtrafen wagt, verſichern, daß Menſchen darin ſterben. Diesmal kannte ich ihn nicht wieder, und ich würde geglaubt haben, der Poſtillon ſei fehlgefahren, wenn ſich nicht der mir unvergeßliche Poſtmeiſter, eine lange, dürre, windſchiefe Figur, die ſich ſcheu und verlegen in jede Ecke drückt, als ob ſie ſchon durch ihre bloße Exiſtenz zu beleidigen fürchte, aus der Thür geſchoben, und ſo meine Zweifel verſcheucht hätte. Alle Straßen nämlich, durch die ich kam, waren gedrängt voll von Leuten; kein Fenſter, aus dem nicht mehr Köpfe hätten herausſchauen wollen, als Platz fanden; auf dem

Kirchthurm ſelbſt konnt' ich deutlich Hauben und flatternde Shawls unterſcheiden, und jedes Geſicht, von der alten, halb erblindeten Bettelfrau an, die ſich mühſam mit der rechten Hand auf ihren Stab ſtützte und mit der linken die Brille aufſetzte, bis zu dem kleinen weißgekleideten Mädchen mit ſeinen blonden Locken herunter, trug den Ausdruck der geſpannteſten Erwartung. „Was giebt's denn," fragte ich den Poſtmeiſter, „iſt's Jahrmarkt heut'?" „Den 16. hujus geweſen." „Feiert der Amtmann oder der Stadtpfarrer das Dienſt-Jubiläum?" „Herr Paſtor primarius Nothnagel hat's ſchon gefeiert und iſt an den Folgen des Schmauſes geſtorben, und unſer Herr Amtmann darf in den nächſten vierzig Jahren an die Ehre noch nicht denken, dazu iſt er mit Erlaubniß zu ſagen, noch viel zu jung." „Giebt's denn Aufſtand? Rebelliren die Bürger? Empört ſich was Hoſen trägt?" „Bewahre uns Gott vor Rebellion! Dazu haben wir auch gar keine Zeit, man muß ſich tummeln, um's liebe Brot zu verdienen und die hohen Steuern zu erſchwingen. Nein die Sache, es kurz zu vermelden, iſt die. Ein höchſt gefährlicher Verbrecher, ein Böſewicht, der einen gräulichen Diebſtahl begangen hat und einer Mordthat fähig gehalten wird, wurde geſtern zur Haft gebracht und heute, als ihm der Gefangenwärter das Frühſtück in den alten verfallenen Thurm bringen wollte, vermißt. Da hat denn der Amtmann die geſammte Bürgerſchaft

aufgeboten, um ihn wieder einzufangen, und wie man vernimmt, so ist's, wunderbar genug! geglückt. Nun ist man natürlich begierig — —" Der Postmeister unterbrach sich; denn er bemerkte, daß ich schon längst nicht mehr auf ihn hörte, weil ich sonst über die Explikation das Schauspiel selbst versäumt hätte. Ein Zug, abenteuerlicher, als ich ihn je gesehen, kam die Straße herauf. Zuerst, in grell rothen Röcken mit messingnen Knöpfen, an der Seite mächtige Säbel, die das Gehen erschwerten und den Muth gewiß nicht vermehrten, zwei ehrenfeste Männer, voll edlen Selbstgefühls, in denen sich ehemalige Unterofficiere der Reichsarmee, die vielleicht manche Schlacht mit hatten verlieren helfen, und jetzige Gerichts- und Polizeidiener nicht verkennen ließen. Dann, von zwei lahmen Pferden gezogen, ein Leiterwagen, auf dem der Held des Tags, der Triumphator, saß, dreifach gebunden, als ob er ein Herkules wäre und noch etwas mehr. Hinterher die ganze waffenfähige Mannschaft des Fleckens, mit Mistgabeln, Aexten und Beilen, Stricken, genug mit allen möglichen Dingen, die der Leser nicht erwartet, armirt und nicht ohne Stolz zu Frauen und Töchtern aufblickend und sie mit leichtem Kopfnicken, da die Zeit nichts Weiteres erlaubte, begrüßend. Der Wagen hielt; zwei alte Weiber, wovon eine der andern ihren breiten Rücken, der ihr das Sehen unmöglich mache, vorwarf, fingen an sich zu prügeln, der Amtmann

trat vor mit einem Geſicht, welches halb Fragezeichen war, halb aber auch, der Würde des Amts gemäß, Gedankenſtrich. Die Gerichtsdiener machten Front und ſtatteten beide zugleich, alſo ſo unverſtändlich wie möglich, Rapport ab, der Amtmann warf auf den Triumphator einen vernichtenden Blick, den dieſer mit ſeinem ungezogenſten Gähnen erwiderte, dann rief er finſter aus: „Wo bleibt denn aber Schnock, der Schreiner, daß man ihn beloben, ihm ſeine Zufriedenheit bezeigen kann?“ „Heda, Meiſter Schnock, aufgepaßt!“ ſchrieen die Gerichtsdiener, das verdrießliche Geſicht des Amtmanns und den mürriſchen Ton ſeiner Stimme möglichſt treu copirend. Jetzt merkt' ich auf; wer noch nie einen Glücklichen geſehen hat, der betrachte ſich einen deutſchen Bürger, dem bei irgend einem Anlaß von Gerichts wegen die Verſicherung ertheilt wird, daß er ein ganzer Kerl ſei. Nicht ſo ſchnell, als ich erwartet hatte, aber doch ſchnell genug, um die Stirnfalten des Amtmanns nicht durch ſein Zögern zu verdoppeln, trat aus dem Haufen ein Mann heraus, breitſchultrig, von gewaltigem Knochenbau, aber mit einem Geſicht, worauf das erſte Kindergreinen über empfangene Ruthenſtreiche verſteinert zu ſein ſchien; ein Bär mit einer Kaninchen-Phyſiognomie. Der Amtmann ertheilte ihm ein ſparſames Lob wegen ſeiner bewieſenen Herzhaftigkeit, Schnock ſenkte wehmüthig den Kopf und ſchickte einen ängſt-

lichen Blick zu dem Gefangenen hinüber, der auf ſeinem Wagen in ſanften Schlummer gefallen war, oder ſich doch ſtellte, als ob er es wäre. Der Amtmann zog ſich in das Heiligthum der Amtsſtube zurück, die Gerichtsdiener riſſen den Gefangenen von ſeinem Sitz herunter und ſchwuren, er ſolle ihnen nicht zum zweiten Mal entkommen, und wenn er auch die Kunſt beſäße, ſich in eine Fledermaus zu verwandeln. Die Menge zerſtreute ſich, nur Schnock blieb, als hätt' er einen Baſilisken geſehen, regungslos auf dem Platze ſteh'n. Der Mann intereſſirte mich, ich trat zu ihm heran. „Mein Freund," begann ich, „Ihr ſeid ſehr in Gedanken vertieft!" „Weil ich ein geſchlagener Mann bin," gab er zur Antwort. Ich ſtutzte und fragte weiter: „Wie ſo? Wie kommt's, daß Ihr dies eben heut', wo Ihr Euch in ſo hohem Grade die Zufriedenheit Eurer Obrigkeit erworben zu haben ſcheint, ſo lebhaft fühlt?" „Eben darum," verſetzte er heftig; „wer bürgt mir, daß der ſich im Gefängniß erdroſſelt, oder ſich mit Glasſcherben die Pulsader aufreißt? Giebt's der Herr," er meinte mich, „mir etwa Schwarz auf Weiß, daß dieſen heilloſen Sünder in der Einſamkeit die Verzweiflung packt? Und darf ich hoffen, daß er außer dem Diebſtahl, wegen deſſen ihn der ſtrengſte Richter nicht zum Tode verurtheilen, ja nicht einmal auf Zeitlebens einſtecken kann, noch eine Mordthat, oder ein anderes Halsverbrechen begangen hat?" „Von

wem ſprecht Ihr denn eigentlich?“ unterbrach ich ihn. „Nun, von wem anders, als von dem Böſewicht, den ich das Unglück gehabt habe zu arretiren. Hätt' ich doch lieber zuvor ein Bein gebrochen! Aber Niemand entgeht ſeinem ſchlimmen Stern, und am wenigſten ich.“ „Ich begreife Euch bei Gott nicht!“ verſetzte ich. „Für jeden ordentlichen Bürger pflegt es ein Feſt zu ſein, wenn ein dem öffentlichen Wohl gefährlicher Menſch zur Haft gebracht wird.“ „O freilich, wenn er nur nicht ſelbſt die Falle war, in der der Fuchs ſich erwiſchen ließ!“ „Ich dächte, das wäre gleichgiltig!“ „Wahrlich nicht für einen Mann, der ein Haus hat, das man ihm zur Nachtzeit über'm Kopf anzünden kann, und der ſich geſtehen muß, daß ſich in ſein Fleiſch ſo gut ein Loch bohren läßt, wie in anderes. Meint Ihr, ein Kerl, der — Ihr könnt's nicht überſehen haben — auf'm Wagen einſchläft, während ihn tauſend Kehlen mit den gräulichſten Verwünſchungen überhäufen, werde ſich für die endloſe Langeweile, der er im Kerker und für die Quälereien, denen er in den Verhören entgegengeht, nicht gegen mich Unglückſeligen, dem er das Alles verdankt, auf ſeine Weiſe erkenntlich bezeigen? Was wird dieſe Kröte zwiſchen den finſtern Mauern des Gefängniſſes ausbecken, als giftige Rachepläne? Und wann hat man noch gehört, daß einem Böſewicht mißglückt iſt, was er ſich vornahm? Höchſtens kommt man ihm hinten drein auf die Spur;

das weckt aber Keinen wieder auf, der einmal mit einer acht Zoll tiefen Wunde auf'm Kirchhof oder sonst wo verscharrt liegt. Dem Schlachtopfer ist's gleichgiltig, ob man den Schlächter zu ihm in die Erde steckt." „Mir scheint, ein Mann, wie Ihr, kann sich seiner Haut schon wehren; Euch geht, däucht mir, zu einem Riesen nicht viel ab, geschweige zu einem tüchtigen Schläger." „O," versetzte Schnock mit einem Seufzer, „wie oft soll ich diese vermaledeiten breiten Schultern, diese lügenhafte, großprahlerische Leibesgestalt, womit irgend ein schadenfroher Teufel mich begabt hat, noch verfluchen! Jeder, der mich nicht kennt, glaubt, daß ich Berge versetzen kann. Warum bin ich unglücklich? Weil ich nicht einen Kopf kürzer bin. Wozu trieb mich meine Neigung in der Jugend, was war der Wunsch meiner Wünsche? Schneider wollt' ich werden, darum bat ich meinen Vater; die führen ein friedsames, geruhiges Leben, sprichwörtlich ist's, daß sie keine Courage haben, man erwartet von ihnen nicht das Unglaubliche. Drang ich mit all meinen Bitten bei dem Vater durch? Junge, — sagte er, nicht scherzhaft, sondern in grimmigem Ton — bist Du verrückt? Du könnt'st bei Deinen Knochen und Kräften einen Ackergaul ersetzen, und wollt'st gleich einem Affen, mit gekreuzten Beinen und löschpapiernem Gesicht hinter dem Fenster auf'm Schneidertisch hocken und Zwirn in die Nadel fädeln? Das ist

die Faust gegen mich und fuhr endlich damit, als wollt' er ein Messer, oder gar eine Pistole hervorziehen, in die Tasche. Da ergriff mich Angst und Grausen; nicht aus Tollkühnheit, wie die herbeieilenden Esel, die mir schon aus der Ferne ein Bravo über das andere zuschrieen, glauben mogten, sondern aus Furcht macht' ich mich über ihn her, rang mit ihm und warf ihn zu Boden. Daß seine Taschen leer waren, wie sich's bei der Visitation fand, konnt' ich nicht wissen, und gegen Schuß und Stich mußt' ich mich sichern." Ein Bursch kam in diesem Augenblicke eilig auf uns zu. „Ich komme schon!" rief Schnock ihm entgegen und machte mir zugleich eine Abschiedsverbeugung. „Ihr irrt Euch, Meister," sagte der Bursch mit unterdrücktem Lachen, „ich suche diesmal nicht Euch, ich geh' auf die Apotheke, um Hoffmannstropfen zu holen, Eure Frau hat Kopfweh und liegt zu Bett." „So sagst Du nicht," versetzte Schnock, „daß Du mich gesehen hast. — Wenn die Kopfweh hat," fuhr er, sich wieder zu mir wendend, fort, „ist's gold'ne Zeit für mich; dann fühl' auch ich einmal, daß ich noch auf der Welt bin. Ihr muß wirklich zuvor das Schlimmste begegnet sein, ehe mir was Gutes begegnen kann; als sie jüngst wegen Zahnschmerz und Backengeschwulst vierzehn Tage lang das Maul nicht öffnen konnte, hatt' ich den Himmel auf Erden." Ich lud Schnock ein, mich in's Posthaus zu begleiten und

eine Unvorsichtigkeit, die ich gleich hernach beging, hätte das günstige Vorurtheil, das er für mich zu fassen begann, fast im Keim wieder zerstört. Ich zog nämlich, weil sie mir unbequem waren, meine Taschenpistolen hervor und legte sie neben mich auf den Tisch. Plötzlich, er war schon in recht lebhaften Mittheilungen über sein Märtyrerthum begriffen gewesen, stockte der Fluß seiner Rede, er entfärbte sich und sah mich an. Ich bemerkte die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, früher, als ich sie begriff, und bemühte mich, ihrer Ursache auf die Spur zu kommen, aber schneller, als all' mein Nachsinnen verhalf mir eine zufällige Bewegung meiner Hand zur Aufklärung über den zweifelhaften Punkt. In der Zerstreuung ergriff ich eine der Pistolen, die ungeladen waren, und spannte spielend den Hahn; da sprang Schnock von seinem Stuhle auf und versicherte mir mit einem Gesicht, welches gegen den Mund die bündigste Protestation einlegte, er halte sich in meiner Gesellschaft für sicher. „Ihr seid's vollkommen, lieber Meister," versetzte ich; „die Dinger da drückten mich, ich führe sie zu meiner Vertheidigung auf Reisen bei mir, aber um mich nicht selbst zu beschädigen, lade ich sie nicht, außer wenn ich bei Nebel und Nacht durch dicke Waldungen komme." Zum Zeugniß der Wahrhaftigkeit meiner Relation drückte ich die Pistole, welche ich eben in der Hand hielt, ab. „Ich," entgegnete

Kirchthurm ſelbſt konnt' ich deutlich Hauben und flatternde Shawls unterſcheiden, und jedes Geſicht, von der alten, halb erblindeten Bettelfrau an, die ſich mühſam mit der rechten Hand auf ihren Stab ſtützte und mit der linken die Brille aufſetzte, bis zu dem kleinen weißgekleideten Mädchen mit ſeinen blonden Locken herunter, trug den Ausdruck der geſpannteſten Erwartung. „Was giebt's denn," fragte ich den Poſtmeiſter, „iſt's Jahrmarkt heut'?" „Den 16. hujus geweſen." „Feiert der Amtmann oder der Stadtpfarrer das Dienſt-Jubiläum?" „Herr Paſtor primarius Nothnagel hat's ſchon gefeiert und iſt an den Folgen des Schmauſes geſtorben, und unſer Herr Amtmann darf in den nächſten vierzig Jahren an die Ehre noch nicht denken, dazu iſt er mit Erlaubniß zu ſagen, noch viel zu jung." „Giebt's denn Aufſtand? Rebelliren die Bürger? Empört ſich was Hoſen trägt?" „Bewahre uns Gott vor Rebellion! Dazu haben wir auch gar keine Zeit, man muß ſich tummeln, um's liebe Brot zu verdienen und die hohen Steuern zu erſchwingen. Nein die Sache, es kurz zu vermelden, iſt die. Ein höchſt gefährlicher Verbrecher, ein Böſewicht, der einen gräulichen Diebſtahl begangen hat und einer Mordthat fähig gehalten wird, wurde geſtern zur Haft gebracht und heute, als ihm der Gefangenwärter das Frühſtück in den alten verfallenen Thurm bringen wollte, vermißt. Da hat denn der Amtmann die geſammte Bürgerſchaft

aufgeboten, um ihn wieder einzufangen, und wie man vernimmt, ſo iſt's, wunderbar genug! geglückt. Nun iſt man natürlich begierig — —" Der Poſtmeiſter unterbrach ſich; denn er bemerkte, daß ich ſchon längſt nicht mehr auf ihn hörte, weil ich ſonſt über die Explikation das Schauſpiel ſelbſt verſäumt hätte. Ein Zug, abenteuerlicher, als ich ihn je geſehen, kam die Straße herauf. Zuerſt, in grell rothen Röcken mit meſſingnen Knöpfen, an der Seite mächtige Säbel, die das Gehen erſchwerten und den Muth gewiß nicht vermehrten, zwei ehrenfeſte Männer, voll edlen Selbſtgefühls, in denen ſich ehemalige Unterofficiere der Reichsarmee, die vielleicht manche Schlacht mit hatten verlieren helfen, und jetzige Gerichts- und Polizeidiener nicht verkennen ließen. Dann, von zwei lahmen Pferden gezogen, ein Leiterwagen, auf dem der Held des Tags, der Triumphator, ſaß, dreifach gebunden, als ob er ein Herkules wäre und noch etwas mehr. Hinterher die ganze waffenfähige Mannſchaft des Fleckens, mit Miſtgabeln, Aexten und Beilen, Stricken, genug mit allen möglichen Dingen, die der Leſer nicht erwartet, armirt und nicht ohne Stolz zu Frauen und Töchtern aufblickend und ſie mit leichtem Kopfnicken, da die Zeit nichts Weiteres erlaubte, begrüßend. Der Wagen hielt; zwei alte Weiber, wovon eine der andern ihren breiten Rücken, der ihr das Sehen unmöglich mache, vorwarf, fingen an ſich zu prügeln, der Amtmann

durchblättern, mit den Fenſterſcheiben, die ich hätte zählen können, zu rivaliſiren, was hoffentlich bei keinem meiner Leſer der Fall iſt. Ich glaube jedoch, daß Einiges daraus ſie auch in einer weniger verzweifelten Situation ergötzen kann, und bitte ſie, wenn ich mich hierin täuſche, den Grund nicht in dem Mann und ſeinen Erlebniſſen zu ſuchen, ſondern in meiner Unfähigkeit, ihn treu, bis in das Haargewebe ſeiner Beſtimmungsgründe hinein, zu zeichnen. Um dieſer Unfähigkeit möglichſt zu Hilfe zu kommen, laſſe ich ihn ſelbſt reden.

Zweites Kapitel.

Schnock erzählt.

Fragt man mich, warum ich ein Weib genommen habe, was ich jetzt ſelbſt fürchten muß, ſo kann ich auf dieſe Frage vernünftiger antworten, als Tauſende von Ehemännern, die mein Schickſal theilen. Sie pflegen ſchmachvoller Weiſe für ſich anzuführen, daß ihre Drachen ihnen in Engelsgeſtalt entgegengetreten ſeien, als ob dies nicht eben die Natur des Weibes wäre, und als ob es, Adam ausgenommen, der das freilich nicht wiſſen konnte, da kein Anderer ihm ſeine Erfahrungen vermacht hatte, irgend Jemandem zur Entſchuldigung gereichen könnte! Solche Thoren darf ich verachten; denn ich habe mich niemals über meinen Hausteufel und das Geſchlecht, dem er angehört, getäuſcht, und wenn ich dennoch ſein Geſpons geworden bin, ſo iſt das wenigſtens nicht meiner Verblendung beizumeſſen. Nie wär's mir eingefallen, mich aus eigener Bewegung nach einem Weibe umzuſehen, und wer das zu ruhmredig findet, der laſſe ſich ſagen, was ich ſchon in meinem zehnten Jahre erlebte, dann wird er's begreifen.

Ich ſtand dabei, als meine Mutter meinem Va
die Oberlippe abbiß, weil er nach einem hefti
Zank zu früh auf den Verſöhnungskuß drang,
ſah ſein Blut ſtromweis in den Bart rinnen u
den Hemdkragen färben. Wer an meiner Stelle hä
nicht ſchaudernd, wie ich, das Gelübde gethan, n
mals wieder einen Menſchen an dem Ort, wo
Zähne hat, zu küſſen, und wer könnte dies Gelü
halten und ſich doch zugleich beweiben wollen? A
meine jähzornige Mutter beſtand, als ich in
Jahre kam, mit Ungeſtüm darauf, daß ich mich n
heirathen ſolle, ſie fragte mich, ob ich ein ſonſti
Mittel wüßte, ihr Enkel zu verſchaffen, oder ob
andern alten Frauen in ihren Anſprüchen auf
großmütterlichen Würden und Freuden nachſtün
und darauf ließ ſich nicht viel erwidern. Ich mu
mich alſo in den Gedanken ergeben, daß ich ih
wegen mit irgend einer Perſon weiblichen Geſchle
früher oder ſpäter eine eheliche Verbindung wü
eingehen müſſen, wenn ſie nicht wider Erwar
und Verhoffen früh wegſtürbe, und da das Letz
nicht geſchah, ſo irrte ich mich hierin auch kein
wegs. Zwar zog ich die Entſcheidung noch l
hinaus und feierte noch manchen Geburtstag
Junggeſell, worin für mich zu der Zeit, von der
ſpreche, der Hauptreiz dieſes Feſtes lag. Aber
unſ're alte Familienkatze verreckte und bald dar
unſer Mops an einem Kloß, den er zu heiß hin

fraß, erſtickte, da wurde meiner Mutter die Stille, die nun in unſerm Hauſe eintrat, ſo unerträglich, daß mir alle meine Ausflüchte nichts mehr halfen, und daß ſie die entſtandene Lücke um jeden Preis mit einer Schwiegertochter ausgefüllt ſehen wollte. Auch begünſtigte der Zufall ſie; denn Jungfer Magdalena Kotzſchneuzel, die Stickerin, miethete ſich eben damals in unſ'rer Nachbarſchaft ein und wußte ſie durch einige wohlangebrachte Aufmerkſamkeiten, die ſie ihr erwies, namentlich dadurch, daß ſie bei einer gewiſſen Gelegenheit ihren Rath einzog und ihn auch treu befolgte, ſo ſehr für ſich einzunehmen, daß ich bald bei'm Frühſtück, bei'm Mittags- und Abendeſſen nur noch von ihren Vorzügen reden hörte. „Weißt Du, daß Lene keinen Faden am Leibe trägt, den ſie nicht ſelbſt geſponnen hat?“ wurde ich des Morgens regelmäßig befragt, und die dritte Taſſe Kaffee wurde mir gewiß nicht eingeſchenkt, wenn ich dieſen ſchlagenden Beweis der Altmütterlichkeit nicht mit vollen Backen pries. Des Mittags ward mir gewöhnlich mitgetheilt, daß ſie einmal einige hundert Gulden aus der Lotterie gewonnen habe, und als ich darauf das erſte Mal ſpitzig bemerkte: ſie ſpielt alſo! ward ich mit einem haſtigen: „Nein! ſie hat das Loos auf der Straße gefunden!“ zurechtgewieſen. Des Abends mußte ich mir die Auseinanderſetzung gefallen laſſen, daß ſie ſich im Gegenſatz zu Andern älter mache, als ſie ſei, weil ſie's für eine größere

Ehre halte, mit zu den ehrbaren Matronen gerechnet zu werden, als zu den leichtſinnigen, jungen Mädchen, deren Claſſe ſie bei ihren fünf und zwanzig Jahren doch noch angehöre, und daß ein Mann, der das wiſſe und nicht um ſie würbe, ein Narr ſein müſſe. Da dies Alles bei mir nicht anſchlug, nahm ſie ſie plötzlich, ohne mir vorher auch nur ein Wort zu ſagen, auf einige Tage zu ſich in's Haus, eines Kleides wegen, das geändert werden mußte, wie ſie vorgab, das ſie aber niemals wieder trug. Ich wußte recht gut, was dahinter ſteckte, und ſuchte mich dem Frauenzimmer von meiner unangenehmſten Seite darzuſtellen, raſirte mich nicht, trug immer meinen ſchlechteſten Rock, legte mein Schurzfell niemals ab, war ſtets mürriſch, als ob ich mit gerunzelter Stirn auf die Welt gekommen wäre, und erwies ihr nicht die kleinſte Gefälligkeit, nicht einmal die, ihr den Nähring wieder aufzuheben, wenn ſie ihn fallen ließ. Dabei ließ ich es nicht bewenden, ich machte meinen Geſellen, der von Perſon nicht unanſehnlich und im Handwerk geſchickt war, auf das Mädchen aufmerkſam, ich ſtrich ſie gegen ihn heraus, wie ſie gegen mich herausgeſtrichen wurde, ich redete ihm ſogar ein, das ſie jedes Mal erröthe, wenn ſie ihn erblicke. Aber Beides ſchlug mir zum Unheil aus; denn Lene ſtieß ſich nicht im Geringſten an meinem Benehmen, ſie entſchuldigte mich gegen meine Mutter, wenn dieſe mir

meine Nachläſſigkeit verwies, auf's Eifrigſte und meinte, wer mit ganzer Seele beim Gewerbe ſei, wer darüber nachſänne, wie er hier einen neuen Kunden gewinnen, dort einen abtrünnig gewordenen wieder heranbringen wolle, der könne freilich nicht nebenbei geſchniegelt und geſtriegelt gehen, wie ein Ladendiener und ſich auf Höflichkeiten verlegen, wie ein Barbiergehilfe; mein Geſell dagegen fing Feuer und rächte ſich natürlich ſpäter, als ich ihm nothgedrungen in die Quere kam, auf empfindliche Weiſe für meine anſcheinende Falſchheit. Als Lene unſer Haus wieder verließ, war meine Mutter, wo möglich noch mehr für ſie eingenommen, wie früher; ſie beſuchte ſie täglich, und auch zwiſchen ihr und mir entſpann ſich, ſo ſehr ich auf meiner Hut war, bald eine Art von Verhältniß. Ich konnte nicht aus der Thür treten, ohne ſie an ihrem Fenſter hinter den Blumen bei der Arbeit ſitzen zu ſehen, da wurden denn gegenſeitige Grüße ausgetauſcht, und was läßt ſich nicht an Grüße anknüpfen; haben ſich doch gewiß noch niemals Leute geſtritten und todt geſchlagen, die nicht im Anfang: guten Tag! zu einander geſagt hätten! Eines Abends ging ich aus; es war ſchon gegen zehn Uhr, ich hatte einen Sarg gemacht, was für einen Tiſchler eine ſo dringende Arbeit iſt, wie ein Bräutigamsrock für einen Schneider, und wollte vor'm Niederlegen noch ein wenig im Freien verſchnaufen. Ich ſchlenderte, die Pfeife

im Munde, an Lene's Fenſter vorüber und glaubte mich unbemerkt, da öffnete ſie und fragte mich, warum ich denn ſo eile. Ich blieb ſtehen und erwiderte, daß ich das ſelbſt nicht wiſſe. Dann, verſetzte ſie, möge ich auf einen Augenblick zu ihr hineinkommen, ich habe ſie noch nicht ein einziges Mal beſucht, und ſie könne doch am Ende verlangen, daß das geſchehe. Ich konnte hiegegen Nichts einwenden und ging auf die Thüre zu, fand ſie aber verſchloſſen. „Ei," rief ſie aus, als ſie das bemerkte, „iſt meine alte Hausfrau ſchon zu Bette? Nun, ſteigt in's Fenſter, was macht's unter uns?" Der Antrag machte mich ſtutzig, aber nicht lange, ich dachte: deine Mutter ſitzt drüben im Zimmer und ſieht's, ſie hält dich, kurzſichtig, wie ſie iſt, für irgend einen Hans Liederlich und die da für — Schnell, wie der hitzigſte Liebhaber, ſtieg oder ſprang ich vielmehr hinein. Wie hatte ich mich verrechnet! Lene ſuchte noch den Schwefelfaden, womit ſie ihr Licht anzünden wollte, als mir ſchon wüthend nachgeſchimpft wurde. Ich erkannte die Stimme meines Geſellen, der hinter mir hergeſchlichen ſein mogte. Gewiß war in den letzten hundert Jahren kein Schimpfwort erfunden worden, das mir nicht an den Kopf flog, und diejenigen, die des Geſchlechts wegen nicht auf mich paßten, ſprudelte er gegen Lene aus. Ich ſchwieg ſtill, Lene dagegen zündete ihr Licht an und fragte ihn darauf ruhig, ob er

ihr Vater oder ihr Bruder sei. Als er dies verneinte, erwiderte sie, dann hätte er auch Nichts d'rein zu reden, wenn er ihren Bräutigam bei ihr fände; denn das sei ich. Dabei umarmte sie mich und sagte: „Nicht wahr, Christoph? es wäre Dir ja nie eingefallen, zu einem unbescholtenen Mädchen bei Nacht in's Fenster zu steigen, wenn Du nicht die ernsthaftesten Absichten hegtest? mir wär' es wenigstens nie in den Sinn gekommen, Dich dazu einzuladen, wenn ich diese nach den Eröffnungen Deiner Mutter nicht hätte voraussetzen dürfen!" Ich schwieg noch immer und schwieg so lange, bis ich fühlte, daß mein Schweigen schon Alles entschieden hatte, und daß es lächerlich sei, nicht darin zu verharren. Mein Gesell zog sich hohnlachend zurück, Lene entließ mich aus der Umarmung, die mir wie eine Falle vorkam, ich näherte mich wieder dem Fenster. Sie aber bemerkte das kaum, als sie mich bei den Rockschößen ergriff und mich fragte, wann wir Hochzeit machen wollten; ob es mir recht sei, wenn es zu Michaelis geschähe, wie die Mutter vorschlage, oder ob ich auf einem andern Tag bestünde. „Vor Allerheiligen laß' ich mich auf nichts ein!" versetzte ich fest und bestimmt und sprang, ohne die Gegenrede abzuwarten, mit einem Satz hinaus. Draußen empfing mich mein Gesell mit geballten Fäusten und fiel über mich her. Ich hielt es für meine Schuldigkeit, mich von

ihm durchprügeln zu laſſen, und ließ ihn gewähren, verſuchte jedoch zugleich, ihn über das Ereigniß aufzuklären, was freilich nur dazu führte, daß er mich, wenn er ſeinen Armen ein wenig Ruhe gönnte, einen doppelten und dreifachen Windbeutel nannte und dann wieder mit erneuter Wuth auf mich losſchlug. Endlich packte er mich gar bei der Kehle und gab ſich alle Mühe, mich niederzuwerfen; es hatte den ganzen Tag geregnet, die Erde war kothig, und wer ſeinen beſten Rock trug, wie ich, mußte jede Berührung mit ihr, ausgenommen diejenige, der man nicht ausweichen kann, ſcheuen. Ich konnte daher nicht länger umhin, dem unſinnigen Menſchen, dem ich an Leibesſtärke überlegen war, einen Schlag zu verſetzen, und gab ihm einen in's Geſicht, hatte es aber kaum gethan, als ich's auch ſchon bereute; denn ich hatte ihn gerade auf die Naſe getroffen, und er ſtürzte lautlos, wie ein Ochs vor der Axt des Metzgers, zu Boden. Ich glaubte, ein unfreiwilliger Mörder geworden zu ſein und verfluchte mein Schickſal; denn ich erinnerte mich von meiner Wanderſchaft her eines Falls, wo ein Schmied im Streite einen Schneider durch einen einzigen Schlag getödtet hatte, und ich wußte, was meine Fauſt vermogte, wenn ich ordentlich damit ausholte. Ich ſchwur dem Himmel, noch denſelben Abend, falls es verlangt würde, mit Lene Hochzeit zu machen, wenn er den Menſchen wieder auf-

erwecke; ich ſchwur dem Menſchen, das Mädchen mit keinem Auge mehr anzuſehen, wenn er von ſelbſt wieder aufſtehe, und ich wurde mir des Widerſpruchs zwiſchen beiden Schwüren gar nicht bewußt. Ich fing an, mich nach Dingen zu ſehnen, wornach ſich wohl noch nie Jemand geſehnt hat: nach einem Lümmel aus dem Munde meines Feindes, nach einem Hungerleider, ja nach einer Ohrfeige und einem Fußtritt. Zuletzt trat ich, um zu erproben, ob noch Leben in ihm ſei, ihm derb auf die ausgeſtreckt daliegende Hand. Da richtete er ſich ſchnell etwas empor und biß mich, um mir den Beweis g.ndlich zu geben, in's Bein. Es that ſehr weh, und ich ſtieß einen lauten Schrei aus, doch innerlich freute ich mich über dieſen Biß. Nun nieſte er, ſprang auf und drang wieder auf mich ein. Um ihn nicht doch noch todt zu ſchlagen, macht' ich mich auf die Füße und langte verſtörter, wie jemals, bei meiner Mutter an. Sie kam mir auf der Flur mit brennender Lampe entgegen und empfing mich mit ärgerlich freundlichem Geſicht. „Wo biſt Du geweſen?“ rief ſie mir zu, konnte aber ein dumm-kluges Lächeln nicht unterdrücken, woraus ich ſah, das ich die Frage nicht zu beantworten brauchte. Ich zeigte auf mein blutendes Bein und ſagte: „Gott vergebe Dir, was Du an mir gethan haſt!“ Dann ging ich, ohne ihr weiter Rede zu ſtehen, in meine Schlafkammer, riegelte mich ein und öffnete ihr nicht einmal die

Thür, als ſie mir altes Leinen zum Verband der Wunde brachte, ſondern zerriß zu dieſem Zweck in meiner Erbitterung ein ganz neues Hemd. Uebrigens ſchlief ich in der auf dieſen Abend folgenden Nacht beſſer, als man vielleicht erwartet, was ich dem Umſtande beimeſſe, daß es bis Allerheiligen noch ein volles Vierteljahr hin war. Wer es, wie ich, ſo lange Zeit vorher weiß, wann er in den Eheſtand eintreten muß, der wird, wenn er nicht ganz und gar auf den Kopf gefallen iſt, nicht blindlings hineinrennen, wie der Fuchs in die Falle, er wird mit Umſicht und Bedächtigkeit zu Werke gehen und jede Vorſichtsmaßregel ergreifen, die dem Menſchen in ſolcher Lage zu Gebote ſteht. Mein Erſtes gleich nach dem ſchauerlichen Verlobungsabend war, meiner Braut die Ueberzeugung beizubringen, daß es mir an körperlichen Kräften nicht mangle. Ich trug, wenn ich ſie bei meiner Mutter oder ſonſt in der Nähe wußte, dicke Balken, rammte ohne Beihülfe des Geſellen mit großer Mühe Pfähle ein, ja, eines Nachmittags ſchleppte ich die ganze ſchwere Hobelbank von Eichenholz auf dem Rücken fort, was eine Pferdearbeit war. Eben ſo ſtellt' ich mich bei ſchicklichen Gelegenheiten, als ob ich ſehr hitzigen auffahrenden Temperaments wäre; als mich einmal eine Mücke in's Geſicht ſtach, fluchte ich barbariſch und verſetzte mir, anſcheinend der Mücke wegen, einen ſo grimmigen Schlag auf die Naſe, daß Blut floß; auf eine Maus, die eines

Morgens in der Küche, wo Lene meiner Mutter beim Gänſerupfen half, zum Vorſchein kam, fuhr ich mit einem Lärm los, daß beide Frauenzimmer laut aufſchrieen, und gleich darauf dreht' ich einem ſchreienden jungen Kätzchen, das ich getreten hatte, den Hals um, wobei es mich ſtark kratzte. Mehrere Male ſtieß ich einen alten Bettler, nachdem ich ihm zuvor heimlich einen Schilling zugeſteckt, damit er es ſich gefallen laſſe, zur Thür hinaus; meinen Lehrjungen ſchalt ich einſt, noch vor dem Frühſtück einen Ochſenkopf und drohte ihm, ich wolle ihn hinter'm Schornſtein aufhenken, worüber der kleine Knirps ſo erſchrak, daß er mir ſelbſt leid that. „Biſt du ſo voll Galle?“ fragte mich Lene, mir die Hand drückend, als ob's ihr ſehr gefiele. „Wie man's nehmen will!“ verſetzte ich kurz und ließ ihre Hand los. „Du biſt ja ein ganz Anderer auf der Wanderſchaft geworden,“ ſagte meine Mutter, „früher warſt du fromm und ſinnig, wie ein Lamm!“ — „Jedem Menſchen wachſen die Zähne!“ erwiderte ich und pfiff einen Galopp-Walzer. Ich kam zuletzt ordentlich in die Gewohnheit hinein, der Ton meiner Stimme nahm etwas Rauhes an und meine Geberden wurden verwegen. Ich glaube auch noch immer ſteif und feſt, daß ein Menſch an Herzhaftigkeit und Geiſtesgegenwart gewöhnt werden kann, wie z. B. an Reiten, Springen und Schwimmen, nur muß man ihn von früh auf dazu anhalten; angeboren iſt's Keinem, Jeder hat ſein Leben lieb.

In meiner Jugend geſchah das nicht; ich durfte nicht an den Bach gehen, denn meine Mutter fürchtete, ich mögte ertrinken; wenn ich mit andern Knaben ſpielte und etwas ſchnell lief, ſo rief ſie mir zu: — „Stoffelchen“, ſie nannte mich bis in mein ſechszehntes Jahr, wo ich's mir ernſtlich verbat, immer Stoffelchen, — „nimm Dich in Acht, daß Du nicht fällſt und dir den Kopf zerſchlägſt; als ich einmal auf unſern kleinen Kirſchbaum zu klettern verſuchte, riß ſie mich bei den Haaren wieder herunter. Ja, hätt' ich nur noch in meinem zwei und zwanzigſten Jahr, wie ſo viele meiner Kameraden, Soldat werden müſſen! Dieſer beſtändige Umgang mit geladenen Gewehren, dies Handhaben ſcharfer Bayonette, dieſe Furcht vor dem Unterofficier, dieſe Angſt vor Foppereien, die nicht ausbleiben, wenn man nichts Männliches an ſich hat: dies Alles hätt' aus mir einen Kerl gemacht, der ſo gut, wie jeder Andere, ſich in Wirthshäuſern den Knebelbart geſtrichen, grimmige Blicke wie Kugeln verſchoſſen und ohne Anlaß mit geballten Fäuſten auf den Tiſch geſchlagen hätte. Nun es hat nicht ſo ſein ſollen, und hat Gott mir bis hieher geholfen, ſo wird er mir auch bis an mein ſeliges Ende helfen.“

Auf Lene machte dies freilich Eindruck, aber er war anderer Art, als ich beabſichtigt hatte. Statt vor mir, wie vor einer gefüllten Pulvertonne, zurückzuſchaudern, ſchien ſie immer mehr Geſchmack an

mir zu finden; ich glaube, ich hätte der Teufel selbst sein können, und ihr wär's Recht gewesen, sie mogte sich's zutrauen, selbst den Teufel zu bändigen. So war mir's denn ziemlich gleichgiltig, als der Plan, den ich eines Sonntags Nachmittags — Sonntags mußt' ich sie spazieren führen — auf einen großen, uns begegnenden Pudel baute, zu Wasser ging. Sie hatte mir nach ihrer Unart eben in's Ohr gesagt: „Ich hab' Dich doch recht lieb, Christoph!" — „Der Pudel da," dacht' ich, „soll Dich von der verdammten Liebe etwas curiren und Dir einigen Respect vor Deinem künftigen Mann einflößen; ich will dir's zeigen, daß ich's nicht blos mit Mäusen und Kätzchen aufnehme, sondern, seines giftigen Gebisses ungeachtet, auch mit einem Hund." Also schritt ich, ohne ihm, wie sonst, auszuweichen, frisch auf den Pudel zu. Es war eine drückende Hitze; der Pudel, halsstarrig aus Faulheit, verfolgte, zwar noch nicht knurrend, aber doch schon frech und unverschämt zu mir aufblickend, in gerader Linie seinen Weg. Lene wollte ausbiegen. „Ei was!" rief ich, sie festhaltend, „Du wirst doch den niederträchtigen Köter nicht fürchten?" Ich holte wie vom Teufel besessen mit dem Spazierstöckchen aus zum Schlag. Der Pudel zieht sich nicht zurück, herausfordernd die Zähne fletschend sieht er mich an. Gereizt schlage ich wirklich zu. Sollte man's glauben? Die auffätzige Bestie schnappt mir nach den Waden, statt sich auf die

Flucht zu begeben. Da überwältigt mich meine Natur, ich reiße mich von meiner Braut los und ſpringe über den Graben. Scham ergreift mich, als ich mir des unwillkürlichen Ausreißens bewußt werde, ich wage kaum, mich umzuſehen. „Die Gefahr iſt vorbei!“ ruft laut lachend Lene mir zu; zu meinem großen Aerger bemerke ich, daß ſie den Hund richtig mit Steinwürfen vertrieben hat und ihm, mir zum offenbaren Hohn, noch einige nachſenden will. „Liebes Kind,“ ſag' ich, „nimm Dich in Acht, bedenkſt Du denn nicht, daß wir in den Hundstagen ſind? Er iſt ja toll!“ — „Was?“ ruft ſie, plötzlich erſchreckend, aus und läßt ihre Steine zu Boden fallen. „Allerdings“, verſetze ich und kehre wieder an ihre Seite zurück; „bemerkteſt Du nicht, wie ihm der Schaum vor'm Maul ſtand, wie er den Schwanz zwiſchen die Beine klemmte, wie häßlich roth ſeine Augen waren, welch unnatürlich Gelüſt er zum Menſchenfleiſch trug?“ In dieſem Augenblick ging der abſcheuliche Pudel, heiß, wie er vom Rennen ſein mochte, zu Waſſer, mich in ſeiner thieriſchen Dummheit Lügen ſtrafend. Doch Lene ward es nicht gewahr; ſie ſchoß einen wüthenden Blick auf mich, den erſten, wenn mir recht iſt, und rief mit vor Zorn und Schreck faſt erſtickter Stimme: „Und das ſagteſt Du mir nicht gleich?“ Wunderbar iſt meine Gabe, die Lüge ſpitz zu kriegen, wenn's darauf ankommt, mich herauszulügen. „Kind“, antwort' ich und pflücke

für ſie, um mich ihren, gleich zwei geladenen Piſtolen, auf mich gerichteten Augen zu entziehen, am Rand des Grabens ein Vergißmeinnicht, „konnt' ich's denn wiſſen, daß Du's nicht geleſen haſt, was im Kalender über tolle Hunde ſteht?" — „Nun", erwidert ſie mit der ihr eigenen, unweiblichen Gefaßtheit und ſteckt die Blume, die ich ihr galant überreiche, an die Bruſt, „den Hals hat's ja nicht gekoſtet. Hoffentlich haſt Du bei dem kühnen Sprung die Knochen nicht verrenkt?" Dies war Spott, ich merkt' es gleich und antwortete Nichts."

„Im Wein iſt Wahrheit!" ſagt das Sprichwort. Es gilt aber nur von der einen Hälfte des menſchlichen Geſchlechts, von der männlichen; die Weiber beichten niemals, auch nicht dem Wein. Das hab' ich noch an demſelben Sonntag erfahren. Mit Liſt bracht' ich Lene in den Hinckeldey'ſchen Garten. „Wir können dort Kaffee oder Thee trinken," ſagt' ich, ich wußte aber wohl, daß außer Wein, Rum und ähnlichen Mauerbrechern Nichts zu haben war. Als der herbeigerufene Kellner dies erklärte, ſtellt' ich mich verwundert und ſah Lene mit einem verdrießlichen Geſicht an. „Nun", ſagte ſie, „ſo laſſ' Wein bringen, aber für mich Waſſer dabei." — „Herrlich geht's", dacht' ich und rieb mir vergnügt die Hände; dann beſtellt' ich Vierundachtziger, der, wie ich wußte, ſtark und ſchnell zu Kopfe ſtieg, auch eine reichliche Portion Zucker; denn durch den ver-

führt man die Weiber am leicht'ſten zum Trinken. „Deine Geſundheit!“ rief ich, ihr das volle Glas, in das ich viel Wein und wenig Waſſer gegoſſen hatte, hinreichend. Sie wollte es nur halb austrinken, ich ließ das aber nicht gelten, und weil die letzte Hälfte wegen des Bodenſatzes von Zucker ſüßer war, als die erſte, ſo ließ ſie nicht gar zu lange in ſich dringen. Höflich, ich hatt' es erwartet, ſagte ſie dann: „Jetzt aber auch Deine!“ Raſch ſchenkte ich die Gläſer wieder voll. „Unmöglich“, rief ſie, „kann ich's ganz leeren, mir wird ſchon ſo wunderlich!“ — „Dann“, verſetzte ich, „haſt Du mich auch nicht lieb.“ Einen Augenblick ſah ſie vor ſich nieder in den Schooß; dann trank ſie langſam, mir die Hand über den Tiſch gebend, — ich ſaß nicht an ihrer Seite, ſondern ihr gegenüber — und mich feſt anſehend, das Glas aus. Es ward ihr ſchwer, das ſah ich. „Nun wird ſie bald überſprudeln,“ dacht' ich, „ſaubere Dinge werd' ich erfahren, aber gut iſt's, wenn man's weiß, woher der Wind weht, man kann ſich darnach richten.“ Ich trat ihr, wie aus Verſehen, auf den Fuß und hoffte, ſie ſollt's übel nehmen; ſie hielt's, angetrunken, wie ſie war, für ein Liebeszeichen. „'s thut Nichts,“ dacht' ich, „die Bosheit wird wohl zum Vorſchein kommen, wenn die Beſinnung noch mehr ſchwindet; ſchon tritt ihr ein verdächtiges Roth auf die Wangen, ihre Augen ſchwimmen.“ — „Aber meine Mutter!“ ſagt' ich und ſchenkte noch einmal die Gläſer voll.

„Ja, Deine Mutter," erwiderte ſie lebhaft, „aber ich nippe nur ein wenig!" — „Beſſer Etwas, als gar Nichts!" dacht' ich und ließ es dabei bewenden. Jetzt ſah ſie faſt gar nicht mehr auf, ſondern lächelte in Einem fort ſtill vor ſich hin. Aufmerkſam paßt' ich auf jede ihrer Bewegungen. Recht zur glücklichſten Stunde ſtellte ſich, ſchnüffelnd im Garten herumkreuzend, ein Pudel ein. „Der wird die Mühle in den Gang bringen," dacht' ich und pfiff dem Hund. Nicht ganz hatte ich mich verrechnet. „Nimm Dich doch in Acht, mein Schatz," rief ſie, ſo wie ſie bemerkte, daß ich den Hund lockte, „er kann toll ſein, oder es werden." Dabei lachte ſie, daß ihr Thränen in die Augen traten. Aber es erfolgte weiter Nichts. Aus Unvorſichtigkeit ſtieß ich die Waſſerflaſche um, das Waſſer, an allen Seiten vom Tiſch herabſtrömend, näßte, bevor ſie ausweichen konnte, ihr Kleid ein. „Ach, Herr Jeſus!" rief ſie und flog von ihrem Sitz auf. „Nun kommt's!" dacht' ich und ſpitzte die Ohren; doch, der Herr Jeſus war der bloße Vorläufer eines guthmüthigen: „Es thut Nichts, es iſt ja kein Wein!" Aergerlich mich in die Lippen beißend, begann ich, auf mich ſelbſt zu ſchimpfen und mich herabzuſetzen. „Ungeſchickt", fing ich an, „bin ich, wie ein Schulkind. Als ich — dieß war nicht erlogen — das letzte Mal zum Abendmahl ging, plumpte ich, ſollteſt Du's glauben, vor dem Altar, da ich eben aus dem Kelch nippen ſollte,

nieder, wie ein zu ſchwer beladener Müller-Eſel.“ „Pfui!“ unterbrach ſie mich und rümpfte die Naſe. „Ja,“ fuhr ich mit Lebhaftigkeit fort, „als ich das Kind meines Vetters zur Taufe hielt, ließ ich den armen Wurm aus den Kiſſen gleiten und auf den Taufſtein fallen, wo er ſich an einer Ecke jämmerlich den Kopf zerſtieß.“ — „Wie? was ſagſt Du?“ fragte ſie, als ich ihr, verächtliche Blicke, Kopfſchütteln u. dgl. mehr erwartend, keck und mit Lüſternheit in die Augen ſah. Mit Uebertreibungen wiederholte ich die ohnehin nur halb wahre Taufgeſchichte. „Ach,“ ſeufzte ſie, „ich hab' ſo viel Kopfweh, hätt' ich doch den Wein nicht getrunken!“ Ich ward immer hitziger, wie ein Jäger, wenn er oft abdrückt und niemals trifft, und warf mich nun ganz in die Lüge. „In Bremen“, erzählt' ich, „ſtieß ich einem Bäckergeſellen, mit dem ich zuſammen ſchlief, Nachts bei'm Umwenden im Schlaf mit dem Ellbogen das Auge aus.“ — „Das iſt ja fürchterlich!“ fuhr ſie auf. „Du könnt'ſt ja wohl, wenn Du ſchläfſt und träumſt, das Haus in Brand ſtecken!“ — „Gewiß!“ fuhr ich heuchleriſch-ruhig fort, „nachtwandelnd hab' ich mich in Frankfurt am Main ohne irgend einen vernünftigen Grund einmal erhenkt. Der Strick war mürbe und zerriß; ſonſt ſäß' ich hier wohl nicht und tränke auf Deine Geſundheit.“ — „Du treibſt Poſſen!“ ſagte ſie, laut auflachend, und hielt mir die Hand vor den Mund. „Es iſt die reine Wahrheit,“

versetzt' ich mit einem Ernst, dem sie Glauben schenken mußte, „ich bin nun einmal solch ein Unglücksmensch; was mir passirt, passirt so leicht keinem Zweiten." Ich seufzte kläglich, dann fragt' ich schlau: „Nicht wahr, Lene, wenn Du gewußt hättest, wie's eigentlich um mich stünde, Du würdest Dich für einen solchen Mann bedankt haben?" — „So etwas ist freilich schlimm," gab sie zur Antwort, „doch das wollen wir schon kriegen!" — „Wie so? wie meinst Du?" fragt' ich schnell und lauernd. „Ach was!" sagte sie, stand auf und gab mir, warum es mir am wenigsten zu thun war, einen Kuß. Und zu Loch war die Schlange, und ließ sich nicht wieder heraustreiben. Nichts erfuhr ich von ihren Tücken und Ränken, Nichts von den Plagen und Quälereien, die sie mir in so reichlichem Maße zugedacht; ja, gefallen mußt' ich mir's lassen, daß sie mir, als ob sie so nüchtern gewesen wäre, wie sonst, gleich nach dem Kuß in's Ohr flüsterte: „Ich hab' Dich dessen ungeachtet doch lieb!" Ich hatte ihr Herz, wie einen Wetterkalender, aufzuschlagen gehofft und wurde abgespeist mit dem schönen Einband."

„An dem Abend jenes nämlichen Tags hab' ich zum ersten und letzten Mal in meinem Leben einen Geist gesehen. Ich sage das nicht, weil ich mir was darauf einbilde, sondern nur, weil es doch immer eine Merkwürdigkeit ist. Es war gegen eilf Uhr, da ging ich über den Magdalenen-Kirchhof, um für meine

Mutter, die von einem leichten Fieber befallen war, Camillen zu holen. Man muß nämlich über dieſen Kirchhof gehen, wenn man zur Apotheke will. Ich dachte — ich kann's beſchwören — nicht an Geiſter und Geſpenſter, ſondern nur daran, wie angenehm es ſein würde, wenn ich erſt wieder zu Hauſe wäre; ich lief, als ob meine Mutter auf den Tod darnieder läge, und ſah nicht links noch rechts. Dennoch erblickt' ich plötzlich etwas Weißes, was lang und ſonderbar in die Höhe ragte; ich wurde zu Eis, und doch — ſo iſt der Menſch — blieb ich ſtehen; hätte der Geiſt mir gewinkt, ich wäre — das glaub' ich — gehorſam, wie ein Hund, zu ihm herangekommen. Aber, er bekümmerte ſich nicht um mich, ſondern ſchwebte, ohne nach Art der Geiſter ein Zeichen, oder einen gräßlichen Ton von ſich zu geben, langſam, langſam über die Gräber fort. Wird man's begreifen? Erſt, wie er verſchwunden war, kam mir die eigentliche Angſt, da erſt fiel mir's ein, wie viel Unheil er mir bei bösartigerer Gemüthsbeſchaffenheit hätte zufügen können. Kalter Schweiß brach mir aus, nun ich ihn nirgends mehr ſah, glaubte ich ihn allenthalben zu ſehen, wenn der Weſtwind mir in den Nacken blies, hielt ich's für einen Hauch von ihm und erwartete ärgere Mißhandlungen. Als ich das gräuliche Ereigniß am andern Morgen erzählte, fand ſich gleich, wie das denn nie ausbleibt, ein Mann, der den Schlüſſel dazu hatte. Der Prahlhans, der verſoffene

Barbier, der zuletzt im Hoſpital verreckt iſt, wollte nämlich auf dem Magdalenen-Kirchhof — er nannte ihn ſeinen Garten, weil er daran wohnte — der Abendkühle wegen, im Schlafrock und in der Nachtmütze ſpazieren gegangen ſein. Es war dem Kerl blos um die Ehre, er wollte ſich rühmen können, für einen Geiſt angeſehen worden zu ſein; man wird's mir aber wohl glauben, daß ich auch im Dämmerlicht einen Barbier von einem Geiſt zu unterſcheiden weiß; denn das iſt keine Kunſt! Uebrigens war ſelbſt dieſe Geiſtererſcheinung noch nicht das letzte Abenteuer jenes merkwürdigen Tags. Wie ich von der Apotheke zurückkehrte, vermied ich natürlich den mir doppelt unheimlich gewordenen Kirchhof und machte einen Umweg, der mich an einem tiefen Teich vorbeiführte. Wie ich mich dem Teich näherte, kam auf einmal ein Menſch daher gerannt, der, ſo weit ich bei'm ſchwachen Mondlicht darüber klar werden konnte, mit Nichts als ſeinem Hemde bekleidet war, und ſich höchſt ſonderbar geberdete. Bald ſtarrte er in's Waſſer hinein, dann ſah er zum Himmel empor, endlich brach er in ein wildes Gelächter aus und ſprang, wie unſinnig, in den Teich. „Was ſoll das?" rief ich ihm in einer wahren Todesangſt zu oder vielmehr nach, „nehmt Euch in Acht, Niemand iſt in der Nähe, der Euch wieder herauszieht!" Keine Antwort. Ich ſchritt bis an den Rand des Teichs vor, das Waſſer bewegte ſich in großen Kreiſen, der Wind flüſterte

im Schilf, von dem Menschen war nichts mehr zu sehen. „Ist das Spaß oder Ernst?“ rief ich, die Zähne klapperten mir, ich vermogte kaum noch zu stehen. „Heda! Ihr dort unten, steigt herauf!“ Stille, wie vorher! „Gott im Himmel! es ist richtig ein Selbstmörder!“ brach ich jetzt aus, als ob ich den Menschen bisher für einen Taucher gehalten hätte, „wer ein Christ ist, springt ihm nach und holt ihn mit Gewalt wieder herauf!“ Wenig fehlte und ich hätt' es gethan; man hat in solchen Augenblicken ein Gefühl, als ob man's nicht lassen dürfte. Ich nahm auch wirklich einen Anlauf, da aber fiel mir ein, daß er ja jedenfalls schon todt sei und daß nur ein Narr sein Leben eines Cadavers wegen aussetze. Gedanken anderer Art drängten sich mir auf. „Wer ist's?“ fragt' ich mich. Antwort: „vielleicht dein Gesell!“ Das kam mir bald äußerst wahrscheinlich vor, und was knüpfte sich nicht Alles daran! „Wird man nicht glauben,“ dacht' ich, „du hast ihn hineingestürzt? Wird man nicht wenigstens behaupten, daß du, der du ihm fast zur Seite standest, aus absichtlicher Bosheit Nichts für seine Rettung gethan hast? Und hat das Eine nicht Grund, wie das Andere?“ Ich sah mich nach allen Seiten um, ob noch außer mir Jemand Zeuge dieses Selbstmords gewesen sei und beschloß, als ich mich des Gegentheils versichert hatte, den Vorfall zu verschweigen, um allen Verfänglichkeiten zu entgehen. Nun entfernte ich mich

rasch, ward aber gleich, so wie ich am ersten Wirthshaus vorüber kam, von der schwersten meiner Befürchtungen befreit; denn mein Gesell saß drinnen bei einer Kanne Bier und schwur eben mit lauter Stimme, daß er sich an meinem Hochzeitstage schon vor Sonnenaufgang betrinken und mir jeden Schabernack spielen wolle, der ihm während des Rausches in den Sinn käme. Den nächsten Morgen klärte sich das Ereigniß auf. Der kranke Müller war seinem Wärter, dem man Schuld gab, daß er fahrlässig gewesen und eingeschlafen sei, entkommen und hatte seinem Leben in einem Anfall von Verzweiflung ein Ende gemacht. Man sagte, er habe vom Krankenbett aus Dinge von seiner Frau gesehen, die er nicht wieder hätte vergessen können. Ich zweifle nicht daran."

„Am auffallendsten war mir's, daß Lene jene Heuchelei und Verstellung noch Monate lang im Ehestand fortsetzte; gerade so, als hätte sie sich einen Reiter zum Vorbild genommen, der sein Roß, das er hinterher durch Sporn und Peitsche genugsam plagt, beim Besteigen klatscht und streichelt. Nichts konnte im Haushalt geschehen, Schnock mußte erst befragt werden. „Meinst du nicht, Christopher," hieß es, „daß der Spiegel an jener Wand besser hinge? Ist's dir recht, wenn der rothe Koffer seinen Platz verändert? Kann der Lehrbursch wohl einmal flink zum Krämer springen und mir etwas Seide holen, oder siehst Du's nicht gern? Liebst Du die

Pfannkuchen braun gebraten, oder nicht?“ Anfangs lacht' ich, wenn ſie mit dem ſpitzbübiſch-unſchuldigſten Geſicht von der Welt Fragen der Art an mich richtete, und ſagte: „Geh' mir!“ Zuletzt aber ging ich auf den Spaß ein, erklärte gravitätiſch, wie Könige im Puppenſpiel, meinen Willen und ergötzte mich nicht wenig, wenn die Suppe Mittags wirklich ſo auf den Tiſch kam, wie ich ſie Morgens beim Frühſtück, wo ich, würdevoll den Großvaterſtuhl ausfüllend, meine lächerlichen Inſtructionen ertheilte, beſtellt hatte. Genau weiß ich mich noch des Tags zu erinnern, an dem die Herrlichkeit ein Ende nahm und mein Drache ſeine eigentliche Natur zum erſten Mal hervorkehrte. Es war Mittwoch und Markttag, und ich hatte einem Geſellen die Arbeit aufgekündigt, alſo Streit mit ihm bekommen, d. h. gelinden, wo man ſich blos gegenſeitig die Verſicherung giebt, daß man, Einer ohne den Andern leben könne. Ich glaube, Alles iſt in Ordnung und freue mich, als mit einem Male der Geſell, da ich eben mein Lieblingsſtück: „Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.“ zu pfeifen anfange, vor mich hinſpringt, mit geballter Fauſt auf die Hobelbank ſchlägt, daß etliches Geräth herunter fliegt, und mit Ungeſtüm verlangt, ich ſolle ſagen, was ich an ihm auszuſetzen habe, er ſei nicht von geſtern und kenne die Welt. „Der glaubt am Ende,“ beſorg' ich, „du haſt ihn im Verdacht der Dieberei;“ um ihn zu begütigen, ſag' ich: „Die Fenſter-

rahmen dort, die Ihr gemacht habt, können mir unmöglich gefallen, sie sind krumm und schief.“— „Ich habe in Hamburg in einer der ersten Werkstätten gearbeitet!“ fällt er mir trotzig ins Wort. „Drei Tage!“ versetz' ich gedankenlos, aber dem Inhalt seines Wanderbuchs gemäß. „Was? Foppen wollt ihr mich?“ fährt er auf, „da soll Euch denn doch — —“ er unterbricht sich selbst, doch nur um den Rock abzuwerfen, dann dringt er auf mich ein. Ich kenne das Ende einer Prügelei zu gut, um den Anfang abzuwarten, und ziehe mich zurück, erst bis auf den Flur, dann, da er mich fluchend und schimpfend verfolgt, bis in die Küche, wo meine Frau gerade Rüben schabt. Die wirft auf mich einen Blick, daß ich denke, sie wird sich mit dem unsinnigen Menschen vereinigen, um meine Niederlage vollständig zu machen; aber, weit gefehlt, sie ergreift die Feuerzange und wirft sie dem Gesellen, der sich dessen wohl so wenig versah, wie ich, an den Kopf; er will nicht weichen, da fliegt ihm die Fleischgabel an's Schienbein, daß er laut aufschreit: „Ein Weib wie der Teufel!“ und sich wendet, so daß er der Aschenschaufel, die gleich hinterdrein fährt, glücklich entgeht. Jetzt kehrt sich Lene, zufällig war ich hinter ihr zu stehen gekommen, zu mir um und sieht mich an. „Das war Recht,“ stott're ich, „der Lump, der Hundsvott“ — „O,“ unterbricht sie mich, „bist du auch ein Mann!“ und roth wie ein gesottener Krebs, setzt

ſie ſich wieder zu den Rüben nieder, ich ſchleiche mich fort. Wenige Minuten darauf rief ſie: „Hans!“ So hieß mein Lehrjunge. „Er iſt draußen im Garten,“ antwort' ich ihr. „So ruf' ihn,“ herrſcht ſie mir zu, „aber ſchnell, er ſoll für mich aus!“ — „Jetzt fängt's an!“ ſagt' ich, als ich ging, ihren Befehl auszurichten. Ich irrte mich keineswegs; ſeit jenem Tage hab' ich aus ihrem Munde ſelten ein freundlich Wort gehört, dafür tractirt ſie mich faſt ſtündlich mit Bonbons, wie dieſe ſind: „Ich wills ſo!“ oder „Du ſollſt nicht!“ oder „Unterſteh' Dich's noch einmal!“ u. dgl. mehr. Nun, das iſt nicht ſo unbequem, als es ſcheint; was ich ſeitdem thue, iſt, als ob ſie's gethan hat, ſie hat von meinem Thun und Laſſen mehr Plage, als ich ſelbſt, ich bin fett geworden, ſie iſt mager und dürr geblieben. Ein Spaßvogel ſagte, ſie könne für mich zur Beichte gehen; gewiſſermaßen hat er Recht.“

„Einmal — ich hüpfe in der Dornenhecke meines Lebens von Buſch zu Buſch — hatt' ich, wie man denn im Trunk ſo leicht Narrheiten begeht, verſprochen, ich wolle meine Frau an einem ausdrücklich dazu feſtgeſetzten Abend tüchtig ausſchmälen, ſo, daß man's draußen unter den Fenſtern hören ſolle. „Wirſt Du's Dir gefallen laſſen?“ fragt' ich ſie beim Zuhauſekommen im Vertrauen auf die gute Wirkung eines offenen Geſtändniſſes und ihren Geiz, „ſonſt koſtet's mir drei Flaſchen Wein; denn ich habe gewettet.“ —

„O, gerne, gerne!“ erwiderte ſie; ſie war nämlich — ich wußt' es — weichmüthig, weil ihr Nachmittags ein Brief die Nachricht gebracht hatte, daß ihr Bruder geſtorben ſei. Der Abend kam heran, mich befiel ein Zittern, ich verfluchte mich ſelbſt und mein Saufen. Den ganzen Tag hatte in ihrem Geſicht etwas Verſteckt-Heimtückiſches gelegen; jetzt — ſie ſaß hinter dem Ofen im Großvaterſtuhl, aus dem ich natürlich längſt vertrieben war — entlud ſich's in einem ſpöttiſchen Gelächter und in der höhniſchen Frage: „Wird's bald?“ Deutliches Huſten und Flüſtern verkündete mir, daß man draußen ſchon mit Ungeduld harre; „dennoch ſagt' ich „Kind, es hat ja keine Eil'!“ — „Wie lange ſoll ich denn warten?“ fuhr ſie auf, „Pſt, pſt, Engel!“ wiſperte ich, „man muß ſich ja doch erſt beſinnen.“ — „Hätt' ich nur 'nen Hund,“ dacht' ich, „oder 'ne Katz' zur Hand, auf die würd' ich losfahren, und die da unter der Wand glaubten, es gelte ihr.“ Lautes Räuſpern und in die Hände klatſchen der Saufbrüder bringt mich zur Verzweiflung. Nichts fällt mir bei, über mein Zögern erboßt, ſieht Lene mich giftig an. „Schlag' der Teufel drein!“ fluch' ich und hoffe, dabei in den Gang zu kommen. „Was fehlt Dir, lieber Mann?“ fragt ſie ſpottend. „Kind,“ verſetz' ich drängend, „ſchmälen und ſchimpfiren ſoll ich und weiß nicht, worüber.“ Ich wußt' es wohl, aber wer bürgte mir für ihre Gelaſſenheit, darum ſucht' ich alles in einen Scherz zu verwandeln;

denn gegen Scherz war sie nicht völlig abgehärtet. „Gieb mir einige Gründe an die Hand und dann schlag' die Augen nieder, sonst gelingt's mir nimmer." — „Gut," erwiderte sie, „so sprich mir nach, was ich Dir vorsage, aber grimmig, im Ton eines Bären: Ungetreue — —" — „Der Teufel sprech's Dir nach," unterbrech' ich sie, „schändlich würd' ich ja wohl lügen!" — „Oder," fährt sie fort, „zänkische, boshafte — —" — „Mäßige Dich, Kind!" fall' ich ihr ins Wort. „Willst Du bald?" fährt sie auf, und wiederholt: „Zänkische, boshafte Wetterhexe, alter, vermaledeiter Brummkater!" Angst ergreift mich; denn das sind Redensarten, deren ich mich zuweilen im Traum gegen sie bediene. In diesem Augenblick klopfen die da draußen an's Fenster. In der Verwirrung reiß' ich, mich stellend, als ob ich meine besten Freunde für Straßenbuben halte, das Fenster auf, und schimpfe wüthend heraus „Hundezeug! verfluchtes Gesindel! was giebt's hier zu horchen?" — „Bravo, bravo, Schnock!" geben sie zur Antwort, Lene schlägt ein Gelächter auf, ich bin wie todt."

„Aerger noch — das nicht — aber eben so arg ging's mir, als ich — unter Dreien hatte gerade mich das Loos getroffen — den Pfarrer wegen einer anzüglichen Predigt, die so sichtlich auf uns gemünzt war, daß man in der Kirche mit Fingern auf uns zeigte, zur Rede stellen mußte. Gleich nach

der Frühstückszeit — frühstücken konnt' ich nicht — macht' ich mich auf den Weg, die Consorten, die mir in solchen Dingen wenig trauten, lauerten mir nach. „Hinein mußt du," sagt' ich, mir gewissermaßen selbst den Weg vertretend, ich empfand nämlich ein Gelüst, an der Pfarre vorbeizuschleichen, „sonst kommen die Hinteren Dir auf den Hals. Er ist wohl zu irgend einem Kranken geholt, oder zu einer Taufe!" denk' ich und öff'ne die Thür. Statt der Magd — während des Anmeldens verstreicht doch immer, wenn man zu solchen Herren geht, einige Zeit, die man zur Vorbereitung verwenden kann — tritt mir der Pfarrer selbst, eben mit brennender Pfeife aus der Küche kommend, auf dem Flur entgegen. Er sieht mich an, ich ihn. „Schönes Hündlein," sag' ich endlich, mich zu dem Schooßhund seiner Frau, der munter dahergesprungen kam, niederbeugend und ihn streichelnd. „Wollt Ihr nicht eintreten, Meister Schnock?" sagt der Pfarrer und öffnet die Thür seines Studirzimmers. Ich trete ein. „Wollt Ihr Euch nicht niedersetzen?" Ich setze mich. „Und Euer Begehren ist?" frägt er endlich, verwundert und geduldig. „Ich — ich komme!" versetz' ich noch ziemlich deutlich und hörbar, aber da befällt mich plötzlich das niederträchtigste Stammeln und Stottern, und ich mag mich abarbeiten, wie ich will, ich bring' es nicht weiter, als bis zum: „Ich komme — ich wollte — ich sollte —" —

„Lieber Mann," fährt der Pfarrer zuletzt, meinen Zustand mißdeutend, auf, „Ihr habt wohl schon getrunken, kommt wieder, wenn Ihr nüchtern seid." Erwünschteres hätte mir in meiner Lage nicht kommen können, als diese Grobheit des Pfarrers, ich nehme schnell meinen Hut und eile fort, froh, daß die Höllenvisite abgethan ist, und mich über ihren Ausfall gegen die Anderen nur dunkel, und so, daß sie mich mißverstehen müssen, auslassend."

Dennoch hab' ich trotz der Friedfertigkeit meiner Natur zwei Mal in meinem Leben Ohrfeigen ausgetheilt, die eine im Finstern, die zweite bei Licht, und Beide an meinen leiblichen Vetter, den Stellmacher Binckel. Auf Binckel war ich nämlich im höchsten Grade erboßt, und dazu hatte ich guten Grund. Wer einmal eine lächerliche Geschichte von mir erzählt, dem reich' ich vielleicht noch, so wie er mir wieder begegnet, die Hand zum Gruß, wenn ich sie ihm auch nicht mehr drücke. Niernhäutl, der Wesselbur'ner Pächter, wird mir's bezeugen. War er's nicht, der's ausschwatzte, daß ich einst vor seinem kalekut'schen Hahn ausgerissen bin, der es aber verschwieg, daß ich's nur der rothen Weste wegen that, die ich gerade anhatte? Doch es geschah bei'm Bier, es geschah eine halbe Stunde nach Mitternacht, und er kam nie wieder auf die Dummheit zurück. Wer es zwei Mal thut, dem nick' ich zwar noch zu, wenn er mir in den Weg kommt, aber ich

huſte dabei, um ihm nicht in klaren deutlichen Worten einen guten Tag wünſchen zu müſſen; wer ſagt denn auch zur Brennneſſel: wachſe und gedeihe! Wer aber gar nicht aufhört, wer, ſo wie er zu einer Kindtaufe oder einer Hochzeit geladen iſt, entweder ſtumm und dumm da ſitzt, wie die Wand, an die er ſich mit ſeinem Rücken lehnt, oder ſeinen albernen Witz auf meine Koſten Bocksſprünge machen läßt, der wird mir am Ende ſo verhaßt, daß ſich in mir das Oberſte zu unterſt kehrt und ich mir Luft machen muß, zumal, da es in der Natur des Menſchen liegt, ſich ſo lange zuzurufen: Du trauſt Dir nicht genug, bis er übermüthig wird und ſich zu viel zuzutrauen anfängt. Das war aber mit Vinckel der Fall, und es kam noch hinzu, daß wir als Verwandte uns überall trafen, daß wir uns gar nicht vermeiden konnten. Er wurde nicht müde, auf den Beſuch zu ſticheln, den wir Beide auf der Wanderſchaft in der Thierbude zu Bremen abgelegt und bei dem wir uns allerdings ſehr verſchieden benommen hatten; er wie ein unwiſſender Flegel, der zwiſchen den lebendigen Ungeheuern drinnen und den gemalten auf der Wachsleinwand am Eingang nicht zu unterſcheiden wußte, ich wie ein vernünftiger Menſch, der ſich auf dieſen Unterſchied verſtand. Ich muß den Beſuch erzählen, damit man ſieht, daß ich bei Gelegenheit deſſelben Nichts that, als was jeder Andere, der nicht eben ein Vinckel

war, auch gethan hätte, und daß ich höchstens wegen meines Fürwitzes, denn ich hätte ja auch fort bleiben können, einen Vorwurf verdiene.

Es war ein heitrer Sonntag-Nachmittag, und ich ging mit Binckel über den Marktplatz, wo die Bude stand. Der niederträchtige Thierführer trat eben heraus und verkündigte mit lauter Stimme, die Bestien sollten gefüttert werden, wer es sehen wolle, möge eintreten. Nun hatt' ich unglücklicherweise am Tage zuvor mit meinem Begleiter über jene Thiere gesprochen und ihm, um ihm von meiner Herzhaftigkeit eine gute Meinung beizubringen, gesagt, ich gedächte sie nächstens in Augenschein zu nehmen. „Hörst Du — rief er mir zu — die Thiere werden gefüttert, laß uns hinein gehen, es kostet ja nur einen Groschen. „Ei was — versetzte ich — morgen ist auch ein Tag, und ob ich sie fressen sehe, oder nicht, daß ist mir ganz einerlei. Onehin hat man sie hier alle ausgestopft auf dem Museum!" Leider hatte der Thierführer, wie denn solches Gesindel immer mäusescharf hört, unser Gespräch belauscht; er trat auf uns zu und sagte: „meine Herren, morgen mit dem Frühsten reis' ich ab, wollen Sie also dies wirklich sehenswürdige Kabinet mit Ihrer Gegenwart beehren, so schieben Sie es nicht auf." „Komm', komm', — drängte mein Begleiter und zeigte auf den Aushängeschild — es sind, wie Du siehst, zwei Tiger darin, ein Löwe — — —" „Die Riesenschlange, das seltene

Exemplar eines weißen Bären, die Hyäne und die köſtlichen Affenarten nicht zu vergeſſen!“ unterbrach ihn der Thierführer. Der dumme Schlingel glaubte, mich durch Aufzählung all der Scheuſale, die in der Höllenbude ihr Unweſen trieben, zum Eintritt reizen zu können, während ich an den beiden Tigern und dem Löwen, deren mein Gefährte erwähnte, ſchon mehr als genug hatte. „Die Tiger ſind wohl noch jung?“ fragte ich. „Den Teufel auch, — antwortete der Eſel — völlig ausgewachſen, und feurig, wie in Africa.“ Mich ſchauderte. „Jedenfalls iſt dieſe Boaſchlange klein wie ein Regenwurm und wird hinter dreifachem Eiſengitter verwahrt?“ „Umgekehrt, lang, wie ein Schiffsanker-Tau — verſetzte Jener — Sie iſt in Europa noch niemals größer geſehen worden, und die Kunſt beſteht gerade darin, daß ich ſie mit den Händen aus ihrem Kaſten herausnehme und frei hinlege. Treten Sie nur ein, es wird Sie nicht gereuen.“ Mir war, als ſtänd' ich vor meinem Grabe. Ganz kleinlaut fragt' ich: „Wie ſteht's denn mit der Hyäne? Auch ſo groß, wie ein Pferd?“ Dummſtolz lächelnd erwiederte der Kerl: „Sehen Sie jenen alten, grauen, lahmen Hund, der die Straße heraufwatſchelt? Größer iſt die Hyäne nie und ſieht ſo unbeholfen aus, wie der.“ „Was frägſt Du lange — ſagte mein Begleiter — wir können das Alles ja ſehen.“ Ich ließ mich nicht ſtören. „Es ſind doch wohl oft ſchon Unglücksfälle

in Ihrer Bude paſſirt? — fuhr ich fort — der Löwe hat ſich losgeriſſen, die Schlange hat Menſchen erdrückt? Es kann nicht anders ſein. Ich habe im Wochenblatt davon geleſen!“ „Sie ſind ſehr furchtſam!“ verſetzte der Thierführer frech. „Gar nicht furchtſam, durchaus nicht furchtſam — fuhr ich hitzig auf — aber bekannt genug iſt's, daß — —“ „Löwen und Schlangen nach Menſchenfleiſch lüſtern ſind,“ hatt' ich ſagen wollen, doch der Thierführer unterbrach mich. „Kommen Sie herein, meine Herren — ſagte er — ich darf mit der Fütterung nicht länger zögern, die Thiere ſind hungrig.“ „Hungrig!“ rief ich entſetzt; dann flüſterte ich meinem Begleiter in's Ohr: „Hörteſt Du das? Die Beeſter ſind hungrig!“ „Um ſo intereſſanter wird's ſein — gab der unverſtändige Menſch zur Antwort — komm nur!“ Er zog mich mit ſich fort, und wenn ich keinen Skandal machen wollte, mußt' ich folgen. Ein widriges Geräuſch der unangenehmſten Stimmen drang uns entgegen, ein Gebrüll, Gequäke, Geſchnatter, Gepiepſe zum Umfallen. Anfänglich macht' ich die Augen zu, bloß, um mich an die Ungeheuer zu gewöhnen. Doch, bald bedachte ich, daß ich mich gerade dadurch den größten Gefahren ausſetzen und in die Nähe der ſchauderhaften Schlange, die ich am meiſten fürchtete, gerathen könne, und öffnete ſie wieder. Mein erſter Blick fiel auf die gräuliche Kropfgans, die in wenigen Secunden

einen halben Keſſel voll Fiſche verſchluckte und dann in ihren Käfig zurückkehrte. Hu! Solche Thiere ſollten billig erſt vier und zwanzig Stunden vor dem jüngſten Tag geſchaffen worden ſein! Wer würde ſich dann aus dem Untergang der Welt noch was gemacht haben! Jetzt wurde ich den Löwen gewahr, der entſetzlich brüllte; ſchnell wandte ich den Blick, allein nun ſah ich die beiden blutdürſtigen Tiger, die in ewiger Unruhe in ihren Käfigen auf und nieder rannten und mit den Schweifen an die Stäbe ſchlugen, daß ſie erbebten. Die bunten Farben-Ringe, die dieſen Scheuſalen um den Leib laufen, kamen mir, beſonders wenn ich blinzelte, wie aufgerollte Schlangen vor, die auch wohl herunter ſpringen könnten; dabei macht' ich die wenig beruhigende Entdeckung, daß ſämmtliche Käfige aus Holz gezimmert waren. Auf einmal entſtand hinter mir ein grauſiger Spectakel; als ich mich umſah, erblickte ich die hohläugige, grinſende Hyäne, die ſich vergebens anſtrengte, ein Stück Fleiſch, welches der Wärter ihr vorhielt, zu erhaſchen. Ich beſchwor den Menſchen, das Thier um Gottes willen nicht zu necken; in frevelhaftem Muthwillen verſetzte er aber: „nur unbeſorgt, ich und Bunku verſtehen uns!“ Zugleich hielt er ſeinen Mund an das Gitter und rief: „Bunku, einen Kuß!“ Schnell wandt' ich das Geſicht ab und erwartete, im Augenblick Jammertöne und Geſchrei, des zerfleiſchten Menſchen nämlich, zu vernehmen. Ich vernahm Nichts; ſtatt

deſſen hörte ich ein ſonderbares Geplapper und Geplärr gerade über meinem Kopf, und als ich empor ſchaute, ſah ich eine Menge häßlicher Affen mit ungeſtalteten Gliedmaßen und weiten Mäulern, die die Zähne fletſchten und mich mit Unrath bewarfen. Dieſe vergnügten mich einigermaßen, da ſie klein waren und poſſirliche Grimaſſen ſchnitten; ſie wurden mit Aepfeln gefüttert, und ich mußte lachen, ſo wenig ich auch ſonſt zum Lachen aufgelegt war, als ich bemerkte, daß Einige ſich in ihrer Gefräßigkeit das Maul ſo voll ſtopften, als ob es eine Vorrathskammer wäre. Wie ward mir aber zu Muth, als ich mich zufällig umkehrte und auf einer Kiſte, an die ich mich mit dem Rücken gelehnt hatte, die entſetzliche Boaſchlange, keine zehn Zoll von mir entfernt erblickte. Da lag ſie, lang hingeſtreckt, die gräuliche, Blut ſaugende Bewohnerin der Waldungen eines fremden Welttheils — — ein Sprung, und ſie umwand mich, ſie zermalmte meine Knochen, ſie mäſtete ſich von meinem Mark. Sie zog ſich zuſammen, ich that einen lauten Schrei und ſprang zur Thür. Langhalſige Vögel, Strauße nannte ſie der Thierführer, reckten mir hier, als hätten ſie's auf meine Augen abgeſehen, aus einem Käfig, über den ihre Köpfe hoch hinaus ragten, die ſpitzigen Schnäbel entgegen. Ich gab nicht viel um die Nachbarſchaft dieſer Rieſenvögel und näherte mich der Schlange wieder um einen Schritt; kaum

aber ſtand ich ſtill, als mich ein Geklapper ängſtigte, welches ſich über mir vernehmen ließ. Himmel, gerade über meinem Haupt hing ein Käfig mit einer Klapperſchlange. Ich kann es gar nicht beſchreiben, wie furchtbar mir dies zwei Fuß lange Thier in ſeiner eckelhaft-bunten Haut und mit den abſcheulichen Tönen, die es von ſich gab, vorkam. Starr blickt' ich zu ihr hinauf; plötzlich klopfte mein Begleiter mich auf die Schulter und ſagte: „was iſt denn an dem kleinen bunten Ding zu ſehen? Gieb nun Acht, die große Schlange wird ſogleich ein Kaninchen verzehren, der Wärter bringt es ſchon.“ Obwohl mich ohne Unterlaß kalte Schauder überliefen, konnt' ich mich doch bei dieſen Worten eines leichten Lächelns nicht erwehren; der Menſch glaubte, ich betrachtete die Klapperſchlange, während ich doch bloß ihren Käfig unterſuchte, um mich zu vergewiſſern, daß ſie nirgends durchſchlüpfen könne. Als ich mich hiemit noch beſchäftigte, gab die Klapperſchlange, wie es mir — ich kann mich irren — wenigſtens vorkam, ein feines Geziſch von ſich; eine weiße Maſſe fiel mir auf den Rock und da ich glauben mußte, dieſe weiße Maſſe rühre von ihr her, ſchrie ich laut auf: „Hülfe! Gift! Gift!“ Erſchreckt ſprangen mehrere der Anweſenden auf mich zu; ich, keines Wortes mächtig, zeigte auf den weißen Fleck auf meinem Rock, Alle ſtanden mit offnem Munde. Der Thierführer kam gleichfalls herbei; kaum

aber hatte dieſer meinen Rock angeſehen, als er laut auflachte und ſagte: „das Gift kommt von dem unartigen Papagei, der dort oben hängt!“ Jetzt wurde das Gelächter allgemein; ich beſichtigte die weiße Maſſe näher und lachte dann ſelbſt von ganzem Herzen mit. „Du biſt ja ein wahres Kind — rief mein Begleiter mir zu — da will ich Dir was Anderes zeigen.“ Der Waghals trat zur Boaſchlange heran, die eben mit entſetzlicher Wolluſt, welche ihr ſichtlich durch den langen häßlichen Körper zuckte, dem armen Kaninchen das Blut ausſog und berührte ſie mit der Hand. Doch, ſie fuhr zuſammen, als würde ſie mit Nadeln geſtochen, und Vinckel, der Held, flog ſo ſchnell zur Thür, wie ich; ich nahm übrigens dieſe Gelegenheit wahr, ihn, bevor er wieder zur Beſinnung kommen konnte, mit heraus zu ziehen. Als ich mich wieder in freier Luft ſah, verdroß mich's doch, daß ich den Bären gar nicht geſehen hatte; ich hätt's um denſelben Preis gehabt.

Das war der Beſuch. Es war keine Kunſt, ihn im Zimmer hinter dem Ofen, wenn man von brüllenden Löwen und zähnefletſchenden Tigern ſo weit, wie von Africa und Amerika, entfernt war, zu verdrehen und dabei zum Beweis der eigenen Herzhaftigkeit dem unter dem Tiſch auf den Knochen-Abfall harrenden armen Haushund einen Tritt zu verſetzen. Es war noch weniger ein Wunder, daß mich das verdroß. Als Vinckel es eines Abends wieder ge-

than hatte und ich im Finstern mit ihm und einigen Andern zu Hause ging, gab ich ihm endlich einmal, wie ein gährender Bierkrug, den Pfropf abstoßend, einen Derben hinter die Ohren. So wenig hielt er mich trotz der mir zugefügten Beleidigung der Rache fähig, daß er ausrief: „Schnock, man schlug mich, wer war's?" Als ich kurz antwortete: „kann ich's wissen, wenn Du's selbst nicht weißt!" versetzte er: „nun gut, so tritt Du nur bei Seite, denn Du hast's gewiß nicht gethan! „Ich folgte, heimlich lachend, seiner Weisung, dann rief er: „wenn Einer was erhält, der's nicht verdient hat, so bitt' ich im Voraus um Verzeihung!" Nun drasch er auf die Uebrigen, die verdutzt stehen geblieben waren, wie ein Unsinniger los und bekam natürlich, was er austheilte, mit Zinsen zurück, so daß ich, der ich gelassen, wie die Unschuld selbst, dabei stand, die vollkommenste Satisfaction erhielt. Aber die Sache blieb bei alledem, wie sie war; denn wenn ihm den nächsten Tag auch ein Zahn fehlte: er ahnte nicht, daß er ihn noch haben würde, wenn er seine Zunge im Zaum gehalten hätte, und ich mußte mich entschließen, das im Dunkeln begonnene Werk bei Licht zu Ende zu bringen, da seine Späße, was ich freilich voraus hätte wissen sollen, auch jetzt noch nicht aufhörten. Ich schleppte ihn daher eines Sonntag-Abends in's Wirthshaus, machte ihn betrunken — ich selbst war's schon vorher — stellte eine Menge

Gläſer vor ihm hin, von denen ich glaubte, daß ſie ihn am ſchnellen Hervorkommen hinter dem Tiſch hindern würden, ſchloß ihn zum Ueberfluß auch noch mit Stühlen ein und ſagte dann zum Pächter Niernhäutl: „es wird hier noch etwas geben!“ Er ſah mich an und antwortete: „mit wem denn?“ „Mit dem da!“ ſagt' ich und warf einen vernichtenden Blick auf Vinckel. „Wer hat denn was mit dem Knirps?“ fragte der Pächter, der die Menſchen, wie ein Werbeofficier, nach ihrer Leibeslänge abzuſchätzen pflegt, und lachte. „Rathet einmal!“ verſetzt' ich. Er rieth hin und her, es verdroß mich, daß er immer ſo gräulich vorbeiſchoß, und ich kehrte ihm unwillig den Rücken zu. Er gab mir einen Klaps an einer unanſtändigen Stelle; ich zeigte ihm meine geballte Fauſt und rief: „meint Ihr, daß in der allein keine Kopfnüſſe wachſen? Wie viel verwettet Ihr auf eine, die in einer Viertelſtunde reif ſein muß?“ Durch Wetten hab' ich mich nämlich oft in die Courage hinein gehetzt, aber Niernhäutl ließ ſich auf nichts ein, ſondern ſagte bloß: „wir werden ſehen!“ „Gewiß!“ verſetzt' ich und trat an den Schenktiſch. Ich forderte mir ein Glas Punſch, ich ließ noch ein zweites einſchenken, und trat damit zu meinem Widerſacher, der den Kopf ermüdet auf den Tiſch lehnte, heran. Er lag völlig ſchlaggerecht und ich ging mit mir zu Rathe, was ich thun, ob ich die Gelegenheit benutzen, oder

noch einige Minuten verſtreichen laſſen ſolle. „Des Grimms — dacht' ich — kannſt Du heut Abend nicht genug entwickeln, laß' Dir Zeit und denk' an Alles, was er Dir gethan hat!" Da ſah ich, daß Niernhäutl verächtlich die Achſeln zuckte und ſeinen Hut ſuchte. Der mußte Zeuge ſein, ich ſtürzte das zweite Glas Punſch herunter, die Kniee ſchlotterten mir, aber mit lauter, donnerähnlicher Stimme rief ich, während ich zugleich mit geballter Fauſt auf den Tiſch ſchlug: „Heda!" Vinckel hatte einen Todtenſchlaf, er merkte nichts von Ruf und Schlag, und zu meinem Verdruß kam ein einfältiger Aufwärter herbei und fragte, was ich befähle. Der Flegel hatte meine Herausforderung zum Kampfe für ein Zeichen, was ihm gelte, angeſehen. Dies Alles brachte meine Wuth aufs höchſte; ich nahm all meine Kraft zuſammen, ſchlug noch einmal, indem ich zugleich die beiden leeren Punſchgläſer bei Seite ſchob, auf den Tiſch und rief: „Heda!" Jetzt erwachte Vinckel, gähnte unanſtändig und fragte mich: „Iſt's Zeit zu Hauſe?" Ich ſuchte ihm durch Blicke verſtändlich zu machen, wie er mit mir daran ſei, als dies aber Nichts half, und er Miene machte, wieder einzunicken, ſchrie ich ihm laut entgegen: „wie ſteht's mit der Klapperſchlange?" Ich meinte jene in der Thierbude. Niernhäutl verſicherte mir hinterher, ich ſei hiebei zur Leiche erblaßt, ich glaub's herzlich gern, mir war, als läg' ich im Fieber! Vinckel glotzte mich, merkwürdig verdutzt an;

ich aber, noch kühner werdend, wiederholte meine Frage: „wie steht's mit der Klapperschlange?“ „Sie ist längst verreckt und ausgestopft, sei ohne Sorgen!“ war die Antwort, die mich, da ich nun einmal so weit gegangen war, nicht begütigen konnte. So wie nun Vinckel die auf mich gerichteten Augen nur wieder abgewandt hatte, versetzte ich ihm, mich über den Tisch lehnend, die ihm zugedachte Ohrfeige; dann zog ich mich eilends zurück, griff nach meinem vor dem Fenster stehenden Hut und lief, so schnell es ging, — daß ich angetrunken war, sagt' ich schon — der Thür zu. Er aber schrie überlaut: „was? was ist das?“ und ohne sich an das Zerbrechen der Gläser im Geringsten zu kehren, warf er den Tisch um, und stürzte mir nach. Ich gestehe, das lag außer meiner Erwartung und Berechnung, ich stand starr und machte keine Anstalten, dem Verfolger zu entfliehen. Er faßte mich bei den Haaren und warf mich zu Boden; einige Fußtritte, die ich erhielt, schienen mir ein bloßes Vorspiel des Haupt-Angriffs. Ich blieb ruhig liegen, und wenn ich an Etwas dachte, so war's an meine Frau, der das Unglück ja nicht verborgen bleiben konnte. Endlich wollten der Wirth und der Pächter Niernhäutl mich aufrichten, ich sträubte mich aber aus Leibeskräften dagegen, und gar nicht, wie sie glauben mochten, aus Eigensinn, sondern nur, um Vinckel, dessen Toben und Fluchen nachzulassen schien, vielleicht, weil er mich für todt hielt, nicht

durch Aufſtehen zu reizen. Doch, ihre vereinten Kräfte überſtiegen die meinigen, und ich befand mich früher wieder auf den Beinen, als ich befürchtet hatte. Mein erſter Blick fiel in einen mir gerade gegenüber hängenden Spiegel. Ich ſah, daß ich ſtark blutete, ich war nämlich beim Niederſchlagen auf eine ſcharfe Kante des Tiſchfußes gefallen und hatte mich verletzt; ſchnell wiſchte ich mir das Blut über's ganze Geſicht und erhielt dadurch ein herzbrechendes Anſehen. In dieſem Augenblick wurde Vinckel mich gewahr, und ich ihn; er kam auf mich zu, mich übermannte die Furcht und ich eilte in ſchnellen Sprüngen aus der Thür. Hier aber glitſchte ich aus und fiel abermals zu Boden; das Weinen war mir nahe, doch Vinckel rief mir zu: „ei, warum läufſt Du ſo vor mir, ich komme ja bloß, um mich wieder mit Dir zu vertragen; denn wenn ich's näher bedenke, ſo haſt Du ſo großes Unrecht nicht gehabt, und mich freut's, daß Du's endlich fühlſt!“ Dabei gab er mir die Hand und richtete mich auf, ich konnte kein Wort hervor bringen, er aber zog mich an den Schenktiſch, und wir tranken Vertrag mit einander, was ich gerne that, ob ich gleich dem Frieden wenig traute. „Es thut mir leid — ſagte er — daß Du Dir das ſchändliche Loch in den Kopf gefallen haſt!“ „Das heilt ſchon wieder!“ verſetzte ich höflich und nahm meinen Hut, um mich in der Stille davon zu ſchleichen. Schon war ich glücklich bis an die Hausthür gekommen, als er mir nach-

rief: „Willst du zu Haus? Wart', ich begleite Dich!“ Die Begleitung eines wilden Thiers, eines Freundes aus der Bremer Bude, wär' mir eben so lieb gewesen; aber, was war zu machen? In wenigen Secunden stand er bei mir und nahm meinen Arm. Ich konnte mir nicht viel Gutes versprechen, zu meinem Glück schien der Mond recht hell, auch blies der Nachtwächter schon in den Straßen. Ich faßte Muth, besonders, als es mir gelang, Binckeln meinen Arm wieder auf sanfte Weise zu entwinden. Ich war meinem Hause bereits nah, da fragt' er mich: „wie kam dir die Rachsucht aber so plötzlich?“ Konnt' ich was darauf antworten? Ich schwieg still und erwartete das Weitere. Er aber — so unausstehlich der Mensch ist, so liegt doch mehr Gutmüthigkeit, als man denken sollte, in seiner Natur — er sagte: „nu, nu, wir wollen nicht weiter davon sprechen,“ gab mir die Hand und schied von mir vor meiner Hausthür. Nun galt's. Ich zögerte, die Thür aufzumachen, und ließ langsam mein Wasser. Der Stellmacher kam die Straße wieder herunter; er hatte vielleicht im Wirthshaus etwas vergessen, mir konnt' es aber nicht wünschenswerth erscheinen, nochmals mit ihm zusammen zu treffen, und ich trat schnell in mein Haus. „Ist's gerathen — dacht' ich — sogleich auszuglitschen, etwa über die Kartoffel, die dort liegt, und dich zu stellen, als ob du in deinem eigenen Hause den Kopf zerschlagen

haſt, oder —“ Doch, meine Frau, die das Klingeln der Hausthür nie überhört, trat ſchon aus der Stube und ich mußte auf etwas Haltbareres ſinnen. „Mein Gott, wie ſiehſt Du aus?“ rief ſie mir überlaut entgegen und fügte noch Manches hinzu, was ich vergeſſen haben will. „Wer Dich beſchimpft, der hat's mit mir zu thun, — verſetzt' ich trotzig, haſt Du eine Taſſe Thee für mich? Ich bin ſtark angegriffen!“ Damit wollt' ich in die Stube treten, meine Frau gab's aber nicht zu. „Es iſt Jemand darin — erwiederte ſie — und Du — —.“ Sie trieb mich in die Küche, wo ich mich waſchen und abtrocknen und ihr erzählen mußte, was ſich zugetragen habe. Ich log entſetzlich; denn es galt eine ruhige Nacht. „Eine Sau — ſagt' ich — hat er Dich genannt!“ „Wer? wer denn?“ unterbrach ſie mich heftig. „Haſt Du's nicht gehört? — verſetzte ich — wer anders, als der da am Markt, der Stellmacher.“ „Der Schelm, der ſchieläugige Hund, der Nichtsnutz!“ ſchrie ſie ſo laut, daß es mich erſchreckte; konnt' ich doch gewiß ſein, daß die Nachbarn das Alles auf mich beziehen würden, obgleich ich keineswegs ſchiele. Dann ballte ſie die Hand und rief: „wart! ſein Weib iſt drinnen, und er wird ſie abholen; kommt er, ſo ſoll ihn —“ In dieſem Augenblick ging die Hausthür, und an den raſchen Tritten erkannte ich Vinckel auf der Stelle. „Da iſt er ſchon!“ kreiſchte ſie und wollte ihm entgegen

stürzen. Ich vertrat ihr den Weg und sagte: „Lene, soll's Straßenlärm geben? Bedenke, daß es spät ist, und daß sich morgen auch etwas abmachen läßt!“ „Laß' mich los, laß' mich los, oder —“ Sie ergänzte ihre Rede durch einen Stoß auf die Brust, den sie mir beibrachte. Ich aber — ich hatt' ihre Hand gefaßt — hielt sie, kaum wissend, was ich that, fest. „Ich hab Dich ja schon gerächt — stotterte ich — er hat Abbitte gethan, und ich hab' ihm vergeben.“ „Was? Was hast du gethan? Ihm vergeben?“ Sie vergaß sich so weit, mir einen Schlag in's Gesicht zu versetzen; ich verfluchte meine Lüge, und doch konnt' ich mich nicht überwinden, sie zu widerrufen. „Ich bitte Dich, Weib, thu' mir zum ersten Mal einen Gefallen — —“ Meine Bitten halfen Nichts, sie riß sich los und stürzte in die Stube hinein. Ich stieg zu Boden und stellte mich hinter den Schornstein. Droben konnt' ich denn Alles deutlich hören. Erst ein mörderliches Schimpfen; dann kam's zur Balgerei und Vinckel — wer, an meiner Stelle hätt' einige Schadenfreude unterdrückt? — schrie mehr als einmal: „kratzt mir nur kein Auge aus, ich hab' nur zwei!“ Endlich flogen fast zugleich Stuben- und Hausthüre auf, und Vinckel, sammt seiner Frau, die sich unkluger, obgleich natürlicher Weise mit in den Handel gemischt hatte, hinaus. Ich hatte alle Ursache mit meiner Lene zufrieden zu sein; denn in der Wuth hatte sie Vinckels

Frage, was er ihr gethan, zu meiner unſäglichſten Freude mit einem ſpöttiſchen: „er wiß' es wohl ſelbſt“ beantwortet. „Der glaubt ſicher — dacht' ich, als ich wieder vom Boden herunterſtieg — es iſt aus purer ehelicher Liebe, wegen Deiner Kopfwunde, geſchehen; das ſchadet nicht! Uebrigens hat Vinckel die Thierbuden-Geſchichte ſeit jenem Abend wirklich niemals wieder aufgerührt, und es iſt ſchwer zu ſagen, ob er das aus Reſpect vor meiner Lene oder vor mir ſelbſt unterläßt. Freilich kam dabei für mich nicht viel heraus; denn die Schulkinder wußten ſie ſchon auswendig, aber, das muß ich doch zu ſeiner Ehre anführen, wenn man ihn jetzt zum Zeugen aufruft, ſo antwortet er mit einem Schlag!

Sollte ſich's ein Chriſtenmenſch vorſtellen, daß ich einmal nahe daran war, aus Zaghaftigkeit, die mich abhielt, zur rechten Zeit mit einer ablehnenden Erklärung einzuſpringen, ein Mörder und ſchnöder Giftmiſcher zu werden? Ich ſitze eines Abends im „goldenen Schaf“ hinter dem Tiſch und denk' an nichts Arges, an gar Nichts nämlich; da tritt ein Fremder, wunderlich, ſonſt gut gekleidet, herein, fordert ſich Wein und ſetzt ſich zu mir. Er begrüßt mich und ſieht mich mit einem Blick an, als ob er mich gut kenne. „Das iſt“, denk' ich, „wieder ein Bekannter und Herzensfreund, deſſen Geſichtszüge und Namen nichtswürdiger Weiſe deinem Gedächtniſſe entfallen ſind; lächle wenigſtens und ſtell' dich

erfreut über's glückliche Zuſammentreffen.“ Ich thu's, und wirklich iſt bald zwiſchen uns ein Geſpräch im Gange, wie zwiſchen alten Bekannten, obwohl wir's, wie ich denn doch merke, nicht ſind. Wir ſprechen über allerlei Unglücksfälle, wie ſie ſich zutragen; ich erzähl' ihm von Einigen, die ſich im letzten Jahr erhenkten und ſonſt entleibten; dann kommen wir auf's Einſchlagen des Blitzes bei Gewittern und darauf, daß ſolch ein Feuer gar nicht zu löſchen iſt. „Ja,“ ſeufz' ich, „die Welt iſt ein Jammerthal, man muß ſich wundern, daß man bei all dem Elend doch über die Vierzig hinauskommt.“ — „Leute, wie Ihr,“ entgegnet er, „können's wohl aushalten; denn, wie das Schäfchen auch ſei, iſt's nur in's Trockene gebracht, ſo gibt's Milch und Wolle, aber Unſer-Einer — —“ — „Nichts iſt mir verdrießlicher, als wenn man mich für einen Glückpilz hält, für ein Sonntagskind, dem jeder Wind in die Segel weht; unmuthig unterbrech' ich den Fremden durch die Frage, wer und was er denn ſei. „Ich bin ein Kammerjäger,“ verſetzt er mit unbeſchreiblicher Aufrichtigkeit, „und alſo in jetzigen Zeiten, wo das Ungeziefer ſo ſchläfrig und langſam heckt, als ob ſich's erſt trauen laſſen müßte, wie verliebte Menſchen, von Haus aus ein geſchlagener Mann.“ Auf Kammerjäger hab' ich von jeher wenig gehalten, zumal auf ſolche, die, wenn ſie einem anſtändigen Bürger begegnen, ſtatt die Augen demüthig niederzuſchlagen,

ihn frech anſtieren und wohl gar grüßen, ja, einen Discurs anknüpfen, ich hab' ſie eigentlich mehr verachtet, als Bettelvögte; ſolch eine Antwort, die ein Prinz, der ſich zu erkennen giebt, nicht zuverſichtlicher hätte vorbringen können, mußte mich alſo billig befremden. „Wagen ſich Leute der Art in's goldene Schaf?“ denk' ich und werfe auf den Fremden, der ruhig, als ob noch Alles zwiſchen uns beim Alten wäre, ſeine Pfeife ausklopft, einen Blick, wie etwa unſer Amtmann auf mich, wenn er an mir vorbeireitet. Doch ſag' ich zugleich zu mir ſelbſt: „Laß den Menſchen heut' Abend den Standesunterſchied nicht empfinden; morgen, wenn er die Rattenjagd anſtellt, weiß er ſich ohnehin zu beſcheiden.“ — „Nun, was ſagt Ihr zu meinem Metier?“ fragt' er dann. „Beneidenswerth iſt's wohl nicht,“ erwidere ich, „aber vermuthlich hat's Euch am Heirathen verhindert, und das iſt doch auch für etwas anzuſchlagen.“ — „Drückt Euch der Schuh da,“ verſetzt er höhniſch, „nun, das iſt das Schickſal in Mausgeſtalt.“ — „Narr!“ hätt' ich ihm gern grob geantwortet, „verſuch's erſt einmal, wie ich, drei und zwanzig Jahre, dann reiß' elende Witze.“ Doch unterlaß' ich's; denn man muß ſich gegen Fremde nie zu weit herauswagen. „Wenigſtens denk' ich,“ fährt er fort, „ein Unglück, was den Menſchen zum Kapaun herausfüttert, kann ſo groß nicht ſein.“ Dabei ſtreicht er mir mit unangenehmer Zudringlichkeit über den

Bauch. Gereizt verſetz' ich: „Eben darin kann das Unglück liegen; meint Ihr, daß ein Mann, der durch Schläge fett wird, ſich über ſeine niederträchtige Natur freut? Zum Teufel! iſt's denn unverſchämt, wenn man für ewiges Plagen, für Aerger und Verdruß ohn' Ende, ein ſieches, Mitleid erregendes Geſicht und einen baufälligen Körper verlangt, der Einen nicht durch hämiſche Dicke Lügen ſtraft, ſobald man einmal das Herz ausſchütten will? Ich frage noch einmal, iſt's unverſchämt? — „Iſt Euch das Weib zuwider," giebt er zur Antwort, „ſo ſchafft's ab. Pah!" Dabei jagt er den Dampf durch die Pfeife, daß er bald mit ſeinen gelben Katzenaugen da ſitzt, wie ein Hexenmeiſter, wenn er den Böſen beſchwört. Ich entgegnete: „Wenn Euer Hund da — ich zeigte auf ſeinen großen, ſchwarzen, mit langen Zottelhaaren, der ſich mir mit einer Frechheit, als ob er auch Kammerjäger wäre, gerade vor die Füße gelegt hatte, biſſig iſt, ſo könnt Ihr ihn fortjagen, aufhenken, erſäufen; ſo iſt's aber in Chriſtenlanden nicht mit Eh'frauen." — „Hört, lieber Mann," ſagt' er mit geheimnißvollem Geſicht und greift nach meiner Hand, die ich unglücklicher Weiſe aus der Taſche gezogen, „Euch iſt zu helfen, nämlich, wenn Ihr Muth habt." Der Teufel hat Muth genug, einzugeſtehen, daß er keinen hat. Ich bejah' es nicht direct, aber ich werfe mich in die Bruſt, trommle auf den Tiſch und zwinge mir einige verwegene

Blicke ab. „An gewiſſen grauen Pulvern, die ich bei mir führe,“ flüſtert er mir nun mit ſchrecklicher Stimme in's Ohr, „verrecken nicht blos Ratten.“ Er nickt mir zu und drückt mir, als ob ſich jetzt alles Andere von ſelbſt verſtände, die Hand; weniger aus Verwirrung, als aus Angſt vor dem furchtbaren Menſchen, nick' ich auch und erwidere den Druck. „Wir ſind alſo einig,“ ſagt er dann, „nun aber auch keine Sylbe mehr, Meiſter Schnock!“ leider hatt' ich ihm meinen Namen vorher ſchon verrathen; „ſolche Geſchäfte,“ entſetzlich klang mir das Wort, und der gräuliche Menſch lachte dabei, als hätte er nicht einen Vergiftungsplan, ſondern einen Spaß gemacht, „laſſen ſich nicht in Wirthshäuſern weitläuftig beſprechen, morgen in der Frühe komm ich zu Euch. Gute Nacht!“ Er ſteht auf und taumelt. „Gott im Himmel!“ denk' ich, „beſoffen iſt der Kerl auch —“ allerdings war's kein Wunder; denn ſo lange er neben mir ſaß, hatte er ununterbrochen getrunken — „noch ein Glas —“ eben bemerk' ich, daß er ſich's einſchenken läßt — „ſo läuft's über, dann hat er, im Rauſch geht's nicht anders, gerade ſo viele Freunde um ſich, als Menſchen, und das Erſte, was er ausſchwatzt, iſt der Vergiftungsplan.“ Richtig geräth er gleich mit dem Wirth in ein Geſpräch; mich ſchaudert. Er läßt was fallen von Crepiren; eiskalt überläuft's mich. Der Wirth ſchiebt ſich die Nachtmütze weiter in's

Geſicht und ſpricht von Gefahr; „nun iſt's heraus!“ denk' ich und ſpüre ſchon was von Kopfabſchlagen im Nacken. Plötzlich klingen Himmelstöne durch von Ratten und von Speiſekammer; da wird's mir klar, daß bis jetzt nicht von meiner Lene, ſondern vom Ungeziefer des „goldenen Schafs“ die Rede geweſen iſt; unwillkürlich falt' ich die Hände, aber gleich darauf ford're ich gebieteriſch ein Glas Wein, um die verfänglichen Conferenzen zwiſchen dem Wirth und dem Fremden durch einen Gewaltſtreich abzubrechen. Der Wirth bringt mir hurtig den Wein: thieriſch voll taumelt der Fremde, ungeſchickt mit dem Arm gegen den Thürpfoſten rennend, fort, ohne ſich, als ob er mich ſchon völlig vergeſſen hätte, nach mir umzuſehen. Er hatte mich vergeſſen; denn am andern Morgen kam er nicht, und ſchon am Mittag ward er zu meiner Satisfaction wegen ſeiner miſerabeln Handthierung und wegen Mangels an Paß und aller ſonſtigen Legitimation, die unſere Polizei mit Recht von Kammerjägern fordert, aus dem Ort gebracht. Uebrigens hätt' ich, wenn er auch nicht ausgeblieben wäre, meiner ſtillſchweigenden Zuſage ungeachtet, nimmermehr zur Mordthat die Hand geboten und ihm das zu verſtehen gegeben; wer wird denn auch ſeine Frau umbringen, blos, weil er es einem Rattenfänger verſprochen hat!“

„Ich habe es nicht geſagt, weil es ſich von ſelbſt verſteht, daß die Sparſamkeit meines Weibes

mit den Jahren zunahm, ſo daß ſie zuletzt in jenen Geiz, der ſich ſein eigenes Fett nicht gönnt, ausartete. Der Wendepunkt trat ein, als ſie, die immer gern geputzt ging, mir zum erſten Mal das Anſchaffen eines neuen Oberrocks, den ich ihr ſonſt regelmäßig zu Weihnachten verehren mußte, verbot. „Du kannſt mir eine andere Weihnachtsfreude machen," ſagte ſie heimtückiſch, „dadurch nämlich, daß Du mir die kleine Pfeife ſchenkſt, deren Du Dich in der Werkſtatt bedienſt." Will ſie zu rauchen anfangen? dachte ich zuerſt, und freute mich ſchon, in ihr einen Conſorten zu gewinnen; konnte ſie doch mein Rauchvergnügen nicht mehr unnütze Verſchwendung ſchelten, wenn ſie ſelbſt es theilte. Doch kam mir dies bald unwahrſcheinlich vor, da mir ihre durch Keifen und Schmähen ruinirten Lungen einfielen, ſie auch niemals, ausgenommen bei Zahnweh, mit Pfeife und Tabak in Verbindung getreten war. „Was kann ſie denn mit der alten, halb zerbrochnen Pfeife wollen?" fragte ich mich, „wär's noch die mit dem Meerſchaumkopf und dem Silberbeſchlag, die du Sonntags trägſt, aber dies elende Ding — —" Ich ſchäme mich, zu geſtehen, welch' thörigter Einfall jetzt plötzlich meine Gedanken unterbrach. „Ei, ei," dachte ich, „ſie iſt doch wahrhaftig nicht ſo ganz übel, deine Frau; wer hätte ihr ſolche Aufmerkſamkeit zugetraut!" Ich glaubte alles Ernſtes — wie war's möglich? frag' ich mich ſelbſt, indem

ich's erzähle, und ſchabe mir Rübchen — daß ſie mir auch einmal eine Freude machen und mich am Weihnachtsabend mit einer Pfeife anbinden wolle. Der heilige Abend kam heran, die beiden feierlichen Wachskerzen, die wir dem Erlöſer zu Ehren zu verbrennen pflegten, wurden angeſteckt, der Roſinenpudding, nebſt dem mit Lorbeerblättern aufgeputzten Schweinekopf, ward auf den Tiſch geſtellt; im Hintergrund drohte ſchon die große, unhöfliche, dick mit Eiſen und Meſſing beſchlagene Poſtille, die mir einmal, als ich noch ein Kind war, faſt den Kopf zerſchmettert hätte, indem das Ungethüm ungeſchlacht vom Schrank herunterplumpte, und aus der Lene mir jetzt an hohen Feſttagen gerne vorlas, theils um mich am Ausgehen zu verhindern, mehr aber noch, um Gelegenheit zu haben, mir unter dem Deckmantel eines längſt vermoderten geiſtlichen Herrn allerlei Beleidigungen und Gehäſſigkeiten, die keineswegs im Buche ſtanden, zu ſagen. Bevor wir uns zum Eſſen niederſetzten, nahm ich meine Pfeife, legte ſie, einen Bogen weißes Papier unterbreitend, auf einen Teller und überreichte ſie mit einigen ſcherzhaften Redensarten meiner Frau. „Gut!“ ſagte ſie, zerbrach die Pfeife und warf die Stücke gelaſſen aus dem Fenſter. Statt aber mit dem erwarteten Gegengeſchenk herauszurücken, machte ſie mich darauf aufmerkſam, daß ich von jetzt an wöchentlich zwanzig Kreuzer am Tabak erſparen werde. „Und was ſollen

denn die zwanzig Kreuzer?“ fragte ich giftig. „Was ſie ſollen?“ verſetzte ſie, „dadurch, daß ſie da ſind, erfüllen ſie ihren Zweck, und um ſo beſſer thun ſie das, je länger ſie bleiben!“ — „Ich ſollte alſo nicht mehr rauchen?“ fuhr ich auf. „Nein“, erwiderte ſie, „das heißt, Du ſollſt Dir nicht muthwillig die Schwindſucht zuziehen, und für den Fall, daß Du ſie ſchon hätteſt, wird uns über kurz oder lang Deine Erſparniß trefflich zu Statten kommen, Dich davon heilen zu laſſen. Glaubſt du etwa, daß der Doctor Dir die mit Dampf zerblaſenen Lungen umſonſt flickt?“ Ich ſagte nichts weiter, aber mein Entſchluß war gefaßt; ich hätte eben ſo leicht auf's Athemholen, als auf's Rauchen Verzicht leiſten können; denn für den Raucher iſt die leidige friſche Luft ungenießbar, er muß ſich das flaue, nüchterne Element erſt mit Dampf würzen, wenn es ihn nicht aneckeln ſoll. Ich trug daher am Morgen ſtillſchweigend meine Sonntagspfeife, die prunkend unter dem Spiegel hing, in die Werkſtatt hinunter, und erklärte meinem erſtaunten Weibe, daß ich dieſe ſo lange mit der höchſten Unbarmherzigkeit ſtrapaziren werde, bis ſie mir eine weniger koſtbare Stellvertreterin anſchaffe. Mitleid mit dem Silberbeſchlag und den Bernſteintroddeln des Prachtſtücks bewogen ſie zur Nachgiebigkeit, doch gewann ſie durch ihre Liſt ſo viel, daß ich verſprach, mich an den Wochentagen mit einer billigeren Sorte Taback begnügen zu wollen.

So war ſie denn in allen Dingen. Wollte ich z. B. einen Lehrjungen einſtehen laſſen, ſo ward er vorher bei uns zu Tiſch gebeten, nicht, wie es ſchien, aus Generoſität, ſondern nur, um ſeinen Appetit auf die Probe zu ſtellen. Fand der junge Menſch unglücklicherweiſe ſein Leibgericht vor, oder hatte er etwa einen Marſch gemacht und konnte für zwei Perſonen eſſen, ſo durfte ich ihn gewiß nicht annehmen; „wer ſetzt ſich denn," ſagte Lene, „ſelbſt den Krebs in ſein Fleiſch?" Bei ſolchen Gelegenheiten trug ſie ihr Beſtes auf und legte eifrig vor; ich dagegen, der das ſchlaue Manöver kannte, ſpielte das Mitglied eines Mäßigkeitsvereins, machte auf das Schädliche dieſer oder jener Speiſe aufmerkſam, und warnte vor Ueberladung, ſo daß die Uneingeweihten ſie für die Gaſtfreiheit ſelbſt, mich für den Neidhard halten mußten. Das Lächerlichſte aber war wohl, daß ſie ſogar ihre Freundſchaft und Liebe ſtreng nach dem Grade der Eßluſt und des Verdauungsvermögens ihrer Freunde und Angehörigen abmaß. Klagte Jemand über ſeinen ſchwachen Magen, wies er alles zurück, ausgenommen ein Glas Waſſer und den Fidibus, ſo wußte ſie nicht zuthulich genug zu thun; „ach," hieß es dann, „welch ein honoriger Menſch, wie wird er doch liebenswürdiger mit jedem Tage!" War das Gegentheil der Fall, glaubte Einer ein Gericht nicht beſſer loben zu können, als indem er zweimal davon nahm, ſo war er ein

Subject ohne Lebensart, ein Kerl, der aus Schlund und Magen zusammengesetzt sei, wie Andere aus Leib und Seele. Mit ihrer einzigen Jugendfreundin, einer Gärtnersfrau, die uns alle Sonntage besuchte, stand sie im Begriff, auf immer zu brechen, blos, weil diese an der Auszehrung litt, und schüchtern, so wie ihre Krankheit zunahm, von drei Tassen Kaffe und einem Zwieback, womit sie sich anfangs begnügte, bis zu sechs Tassen und drei Zwiebäcken aufstieg; um einen Grund zu bekommen, stellte sie sich eifersüchtig auf die lederndürre Todesbraut, eifersüchtig nämlich — ich muß dies wohl hinzufügen — wegen meiner. Die Person starb noch zur rechten Zeit, kurz vor Ausbruch des Ungewitters, das sie bedrohte, sonst würde sie's erlebt haben, daß man ihre Todesseufzer für verliebte und ihre Schwindsucht für ein Sehnsuchtsfieber ausgegeben hätte. Natürlich hatte von diesem Geiz Niemand mehr zu leiden, als ich, und was mich am meisten verdroß, war, daß er mit unserer Wohlhabenheit zunahm, daß das Essen, je mehr ich verdiente, um so schlechter wurde. „Wir haben nicht Kind, noch Rind," sagte ich einst, durch eine Wassersuppe aufgebracht, zu ihr, „was wir hinterlassen, kommt an wildfremde Menschen, ich begreife Dein Knickern, Dein Schinden und Schaben nicht." — „Was?" versetzte sie lebhaft, „ist's denn keine Ehre für uns, wenn die Herren vom Gericht nach unserem Tode mit Ver-

wunderung und Respect in ihr Inventarienbuch schreiben: Der Silberschrank war so wohl versehen, daß auch kein Löffelstiel mehr hineinging, an Leinenzeug fand sich mehr vor als die seligen Eheleute Christopher und Magdalena Schnock in dreißig Jahren hätten auftragen können, der Schornstein wollte bersten, so voll hing er von Würsten und Schinken? Ist das nicht eine Nachrede, die uns noch im Himmel freuen, ja, in der Hölle trösten muß? Oder mögtest Du, daß es von Dir hieße: man kann den Hungerleider noch im Grabe pfänden, wenn man will; denn der Sarg ist nicht bezahlt, er hat sich aus der Welt gestohlen, wie ein Dieb aus dem Gefängniß, Niemand kommt zu dem Seinigen, als etwa der Kirchhofwurm, wenn er sein Banquerottirer-Fleisch nicht verschmäht!" Sie beklagte es, daß wir nicht katholisch waren, bloß der vielen Fasttage wegen; in dem Glauben — sagte sie — können Leute doch was vor sich bringen, die Religion selbst bringt das Sparen mit sich, und naseweise Gesellen dürfen sich nicht moquiren, wenn der Tisch nicht immer unter Fleisch brechen will. Ja, sie ging zuletzt so weit, daß sie ihre ökonomischen Rücksichten auf meinen eigenen Körper ausdehnte und mir die unnütze Anstrengung desselben, wie sie sich ausdrückte, verbot, mir z. B. die Erfüllung der ehelichen Pflichten nur selten verstattete; vermuthlich, weil sie die Kosten einer Umarmung

nach Heller und Pfennig abzuſchätzen verſtand und weil ſie nun calculirte, daß ich meine Kräfte nützlicher und fruchtbringender im Handwerk anlegen könne, als in der Liebe. Es war daher gewiß kein Wunder, wenn ich ſie auf alle Art zu betrügen und zu hintergehen ſuchte, doch glückte mir dies meiſtens nur bis zu dem Punkt, wo ich die Abſicht nicht mehr läugnen konnte, wo mir die Frucht meiner Liſt aber dennoch ſchmählig entging. Ich betrachte jedes Unglück, wovon ich höre, als einen näheren oder entfernteren Verwandten, als einen Vetter von mir, der über kurz oder lang bei mir einſprechen wird; ich habe Stunden, wo ich ordentlich darüber erſtaune, daß ich noch keine gräuliche Miſſethat begangen habe, die mich dem Halsgericht überantwortet; hat man doch Exempel, daß Einer Morgens unſchuldig, wie ein Kind, aufſteht, und Abends blutbeſpritzt, wie ein bairiſcher Hieſel, zu Bette geht. Was hilft alle Vorſicht! Vorſicht iſt der Ball, womit das Schickſal ſpielt. Der Teufel iſt allenthalben, nur da nicht, wo man ihn ſucht. Wer ſollte glauben, daß ich das Aergſte, was mir bis jetzt begegnet iſt, in meiner eigenen Speiſekammer erleben mußte? Doch war es der Fall!"

„Aus Leckerei entſchloß ich mich eines Abends, mich ſelbſt, meinen eigenen Haushalt, zu beſtehlen. Wir hatten nämlich unſer Schwein eingeſchlachtet, und es waren treffliche Würſte gemacht worden. Von

dieſen Würſten erhielt ich ſo viel, als nöthig war, um in mir den unbändigſten Wunſch nach mehr zu erregen; dann mußte ich ſelbſt ſie in die Speiſekammer tragen, und ſie dort ſo hoch aufhängen, als ob ſie niemals wieder heruntergenommen werden ſollten. Das Fenſter der Speiſekammer ging auf die Straße hinaus, unvermerkt klinkte ich es auf, ohne noch ſelbſt zu wiſſen, weshalb. Die Nacht brach herein, und eine Pfanne voll magerer Kartoffeln, die mir vorgeſetzt wurde, als ich zum Eſſen in die Stube kam, machte mich vollends deſperat. „Der Teufel ſoll ſie holen!“ brauſ'te ich auf, ich meinte die Kartoffeln. „Wen denn?“ fragte Lene, ihren langen Gänſehals hinter dem Ofen hervorſtreckend. „Die Zahnſchmerzen!“ verſetzte ich, legte meine Gabel nieder und drückte ein Tuch an die Backen. Bald darauf ſtahl ich mich aus der Thür und umſchlich leiſe und behutſam, mein Haus. Es war finſter genug, dicke Regenwolken verſchluckten das ſparſame Licht des Mondes, der verdrießlich hin und wieder aufdämmerte. Kaum hörte ich das Spinnrad meines Weibes ſchwirren, da ſtieß ich das Fenſter der Speiſekammer von außen auf und ſchwang mich mit einer Geſchicklichkeit, als ob ich ſeit dreißig Jahren practizirender Dieb geweſen wäre — Angſt vor Ertappung gab ſie mir — hinein. „Guten Abend!“ ruft mir auf einmal mit hohler Stimme Einer nach. „Still, ſtill, um's Himmelswillen, ſtill!“ wiſpere ich. „Sei unbeſorgt, Kamerad,“

wird mir geantwortet, „aber hilf mir, daß ich auch hineingelange, das Fenster ist verdammt hoch.“ Was sollte ich thun? Sollte ich Lärm machen, und mich von Kindern und Erwachsenen als einen Menschen, der bei sich selbst auf Diebereien ausgeht, verspotten lassen? Oder sollt' ich den Unbekannten, wie er's verlangte, zu mir hereinziehen, um ihn dann im Finstern durch gütliche Vorstellungen zu bewegen, wieder hinauszusteigen? Ich weiß noch nicht, was ich hätte thun sollen; meine Hand war eilfertiger, als mein Kopf, sie ergriff, ohne auf höhere Ordre zu warten, instinctmäßig die Faust, die sich ihr entgegenstreckte, und zog den Kerl, dem dieselbe angehörte, herein. „Merkwürdiges Zusammentreffen!“ sagt dieser und tappt herum. „Allerdings!“ erwidere ich mit einem Seufzer. „Ich hatte dem dicken Schnock auch einen Besuch zugedacht,“ fährt er fort, „und wollte nur erst das Auslöschen des Lichts abwarten, da sah ich Dich das Fenster öffnen. Wie konntest Du dies nur bewerkstelligen, ohne vorher eine Scheibe zu knicken?“ — „Das ist ein Geheimniß!“ versetzte ich zähneklappernd. „Was Du mir mittheilen mußt,“ fällt er rasch ein, „ich will Dir dafür eine neue Art Handschellen zu zerbrechen, lehren. Wo hast Du studirt?“ — „Studirt?“ frage ich. „Ja, auf welcher Ohnversität, in welchem Zuchthaus, meine ich?“ — „Ich saß noch nicht in Zuchthäusern!“ antworte ich. „Unglückseliger!“ versetzt er, „so bist Du noch nicht

ein einziges Mal absolvirt, schleppst Dich noch mit all' Deinen Sünden herum? Mich hat die Justiz schon dreimal rein gewaschen und neu frisirt. Was hast Du denn Alles auf'm Herzen? Ist etwas von Erheblichkeit, ein Mord, oder so was, darunter? Oder hast Du Deine Tugend für Nichts und wieder Nichts hingegeben?" — „Mensch, Du sprichst, als ob Du der Teufel selbst wärst!" stoß' ich vor Entsetzen hervor. „Wer sagt Dir daß ich's nicht bin?" sagt er mit einem Ernst, der mich im ersten Augenblick schaudern macht, „wahrlich, ich sage Dir, ich bin der Teufel, und ich will Dir etwas vertrauen. Vor drei Monaten —" Mir wird bei diesen lästerlichen Redensarten gräßlich zu Muth, in der Ferne höre ich den Nachtwächter, auch klärt der Himmel sich auf, so daß der erste Vorübergehende das Offenstehen des Fensters bemerken muß; rasch, ehe der unheimliche Mensch sich dessen versieht, springe ich hinaus, bei'm Sprung kommt mir aber die Zunge zwischen die Zähne, und ich zerbeiße sie dermaßen, daß Blut läuft und ich mich vor Schmerz nicht zu lassen weiß. Ich reiße die Thür auf und stürze mit dem lauten Geschrei: „Diebe, Diebe in der Speisekammer!" in mein Haus. Meine Frau, nebst meinem Gesellen — es war der größte, den ich jemals hatte, ein Mensch, der sich, wie er sagte, vor Niemand fürchtete, als vor sich selbst, vor seiner eigenen Wuth nämlich — eilen schlaftrunken mit einem Licht auf

die Speiſekammer zu, ich — der Spitzbube, der ſich für den Teufel ausgab, konnte in mir unmöglich den Conſorten erkennen, weil wir ja nur in der dickſten Finſterniß Vertraute geworden waren — folgte ihnen mit einem Beſenſtiel. Wir finden nichts drinnen, keinen Dieb, aber auch keine Würſte; Lene taumelt mir ohnmächtig in die Arme — nur Ohnmachten trieben ſie noch zuweilen hinein — mein Geſell nimmt, die fürchterlichſten Flüche ausſtoßend, die allgemeine Verwirrung wahr und bringt ein Stück Speck auf die Seite, was mir freilich nicht entging, was ich dem Rieſen jedoch hingehen ließ. Was geſchieht am andern Morgen? Ein Knurren, Bellen und Beißen, wie von zwanzig Hunden, treibt mich vor der Zeit aus dem Bett; ich öffne das Fenſter und ſehe, daß ſämmtliche Würſte, zu einer Art von Kranz in einander verſchränkt, vor unſerer Thür aufgehängt ſind, und daß die durch den leckeren Geruch herbeigelockten Köter, ſpringend und Einer den Andern giftig bei'm Schwanz zurückzerrend, ſich umſonſt bemühen, eine oder einige davon zu erlangen. Ein ſolcher Ausgang war nun zwar erfreulich, aber noch mehr unbegreiflich. Ein Paar Tage ſpäter erfuhr ich indeß, daß ein Uebelthäter aus unſerem Ort, wegen Wahnſinns aus dem Zuchthaus in die Irrenanſtalt abgeführt, ſeinen Wächtern unterwegs entſprungen und erſt nach längerer Zeit wieder eingefangen worden ſei. Ohne Zweifel hatte ich die Bekanntſchaft dieſes Verrückten in meiner Speiſekammer gemacht."

Drittes Kapitel.

Zum Schluß.

Der Morgen war angebrochen, der Wagen ſtand vor der Thür, reiſefertig trat ich in das Gaſtzimmer, um von Schnock, der ſchon des Frühtrunks wegen gekommen war, Abſchied zu nehmen. Schnock ſaß am Tiſch und hatte mehrere leere und noch mehr volle Flaſchen, ſo wie ein derbes Gabelfrühſtück, vor ſich ſtehen; ihm gegenüber ſaß mein Wirth, der lange, dürre Poſtmeiſter, ſich auffallend beeifernd, ſeinen Gaſt durch Anekdoten und muntere Geſchichten zu ergötzen. Da war kein Jägerſtückchen, kein Witzwort vom kleinen Corporal, oder vom alten Fritz, das nicht vorgebracht wurde, ja, der Poſtmeiſter begnügte ſich nicht, bloß ſein Gedächtniß zu martern, er war unbarmherzig genug gegen ſich ſelbſt, ſeine eigene Phantaſie Peitſche und Sporen koſten zu laſſen, um ihr dies oder jenes Geiſtreiche abzujagen. Aber Schnock, der ſonſt ſo leicht und ſo gern lachte, verzog diesmal keine Miene und gab keinen Laut von ſich; er ſchüttelte nur zuweilen, wenn der Poſtmeiſter recht anſetzte, verächtlich den Kopf, oder ſtieß einen Seufzer aus, und wenn er den Mund aufthat, ſo geſchah es einzig und allein, um ein Stück Fleiſch, oder etwas Aehnliches hineinzuſtecken. „Trinkt doch, trinkt! ſagte

der Poſtmeiſter hitzig, „und dann knöpft die Ohren auf, jetzt will ich Euch eine Schnurre erzählen, die noch von meinem Großvater herrührt. Nicht darüber lachen, heißt den ſeligen Mann noch im Grabe beleidigen; ich mögte der Schlingel nicht ſein, der das thäte; denn mein Großvater verdient Achtung, er war Schulmeiſter, und wenn Einer von uns rechnen und ſchreiben kann, ſo hat er's von ihm gelernt.“ Die Schnurre war wirklich luſtig, dennoch hielt Schnock an ſich, obgleich ſein Geſicht berſten wollte. „Schämt Ihr Euch nicht?“ ſagte der Poſtmeiſter; „für den Herrn Dr.,“ er deutete auf mich, „war das Ding gut genug, um darüber zu lachen, und Ihr ſitzt wie ein Klotz? Der Teufel ſoll mich holen, wo ich mit Euch wieder eine Wette eingehe!“ — „Worin beſteht denn die Wette?“ fragte ich neugierig. „Werdet Ihr ſo unhöflich ſein, die Frage des Herrn Dr. unbeantwortet zu laſſen?“ ſagte der Poſtmeiſter lebhaft zu Schnock; dieſer aber ſah mich an, legte den Finger auf den Mund und verharrte im Stillſchweigen. „Nun“, verſetzte ich gleichgiltig, „in Geheimniſſe will ich nicht eindringen, lebt wohl, Meiſter Schnock!“ Schnock ſtand auf und ergriff meine ihm dargebotene Hand, ſie herzhaft drückend; dann nahm er das Stück Kreide, deſſen ſich die Billardſpieler zu bedienen pflegten, und ſchrieb damit auf den Tiſch, daß er mir eine glückliche Reiſe wünſche. „Iſt der Mann ſtumm geworden?“ fragte

ich, aus der Thür tretend, den mich begleitenden Poſtmeiſter. „Nichts weniger, als das, purer Egoismus!“ erwiderte der Poſtmeiſter. „Wie ſo?“ fragte ich ſtutzend. „Er will umſonſt bei mir eſſen und trinken,“ gab der Poſtmeiſter zur Antwort, „darum ſpielt er den Stummen. Ich muß ihm heute nämlich, ſo haben wir geſtern zur Nacht im Rauſch gewettet, das Beſte aus Küche und Keller ſo lange unentgeltlich auffetzen, bis er ſich zum Lachen oder Sprechen hinreißen läßt. Lacht er, oder ſpricht er ein Wort, ſo muß er — hierin liegt mein Vortheil — Alles doppelt bezahlen; hält er an ſich, nun freilich, dann weiß ich, wer ſich noch heut' Abend Haare aus dem Kopf reißt und mit dem Schädel gegen die Wand rennt. Aber er mag ſich hüten! Ich erlaube mir gegen ihn, was mir einfällt, und an Kniffen und Ränken fehlt's Keinem aus meiner Familie. Ich will ihn ſchimpfen, bis er vor Aerger braun und blau wird, wie ein Kapaun; ich will dritte Perſonen herbeirufen und Schandgeſchichten von ihm erzählen, denen er Widerſpruch entgegenſetzen muß, wenn er nicht will, daß alle Welt ſie glauben ſoll; ich will Piſtolen hinter ſeinem Rücken abfeuern; ich will ſeiner Frau, die wohl von der Wette nichts weiß, anzeigen, daß er bei mir ſchlemmt, damit dieſe ihm über den Hals komme; ich will mich ſtellen, als ob ich mich umbringen wollte; ich will — —“

Mein Wagen fuhr ab.

Erzählungen und Novellen.

Matteo.

1839.

Matteo war ein junger Mann, der, obwohl von niedriger Herkunft, und nicht mit beſonderen Talenten ausgeſtattet, ſich durch ſeine Dienſtbefliſſenheit und ſein ſtilles, beſcheidenes Weſen angenehm zu machen und Vertrauen zu erwecken wußte. Man trug ihm in Genua, wo er lebte, allerlei Verrichtungen auf, die er fleißig und treu beſorgte, man lohnte ihm gut, und er war mit ſeiner beſchränkten Lage ſo zufrieden, daß er ſich in ſeinen Gebeten vom Himmel Nichts erflehte, als es ewig zu behalten, wie er es hatte; er war Einer der Glücklichen, die im Leben ſelbſt die Aufgabe des Lebens ſehen. Matteo wurde krank, die bösartigſten Blattern befielen ihn und er mußte viel leiden. In ſeiner Krankheit erweiterte ſich auf einmal der Kreis ſeiner Wünſche. „Wie ſchön wäre es, wenn jetzt ein liebendes Weib an deinem Lager ſäße und deine Schmerzen zu lindern, deine Ungeduld zu beſchwichtigen ſuchte!“ So dachte er, als er blind darnieder lag, und malte ſich in ſeiner

Einſamkeit dies reizende Bild mit Behagen aus. Dicht neben ihm wohnte eine bejahrte Wittwe, mit ihrer einzigen Tochter Felicita, die gewöhnlich, wenn Matteo in aller Frühe ſeine Wohnung verließ, um ſeinen Geſchäften nachzugehen, ſchon in ihrem Gärtchen ſtand und ſeinen freundlichen Gruß freundlich erwiederte. Er hatte das Mädchen immer ſeinen Morgenſtern genannt und ſich ihrer ſanften, erquickenden Schönheit innig erfreut; niemals jedoch war ihm der Gedanke gekommen, ſich um ihre Liebe zu bewerben, er hatte ſich kaum gedrungen gefühlt, hin und wieder ein Wort mit ihr zu reden. Ein wunderbarer Traum, der ihm während ſeiner Krankheit kam, geſtaltete im Augenblick dies Alles anders. Ihm war, als hätte er etwas verloren und wiſſe ſelbſt nicht, was. Eine ungeheure Angſt erfüllte ſeine Bruſt, Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen und verzweifelnd eilte er durch die Gaſſen der Stadt. Plötzlich trat ihm Felicita entgegen und fragte ihn mit ihrer ſüßen Stimme: was ſuchſt Du, Matteo? „Dich, Dich, Felicita!“ rief er jauchzend aus. „So komm!“ ſagte ſie und ſah ihn lächelnd an. Er wollte ſie entzückt an ſeine Bruſt ziehen, ſie aber rief: folge mir nach! und ſchwang ſich, wie auf Flügeln, zum Himmel empor. „Ach, ich habe ja keine Flügel!“ ſagte er. „Sehne Dich nur recht nach mir, dann wirſt Du ſie bekommen!“ tröſtete ſie ihn und verſchwand in den goldenen Wolken. Dieſen Traum träumte Matteo auch noch im Wachen

fort, er nahm ſich vor, ihn gleich nach ſeiner Geneſung Felicita zu erzählen und ihr dabei recht tief in die Augen zu ſehen. Endlich war er ſo weit hergeſtellt, daß er ſein Zimmer wieder verlaſſen konnte, er händigte der Alten, die ihn in ſeiner Krankheit nothdürftig verpflegt hatte, freudig den Reſt ſeiner kleinen Baarſchaft ein und trat, ſich in ſeinem Gefühl viel reicher dünkend, wie noch je zuvor, ſeit langer Zeit zum erſten Mal aus ſeiner Thür. Es traf ſich, daß auch Felicita, zu deren Wohnung er ſogleich hinüber ſah, in demſelben Augenblick in ihr Gärtchen eintrat. Sie war köſtlicher geſchmückt, als er ſie zu irgend einer Zeit, die höchſten Feſttage nicht ausgenommen, erblickt hatte, ein reiches ſeidenes Kleid umfloß ihre edle Geſtalt und ein goldenes Kreuz, mit rothen Edelſteinen beſetzt, glänzte an ihrem Halſe. Das ſeltſame Zuſammentreffen und die ungewohnte Pracht, die das Mädchen umgab, machte auf Matteo einen unbeſchreiblichen Eindruck; ſie erſchien ihm als ein überaus herrliches Kleinod, das die über ihm waltende göttliche Macht ihm zum Lohn für die beſtandene harte Prüfung beſtimmt habe, er faltete unwillkürlich die Hände und lehnte ſich, vor Wonne und Wehmuth zitternd und den Gruß vergeſſend, an einen Baum. „Armer Matteo! — rief ihm Felicita ſchon aus der Ferne zu — aber heiliger Gott, wie häßlich biſt Du geworden!“ ſchrie ſie laut auf, als ſie näher gekommen war und ihm in's Geſicht ſah. „So?“ verſetzte

er dumpf, von dieſem Ausruf des Mädchens wie von einem tödtlichen Pfeil in ſeinem Innerſten getroffen. „Verzeih' meiner Überraſchung dies thörigte Wort — begann ſie nach einer Pauſe verlegen — ich ſagte es gewiß nicht, um Deines Unglücks zu ſpotten!“ „Ich danke Dir vielmehr — erwiderte er bitter — daß Du bei mir die Stelle eines Spiegels vertreten magſt, es fehlt mir wirklich an einem!“ „Du zürnſt mir, Matteo, aber Du mußt mir verzeihen, Du mußt es um ſo eher thun, da ich eine Braut bin. Du willſt mir doch gewiß nicht die ſchönſten Tage meines Lebens verbittern?“ Matteo ſtarrte ſie an, ſie ergriff ſeine Hand und fuhr fort: „Sieh, morgen feiere ich meine Hochzeit; zum Zeichen, daß Du mir nicht mehr böſe biſt, kommſt Du auch, meine Mutter wird dich gern ſehen.“ Matteo ſagte kein Wort, er wandte ſich um und kehrte langſam in ſein Haus zurück. Er fing an, bitterlich zu weinen, und als ſein Blick von ungefähr auf das über ſeinem Bett hängende Crucifix fiel, wandte er im erſten Moment dem dornengekrönten Heiland in ſeiner Entrüſtung den Rücken zu, denn er hatte eine Empfindung, als ob der höchſte Gott ſeine Allmacht ſchnöde gemißbraucht und nur, um ihn zu höhnen und zu verſpotten, ſein Herz ſo ſeltſam verwandelt habe. Doch gleich darauf war ihm, als hätte er durch dieſen Gedanken heillos an der ewigen Liebe gefrevelt und in tiefer Zerknirſchung warf er ſich vor dem Bilde auf die Kniee und ſchluchzte: „ſtrafe mich

wie Du willſt und mußt, ich empörte mich gegen Dich und hab's verdient!“ Dann erhob er ſich, wunderbar gekräftigt, vom Boden und reinigte mit frommer Sorgfalt das Crucifix vom Spinngeweb. „Gott ſei Dank — rief er aus — daß ich arm bin, zum Verzweifeln bleibt mir keine Zeit!“ Zwar traten ihm hiebei die hellen Thränen wieder in die Augen, aber er verließ, den Schmerz mit Gewalt in ſeine Bruſt zurückpreſſend, ſein Zimmer, um ſich in den ihm bekannten Häuſern der Stadt zu zeigen und ſich Beſchäftigung irgend einer Art zu erbitten. „Wer biſt Du?“ hörte er ſich in dem erſten Hauſe, das er betrat, von der Dame anreden. „Ich bin Matteo!“ verſetzte er erſtaunt. „Matteo? Das iſt unmöglich. Matteo war ja ein hübſcher, friſcher Burſch mit einem Geſicht, das man recht gern ſah, Du aber ſiehſt aus, wie ein Geſchundener!“ „Ich war krank!“ ſagte Matteo leiſe. „Das mag eine eigene Krankheit geweſen ſein! Menſch, laß Dich hier nicht wieder blicken, es wird Einem übel zu Muth, wenn man Dich anſieht!“ Die Dame wandte ſich mit einer Geberde des Abſcheus von ihm ab, Matteo blieb beſinnungslos ſtehen und ſchaute ihr nach. Als er ſich endlich wieder ermannte und das Haus verlaſſen wollte, bemerkte er einen Spiegel und trat vor dieſen hin. „Ha, das bin ich?“ rief er erſchrocken aus, als der Spiegel ihm ſtatt ſeiner früheren Züge ein häßliches Geflecht von Narben und Puſteln zeigte. Und wäh-

rend er noch einmal hineinſchaute, ſpuckte er das ihm in dem klaren Rund hämiſch deutlich entgegen tretende Bild in kaltem Ingrimm an und ſprach: wer ſo ausſieht, der muß ſich ſelbſt verachten! Nun blieb er lange, lange vor dem Spiegel ſtehen, als wollte er durch den Anblick ſeiner ſelbſt ſeine Seele verſteinern. Dann rief er mit einem Blick gen Himmel: den Dank für meine Geneſung nehme ich zurück! und eilte fort. Er ging nach und nach in alle Häuſer, wo er ſich vor ſeiner Krankheit auf dieſe oder jene Weiſe nützlich zu machen gewußt hatte. Aber allenthalben ſah er ſich abgewieſen; hier, weil inzwiſchen ein Anderer an ſeine Stelle getreten war, dort, weil ſeine Geſtalt Widerwillen einflößte, an einem dritten Ort, weil es wirklich Nichts für ihn zu thun gab, und zuletzt, weil er, durch die Noth gezwungen, ſeine wenigen Kleidungsſtücke zu verkaufen, gar zu abgeriſſen und bettelhaft erſchien. Bald kündigte ihm auch ſeine Wirthin, weil er die Miethe nicht mehr zu bezahlen vermogte, die Wohnung auf; er mußte ſie verlaſſen und hatte nun nicht einmal ein Obdach mehr. Eine ſtumme Erbitterung, die ſich Anfangs nicht gegen die Welt, ſondern gegen ihn ſelbſt kehrte, bemächtigte ſich ſeiner, Kränkungen und Demüthigungen kamen ihm erwünſcht und wurden ihm zum Bedürfniß, er war wie Einer, der ſein Leben nur dann noch fühlt, wenn er zu all' ſeinen alten Wunden noch eine neue erhält. Als er eines Abends die Straßen durchwandelte, um

ſich nach einer Lagerſtäte für die Nacht umzuſehen, winkte ihm ein ſehr vornehm gekleideter Herr. „Kennſt Du den Signor Barbarucci?“ „Ich kenne ihn!“ „Es dauert keine Stunde, ſo kommt er hier vorbei!“ „Was ſoll das mir?“ „Er darf morgen nicht mehr leben! Nimm!“ Mit dieſen Worten drückte er Matteo eine Börſe in die Hand. Matteo warf ſie ihm empört vor die Füße. „So hab' ich mich geirrt? Wie iſt das möglich!“ rief der Fremde überraſcht aus mit einem ſpöttiſchen Blick auf Matteo; dann hob er ſein Geld wieder auf und ging fort, Matteo war es, als habe in dieſem Augenblick eine unſichtbare Hand den letzten Faden, der ihn noch an das Beſſere knüpfte, grauſam zerſchnitten; ich muß, dachte er knirſchend, jetzt in meinem Geſicht den Widerſtrahl der Hölle tragen, denn man tritt auf mich zu und muthet mir ohne Umſtände das Ungeheuerſte an, als ob es mein Handwerk wäre; ſoll man nichts Anderes ſcheinen wollen, als man iſt, ſo ſoll man auch nichts Anderes ſein wollen, als man ſcheint, das ſeh' ich ein und will's darnach verhalten! — Der Signor Barbarucci kam die enge Gaſſe herunter. „Ha — dachte Matteo — nun endlich wird es mir klar, weshalb mein Vater, als er ſtarb, mir doch lieber einen Dolch hinterließ, als gar Nichts! Hätt' ich ihn doch bei mir! Als ich ihn zum letzten Mal ſchliff, geſchah es nur, weil er roſtig geworden war. Aber es iſt gut, daß ich es bei Zeiten that!“ Eine menſchliche Regung beſchlich

ihn wieder. „Bevor ich zu morden anfange — rief er aus — will ich es mit dem Betteln verſuchen, aber, dieß ſchwör' ich, wenn ich ſchnöde abgewieſen werde, nur dies einzige Mal!“ Er ging den Signor um ein Almoſen an, nicht eben demüthig. Dieſer, der aus einer luſtigen Geſellſchaft kam und berauſcht war, zog eine Börſe und ſprach, indem er Matteo eine ſchwere Münze reichte: „nimm hin, ich hab's im Spiel gewonnen!“ Matteo wollte ſchon ein: Lohn' es Gott! ausſprechen und mitleidvoll eine Warnung hinzufügen, aber er verſchluckte Beides und ballte die Hand, denn der Signor, forttaumelnd, rief: „ich wohne bei der Kirche Sct. Petri und Pauli, und ſage Dir das, damit Du, wenn Du Dich einmal erhängen willſt, mich zu finden weißt, ich will dann den Strick für Dich bezahlen!“ Matteo nahm die Münze und warf ſie ihm an den Kopf. Der Signor, erſchreckt, entfernte ſich eilig, und Matteo, der die Münze im Mondlicht ſchimmern ſah, beugte ſich unwillkürlich, um ſie wieder aufzuheben. Dann aber trat er ſie mit dem Fuß in die Erde, halb aus heiligem Menſchenſtolz, halb aus Furcht, das Geld, wenn er es beſäße, möge ihn morgen in ſeinem gefaßten Entſchluß wankend machen. Der nächſte Abend kam. Matteo hatte den ganzen Tag verſchlafen, um ſich, um die Welt und Gott zu vergeſſen. Zuletzt weckte ihn der Hunger. Die anſtändigſte, geräuſchloſeſte Art des Selbſtmordes, das ſtille Erhungern, das ein Gemißhandelter

oft gern wählen würde, iſt leider zugleich auch die ſchwerſte, und wenigſtens dies ſollte anders ſein. Matteo ſprang auf, zog den auf ſeiner Bruſt verborgen gehaltenen Dolch, den er ſchon in der Frühe des Morgens bei ſeiner ehemaligen Wirthin abgeholt hatte, hervor und ſtieß ihn in einen Baum. Heller Saft entquoll der Rinde, zugleich fiel eine reife Frucht vom Wipfel herunter. „Baum — rief Matteo — Du biſt wie die Welt. Erſt ein Stoß, dann eine Frucht!“ Er bückte ſich gierig nach der Frucht, aber er ſtolperte dabei über eine aus der Erde hervorragende Wurzel des Baumes, ſtürzte zu Boden und ſtach ſich mit dem Dolch in die Hand. Strömend rann ſein Blut, er betrachtete es ernſthaft und ſprach dann: man wird nicht ohnmächtig, wenn man Blut fließen ſieht! Schnell, wie es in Italien geſchieht, brach die Nacht herein und Matteo trat ſeine Wanderung durch die Straßen an. „Der Erſte iſt der Rechte!“ rief er halblaut vor ſich hin, als er Schritte hörte. Aber das Schickſal lachte zu ſeinem Schwur, denn zuerſt begegnete ihm die Alte, die ihn in ſeiner Krankheit gepflegt und ihm auch nachher noch von ihrer Armuth mitgetheilt hatte. „Wohin, Mutter?“ fragte er ſie, als er ſie im Schein des eben aus den Wolken hervortretenden Mondes erkannte. „Zu Haus, um mich hungrig zu Bette zu legen — verſetzte ſie — und morgen wieder hungrig aufzuſtehen!“ „Morgen zahl' ich Dir, was ich Dir ſchuldig bin!“ ſagte Matteo.

„Wenn Du kannſt, mein Sohn, ſo thuſt Du ein chriſtlich Werk!“ erwiderte die Alte und entfernte ſich. Bei Gott — ſprach Matteo — die alte Frau ſoll morgen eſſen, wer weiß, ob ſie übermorgen noch eſſen kann!“ In eine hohle, ſchmale Gaſſe einbiegend, deren ſchwindelerregend-hohe Häuſer das Mondlicht abhielten, bemerkte er ein hinter den übrigen in einem Winkel zurückliegendes Gebäude, wo ſich ein Menſch mittelſt einer angelehnten Leiter auf die Terraſſe ſchwang. „Der ſchleicht — dachte Matteo — wahrſcheinlich zu dem Weibe eines Anderen, aber für dies Mal ſei ihm der Spaß verſalzen!“ Sacht zog er die Leiter weg, legte ſie nieder und klopfte unten, obwohl ſo leiſe, daß es geraume Zeit dauerte, bis man drinnen aufmerkſam ward. Endlich wurde ein Schiebfenſter geöffnet und die dünne zitternde Stimme eines Greiſes fragte, wer noch ſo ſpät ſtöre. „Ich will Euch nur anzeigen, alter Herr — verſetzte Matteo — daß ſo eben ein Beſuch bei Euch eingetroffen iſt; es mag ein Freund ſein, der es mit Eurer jungen Frau, wenn Ihr vielleicht eine genommen habt, oder mit Eurer Tochter wohl meint, und es wäre Euch gewiß unangenehm, wenn der nächtliche Gaſt ſich wieder entfernte, ohne daß Ihr ihn gebührend bewillkommt hättet!“ „Treibt Eure abgeſchmackten Poſſen anderwärts — erwiederte der Alte verdrießlich — meine Thür iſt feſt verſchloſſen und durch's Schlüſſelloch kommen nur die Geſpenſter!“ „Die Liebe hat Flü-

gel! — ſagte Matteo und hob die Leiter vom Boden auf — ſie fürchtet ſich nicht, den Hals zu brechen und klettert, wie die Katzen, über's Dach.“ „Mein Geld! mein Geld! — ſchrie jetzt der Alte hell auf — Pietro! Nicolo! Diebe! Diebe!“ Es ward augenblicklich lebendig im Hauſe, angezündete Lichter, umher getragen, erhellten Zimmer nach Zimmer. „Steht es ſo? — dachte Matteo — ſo lege ich die Leiter wieder an!“ Wirklich that er's, doch der gehetzte, fliehende Dieb, der ſie nicht am alten Platz fand, ſprang in ſeiner Angſt von der hohen Terraſſe auf die Straße herab, wobei ihm klingend ein Geldſack entfiel. Jammernd blieb er am Boden liegen, denn er hatte ein Bein gebrochen. „Jetzt — ſprach Matteo — müßte ich den Dieb beſtehlen, dann wäre der Wahnſinn vollkommen!“ Vielleicht hätte er es gethan, aber es war zu ſpät, ſchon ſtürzte der Alte ſammt ſeinen Dienern mit Windlichtern aus der Thür, und von einer anderen Seite näherte ſich die durch das Geſchrei und Geräuſch herbei gezogene Schaarwache. Der Alte hob zuerſt den Geldſack auf, dann ſtieß er nach dem Dieb mit dem Fuß, zuletzt ſagte er Matteo in einigen kahlen Worten ſeinen Dank, gab aber zugleich, Matteos zerriſſenes Kleid mit Entſetzen bemerkend, dem Nicolo Befehl, auf's Haus zu paſſen, damit ſich Keiner einſchleiche. Matteo ging weiter. „Der angehende Mörder — rief er grimmig lachend — liefert den Dieb an den Galgen!“ Der uner-

gründliche Widerſpruch des Lebens packte ihn wie mit Krallen, die Welt kam ihm wie ein unſinniges Kaleidoſcop vor, das in buntem Gemiſch kluge und dumme Figuren ohne Zweck und ohne Regel darſtellt, und die menſchliche Vernunft, wie der Verſuch eines Kindes, auf dem Sturmwind, der Alles bewegt und durcheinander ſchüttelt, zu reiten. An einem übel berüchtigten Platz ſtand er ſtill. Ein Mord ſchien ihm jetzt ein Nichts, ihm war, als müßte er ſich mit einer ſchweren That, wie mit Ballaſt, beladen, damit ſeine Gedanken ihn nur nicht in's Gränzenloſe, in die unendliche Leere, hinein wirbelten. Bald kam ein Mann daher, an der Hand ſeinen Knaben. Matteo nahm eine drohende Stellung an, doch der Mann trat vertrauensvoll auf ihn zu und ſprach: „guter Freund, es iſt hier ein gar unheimlicher Ort, den Jeder gern meidet, wenn er kann! Habt Ihr nichts Nothwendiges zu verſäumen, ſo thut mir den Gefallen, mich über die verrufene Strecke bis an mein Haus zu begleiten, ich will Euch den Weg bezahlen!“ Dieſe unerwartete Anrede drang Matteo Anfangs zum Herzen doch bald dachte er: es iſt die Liſt der Furcht, die ſo ſpricht! und mit der Hand in den Buſen nach dem Dolch fahrend, verſetzte er wild: ſehe ich aus, wie Einer, deſſen Schutz man in Anſpruch nimmt? „Was Euer Ausſehen betrifft — erwiderte der Mann ruhig und nahm ſeinen Knaben, der ſich über Müdigkeit beklagte, auf den Arm — ſo ſagt es mir zu, da

heißt ſeit der Zeit, daß Ihr krank geweſen ſeid, denn von Leuten, die ſchöner ſind, als Ihr, das fürcht' ich, kommt mein ganzes Unglück. Ich kenne Euch wohl, Ihr heißt Matteo, einer meiner Freunde hat mir viel Gutes von Euch geſagt und ich mögte Euch in meinen Dienſt nehmen, doch muß ich erſt wiſſen, wie Ihr meiner Frau gefallt." „Ei, wie blank! — rief der Knabe dazwiſchen und zeigte auf Matteos halbentblößten Dolch, den er, nun er von ſeinem Vater getragen ward, bemerken konnte — gieb mir das ſchöne Meſſer!" Alsbald griff er, ſich zu Matteo hinüber beugend, keck in deſſen Buſen hinein und faßte den Dolch, den er der Scheide haſtig entriß und trotz der Vorſtellungen ſeines Vaters nicht wieder laſſen wollte. Matteo fuhr mit ſeiner Hand nach der Stirn, er wußte nicht, war es der Stachel eines Schmerzes, war es der eines Gedankens, der ihm kalt durch's Gehirn drang. Daß der Mann, dem er den Tod von ſeiner Fauſt beſtimmt hatte, jetzt ahnungslos, von ihm Hülfe und Beiſtand gegen die Angriffe Anderer erwartend, an ſeiner Seite ging; daß der Muthwille der Unſchuld ihm das Mordinſtrument ſpielend raubte, weil den Kindesblick der falſche Glanz deſſelben beſtach, und daß der Knabe mit dem Eiſen, womit er ſeinen Vater hatte durchbohren wollen, vielleicht einen Apfel ſpießen oder den geſtopften Kleibauch einer Puppe aufſchlitzen würde, das ſchien ihm ſo wunderbar und dennoch ſo fratzenhaft dabei,

daß es ihn über alles menſchliche Bewußtſein hinaus-
drängte, daß ihm war, als ob er, mit dem Kopf au
eine Nadelſpitze geſtellt und nun mit Windeseile vo
Morgen gen Abend und wieder von Abend gen Mor-
gen im Kreis herum gedreht, mit ſeinem Auge Alle
auf einmal ſehen, die Enden der Dinge zugleich auf
faſſen und die Unvereinbarkeiten verknüpfen müſſe
daß es ihm vorkam, als ob ein Menſch an und fü
ſich eigentlich gar nichts ſei und, wie ein Spiegel
immer nur für das gelten könne, was er eben abbilde
„Hier iſt mein Haus — ſagte der Mann in ſonder
barem Ton und ſetzte den Knaben nieder, bleibt ein
mal mit dem Kinde ſtehen, ich will durch eine hinter
Thür gehen und dann vorn aufmachen. Laßt abe
Niemand heraus, wenn Einer wollte, kein Weib un
noch weniger eine Mannsperſon!“ Matteo gehorchte
was ihn ſonſt verwundert hätte, ſchien ihm jetz
natürlich, nur das Gewöhnliche, die Rückkehr de
entfeſſelten Stroms ſeltſamer Ereigniſſe und Zufäll
in das alte Bett, würde ihn überraſcht haben. De
Knabe zitterte vor Froſt, er ſetzte ſich auf einen Stei
und ſchloß die Augen. Matteo beugte ſich, ihn ſtrei
chelnd, auf ihn herab, da wurde die Hausthür lei
aufgemacht und ein Herr, ſich dicht in einen prächti
gen Mantel einwickelnd, ſchlich vorſichtig heraus
Matteo, der empfangenen Weiſung eingedenk, vertra
ihm den Weg und ſuchte ihn mit Gewalt in's Hau
zurückzudrängen. Der Unbekannte ſtieß einen Flu

aus, machte eine ſchnelle Bewegung und verwundete Matteo in den Arm. Matteo, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig, entriß dem eingeſchlummerten Knaben den Dolch und jagte ihn mit der Wuth eines Menſchen, der ſich in demſelben Augenblick mörderiſch angefallen ſieht, wo er in ſich ſelbſt einen grimmigen Mordgedanken niedergekämpft hat, dem Unbekannten ſo gewaltſam in's Herz, daß er mit einem gebrochenen Laut gegen das Haus zurück taumelte, und auf dem Flur, die Thür durch das mechaniſche Gewicht ſeines ſich überſchlagenden Körpers aufſtoßend, leblos zu Boden ſank. Jetzt erſchien der Vater des Knaben, in der einen Hand eine qualmende Kerze tragend, mit der anderen im höchſten Zorn an ihren langen, ſeidenen Locken ſein Weib, eine bleiche, ſchöne Geſtalt mit entblößtem Buſen, nach ſich ziehend. „War Keiner hier? Keiner? Keiner? — rief er aus — gehen denn Geſpenſter im Hauſe um, daß die Treppen knarren und die Thüren aufſpringen? Aber ich denke, der Vogel iſt gefangen!“ In ſeiner Raſerei zog er die junge Frau, die ſich auch gar nicht ſträubte, immer weiter vorwärts, bis ſie zuletzt über den Ermordeten, den ſo wenig ſie, als er, bemerkte, ſtolperte und niederſtürzend zu Boden fiel. Mit Entſetzen raffte ſie ſich wieder auf, erſt an ihrem befleckten weißen Kleide, das der Todte aus ſeiner noch ſprudelnden Wunde mit Blut gefärbt hatte, erkannte der Mann, was geſchehen war. Er leuchtete dem Leichnam in's Geſicht

und erſtarrte, dann rief er: „gut, Matteo, gut, daß Du mir die Arbeit abgenommen haſt, den hätte ich nicht tödten können, es iſt mein Jugendfreund!“ Unwillkürlich warf auch Matteo, der da ſtand, als ob er erwartete, daß ihn gleich ein Berg, heran wandelnd und über ihn zuſammen brechend, bedecken würde, auf den Getödteten einen Blick. Das entſtellte Geſicht des Signor Barbarucci grinſte ihm entgegen, und nun war ihm auf einmal, als ob das, was er gethan habe, leicht zu tragen ſei, um ſo mehr, als ſein Arm ihn eben ſehr zu ſchmerzen anfing. „Einen Arzt! Einen Arzt!“ ſchrie die junge Frau und warf ſich mit dem ungebundenſten Jammer maßloſer Liebe über den Leichnam hin. „O Du Verruchter!“ rief ſie dann, wieder aufſpringend, drang furienhaft wüthend auf Matteo ein, riß ihm den Dolch weg und ſtach nach ihm. Ihr Mann ſchleuderte ſie in eine Ecke und Matteo ſprach, indem er ſeinen blutenden Arm in die Höhe hob: ich wurde zuerſt angegriffen und habe mich nur meines Lebens gewehrt. „Deines Lebens, Du Hund? — kreiſchte ſie — erröthеſt Du nicht, daß Du noch lebſt, und daß der todt iſt, der wie ein Licht über die Erde wandelte? Verflucht ſei die Hand, die Dir wieder Brot und Wein reichen wird!“ „Du haſt Dich ſelbſt verflucht — ſprach ihr Mann — denn noch heut Abend ſollſt Du Matteo ſpeiſen und tränken, und ſogleich ſollſt Du ihm ſeinen Arm verbinden!“ „Den Arm, den

den Geliebten meiner Seele niederſtieß?“ ſchrie ſie und ſchlug ein helles Gelächter auf. „Metze, Metze, das mir? — rief der Mann erblaſſend — Deine letzte Stunde iſt da!“ Er ſtürzte auf ſie los, ſie kauerte ſich nieder und hielt ihre Hände vor die Augen, der Knabe umklammerte, heranſpringend und vor ſeine Mutter tretend, die Kniee des Wüthenden, aber er packte ihn und warf ihn weit von ſich, ſo daß der kleine Kopf dröhnend gegen die harte Wand fuhr, und das Kind, ohne einen Laut von ſich zu geben, liegen blieb. „Heiliger Gott! — rief Matteo erſchaudernd und ergriff die zur Erde gefallene und nur noch mühſam fortglimmende Kerze — Ihr habt den Knaben getödtet.“ Der Mann, der die Frau inzwiſchen bei der Gurgel gepackt hatte, drehte langſam den Hals herum und ſprach: das lügſt Du! „Er athmet nicht mehr!“ ſagte Matteo, ſich mit dem Kinde beſchäftigend. Der Mann trat mit ſchwankenden Schritten heran, in einiger Entfernung von Matteo blieb er ſtehen und ſprach halblaut: „wer weiß denn, ob es mein Sohn iſt!“ „Er iſt's, er iſt's! — kreiſchte die Frau — ich ſchwör's bei allen Heiligen im Himmel, die jetzt ihr Antlitz verhüllen, weil der eigene Vater ihn umgebracht hat!“ „Dann fahr' ihm nach und ſage den Heiligen, daß Du Schuld an dem Gräuel biſt!“ So rief er, aber er bewegte ſich nicht von der Stelle. Jetzt rührte ſich der Knabe und öffnete die Augen, als er aber ſeinen finſter vor ſich

hinſtarrenden Vater erblickte, ſchloß er ſie wieder feſt zu. „Gebt Euch zufrieden — ſprach Matteo — er lebt!“ Als die ängſtlich aufhorchende Frau dieſes Wort vernahm, rutſchte ſie auf ihren Knieen herbei, nahm den Fuß ihres Mannes und ſetzte ſich ihn ſtillſchweigend auf den Nacken, in ihrem Innern zum erſten Mal von einem Gedanken zerſpaltet, der ſie, wie in bluthrothem Licht, von fern die ungeheure Verwirrung erkennen ließ, die ein Weib, das die ehelichen Schranken leichtſinnig überſpringt, in alle menſchliche Verhältniſſe hinein bringt. Der Mann ließ ſie gewähren und ſah nur auf den Knaben, der erſt in ſehr langer Zeit die Augen wieder aufſchlug, und nun von Matteo in die Arme ſeines Vaters gelegt ward. „Ich preiſe dieſen Abend — ſprach der Mann feierlich — er hat den Argwohn, den ich gegen mein ſchlechtes Weib hegte, zwar ſchrecklich beſtätigt, aber er hat mir doch zugleich auch die Ueberzeugung gegeben, daß der Knabe hier, den ich oft, wenn ich ihn küſſen wollte, mit eiskaltem Schauder wieder nieder ſetzte, ohne es zu thun, wirklich der meine iſt, denn der Wuth dieſer Nichtswürdigen, die mich aus Rachgern zum Kindesmörder geſtempelt hätte, darf ich glauben, was ich nach dem, was geſchah, ihren Betheurungen nie geglaubt haben würde.“ „O verzeih mir — ſtöhnte die Frau — und tödte mich, wenn Du mir nicht verzeihen kannſt, erſt Deine That hat mich über die meinige belehrt, und ich haſſe, obgleich

er todt iſt, meinen Verführer jetzt mehr, als ich ihn je geliebt habe.“ Der Mann, ſie ſcharf betrachtend, verſetzte: „Iſt das wahr?“ „Ich ſchwör's!“ erwiederte ſie und hob die Hände gen Himmel. „Dann beweiſe es dadurch — ſagte er kalt — daß Du die Leiche, die hier nicht liegen bleiben kann, auf Deinen Schultern die Straße hinunter trägſt, bis auf den wüſten Platz, wo ſchon ſo mancher Mord vorfiel.“ Statt aller Antwort ging ſie zitternd, aber entſchloſſen, auf den Todten zu und verſuchte, ihn aufzuheben. „Laß ab, es iſt genug — ſprach der Mann ſanft — ich will es ſelbſt thun, aber Du verbindeſt mittlerweile Matteo den Arm, denn er bleibt, ſtatt des glatten, geſchmeidigen Burſchen, den ich geſtern gehen ließ, als Diener bei uns!“ Der Mann ſchaffte nun den Leichnam fort, was ihm, da die Gaſſe, wo er wohnte, einſam und verrufen war, trotz des hellen Mondſcheins gelang, ohne daß er geſtört oder auch nur bemerkt wurde; die Frau verband Matteos Wunde und trug ihm ein gutes Nachteſſen auf, und Matteo dachte bei ſich ſelbſt, daß, wenn er ſich in einem ſo guten Hauſe, wo ihm aus allen Ecken die Wohlhäbigkeit entgegen lachte, ſo plötzlich untergebracht ſähe, er dieß einzig und allein ſeiner Häßlichkeit verdanke, und ſöhnte ſich mit der ewigen Macht, die den Reif, innerhalb deſſen ein menſchliches Daſein ſich bewegt, wohl zuweilen zerbricht, aber ihn doch auch zur rechten Zeit wieder zuſammenfügt, in ſeinem Herzen einigermaßen wieder aus.

Herr Haidvogel und seine Familie.

1847.

„Nun, warum laßt Ihr die Köpfe so hängen? Lustig, wie ich es bin!“ Mit diesen Worten trat Herr Haidvogel, an einem Winterabend aus der Stadt zurückkommend, in seine enge Stube, in der seine Frau, von den beiden durch die Dunkelheit geängstigten Kindern endlich dazu gedrängt, eben die Lampe angezündet hatte. „Warum siehst Du mich nicht an? — fuhr er fort und stellte sich vor seine Frau hin, die allerdings, ihr kleines, frierendes Mädchen streichelnd, keinen Blick für ihren Mann zu haben schien; — ziehst Du wieder, wie gewöhnlich, im Stillen einen Vergleich zwischen mir und dem Quacksalber von Doctor, der auch einmal hinter Dir herlief? Danke Gott, daß Du mich statt seiner bekommen hast, denn ich lebe doch wenigstens noch, ihn hat heute Mittag der Teufel geholt, und eine halbe Stunde darauf, als ich gerade an seinem Hause vorbeikam nagelte der Vergolder, der noch von Nichts wußte den neuen Schild mit den ellenlangen Buchstaben

der ihm die Kundſchaft verdoppeln ſollte, über ſeiner Thür feſt.“ — „Er iſt —?“ fragte die Frau, ihr Auge zum erſten Mal ein wenig erhebend, während ihre Hand von dem Haupte des Kindes herabglitt. „Todt!“ — verſetzte Herr Haidvogel ſchadenfroh ſchnell — „ſo gewiß todt, als ob er einen ſeiner eignen Decocte verſchluckt hätte. Ja, der wird mich mit ſeinen oſtindiſchen Taſchentüchern nicht mehr ärgern, die er, wenn er des Morgens hier vorüberging und mich am Fenſter ſtehen ſah, immer im Winde flattern ließ! Sicher hat er ſich zu Weihnacht wieder einen neuen Rock beſtellt, denn bloß meinetwegen ſchaffte er ſich drei Mal ſo viel Kleider an, als er brauchte. Mögte der Schneider ihn doch ſchon zugeſchnitten haben! Die Rechnung wär' ein hübſches Chriſtgeſchenk für ſein hochmüthiges Weib, die es ganz zu vergeſſen ſcheint, wie gern ſie, als mein Vater noch lebte, mit mir getanzt und wie oft ſie mir dabei die Hand gedrückt hat.“ — „Mein Gott! Acht und dreißig Jahr!“ — ſagte die Frau, ohne ſich um ihren Mann zu bekümmern, und ſtarrte vor ſich hin. „Und auch ihr“ — begann Her Haidvogel auf's Neue und wandte ſich zu den Kindern — „warum hockt ihr immer in der Stube, warum ſpringt ihr nicht herum, wenn's euch friert, warum find' ich euch nie auf der Eisbahn, wie die Andern? Munter, Junge, tanz' mit der Schweſter, ich will pfeifen!“ — „Sie haben den ganzen Tag noch keinen Biſſen gegeſſen“ — un-

terbrach die Frau ihn bitter — „die Paar Kartoffeln, die Du nach Hauſe brachteſt, liegen noch da, es fehlte an Holz, ſie zu kochen!“ — „Und war da nicht zu helfen?“ — erwiderte Herr Haidvogel, indem er zugleich einen der beiden um den Tiſch ſtehenden alten Stühle bei der Lehne packte und mit ihm ſo ſtark gegen den Boden ſtieß, daß er faſt zerbrach — „ich ſollte doch meinen!“ — „So machteſt Du's ſtets“ — verſetzte die Frau — „und nur darum ſind wir ſo weit herunter gekommen! Den letzten Stuhl, der noch für einen Einſprechenden übrig blieb, denn den andern füllſt Du aus und den Kindern gehört ohnehin nicht mehr, als mein Schooß und Deine Lende! Warum nicht auch die Bettlade! Ein Glas Waſſer konnten wir längſt keinem Menſchen mehr anbieten, weil das Glas uns mangelt! Wenns nach Dir ginge, ſo würde morgen auch Niemand mehr einen Sitz bei uns finden.“ — „Wär' das ein Unglück?“ — entgegnete Herr Haidvogel — „läßt ſich ein Hund bei uns ſehen, als wenn er Etwas von uns zu fordern hat? Und trollt ſich ſo Einer nicht um ſo eher wieder, wenn er ſich nicht breit zum Predigen nieder laſſen kann? Doch, gleichviel! Es giebt andere Mittel! Wir wollen uns heut Abend etwas zu Gute thun! Es geht ein Gerücht über mich — — leider iſt es falſch, Du ſiehſt — —“ Er unterbrach ſich, nahm den Hut, den er bisher aufbehalten hatte, ab und deutete auf eine Beule am Kopf. „Woher haſt

Du die?“ fragte die Frau und erhob ſich. „Woher!“ verſetzte Herr Haidvogel und bedeckte ſich ſchnell wieder. „Herausgeworfen bin ich einmal wieder beim Onkel. Alles beim Alten!“ — „Menſch! Menſch!“ — fuhr die Frau erſchreckt auf — „willſt Du uns noch um das Letzte bringen? Was mein Onkel uns jährlich zufließen läßt, iſt ohnehin wenig genug. Aber wir erhalten es nur unter der Bedingung, daß Du nie ſein Haus betrittſt, daß Du bei Tage nicht einmal daran vorbei gehſt! Und nun — — Ich zitt're! Ich zitt're!“ Sie preßte ihre Kinder an ſich. „Ei was!“ — ſagte Herr Haidvogel — „mit dem Tode hat jede Dummheit ein Ende. Eine Pflicht hab' ich erfüllt, als ich hinging, eine Pflicht gegen die da und gegen Dich! Ich hörte, den Alten habe der Schlag gerührt und er ſei geſtorben, ohne ein Teſtament zu hinterlaſſen. Wenn das ſich ſo verhalten hätte, würdeſt Du doch wohl die Erbin geweſen ſein, nicht wahr?“ — „Aber es verhielt ſich nicht ſo!“ — verſetzte die Frau — „und das konnteſt du wiſſen!“ — „Das konnte ich nicht wiſſen!“ — fuhr Herr Haidvogel gereizt auf — „es unterhielten ſich Zwei davon auf offener Straße, die es gar nicht ſahen, daß ich in einer Ecke ſtand und an meinen Stiefelriemen knöpfte, die es alſo auf einen Spaß mit mir auch nicht abgeſehen haben konnten. Als ich zum Vorſchein kam, zogen ſie den Hut vor mir und der Eine ſprang ſogar gleich herzu und hob mir den Stock auf, den ich

noch überflüſſiger Weiſe zur Probe fallen ließ. Das war mir Beweis genug, und ich eilte in's Sterbehaus, um die aufſichtsloſen Schurken, die Köchin und den Bedienten, am Verſchleppen der Sachen zu verhindern. Gleich auf der Diele kam mir auch die Köchin mit dem Silberzeug entgegen. — „Wohin damit? fuhr ich die Perſon an. Nicht von der Stelle! Oder — Und Er da — rief ich dem Schlingel, dem Johann zu, der eben, einen Rebhuhnflügel in der Hand, aus der Küche herauf kam — warum war Er noch nicht bei mir? Hat Er den Kalender vielleicht erſt verbrannt, worin der Todte die Vorſchüſſe notirte, die Er ihm abzuſchwatzen wußte? Das wird Ihm übel bekommen!" — „Gott! Gott!" ſeufzte die Frau — „Der iſt zehn Jahre und Die acht! Was wird aus den armen Kindern, wenn" — „Was würde aus ihnen" — unterbrach Herr Haidvogel ſie mit Unwillen — „wenn ſie einmal eine Erbſchaft machten und ihr Vater wäre weniger eifrig, ihre Rechte wahrzunehmen als ich es bin! Dies Mal freilich war ich etwas zu voreilig, denn kaum hatte ich meine letzte Drohung ausgeſprochen, als der Alte erſchien und zornig fragte, wer einen ſolchen Lärm erhöbe. Da nun die Köchin boshaft, wie ſie iſt, erwiderte, daß ich ihr verböte das Silberzeug zum Aufputzen für die bevorſtehende Geburtstagsfeier des gnädigen Herrn zum Goldſchmied zu bringen und der Bediente noch ärgere Dinge hinzufügte, ereiferte er ſich natürlich gewaltig, ſein Ge-

ſicht wurde blau, ſeine Hände flogen und — — genug, der tückiſche Wunſch, den er mir nachrief, daß ich auf der Treppe den Hals brechen mögte, iſt nicht in Erfüllung gegangen, ſo gut der Johann ſeinen plumpen Auftrag auch ausführte, und wir wollen von dem Gerücht Vortheil ziehen, ſo lange wir es noch können! Flink, Theodor, ſpring' Du zum Schlächter hinüber und hole einige Pfund Fleiſch, und Du, Auguſte, lauf' zum Krämer und beſorge die Butter. Wenn ſie uns noch nie geborgt haben, ſo borgen ſie uns jetzt! Nicht dieſe Stirnfalten, Weib! Es giebt mehr Kinder, die nach Sieben über die Straße geſchickt werden und doch keinen Huſten mit nach Hauſe bringen! Waſche Du inzwiſchen die Kartoffeln ab, ich will Holz ſchaffen! Vater zahlt morgen, er iſt beim Onkel!" Mit dieſen Worten trieb er den Knaben und das Mädchen, die ſich nur zögernd zum Gehorchen anſchickten, weil ſie ſolche Botſchaften nicht zum erſten Mal ausrichten ſollten und den Erfolg ſchon kannten, aus der Thür und folgte ihnen nach, während die Frau in ein Gelächter, halb der Verachtung, halb der Verzweiflung ausbrach und ſich nicht von der Stelle rührte. Er that auf's Gerathewohl einen Gang durch das abgelegene Quatier, wo er wohnte und muſterte manchen Zaun und manche alte Hecke, ſogar hie und da einen Fenſterladen, der im Winde klapperte, weil er nicht gehörig befeſtigt war. Aber, wenn er eben Hand anlegen wollte, ſchien ihm

bald der Mond zu hell, bald gingen ihm zu viel Leute über die Straße, bald ſtörte ihn ein Hund, der ihn anbellte. Endlich ſagte er zu ſich ſelbſt: ich will mir die Mühe gar nicht machen, denn es iſt doch immer noch ſehr zweifelhaft, ob wir Fleiſch und Butter erhalten, und wenn, ſo liefert der Stuhl Holz genug. Sogleich nahm er ſeine gewöhnliche ſtolze Haltung, deren er ſich als angehender Dieb bereits abgethan hatte, wieder an und kehrte um. Kaum aber hatte er einige Schritte gemacht, als er mit dem Fuß an etwas Hartes ſtieß; er hob es auf und ſiehe da, es war ein Beutel mit Geld. Vorſichtig ſah er ſich nach allen Seiten um, ob ihn Jemand bemerkt habe, dann ſteckte er den Beutel zu ſich und ſetzte, jedoch nicht eben ſchneller, als vorher, ſeinen Weg fort. Als er zu Hauſe wieder anlangte, fand er ſeine Frau nicht mit Zurichtung eines Bratens beſchäftigt, ſondern mit Entkleidung ihrer Tochter. Der Knabe kam ihm entgegen und richtetete ihm eine Impertinenz vom Schlächter aus; auch das Mädchen wollte ſprechen, doch die Mutter unterbrach ſie und ſagte: „Euer Vater weiß Alles, was ihr ihm melden könnt, nun zu Bett mit euch, damit ihr hinein kommt, bevor die Lampe erliſcht!“ „Nichts da! Ihr bleibt auf!“ rief Herr Haidvogel jetzt und warf den Beutel mit Geld auf den Tiſch. Blanke Thaler rollten, die Kinder jubelten und die Frau ſah ihren Mann mit dem Ausdruck des höchſten Erſtaunens an. „Menſch — ſagte

ſie endlich langſam und ein ſchlimmer Verdacht ſtieg in ihr auf — woher kommt Dir dies Geld?“ „Wenn's nun ein Lotterie-Gewinn wäre — erwiderte er — würdeſt Du dann endlich einräumen, daß ich Recht that, als ich die zwölf Kreuzer, die ich Montag fand, zum Collecteur trug, ſtatt ſie zu Brod herzugeben?“ — „Nein“ — verſetzte ſie — „aber ich würde mich freuen, daß eine Schlechtigkeit ausnahmsweiſe einmal gute Folgen gehabt hätte. Iſt es denn ſo?“ — „Laß uns weiter reden“ — rief Herr Haidvogel, — „wenn wir ſatt ſind! Dann fördert's die Verdauung. Wir leben in einer Welt, worin einem Menſchen plötzlich eine Königskrone auf den Kopf fallen kann, der bis dahin kaum eine wollene Mütze beſaß, ſich ihn damit zu bedecken. Das ſagte ich Dir ſchon oft, erinnere Dich daran und mach' Feuer, jetzt wird Dir der Stuhl wohl nicht mehr zu koſtbar ſcheinen! Ich ſelbſt hole, was ſonſt nöthig iſt, ich muß die Hunde ärgern, die mir den Credit verſagten, ſie ſollen glauben, daß ich blos ihre Geſinnungen gegen mich auf die Probe geſtellt habe, und da ſie von meinen guten Zeiten her wiſſen, wie viel ich darauf gehen laſſe, wenn ich nur kann, ſo wird ſie's verdrießen, in dieſer nicht beſſer beſtanden zu ſein!“ Jetzt ſetzte die Frau ſich emſig in Thätigkeit, während Herr Haidvogel ſein Geld wieder einſtrich und ging. Er kam an einer Schenke vorbei; es war die nämliche, in der er den größten Theil ſeines väterlichen Erbtheils mit dem Leichtſinn und der

Liederlichkeit eines verhätſchelten einzigen Sohns verpraßt hatte, denn er war keineswegs immer ein armer Schlucker geweſen, er hatte ein für ſeine Verhältniſſe ganz anſehnliches Vermögen hindurch gebracht und ſich eben dadurch die Verachtung des Onkels, ſeiner Frau aber, die aus Pflichtgefühl nicht von ihm laſſen wollte, den Haß deſſelben zugezogen. „Da ſitzen nun — dachte er — die Meiſten von denen, womit ich ſonſt zuſammen zu ſitzen pflegte, da ſchwatzen ſie, wenn ihnen nichts Beſſeres einfällt, von mir, da lachen und ſpotten ſie auf meine Koſten oder bedauern mich, wenn's gut geht, zucken die Achſeln und — ich muß hinein!“ Er legte die Hand auf die Thür. „Was ſie ſagen werden, wenn ich ſo plötzlich erſcheine, wie ſie Anfangs vor mir zurückweichen, dann, ſowie ſie Geld ſehen, mir zunicken und vertraulich näher rücken werden! Ha, ginge Einer von ihnen ſo weit, mich um ein Darlehen anzuſprechen, ich würde es hergeben, wär's auch nur, um ihnen von der Größe der Summe, die mir zu Gebote ſteht, einen guten Begriff beizubringen.“ Er trat ein. Drinnen war eine lärmende Geſellſchaft beiſammen, die alten Kameraden grüßten gleich freundlich und wiſperten dann mit einander, es war offenbar, daß das Gerücht von Herrn Haidvogels plötzlicher Erbſchaft bereits zu ihnen gedrungen war und daß ſie es jetzt für vollkommen beſtätigt hielten, ſelbſt der Wirth war höflich. Herr Haidvogel, der in der allgemeinen Aufmerkſamkeit,

die er erregte und in dem Geflüster, das rings umher entstand, eine hinreichende Genugthuung für alle Entbehrungen der letztverstrichenen Jahre fand, durchschritt, um seinen Triumph vollständig zu genießen, den Saal seiner ganzen Länge nach, ehe er sich niederließ, dann setzte er sich an einen Tisch, an dem der einzige Mensch saß, den er nicht kannte und der keine Notiz von ihm nahm. Dies verdroß ihn fast und er faßte ihn darum scharf in's Auge; es schien nach dem ledernen Gurt, den er um den Leib trug, ein reisender Viehhändler zu sein, er hatte den Kopf auf den Tisch gestützt und starrte trübsinnig vor sich hin. „Dem ist ein Ochse gefallen!" dachte Herr Haidvogel, „und nun erinnert er sich mit Verdruß der vielen Schlächter, bei denen er das Thier um leidlichen Preis hätte anbringen können. Gebührende Strafe für die übertriebene Habsucht!" Dann forderte er sich mit lauter Stimme ein Glas Wein. Der Wirth brachte es eilig in eigener Person und putzte zugleich das Licht, das etwas trüb vor dem Fremden brannte; nun erst sah man's ganz deutlich, wie viel Niedergeschlagenheit in den an sich so mannhaft trotzigen Zügen desselben lag. „Ist Euch nicht um Eure Zeche bange" — fragte Herr Haidvogel den Wirth halblaut und deutete auf den Fremden — „der scheint darüber nachzugrübeln, wie er Euch darum bringen will!" — „Das wäre noch ein Ding der Unmöglichkeit" — versetzte der Wirth lustig — denn sie beläuft

ſich noch auf Nichts, das Glas Bier, das er ſich geben ließ, ſteht noch unberührt vor ihm.“ — „Damit Ihr das nicht auch von mir ſagen könnt“ — ſagte Herr Haidvogel — „will ich meinen Wein trinken!“ Er that's und zog dann eine Hand voll Thaler hervor, die er haſtig nach kleiner Münze zu durchſuchen begann, weniger, weil er ſo eifrig auf's Bezahlen erpicht war, als weil es ihn kitzelte, ſeinen Reichthum zu zeigen. „Ei du mein Himmel,“ verſetzte der Wirth abwehrend, „als ob das nicht Zeit hätte! Ihr denkt doch nicht ſchon wieder zu gehen? Von einem alten Freund, der ſich ſo lange nicht mehr bei mir ſehen ließ, würde mich das beleidigen, und noch mehr als das, es würde mich kränken!“ — „Nun“ — erwiderte Herr Haidvogel — „ich werde bleiben! Aber ſchickt ſchnell ein gutes Nachteſſen zu den Meinigen hinüber! Sie wollen ſich ſelbſt was bereiten, wozu die Umſtände!“ — „Freilich, freilich, wozu! Ich kochte ja gern für die ganze Stadt! Was ſoll's nur ſein? Hier iſt die Speiſekarte, beliebt's Euch, auszuwählen?“ — „Schickt Alles, was darauf ſteht“ — verſetzte Herr Haidvogel — „dann ſchickt Ihr jedenfalls das Rechte mit! Bildet Euch übrigens nicht ein, daß Eure Küche die meinige übertrifft. Pah! Wenn ich den Schneider, der dort in der Ecke ſitzt — Heda, Meiſter, Ihr habt nun genug genickt und am Käppel geſchoben, kommt morgen früh zu mir herüber und nehmt mir Maaß! — wenn ich den zuweilen durch

ein Loch im Aermel oder den Schuster durch einen zerrissenen Stiefel ärgerte, so geschah das ja blos, weil ich meinem Magen nichts abgehen ließ, denn wenn mein Onkel auch nicht alle Tage Verlangen trug, mich zu umarmen, so fiel es ihm doch noch weniger ein, mich hungern zu lassen, und wenn er mir auch einmal in seinem bekannten Jähzorn verbot, zu ihm zu kommen, so kam er dafür reuig bei nächtlicher Weile zu mir. Betrachtet den da! Ist er magerer geworden, seit ich keine Bratwürste mehr bei Euch aß?" Hiebei klopfte er sich auf den Bauch, der allerdings trotz der nüchternen Atzung mit Kartoffeln und trockenem Brot die ehemalige Rundung bewahrt und ihm auch immer für einen Ableiter erniedrigender Gedanken über die Beschaffenheit seines Tisches gegolten hatte. „O, sicher nicht," entgegnete der Wirth, obgleich trotz seiner Geschmeidigkeit nur mit mühsam unterdrücktem Lächeln, „was fällt Euch ein! Doch, ich will dem Kellner Auftrag geben!" Er sprang fort, um nicht zu bersten. „Ob wirklich nichts Kleines mehr darunter ist?" sagte Herr Haidvogel mit einem langen Blick auf den Fremden, der noch da saß wie vorhin, und dessen Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit gegen Alles, was um ihn her vorging, ihn förmlich zu empören anfing. — „Freilich, das Bettelgesindel." Er warf mit diesen Worten das Geld mit Geräusch auf den Tisch und schickte den Rest in der Tasche Handvoll nach Handvoll hinterdrein, fortwährend

zwiſchen den Thalern rührend und mit ihnen klappernd. Jedermann wurde auf's Neue aufmerkſam auf ihn, der Wirth rief dem Kellner einmal über das andere „hurtig! hurtig!“ zu, zwei von den ehemaligen Kameraden, die ihr ſchnödes Benehmen gegen ihn in der Zwiſchenzeit in Vergeſſenheit zu bringen wünſchten, ſtießen, ſcheinbar unbekümmert um ihn, aber laut genug, daß er es hören konnte, auf ſein Wohl mit einander an, nur der Fremde verharrte in ſeiner vorigen Lage. Herr Haidvogel wollte aber durchaus auch von ihm beneidet werden, er trat ungeduldig zu ihm heran und bat ihn um Erlaubniß, ſein Licht einen Augenblick nehmen zu dürfen, weil das ſeinige ſo düſter brenne und zwei überhaupt heller leuchteten, als eins. Der Fremde bewilligte es durch eine Kopfbewegung und ſah nun endlich auf. Doch kaum hatte er auf den im Glanz der Lichter flimmernden und ſchimmernden Schatz des Herrn Haidvogel einen Blick geworfen, als er wie beſeſſen auffuhr, den bisherigen Beſitzer mit einem mächtigen Stoß bei Seite ſchleuderte und mit einer Donnerſtimme ausrief: „Des Todes iſt, wer dies Geld berührt, es iſt mein! Hundert Thaler! Die ruſſiſche Schaumünze, an der ich mein Eigenthum erkenne! Und ein lederner Beutel! Zähle nach und vergleiche, wer zweifelt!“ Der Wirth, die ganze Geſellſchaft, vor Allem aber Herr Haidvogel ſelbſt, ſtanden einen Moment wie verſteinert, der Letztere faßte ſich jedoch gleich wieder, weil er

fühlte, daß er in den allerſchnödeſten Verdacht gerathen werde, wenn er lange im Stillſchweigen verharre, und antwortete dem Fremden, der unwillkürlich ſein breites Schlächtermeſſer gezogen und ſich mit halbem Leibe über das Geld hingelehnt hatte, kalt und ſpöttiſch: „Ihr habt die Lumperei verloren, und ich habe ſie gefunden! Könnt Ihr das nicht ruhig ſagen? Da iſt der Lederbeutel, den Ihr wohl noch vermißt! Eine Schaumünze! Ei, die hatte ich noch gar nicht bemerkt! Hübſch! Der Uebergang über die Berezina! Ein Andenken?“ Der Fremde maß Herrn Haidvogel mit einem zweideutigen Blick, und da er entdeckte, daß der Rock deſſelben etwas kahl war, zählte er ſein Geld ſorgfältig nach. Als er fand, daß an der Summe nicht das Geringſte fehle, reichte er ihm die Hand und ſagte: „verzeiht mir meine Heftigkeit und ſetzt Euch zu mir, daß wir zuſammen trinken!“ — „Trinkt mit wem Ihr wollt“ — entgegnete Herr Haidvogel vornehm — „aber haltet Euch ein andermal auf beſſere Taſchen!“ Stolz, wie ein Sieger den Wahlplatz, verließ er nun die Gaſtſtube und überrannte in der Thür faſt den ſchwer bepackten Kellner, der, bei einer ſo unerwarteten Wendung der Dinge vom Wirth eiligſt wieder umgerufen, eben hineintrat. „Ich will's ſelbſt mitnehmen!“ rief er dieſem zu und griff nach dem Eßkorb, den der verblüffte Menſch, der den Zuſammenhang nicht kannte, auch ohne Widerſtand fahren ließ, den der Wirth Herrn

Haidvogel aber wieder entriß. „Ah, so war's gemeint," sagte dieser, „gut, da ist hier denn auch für mein Glas Wein!" Er warf die letzten vier Groschen hin, die er besaß und die er zum Ankauf von Glanzwichse bestimmt gehabt hatte, versuchte den Wirth durch einen Puff, den er ihm im Vorbeischießen beibrachte, umzustoßen, was ihm freilich nicht gelang, und eilte fort. Leise, leise stahl er sich in sein Haus und in seine Wohnstube hinein. Seine Frau war in der Küche, wie er durch ein kleines, in der Thür angebrachtes Fenster sehen konnte, mit dem Abkochen der Kartoffeln beschäftigt, das Feuer brannte lustig auf dem Heerd und die Kinder standen mit heiteren Gesichtern umher. „Ich kann's nicht ändern!" fluchte er und begann sich schleunig zu entkleiden. Er war damit glücklich zu Ende gekommen und stieg eben in's Bett, als seine Frau, die schon mit Ungeduld auf ihn wartete, in die Stube trat. „Mein Gott!" — rief sie auf's höchste verwundert aus — „Du gehst zu Bett?" — „Thu' Du es auch," entgegnete er und setzte, indem er die Decke über sich hinzog, gähnend hinzu: „Ehrlich währt am längsten!" Die Frau hatte aber noch kaum die Zeit gehabt, ihr Erstaunen durch einen unartikulirten Laut auszudrücken, als an die Thür gepocht wurde. „Riegel vor!" rief Herr Haidvogel, und als er sah, daß die Thür bereits aufging, griff er nach seinem Stock, der zu Häupten des Bettes stand. Der Kellner trat mit seiner Last herein;

die Gesichter der Kinder, die sich schon verfinstert hatten, klärten sich wieder auf, denn der leckere Duft, der sich im Zimmer verbreitete und das fröhliche Klappern der Schüsseln verkündete ihnen den Inhalt des Korbes. „Reue? Gewissensbisse?“ — fragte Herr Haidvogel den Menschen, der den Korb stillschweigend auf den Tisch stellte — „hätt's kaum erwartet.“ — „Mich schickt der Viehhändler“ — entgegnete dieser — „er hat Alles bezahlt!“ — „Der!“ — rief Herr Haidvogel — „Was untersteht der Kerl sich! Mir, der ich schon an Einem Abende mehr verspielt habe, als er in einem Jahre gewinnt! Nun wohl! Ein Finderlohn! Aber wohl gemerkt, nur für die Kinder! Ich berühre Nichts davon! Ehrenwort!“ Der Kellner wollte sich wieder entfernen, die Frau trug ihm eine herzliche Danksagung auf. „Kein Wort von Dank!“ — fuhr Herr Haidvogel dazwischen — „Er hat seine Schuldigkeit gethan, und kaum. Aber Deinem Herrn kannst Du melden, daß ich ihm mit den Schüsseln, wenn er sie etwa zurück verlangt, die Fenster einwerfen werde!“ In diesem Augenblicke wurde abermals gepocht. „In Europa nimmt man im Bett keine Visiten an!“ rief Herr Haidvogel, aber die Thür wurde trotzdem langsam geöffnet und mit verstörtem Gesicht trat etwas verlegen der Bediente Johann herein. „Nun Hallunke“ — schrie Herr Haidvogel ihm entgegen und schwang seinen Stock — „willst Du die Zahlung haben für —?“ Er berührte

hiebei mit einer unzweideutigen Geberde ſeinen Rücken. „Herr Haidvogel“ — ſtotterte Johann — „Sie wiſſen, daß ich Nichts that, als was der Herr mir befahl, deſſen Brot ich aß!“ — „Aß?“ fragte Herr Haidvogel geſpannt. „Ja,“ — fuhr Johann fort — „der gnädige Herr iſt am Schlag“ — „Am Schlag?“ — unterbrach ihn Herr Haidvogel verdrießlich und enttäuſcht — „Kerl, biſt Du verrückt? Es war ja eine niederträchtige Lüge, mit eigenen Augen überzeugte ich mich davon!“ — „Heute Nachmittag, ja“ — verſetzte Johann — „aber jetzt nicht mehr! Leider!“ — „Leider?“ — rief Herr Haidvogel — „Gott Lob!“ — „Freilich, Gottlob!“ — entgegnete Johann geſchmeidig — „denn es war nicht mehr zum Aushalten! Wenn Sie wüßten, wie oft ich Fußtritte vom Alten erhielt, weil ich eine Fürbitte für Sie einlegte! Noch dieſes Loch im Kopf — —“ — „Haſt Du vor ſieben Stunden von dem Thürpfoſten bekommen“ — unterbrach ihn Herr Haidvogel — „an den Du Dich ſtießeſt, als Du mit mir boßeln wollteſt — — Was kümmert's mich noch! Haſt Du gehört, Frau?“ — „Iſt es denn wahr, Johann?“ fragte ſie ſchüchtern und ſchob dem Bedienten einen Stuhl hin, auf den er ſich aber nicht niederließ, weil die Dame, die er ſchon lange nur noch über die Achſel angeſehen hatte, plötzlich wieder eine Reſpektsperſon für ihn geworden war. „Wie kannſt Du nur noch fragen“ — eiferte Herr Haidvogel, dem dies nicht entging — „ſiehſt

Du nicht, daß er mit krummem Rücken und eingeknickten Beinen vor Dir ſteht? Aber, wie kam's denn?" — „Wahrſcheinlich" — entgegnete Johann zögernd — „von dem Aerger, den —" —„Den ich ihm machte? fragte Herr Haidvogel jubelnd — „Ja? Iſt's ſo? Das freut mich! O das freut mich! Maaß für Maaß! Kerl, ich ſchenke Dir Alles, was Du heute Abend geſtohlen haſt! Verbeugſt Dich? Bravo! Nun, Frau, war's gut, daß ich da war? He, was ſagſt Du?" — „Laß ihn doch zu Wort kommen" — erwiderte ſie unwillig — „noch wiſſen wir ja von Nichts!" — „Der Auftritt mit Ihnen" — begann Johann wieder — „hatte ihn in die furchtbarſte Aufregung verſetzt, er ſchäumte vor Wuth —" —„Das ſah ich noch!" warf Herr Haidvogel ein, „o, das ſah ich!" — „Und er ſchrie: gleich mach' ich mein Teſtament, ich warte meinen Siebzigſten, Geburtstag meinte er vermuthlich, nicht ab, und ich enterbe ſie vollſtändig!" — „Es war alſo noch nicht geſchehen" — verſetzte Herr Haidvogel — „wie ihr Hunde ausgebracht hattet! Niederträchtig! Das gab meinem Credit den Todesſtoß!" — „Wir ſagten" — erwiderte Johann kleinlaut — „was wir hörten und glaubten! Hätten wir das Gegentheil gewußt — —" — „So hättet Ihr" — unterbrach die Frau ihn bitter — „meinen Theodor zur Kirſchenzeit zuweilen in den Garten gelaſſen, wenn der Onkel abweſend war und er darum bat, weil die rothen Beeren ihn ſo lockten!"

— „Gewiß!“ — entgegnete Johann mit einem dummen Geſicht — „das hätten wir gethan!“ — „Weiter!“ drängte Herr Haidvogel. „O“ — ſagte Johann — „es iſt gleich aus! Ich mußte zum Advokaten ſpringen und als ich zurückkam, lag er ſchon ſprachlos da. Dann — Genug, es iſt vorbei!“ — „Für ihn!“ — verſetzte Herr Haidvogel — „und für uns fängt's an. Haſt Du Geld bei Dir? — „Zu Befehl!“ entgegnete Johann und griff dienſtfertig in die Taſche. „So bezahl' dem Menſchen da, der Maul-Affen an der Thür feil hält, das Eſſen! Heda, Kellner! dem Viehhändler ſeinen Thaler, oder ſind's zwei? zurückgebracht und über Alles, was Du hier gehört haſt, auf Deine gewöhnliche Weiſe reinen Mund gehalten! Ah, ſieh! hätteſt Du Deine Mütze gleich beim Eintritt abgezogen, wie ſich's gebührt, ſo könnteſt Du ſie jetzt wieder aufſetzen! Nun mußt Du's freilich umgekehrt machen! Gute Nacht!“ Der Kellner ging, auch Johann ſchickte ſich zum Fortgehen an, vorher aber ſagte er noch, die Köchin habe ſich in's Bett gelegt und ſtellte ſich krank, es ſei aber nicht wahr, ihr fehle Nichts, dann entfernte er ſich. „Nun Frau“ — rief Herr Haidvogel und zog ſich an — „kann ich mein väterliches Haus jetzt wieder kaufen, von dem ich den Kindern einſt, als wir mit ihnen daran vorbei gingen, zu Deinem Verdruß weiß machte, es ſei noch mein und ich hätte nur den Thürſchlüſſel verloren, ſonſt würde ich ſie hinein führen? Kann

ich — —“ — „Nichts kannſt Du“ — verſetzte die Frau, die inzwiſchen ihr dünnes Umſchlagetuch umgenommen und ſich zum Fortgehen angeſchickt hatte — „Nichts ohne mich, ohne meine Einwilligung kommt kein Pfennig in Deine Hände und ich werde dafür ſorgen, daß das Jammerleben, das jetzt zu Ende iſt, nicht wieder anfangen kann!“ — „Wie? Was?“ rief Herr Haidvogel mit offenem Munde, und war ſo überraſcht, daß er den ſchon halb angezogenen Rock ganz anzuziehen vergaß und mit dem poſſirlich an der rechten Seite ſeines Leibes niederbaumelnden Kleidungsſtück wie eine Vogelſcheuche daſtand. „Gewiß“ — fuhr die Frau im beſtimmteſten Ton fort — „Du ſollſt mir thun, was Dir gefällt, wenn Dir Mittags jemals wieder ein guter Braten auf dem Tiſch fehlt und wenn Du des Abends wieder kalte Kartoffeln eſſen mußt!“ — „Pah“ — erwiderte Herr Haidvogel giftig — „wenn man nicht ſelbſt Banquerott macht, ſo thun's Andere und man verliert ſein Geld. Das iſt das Beſte!“ — „Darauf laß' ich's ankommen!“ verſetzte die Frau und ging. „Schöne Ausſichten!“ rief Herr Haidvogel und wandelte einige Male ſtillſchweigend die Stube auf und ab. „Schmeckt's?“ rief er dann den Kindern zu, die ſich längſt über das Eſſen hergemacht hatten und ſetzte ſich zu ihnen. „Galle macht Appetit! Ein neuer Beweis dafür!“ murmelte er nach einer kleinen Pauſe der Unthätigkeit und griff auch ſeinerſeits zu. „Was

iſt's auch weiter?" — monologiſirte er nun kauend fort — „ich bedinge mir ein Monatliches, das thaten Andere auch, und ehe ſie's in's Wochenblatt ſetzen läßt, daß ſie für meine Schulden nicht haftet, kann ich genug auf ihren Namen zuſammenborgen! Heiſa! Luſtig! Was für Noth?"

Anna.

1836.

„Himmel blau und mild die Luft,
Blumen voll von Thau und Duft,
Und am Abend Tanz und Spiel,
Das iſt mehr als allzuviel!“

Luſtig ſang dies an einem hellen Sonntagmorgen Anna, die junge Magd, während ſie zugleich auf's fleißigſte mit Reinigung der Küchen- und Milchgeſchirre beſchäftigt war. Da ging im gründamaſtenen Schlafrock der Freiherr von Eichenthal, in deſſen Dienſten ſie ſeit einem halben Jahre ſtand, an ihr vorüber, ein junger verlebter Mann, voll Hypochondrie und Grillen. „Was ſoll das Gejohle — herrſchte er, indem er vor ihr ſtehen blieb, ihr zu — Sie weiß, daß ich keine Leichtfertigkeiten leiden kann!“ Anna erglühte über und über, ſie erinnerte ſich, daß der geſtrenge Herr ſie vor einigen Abenden in der Gartenlaube gern leichtfertig gefunden hätte, ſie hatte ein ſcharfes Wort auf der Zunge, griff aber, es mit Gewalt unterdrückend, nach einer weißporzellainenen Suppenterrine und ließ dieſe, in heftigem Kampfe

mit der ihr eigenen Unerſchrockenheit begriffen, zu Boden fallen. Das koſtbare Geſchirr zerbrach, der Freiherr, der bereits einige Schritte vorwärts gethan hatte, kehrte zornglühenden Geſichts um. „Was? — rief er laut aus und trat dicht vor das Mädchen hin — will Sie Tuckmäuſerin an meiner Mutter Küchengeräthſchaften ihr Müthchen kühlen, weil Ihre Verſtocktheit es Ihr nicht erlaubt, einen wohlverdienten Vorwurf ruhig hinzunehmen wie ſich's geziemt?“ Und damit gab er ihr rechts und links, ſcheltend und tobend, Ohrfeigen über Ohrfeigen, während ſie ihn erſtarrend, wie ein Kind, der Sprache, ja faſt der Sinne beraubt, in der einen Hand noch den Henkel der Terrine haltend, die andere unwillkürlich gegen die Bruſt drückend, anſah. Aus dieſem an Ohnmacht grenzenden Zuſtande wurde ſie erſt durch das ſpöttiſche Gelächter des Kammermädchens Friederike erweckt, die, gefälliger wie ſie, es ſich gern gefallen ließ, daß der Freiherr lüſtern tändelnd ſie in die Wangen kniff und mit ihren Locken ſpielte. Höhniſch ſchaute die freche Dirne zu ihr hinüber und rief ihr zu: „das gibt guten Appetit für die Kirmſe, Jungfer Männerſcheu.“ Der Freiherr aber ſtemmte laut lachend die Arme in die Seite und ſagte: „laſſ' Sie ſich das Gelüſte nach Tanz und Spiel nur vergeh'n; ich nehme die von meiner Mutter ertheilte Erlaubniß zurück, Sie ſoll das Haus hüten.“ „Gibt's denn heute Nichts für ſie zu thun?“ fuhr er mit ſich ſelbſt rathſchlagend fort.

Friederike flüsterte Einiges. „Richtig — rief er überlaut — sie soll Flachs hecheln, bis spät in die Nacht, hört Sie's?“ Anna in gänzlicher Verwirrung nickte mit dem Kopf und sank dann kraftlos auf die Kniee, ergriff aber zugleich instinktartig ein messingenes Gefäß und begann, während ihr die Thränen heiß und unaufhaltsam aus den Augen drangen, es blank zu scheuern. Da ging der Gärtner, der ihr, frisch und blühend, wie sie war, längst, aber vergebens nachgestellt, und den vorigen Auftritt von ferne angesehen hatte, an ihr vorbei, grüßte sie und fragte höhnisch, wie's ihr gehe. „Oh, oh!“ stöhnte sie krampfhaft zusammenzuckend, sprang auf und packte den hohnsprechenden Buben bei Brust und Gesicht. „Rasende!“ rief er erschreckend und stieß sie, sich ihrer mit aller Manneskraft erwehrend, zurück. Sie, als wüßte sie selbst nicht, was sie gethan, starrte ihm nach mit weit aufgerissenen Augen, dann, wie sich besinnend, ging sie wieder an ihre Arbeit, die sie ununterbrochen, nur zuweilen unbewußt laut aufseufzend, fortsetzte, bis man sie Mittags zum Essen in die Küche rief. Hier sah sie sich empfangen von lauter schadenfrohen Gesichtern, und von mehr oder minder unterdrücktem Gelächter und Gekicher, welches, da sie mit brennenden Wangen auf ihren Teller niederblickte und zu allen reichlich vorgebrachten Anspielungen kein Wort sagte, immer stärker und rücksichtsloser ward. Die Mägde, theilweise schon im Putz, neckten sich in un-

verkennbarem Bezug auf sie gegenseitig mit den Liebhabern, die sie gefunden hatten oder zu finden hofften, und der breitnasige Küchenjunge, durch Großknecht und Kutscher mit Augenzwinkern zu dieser Frechheit aufgemuntert, fragte Anna, ob er nicht ihre rothgeblümte Schürze, so wie den bunt bebänderten Hut, den des Majors Bedienter Friedrich ihr zur Weihnacht geschenkt, leihen dürfe; sie werde ja in der Flachskammer diese Sachen entbehren können, und er hoffe, sich ein Mädchen, dem es an Putz fehle, dadurch geneigt zu machen. „Bube," rief sie aus mit blassen, bebenden Lippen, „ich will Dir, wenn Du krank liegst und von Niemandem beachtet wirst, keine Milchsuppen wieder kochen;" schob ihren Teller zurück und ging, die leeren Wassereimer ergreifend, um sie, wie es ihr zukam, frisch aus dem Brunnen zu füllen, hinaus. „Pfui," sagte Johann, ein alter Diener, der, im Dienste seines Vaters grau geworden, bei dem Freiherrn von Eichenthal das Gnadenbrot genoß, „es ist Unrecht, der Dirne Essen und Trinken durch gallige Reden zu verderben!" „Ei, versetzte der Gärtner, der schad'ts nicht, sie ist so hochmüthig, seit der Friedrich, der dünnleibige Speichellecker, hinter ihr herläuft, als ob ein Edelmann angebissen hätte!" „Hochmuth kommt vor dem Falle!" sagte Liese, die kleine dralle Köchin, mit einem zärtlichen Blick auf den phlegmatischen Großknecht, „wißt ihr, daß sie sich schnürt?" „Warum auch nicht hochmüthig," sagte der Kutscher,

„iſt ſie doch des Schulmeiſters Tochter!“ Friederike, das Kammermädchen, trat mit erhitztem Geſicht in die Küche. „Iſt die Anna nicht hier — fragte ſie, ſich die Stirn mit dem ſeidenen Taſchentuche trocknend — der gnädige Herr hat ſich eben zu Bett gelegt, er war ſehr ſpaßhaft — hier huſtete ſie, weil die Anderen ſich mit bedeutenden Blicken anſahen und lachten — und ich ſoll ihr ſagen, daß ſie gleich mit dem Flachshecheln beginnen und — dies ſetzte ſie eigenmächtig hinzu — vor zehn Uhr nicht Feierabend machen ſoll!“ „Ich will's ihr ſchon ausrichten, Rike!“ verſetzte Lieſe. Friederike tänzelte wieder fort. „Ob die ſich nicht auch ſchnürt?“ fragte der Großknecht. „Pſt! Pſt!“ wisperte Johann und klimperte verlegen mit ſeiner Gabel auf dem Teller. Anna trat mit ihrer Tracht Waſſer in die Küche. „Anna — begann Lieſe geſchäftig — ich ſoll Dir ſagen“ — — „Ich weiß ſchon Beſcheid — erwiderte Anna trocken im feſten Tone: — Ich bin dem Boten begegnet. Wo hängt der Schlüſſel zur Flachskammer?“ „Drüben am Nagel!“ verſetzte die Köchin und zeigte mit dem Finger auf die Stelle. Anna, gelaſſen, weil im Innerſten zerſchlagen, nahm den Schlüſſel und ging, während die Uebrigen ſich zu ihren Koffern begaben, um dort vor einem Drei-Groſchen-Spiegel den Anzug zu vollenden, haſtig in die Flachskammer, deren Fenſter auf Schloßhof und Landſtraße hinausgingen. Sie ſetzte ſich, das Geſicht gegen die Fenſter gewendet, ſo,

daß ſie alle Fröhlichen, die aus dem Dorfe auf die Kirmſe zogen, ſehen und ihre munteren Geſpräche hören konnte, an die Arbeit, die ſie in dumpfer Emſigkeit begann, und wenn ſie auch zuweilen in unbewußtes Hinbrüten verſank, doch ſogleich aus dieſem, wie vor Schlangen- und Tarantelſtich ſchreckhaft auffahrend, mit verſtärktem, ja unnatürlichem Eifer fortſetzte. Nur einmal während des ganzen langen Nachmittags ſtand ſie von ihrem niedrigen harten Blockſtuhl auf, und zwar als ihr Mitgeſinde auf bequemem, von raſchen Pferden gezogenem Leiterwagen den Schloßhof hinunter jagte, aber laut auflachend, wie zu eigener Verſpottung, ſetzte ſie ſich wieder nieder und trank, obwohl ſie in all' der Hitze und all' dem Staub durſtig ward, daß ihr die Zunge am Gaumen klebte, nicht einmal den Kaffee, den ihr um vier oder fünf Uhr die alte Brigitte, die bei einer Gelegenheit, wie die heutige, für die Mägde das Haus zu hüten pflegte, mitleidig gebracht hatte. Als die Nacht allmälig hereinbrach, ging ſie, ohne ſich die wild um's Geſicht herunterhängenden Locken zurückzuſtreichen, in die Küche, wo ſie, auf Brigittens freundliche Einladung, dort zu bleiben und eine leckere Pfanne voll gebratener Kartoffeln mit ihr zu verzehren, Nichts erwidernd, ein Licht aus dem Lichtkaſten nahm und ſich dann mit dieſem, es mit darüber gehaltener Hand vor dem Zugwind ſchützend, in die Flachskammer zurückbegab. Nicht lange dauerte es, ſo klopfte es bei

ihr an's Fenſter, und als ſie die Thür öffnete, trat Friedrich, über und über ſchwitzend, mit Haſt herein. „Ich muß doch ſehen — ſagte er faſt außer Athem und ſich die Weſte aufreißend — ſie flüſtern allerlei!“ „Du ſiehſt!“ erwiderte Anna ſchnell, dann aber ſtockend und ſteckte ihren Buſenlatz, der ſich etwas verſchoben hatte, feſt. „Dein Herr iſt ein Hundsfott!“ brauſte Friedrich auf und knirſchte mit den Zähnen. „Ja, ja!“ ſagte Anna. „Ich mögt' ihm begegnen, drüben am Abhang“ — rief Friedrich — „o es iſt entſetzlich!“ „Wie heiß biſt Du“ — ſagte Anna, indem ſie ſanft ſeine Hand faßte — „haſt Du ſchon getanzt?“ „Wein hab' ich getrunken, fünf, ſechs Gläſer,“ verſetzte Friedrich — „komm, Anna, zieh Dich an, Du ſollſt mit, jedem Teufel zum Trotz, der ſich drein legen will.“ „Nein, nein, nein!“ ſagte Anna. „Ja doch“, fuhr Friedrich auf und legte ſeinen Arm um ihren Leib, „Doch!“ „Ganz gewiß nicht!“ erwiderte Anna leiſe, ihn innig umſchlingend. „Du ſollſt, ich will's,“ rief Friedrich und ließ ſie los. Anna ergriff, ohne etwas zu antworten, die Hechel und ſah vor ſich nieder. „Willſt Du oder nicht?“ drängte Friedrich und trat dicht vor ſie hin. „Wie könnt' ich?“ entgegnete Anna, indem ſie, ihm vertrauensvoll in die Augen ſehend, ihre Hand auf's Herz legte. „Gut, gut,“ rief Friedrich, „Du willſt nicht? Gott verdamme mich, wo ich Dich wieder ſeh'!“ Wie raſend ſtürzte er fort. „Friedrich“ —

ſchrie Anna ihm nach — „bleib doch, bleib einen Augenblick, horch, wie der Wind brauſt!“ Sie wollte ihm nacheilen, da ſtreifte ihr Kleid das niedrig auf einen Eichenklotz geſtellte Licht, es fiel herunter und entzündete den ſchnell in mächtiger Flamme auflodernden Flachs. Friedrich, von Wein und Zorn berauſcht, zwang ſich, wie dies in ſolchen Augenblicken wohl geſchieht, ein Lied zu ſingen, während er in die ſehr unfreundlich gewordene Nacht hinausſchritt; in wilder Luſtigkeit drangen die wohlbekannten Töne zu Anna hinüber. „Ach! ach!“ ſeufzte ſie aus tiefſter Bruſt. Da erſt bemerkte ſie, daß die Kammer ſchon halb in Feuer ſtand. Mit Händen und Füßen ſchlagend und tretend warf ſie ſich in die gefräßigen Flammen, die ihr heiß und brennend entgegen ſchlugen und ſie ſelbſt verletzten. Dann rief ſie — Friedrichs Stimme verklang eben in weiter Ferne in einem letzten Halloh — „Ei, was löſch' ich, laß! laß!“ und eilte, die Thür mit Macht hinter ſich zuwerfend, mit einem gräßlichen Lachen hinaus, unwillkürlich den nämlichen Weg durch den Garten einſchlagend, den Friedrich gegangen war. Bald aber, auf einer Wieſe, die zunächſt an den Garten ſtieß, ſank ſie kraftlos, faſt ohnmächtig zuſammen und drückte laut ſtöhnend ihr Geſicht ins kalte naſſe Gras. So lag ſie lange Zeit. Da ertönten dumpf und ſchrecklich von nah und von fern die Noth- und Feuerglocken. Sie richtete ſich halb auf, doch ſah ſie ſich nicht um, aber über ihr war der

Himmel blutroth und voll von Funken; eine unnatürliche Wärme verbreitete sich, von Minute zu Minute zunehmend; Geheul und Gebrause des Windes, Gepraſſel der Flammen, Wehklage und Geſchrei. Sie legte sich wieder der Länge nach am Boden nieder, ihr war, als ob sie ſchlafen könne, doch ſchreckte sie im nächſten Augenblick aus dieſem, dem Tode ähnlichen Zuſtand die Rede zweier Vorübereilenden wieder auf, von denen einer ausrief: „Herr Jeſus, es brennt ſchon im Dorf!“ Jetzt mit Rieſenkraft raffte sie sich zuſammen und eilte mit fliegenden Haaren in das hart an die brennende Seite des Schloſſes ſtoßende Dorf hinunter, wo die leicht Feuer fangenden Strohdächer bereits an mehr als einer Stelle in lichten Flammen aufſchlugen. Immer gewaltiger erhob sich der Wind; die meiſten Einwohner, Kinder und alte, ſchwächliche Perſonen ausgenommen, waren über vier Meilen entfernt auf der Kirmſe; die elenden Feueranſtalten hätten den zwei verbündeten furchtbaren Elementen ohnehin, auch wenn die nöthige Mannſchaft zur Stelle geweſen wäre, nur eitlen Widerſtand leiſten können; es fehlte ſogar, denn der Sommer war ungewöhnlich trocken, an Waſſer. Unglück, Gefahr, Verwirrung wuchs mit jeder Minute; ein kleiner Knabe rannte umher und ſchrie: „Ach Gott, ach Gott! mein Schweſterlein!“ und wenn man ihn fragte: wo iſt deine Schweſter? ſo begann er, als ob er, jedes klaren Gedankens unfähig, die Frage

nicht verſtanden hätte, von Neuem ſein Entſetzen erregendes Geſchrei. Eine alte Frau mußte mit Gewalt gezwungen werden, ihr Haus zu verlaſſen; ſie jammerte: „meine Henne, meine arme kleine Henne,“ und in der That war es rührend anzuſehen, wie das Thierchen in dem erſtickenden Rauche ängſtlich von einer Ecke in die andere flatterte, und ſich dennoch, weil es in beſſeren Zeiten gewöhnt ſein mogte, die Schwelle nicht zu überſchreiten, von ſeiner Herrin ſelbſt nicht durch die offene Thür in's Freie hinaus ſcheuchen ließ. Anna, mit der Tollkühnheit der Verzweiflung, weinend, ſchreiend, ſich die Bruſt zerſchlagend, dann wieder lachend, ſtürzte ſich in jede Gefahr, rettete, löſchte, und war allen Andern zugleich Gegenſtand des Erſtaunens, der Bewunderung und unheimliches Räthſel. Zuletzt, als man in allgemeiner Kleinmüthigkeit ſelbſt die Hoffnung aufgab, dem Feuer, das immer weiter um ſich griff und das ganze Dorf mit der Einäſcherung bedrohte, Einhalt thun zu können, ſah man ſie in einem brennenden Hauſe auf die Kniee ſinken und mit gerungenen Händen zum Himmel emporſtarren. Da rief der Pfarrer: „Um Gotteswillen, rettet das heldenmüthige, brave Mädchen, das Dach ſchießt herunter!“ Anna, ſeine Worte hörend, blökte ihm, noch immer auf den Knieen liegend, mit einer Geberde des heftigſten Abſcheu's die Zunge entgegen und lachte ihn wahnſinnig an. In dieſem Augenblick erſchien Friedrich, der ſie

nur kaum in der entſetzlichen Todesgefahr erblickte, als er, bleich werdend wie eine Wand, auf das dem Einſturz drohende Haus zuſtürzte. Sie aber, ihn ſogleich gewahrend, ſprang erſchreckt auf und rief: „Laß! laß! Friedrich! ich, ich bin Schuld, dort — dort —.“ Und mit der Hand auf die Gegend zeigend, wo das Schloß lag, eilte ſie, um jegliche Rettung unmöglich zu machen, die ſchon brennende Leiter, welche zum Boden des Hauſes führte, hinauf. Die Leiter, bereits zu ſtark vom Feuer verſehrt, brach unter ihr, zugleich aber ſchoß, eine Flammenmauer bildend, das Strohdach herunter; man hörte noch einen durch Mark und Bein dringenden Schrei, dann ward's ſtill. Der Freiherr von Eichenthal kam. So wie Friedrich ihn erblickte, eilte er auf ihn zu und ſtieß ihn, bevor der Freiherr ſich ſeiner erwehren konnte, mit dem Fuß vor den Leib, daß er rücklings zu Boden ſchlug, dann ließ er die Bauern, die ſich auf Befehl des Schulzen ſeiner Perſon zu bemächtigen ſuchten, ruhig gewähren. Als der Freiherr am andern Morgen erfuhr, was ſich mit Anna begeben hatte, befahl er ihre Gebeine aus dem Schutte hervorzuſuchen und ſie auf dem Schindanger zu verſcharren. Dies geſchah.

Pauls merkwürdigſte Nacht.

1837.

Die Uhr ſchlug eben Neun. Paul ſaß hinter dem Ofen an einem kleinen runden Tiſche und las eine Räubergeſchichte, in deren Beſitz er kürzlich auf einer Auktion gekommen war, weil er ſie auf eine Nachtmütze mit in den Kauf hatte nehmen müſſen. Wenn er eine Seite des Buches beendigt hatte, befühlte er jedesmal den Ofen und zog die Hand dann kopfſchüttelnd zurück; als guter Hauswirth wollte er vor dem gänzlichen Erkalten des Ofens nicht zu Bette gehen, und dieſer hielt noch immer einige Wärme feſt. Zu ſeinen Füßen, träge in einen Knäuel zuſammengerollt und laut ſchnarchend, lag ſein Hund, ein wohlgenährter, weißgefleckter Pudel, der ſein Fett weniger der Freigebigkeit ſeines Herrn, als ſeiner diebiſchen Gewandtheit in Metzgerbuden verdankte. Wenn Paul im Buche an ein Kapitel kam, das ihn wenig intereſſirte, oder wenn er in die ſpärlich unterhaltene Lampe, die alle Augenblick zu erlöſchen drohte, ein paar Tropfen Oel gießen mußte, ſo bückte er ſich

wohl zu dem Hund nieder, ließ denſelben, vielleicht weil er ihn um ſeinen frühen Schlaf beneidete, allerlei Künſte machen, Schildwache ſtehen, oder den unfreiwilligen Todten ſpielen, brach ihm zuweilen aber auch ein Stück Brot ab und belohnte ihn damit für ſeine Folgſamkeit. Die Uhr ſchlug halb Zehn. Paul ſtand auf, um ſich zu entkleiden, da klopfte es an's Fenſter. „Komm herein," rief Paul, in dem Klopfenden einen Straßenbuben vermuthend, der ihn necken wolle, „dann kannſt Du hinausſehen!" Draußen ward gelacht und noch einmal geklopft. Aergerlich blies Paul die Lampe aus und ſchlug ſein Bett zurück. „Mach' auf, ich bin's!" rief jetzt eine bekannte Stimme. „Du noch, Bruder Franz?" entgegnete Paul, „was willſt Du denn ſo ſpät?" Verdrießlich ſuchte er ſein Feuerzeug, zündete die Lampe wieder an und öffnete die Thüre. „Du mußt noch zur Stadt," ſagte der Bruder eintretend und legte einen großen Brief auf den Tiſch, „wir haben im Amt alle Hände voll zu thun, ich werde die ganze Nacht am Pult zubringen müſſen!" „Das iſt nicht dein Ernſt!" verſetzte Paul und ſchaute ſeinen Bruder mit einem naiven Lächeln an. Er beſorgte bei Tage für das Amt, wo ſein Bruder Schreiber war, recht gern einen Brief, denn er erhielt einen guten Botenlohn, aber in der Nacht war das noch niemals vorgekommen und er hatte keine Luſt, ſtatt zu Bette zu gehen, im Finſtern einen Weg von zwei Meilen zu machen. „Wie

ſollte es nicht mein Ernſt ſein!“ entgegnete der Bruder; „mach' hurtig, die Sache hat Eile und kein Augenblick iſt zu verlieren!“ „Spute Dich, Paul!“ rief die Mutter, die einer Erkältung halber ſchon ſeit einer Stunde im Bette lag; „das kommt uns trefflich zu Statten, denn morgen iſt Markttag!“ „Such' Dir einen andern Boten,“ ſagte Paul nach einer Pauſe halb leiſe, „ich gehe nicht!“ Der Bruder, der ſich gefreut hatte, Paul den kleinen Verdienſt zuwenden zu können, wurde gereizt. „Du ſollſt!“ rief er mit Heftigkeit; „wer das Geld bei Tage verdienen will, der muß auch Nachts bei der Hand ſein!“ „Thu', was Du willſt!“ erwiderte Paul mit großer Ruhe; „es ſollte mich wundern, wenn Du mich ſo weit brächteſt.“ Er trat an den Tiſch und blätterte in dem Räuberromane; mitunter warf er einen ſcheuen Blick auf den Bruder. Dieſer ſchwieg eine Weile ſtill, dann ſagte er: „Ich werde den Bettelvogt zu Dir ſchicken!“ und wollte fortgehen. Der Bettelvogt war ein Mann, den Paul fürchtete, weil er denn Umfang ſeiner Macht nicht kannte; er vertrat ſeinem Bruder daher den Weg und ſprach: „Franz, ſei nicht unvernünftig, Du würdeſt es eben ſo wenig thun, wie ich!“ Jetzt regte ſich die Mutter wieder in ihrem Bett. „Junge!“ rief ſie zornig, „wem gleichſt Du nur! Deinen Vater verdroß keine Mühe, und auch ich, ſo alt ich bin, rühre mich wie ich kann. Du aber kommſt vor Faulheit um!“ „Faulheit?“ verſetzte Paul ärgerlich und

ſtellte ſeine Pfeife, die er bisher noch nicht hatte ausgehen laſſen, vor das Fenſter, „als ob's Faulheit wäre!“ „Was iſt es denn?“ fragte der Bruder. „Das weißt Du recht gut!“ erwiderte Paul und ſtützte, ſich niederſetzend, den Kopf auf den Tiſch. „Erſt neulich ſtand eine Mordgeſchichte im Wochenblatt!“ Der Bruder mußte unwillkürlich lächeln, dann ſagte er: „Paul, ſei kein Narr! ſieh' auf Deine kahle Jacke und tröſte Dich. Dich wird Niemand umbringen; denn daß Du nichts in der Taſche haſt, das ſieht Dir Jeder an.“ „Haben ſie,“ entgegnete Paul mit einem Blicke herausfordernder Angſt, „nicht einmal Einen um's Hemd kalt gemacht?“ Dabei zog er ſeine Jacke aus, um mit That und Wort zugleich gegen das ihm zugemuthete Heldenſtück zu proteſtiren. Der Mutter, die dies bemerkte, floß die Galle über; ſie richtete ſich, ohne etwas zu ſagen, im Bett auf und warf Paul ihren Pantoffel an den Kopf. Der Bruder, der jetzt erſt ſah, daß Paul im Stillen Anſtalt gemacht hatte, zu Bett zu gehen, faßte ihn bei der Bruſt, ſchüttelte ihn weidlich und rief: „Erkläre Dich, ob Du willſt oder nicht!“ „Ich will!“ ſagte Paul in weinerlichem Tone; „laß mich nur los!“ Dann kehrte er ſich um und rief der Mutter zu: „Gott wird richten! Du biſt an meinem Unglück Schuld! Der Mond iſt nicht einmal ordentlich durch!“ Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, doch ſagte er jetzt kein Wort weiter, ſondern zog ſchweigend und ſchnell die

ſchon abgelegte Jacke wieder an, ſetzte die Mütze auf, ſteckte Tabackspfeife und Brief in die Taſche, griff zum Stecken und ging, dem Hunde pfeifend, aus der Thür. Eine kurze Weile machte er nur ſehr langſame Schritte, weil er zurückgerufen zu werden hoffte. Dann ſetzte er ſich mit einem Fluch in ſeinen gewöhnlichen Trab. Bevor er die Landſtraße erreichte, kam er an einem vom Dorf abgeſondert liegenden Hauſe vorbei, welches als eine Diebsherberge berüchtigt war und von einem alten Weibe ſammt ihren drei Söhnen bewohnt wurde. „Wenn die alle drei," dachte Paul, „ſind, wo ſie ſein ſollen, ſo will ich mich beruhigen!" und ſchlich ſich mit leiſen, leiſen Schritten unter die erleuchteten Fenſter, die nur ſchlecht mit einigen zerriſſenen Schürzen verhängt waren und den Blick in's Innere geſtatteten. Die Diebsmutter ſaß am Ofen und ſpann, zwei ihrer Söhne ſpielten Karten mit einem berüchtigten Herumſtreifer, einem Muſikanten, der dritte war nicht ſichtbar, aber im Hintergrunde des Zimmers lag auf einer Streu ein Kerl, von deſſen Geſicht man nichts erkennen konnte, als den ſtarken ſchwarzen Backenbart, der ſich verwegen von dem einen Ohre bis zum andern hinzog. „Der lange Hanns iſt nicht zu Hauſe," dachte Paul und kalte Schauer liefen ihm über den Rücken; „der wird der Erſte ſein, der mir unterwegs begegnet!" Er lauſchte wieder hinein. „Wie grimmig der rothhaarige Marquard ausſieht!" ſagte er und wußte nicht, daß er

ſeinen Gedanken Worte gab. — „Und der einäugige Jürgen, wie er die Zähne zeigt, wenn er lacht! Doch, was ſind ſie alle Beide gegen den Hanns!“ Ein Geräuſch entſtand, vorſichtig zog Paul ſich zurück und ſetzte ſeinen Weg fort. Er kam an einer Mühle vorbei, der Müllerhund, ſeine Kette ſchüttelnd, bellte ihn an. „Belle nur zu!“ rief Paul kühn und ſchwang ſeinen Stock. „Wie man doch zuweilen ein Thor iſt!“ fuhr er nach einer Pauſe fort; „ſonſt fürchte ich mich wie ein Kind vor Hunden, jetzt mögten mir ihrer zwanzig in den Weg kommen, ich nähme es lieber mit ihnen auf, als mit einem einzigen Menſchen!“ Nun befand er ſich auf der Landſtraße. Wie eine ungeheure Rieſenſchlange dehnte ſie ſich mit den unheimlichſten Krümmungen und Windungen vor ihm aus; es war ſtill, ſo todtenhaft ſtill, wie es nur in einer Winternacht voll Schnee und Froſt ſein kann; der Mond ſpielte Verſteckens mit den Wolken und ſchien zuweilen hell, zuweilen gar nicht; die ringsum liegenden Dörfer waren in Nebel und Finſterniß begraben; nur hie und da brannte in einem Hauſe noch ein trübes Licht, als trauriger Geſellſchafter eines Kranken, der den Schlaf ruft und oft den Tod kommen ſieht; eine dumpfe Kirchenuhr ſchlug in der Ferne und Paul zählte ängſtlich ihre feierlichen eilf Schläge. Paul war kein Atheiſt, aber er ſchlief manchen Abend ohne ſein Nachtgebet ein. Jetzt faltete er andächtig die Hände und betete ein Vaterunſer. Eine

Krähe flog mit häßlichem Geschrei dicht vor ihm auf. Er fluchte auf seinen unnatürlichen Bruder. Ein Kirchhof lag hart am Wege, auf dessen beschneite Leichensteine der Mond zwei Sekunden lang ein grelles Licht warf. Paul schwur, daß er des Morgens nie wieder vor seiner Mutter aufstehen und ihr den Kaffee kochen wolle. Ein Reiter sprengte stumm an ihm vorüber. „Wie glücklich," rief Paul, der noch nie geritten war, „ist ein Mensch, der ein Pferd hat!" Schon floß ihm der Schweiß von der Stirne herab, denn seit ihm der Kirchhof im Rücken lag, war er wüthend gelaufen. Jetzt wagte er zum ersten Male, sich umzusehen, er entdeckte nichts Bedrohliches und zündete deshalb, mit Ruhe Feuer schlagend, die Pfeife an. „Hätt' ich doch," dachte er, als er die ersten Züge that, die ihn bis in's Innerste hinein belebten, „irgend einen meiner Bekannten, der auch noch in die Stadt müßte, zur Seite! Wie angenehm ließe sich mit dem die Zeit verplaudern! Aber freilich, Nachts zwischen Eilf und Zwölf wandern nur Räuber und Mörder, und Thoren, die beraubt und gemordet sein wollen. Wer ein Christ ist, der schläft zu dieser Stunde!" Er sah sich wieder um, denn er hatte seinen Hund, der bisher nicht von ihm gewichen war, auf einmal verloren. Er rief, so laut er konnte: „Spitz! Spitz!" Da war es ihm, als ob er selbst laut beim Namen gerufen würde. Mit fieberischer Gespanntheit horchte er auf und fand, daß er sich nicht getäuscht habe,

denn „Paul! Paul!“ erſcholl es hell und deutlich hinter ihm und in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten bemerkte er eine auf ihn zueilende hohe Mannsgeſtalt, die, wie zum Wink, ihren Knittel ſchwang. „Wer wird's ſein?“ dachte Paul, „als der lange Hanns aus der Diebsherberge! Jedem im Dorf iſt's bekannt, daß ich für's Amt zuweilen Geld in die Stadt trage; nun denkt er, es ſei auch heute der Fall und rennt hinter mir drein! Ja, ja, Ort und Zeit ſind gelegen! Wenn er mich nicht blos morden, wenn er mich gemächlich ſchlachten wollte, hier wäre der Platz dazu. Aber man hat Beine!“ Paul zog inſtinktmäßig ſein Meſſer aus der Taſche und ſtürzte wie raſend fort. Sein Hund, der eine Weile in die Kreuz und Quer gerannt und wahrſcheinlich einem Haſen auf der Spur geweſen war, folgte ihm und hatte das Mißgeſchick, ihm vor übergroßer Eile zwiſchen die Beine zu gerathen. Paul ſtolperte über ihn und wäre faſt gefallen. „Verfluchter Köter!“ rief er aus, „morgen erſäuf' ich Dich!“ Dabei ſtieß er mit dem Fuß nach dem treuen Thiere, welches eben, um ſeine Ungeſchicklichkeit wieder gut zu machen, ſchmeichelnd an ihm hinaufſprang. Einer ſeiner Handſchuhe entfiel ihm, er nahm ſich nicht die Zeit, ihn aufzuheben, doch der gut abgerichtete Pudel that's führ ihn mit dem Maul. Der Brief flog ihm aus der Jackentaſche, er fluchte, während er ſich aber nothgedrungen niederbückte und ihn wieder aufnahm,

blickte er zugleich ſcheu und ängſtlich rückwärts, und bemerkte zu ſeinem Troſte, daß dem Verfolger bereits ein ſehr bedeutender Vorſprung abgewonnen ſei. „Im Laufen," dachte er, „nimmt's ſo leicht Keiner mit mir auf; das wußte der Unhold, darum verſuchte er's, mich durch Rufen zum Stehenbleiben zu verleiten. Ha! ha! als ob ich einfältiger wäre, wie ein Haſe, der wahrhaftig nicht umkehrt, wenn der Jäger ihm pfeift! Ich weiß gar nicht, warum ich die Pfeife nicht wieder anzünde, ſchon ſehe ich die Thürme der Stadt!" Der Lange, der es bemerken mogte, daß Paul nicht mehr ſo eilte, wie vorher, rief abermals: „Heda! So warte doch!" „Nimmt er nicht," dachte Paul, „ordentlich eine fremde Stimme an? Das iſt die ſeinige nicht, die iſt durch den Branntwein längſt verdorben. Aber ruf' Du, wie ein Engel ruft, mich fängt man nicht durch ſolche Künſte!" Immer rüſtig vorwärts ſchreitend gelangte er bald an das unverſchloſſene Thor der Stadt. Hier ſah er ſich wieder um, der Lange war ihm ziemlich nahe, und er konnte im Mondſchein deutlich bemerken, das Spitz, deſſen ungewöhnliches Hin- und Wiederlaufen ihm längſt verdächtig geweſen war, Jenen liebkoſte, an ihm hinaufſprang und ihm die Hand leckte. „Bei Gott!" rief Paul grimmig aus und ging in die Stadt hinein, „morgen erſäuf' ich den Köter im erſten Waſſer, ich glaube, ich ſchwur's ſchon einmal!" Hell brannten die Laternen auf den Straßen, drei bis vier

Nachtwächter wanderten umher. „Hier ist man mehr als sicher!“ dachte Paul und stellte sich hinter einen Laternenpfahl. „Wagt der Gesell sich in die Stadt,“ dies gelobte er sich feierlich und blickte unverwandt nach dem Thore zurück, „so mach' ich die Wächter auf ihn aufmerksam, das bin ich jedem Schlafenden, den er bestehlen könnte, schuldig!“ In diesem Augenblicke kam der Lange in's Thor. Paul eilte auf den nächsten Nachtwächter zu und sagte in ängstlicher Hast: „Paßt auf den Menschen, der eben die Straße heraufkommt, er ist ein Räuber und Dieb und hat mich über anderthalb Stunden verfolgt!“ Der Nachtwächter zog, ohne zu antworten, eine Pfeife hervor und pfiff, alsbald sammelten sich um ihn seine Kameraden und umzingelten, nachdem er sie in höchster Kürze instruirt hatte, den angeblichen Räuber, ihn mit den sonderbarsten Fragen bestürmend. Auch Paul trat herzu, wie aber ward ihm, als er in der Person, vor der er wie vor dem Teufel geflohen war, statt des langen Hanns seinen guten Freund Jakob, einen Schmiedgesellen, erkannte. „Das ist er nicht!“ rief er den Nachtwächtern zu; „ich habe mich geirrt, laßt diesen los!“ Schimpfend und brummend ließen die Wächter von ihrer Beute ab; Paul aber trat vor Jakob hin und fragte ihn mit großem Ernst: „Warst Du es wirklich, der hinter mir her kam, mir winkte und mich beim Namen rief?“ Jakob, der nicht wußte, was er aus dem wunderlichen Vorfall machen sollte,

verſetzte übellaunig: „Wer wäre es ſonſt geweſen? Ich ſoll für meinen Meiſter, der plötzlich erkrankt iſt, zum Arzt und erkannte Dich, als Du Deinen Hund lockteſt, an der Stimme!“ „Jeſus!“ entgegnete Paul ruhig und hielt ſeinem Freunde den Tabaksbeutel hin, damit er ſich eine Pfeife ſtopfe; „hätte ich das gewußt, ſo hätten wir zuſammen gehen können!“

Die Kuh.

1849.

In ſeiner Wohnſtube, die ſehr niedrig und auch etwas räucherig war, weil es dem Hauſe nach dem herkömmlichen Brauch des Dorfs am Schornſtein fehlte, ſaß der Bauer Andreas an dem noch vom Großvater herſtammenden alten eichenen Tiſch und überzählte vielleicht zum neunten Male ein kleines Häuflein Thalerſcheine. Er hatte die Pfeife im Munde und daran konnte man ſehen, daß es Sonntag ſei, da er ſich die mit dem Rauchen verbundene kleine Zeit- und Geldverſchwendung bei ſeiner knappen, ängſtlich-genauen Natur an keinem anderen Tage erlaubt haben würde; ſie brannte aber nicht und war auch noch gar nicht angezündet geweſen, obgleich das Talglicht, wobei es hatte geſchehen ſollen, ſchon lange geflackert haben mußte. Um ihn herum, bald zum Vater auf die Bank kletternd und ihm ernſthaft zuſchauend, bald den durch die offen ſtehende Thür aus- und einwandelnden gravitätiſchen Haushahn jagend und neckend, ſpielte ſein Kind, ein mun-

teres braunes Knäblein von zwei ein halb bis drei Jahren. „Den da — murmelte Andreas und hielt einen der Scheine mit sichtlichem Behagen in die Höhe — bekam ich für die Fuhre Sand, die ich dem Maurermeister Niklas in die Stadt lieferte, als es wie mit Mulden vom Himmel goß; ich kenne ihn an dem Riß. Ein braver Mann; ich hatte ihm einen Groschen wieder heraus zu geben, aber er ließ mir den wegen meiner durchnäßten Haut. Freilich, einen Schnaps habe ich nicht dafür getrunken, wie er wollte!“ „Diesen hier — fuhr er fort — habe ich am sauersten verdient, es ist der mit dem großen Dintenfleck! Wer dem Apotheker einen ganzen Futtertrog voll Kamillen bringen will, der muß sich oft bücken und das ist nach dem Feierabend nicht bloß für die Faulen mühsam!“ „Der zerfetzte und wieder zusammengeklebte — begann er nach einer Pause von Neuem — ärgert mich jedes Mal, wenn ich ihn ansehe, ich werde den Verdruß nicht los. Anderthalb hätten's sein sollen, wenn sie auch gerade nicht ausdrücklich zum Voraus bedungen waren. Drei Klafter Holz! In's Bein hieb ich mich obendrein vor übergroßem Eifer, weil ich's den Leuten gern, ehe der Regenguß kam, in den Keller schaffen wollte! Und ein solcher Abzug! Dabei trägt die Frau goldene Ohrringe und das Kind weiß nicht, ob es eine Semmel ohne Butter essen will oder nicht!“ „Brüllt's nicht schon?“ Er sprang auf und eilte an's Fenster. „Nichts da — sagte er zurückkeh-

rend — das kam aus dem Stall des Nachbars! Nun, morgen wird aus dem meinigen geantwortet werden! Ja, Junge — hierbei klopfte er ſein Knäblein auf die Wange und reichte ihm eine dem Hahn entfallene bunte Feder — noch heute erhalten unſere beiden Eſel Geſellſchaft. Dein Vater hat's endlich ſo weit gebracht, die Kuh iſt ſchon unterwegs! Du mußt das Pferd ſchaffen, wenn Du groß wirſt! Hörſt Du?" Das Kind nickte, als ob es verſtünde, was es doch noch nicht verſtehen konnte. Andreas ſetzte ſich wieder an den Tiſch. „Freilich, freilich — begann er abermals, indem er einen Zehnthalerſchein ergriff — es würde noch eine gute Weile gedauert haben, wenn das Glück mich nicht begünſtigt hätte! Ha, ha! Das war ein Fiſchfang, der ſich der Mühe verlohnte, obgleich der Fiſch nicht zu den eßbaren gehörte. Ei, daß ich doch immer wie jenen Abend von ungefähr darauf zukäme, wenn ſich Einer erſäufen will und die Rettungs-Prämie erwiſchte! Ich bringe Jeden wieder an's Ufer, ärger kann ſich Keiner ſträuben, als der Leinweber ſich ſträubte, er hätte mich faſt in den Grund des Teichs mit hinab geriſſen! Noch fühl' ich ſeine Klauen in meinem linken Arm und ernſtlich hat er's gemeint, denn drei Tage nachher ſchnitt er ſich den Hals ab! Doch was gelingt Unſer-Einem nicht, wenn man weiß, daß Einem eine Belohnung von zehn Thalern gewiß iſt! Lange währt's aber, es wird ja ſchon Nacht! Daß der Müller meiner Geeſche

Bier und Brot vorgesetzt hat, kann ich mir nicht denken! Dann müßte sein Profit größer sein, als ich glaubte, und er hätte mich trotz aller Vorsicht angeführt! Ich will einmal vor die Thür gehen!“ Andreas stand auf und that jetzt den ersten Zug aus der Pfeife. „Ja so — rief er aus — Du brennst noch nicht und ich meine, schon eine halbe Stunde zu schmauchen! Nun, umsonst will ich Dich nicht gestopft haben.“ Er nahm ein altes brüchiges Zeitungsblatt vom Tisch, in das die Scheine eingewickelt gewesen waren. „Jetzt brauche ich's nicht mehr — sprach er, indem er es beim Licht anzündete — noch heute geht das Geld aus dem Hause, denn der Müller kommt gewiß mit, ich thät's an seiner Stelle auch!“ Er steckte die Pfeife in den Brand und warf das Blatt an die Erde. Das Kind hatte dem plötzlichen Aufflammen desselben mit leuchtenden Augen zugesehen, es rief jetzt: Ah! und hob das Blatt wieder auf. „Brenn' Dich nicht!“ sagte Andreas und ging hinaus. Es war völlig finster geworden und der qualmige Nebel, der den Tag über die Sonne verhüllt hatte, verhüllte jetzt die Sterne. „Wo sie nur bleibt! — murrte Andreas, sich mit dem Rücken verdrießlich an den Thürpfosten lehnend — nun werd' ich bald ungeduldig! Ob sie auf's Neue zu dingen angefangen hat? Glück zu, aber vor dem will ich den Hut abziehen, der da noch einen Groschen abzwackt, wo ich den Handel schloß! Ich könnte ihr entgegen gehen,

doch ſie hat den Pflügerjungen ja bei ſich und dann iſt hier auch das Kind. Zwar, das könnt' ich zu Bett bringen." Andreas ging wieder hinein. „Satan!" rief er aus und blieb einen Moment mit weit aufgeriſſenem Munde und faſt aus den Höhlen tretenden Augen auf der Schwelle der Stube ſtehen. Der Knabe kniete auf der Bank, die er erklettert hatte und verbrannte beim Licht eben mit Frohlocken den letzten Kaſſenſchein; das Flackern des Zeitungsblattes hatte ihm eine unendliche Freude gemacht, aber die Freude hatte nicht lange genug gedauert und um ſie zu erneuern, that er Alles nach, was er vorher ſeinen Vater, aufmerkſam und neugierig zu ihm empor ſchauend, hatte thun ſehen. „Au!" ſchrie das Kind nach einer Weile, denn das als letztes zu lange feſtgehaltene Papier brannte es auf die Finger; „mehr!" ſetzte es hinzu, als es, das Auge nach der Thür wendend, den faſt verſteinerten Andreas erblickte. Dies Wörtchen weckte dieſen aus ſeiner Erſtarrung; „mehr, Du Teufelsbrut?" rief er aus, ſtürzte auf ſein Söhnchen zu, faßte es, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig, bei den Haaren und ſchleuderte es ingrimmig gegen die Wand, als ob es eine giftige Schlange wäre, deren Stich er eben gefühlt hätte. „Mehr!" ſagte er dann, „noch mehr, viel mehr," und riß den am Ofengeſtell hängenden neuen Strick herunter, mit dem er die Kuh hatte anbinden wollen, denn ein ſchneller, ſcheuer Blick zur Wand hinüber hatte ihm gezeigt, daß das

Kind laut- und leblos mit geborstenem Schädel und mit verspritztem Gehirn am Boden lag. Er that einen Schritt vorwärts, aber die Beine wollten unter ihm brechen und er griff um sich herum in die Luft, wie nach einem Gegenstande, an dem er sich halten könne; da ließ sich in geringer Entfernung von seinem Hause klar und deutlich das so lange ersehnte Gebrüll vernehmen. Dies schien ihm die Kraft zu einem plötzlichen Entschluß zu geben; er rief: „gute Nacht, Andreas!" und stürzte mit dem Strick auf die Hausflur hinaus. Hier stand eine Leiter, die auf den Boden führte, von dem er schon am Mittag einen Haufen Stroh zum Streuen für die Kuh vorsorglich herabgeworfen hatte; diese Leiter eilte er so schnell hinauf, daß ihm sein Hut, den er nach Bauernsitte im Hause, wie auf dem Felde trug, darüber entfiel. Nun verschwand er in der Lucke und bald darauf knackte der Dachstuhl. Fast in demselben Augenblick wurde es laut vor der Thür. „Nun, Andreas, bist Du eingeschlafen — rief eine weibliche Stimme — das pflegst Du doch sonst nicht zu thun, eh' Du Deine Grütze im Leibe hast!" „Spring hinein, Hans, und weck' ihn!" Hans, ein nach Art der Mistgewächse lang aufgeschossener, aber spindeldürrer Junge, that, wie ihm geheißen wurde, während Geesche die Kuh festhielt. Gleich darauf kam er wieder heraus und stotterte: „aber Frau, aber Frau!" ohne mehr hervor bringen zu können. „Was ist's? Was giebt's?" rief

Geesche, von seiner Leichenblässe und seinem Zähngeklapper erschreckt und stürzte hinein. Hans griff nach dem Licht und sagte: „der Bauer ist nicht da," dann leuchtete er nach dem Ort hin, wo das Kind lag. Mit einem jähen Schrei sank die Mutter um und blieb bewußtlos liegen. Hans verlor die Besinnung nun völlig. „Bauer, Bauer, wo ist er? wo bleibt er?" rief er wohl hundertmal hinter einander und rannte, das Licht in der Hand, im ganzen Hause wie toll umher. Als er aus der Küche zurückkehrte, wo er in's Ofenloch hineingeleuchtet hatte, stolperte er am Fuß der Leiter über Andreas' Hut, der dort niedergefallen war. „Hat er sich oben versteckt, Bauer? — rief Hans — komm' er jetzt nur herunter, wir sind da!" Da keine Antwort erfolgte, stieg er selbst empor. Als er den Kopf in die Bodenluke steckte und, eine neue Leitersprosse ersteigend, Hals und Schultern nachschob, stieß er auf Widerstand, der von etwas herrührte, das ihn Anfangs zurück zu drängen, sich dann zu spalten und aus einander zu theilen schien. Der Angstschweiß brach ihm aus, ihn fing zu fiebern an und ohne zu wissen, daß er's that, stieg er noch höher. Jetzt war es ihm, als ob sich ein sehr schwerer Mensch wie zum Reiten auf seinen Nacken setzte, zwei steife Beine, in denen er an den breiten Messingschnallen der Schuhe die seines Wirths erkannte, kamen, wie Zinken einer Gabel, links und rechts auf seiner Brust zum Vorschein, und durch das

eine derſelben wurde ihm das Licht aus der Hand geſtoßen. Nun ſtieß er noch einen unartikulirten Laut aus, dann überſchlug er ſich rücklings, ſtürzte und brach das Genick. Das Licht war nicht verloſchen, ohne vorher den Haufen loſen Strohs zu entzünden, und in wenigen Minuten ſtand das Haus in Flammen. Ob Geeſche, als dies Alles geſchah, aus ihrer Bewußtloſigkeit noch nicht wieder erwacht und willenlos in der auf's ſchnellſte von Rauch und Qualm gefüllten Stube erſtickt war, oder ob ſie aus Verzweiflung über das fürchterliche Ende ihres Kindes verſchmäht hatte, ſich zu retten, hat ſich nicht ermitteln laſſen. So viel ſteht feſt, daß von ihr, wie von Andreas, Hans und dem Knäblein nur ein verſchrumpftes Gerippe aus dem Hauſe heraus gekommen und daß auch die Kuh, dem dieſen armen Thieren angeborenen unſeligen Trieb folgend, in's Feuer hinein gelaufen und mit verbrannt iſt.

Der

Schneidermeiſter Nepomuk Schlägel

auf der Freudenjagd

1837.

Wenn Dir, lieber Leſer, in der Auguſtinergaſſe der Stadt München um die Zeit, wo ein ordnungsliebender Bürger in's Bierhaus zu gehen pflegt, nämlich in der Winterabenddämmerung zwiſchen vier und fünf Uhr ein Mann von unterſetzter Statur begegnen ſollte, an dem Dir ein ungewöhnlich großer Mund mit trefflichem Gebiß und ein plötzliches Stehenbleiben nebſt der damit verbundenen ſcharfen Muſterung Deiner Rückſeite auffällt, ſo fürchte nur nicht etwa, daß es ein Gauner ſei, dem Dein ſorgloſes Schlendern böſe Gedanken einflößte; es iſt kein Anderer, als der ehrſame Schneidermeiſter Nepomuk Schlägel, der in dem Albrecht-Dürer-Hauſe zu Nürnberg geboren und erzogen, aber noch nie, ſei es auch nur für eine Nacht, auf die Wache geſetzt, geſchweige in ein Gefängniß gebracht wurde, und blos um ſich zu ärgern, blos um ſich zu ſagen: was ſind das Stiefel! welch' ein Rock gegen den deinigen, Nepomuk, und ein ſilberner Knopf auf dem Stock! ſchenkt er Dir

ſeine Aufmerkſamkeit. Langſam ſchreitet er die Straße entlang und ſein ſpürender Blick weiß an jedem Vorübergehenden einen Vorzug aufzufinden, der ihm die Galle rege macht; an dem alten Bettler dort, der ſich ermüdet an die Ecke lehnt, wird ihm die blautuchene Hoſe, die dem faſt Erſtarrten zu Mittag ein mitleidiger Student zuwarf, gewiß nicht entgehen, wohl aber, daß ſie einige Löcher hat; der Stelzfuß ſelbſt, der eben pfeifend vorüber ſtapft, gibt ihm zu einem Fluche Grund genug, denn er denkt: es wäre die Frage, ob du ein hölzernes Bein bezahlen könnteſt, wenn du, wie der da, das fleiſcherne einbüßteſt. Als er einmal vom Lande einen Dieb einbringen ſah, verdroß es ihn ſehr, daß der kränkliche Menſch, den der Arzt für den Fußtransport zu ſchwach befunden hatte, auf einen Leiterwagen gepackt war, und er fragte einen Bekannten giftig, ob er glaube, daß man ihn in gleicher Lage ähnlich behandeln werde; ich würde es für ein Wunder halten, wenn ihm nicht ſelbſt der Raubmörder, der kürzlich durch Vermittlung des Scharfrichters das Zeitliche mit dem Ewigen geſegnete, durch irgend etwas zum Murren über die Ungerechtigkeit und Stiefmütterlichkeit des Glücks gegen ihn, den vernachläſſigten, immer hintangeſetzten Schneidermeiſter, Anlaß gegeben hätte. Eben begegnet ihm ſein einziger Kunde, der Unteroffizier, dem er zuweilen die Civilhoſe flickt, weil keiner ſeiner Kollegen ſich aus gerechtem Kleidermacherſtolz damit be-

faſſen will. Nepomuk grüßt ihn, aber unmöglich könnte ein Prinz von Geblüt den kahlen Hut des Schneidermeiſters mit größerem Abſcheu berühren, als der Schneidermeiſter ſelbſt, er ſcheint ihn nur abzuziehen und zu ſchwenken, um ihn von ſich zu ſchleudern. Jetzt tritt er in einen Bäckerladen, nicht um Brod einzukaufen — Geld hat er nicht — ſondern weil er gehört hat, die reiche Tante des Bäckers, den er noch von ſeinen Geſellenjahren her kennt, ſei geſtorben und habe dem Manne ihr Vermögen hinterlaſſen, nun will er kondoliren und gratuliren, und hofft dabei zu erfahren, daß Alles, zum wenigſten das Beſte, nämlich die Erbſchaft, erſtunken und erlogen ſei. Bettelkinder könnt' er durchprügeln, weil ſie ihn nicht anbetteln; woher weiß das Geſindel, — denkt er — daß ich ein Lump bin; könnte ich nicht auch ein Sonderling ſein, ein Engländer, der ſich aus Grillenhaftigkeit in nichtswürdige Kleider ſteckt? Was hat der Kerl für Schultern und Fäuſte — ruft er aus, indem er in die laute, vom Steinkohlenfeuer luſtig und hell erleuchtete Werkſtatt eines Schmiedes hineinlauſcht, und auf den rieſenhaften Geſellen, der eben den ſchweren Hammer ſchwingt, grollende Blicke wirft — ich glaube, er könnte den Amboß zerſchmettern wie Glas, wenn er wollte. Aus dir, Nepomuk, hätte nie ein tüchtiger Schmied werden können, denn du biſt aus Lappen zuſammengepfuſcht; pfui über die Wirthſchaft! — Dem liebenden Paare, das innig

in ſein ſüßes Geſchwätz verloren vorüber ſchleicht, folgt er auf dem Fuß, nicht aus Neugier, oder um es zu ſtören, ſondern um ſich bei Laternenlicht aus des Mädchens Geſicht die Impertinenz zu abſtrahiren, mit der ſie ihn würde ablaufen laſſen, falls er ſich zum Seladon antrüge; daß ich längſt ein Weib habe, denkt er, ſieht mir Keine an, aber wohl, daß ich häßlich bin wie die Nacht. „Jung freilich, aber jungfräulich?“ ruft er dann und ſchießt vorbei. Einer alten Frau, die die Goſſe zur rechten Hand hat, rennt er gegen den knöchernen Arm, damit ſie ihm ſeine krummen Säbelbeine und den Anſatz zum Höcker vorwerfe, oder doch wenigſtens, falls ſie wider ſein Vermuthen nicht zu dem ſtreitbaren Korps gehört, das bei Tage Aepfel oder Fiſche feil bietet, ſeine Tölpelhaftigkeit. Wenn der Pudel, der, auf ſeiner Abendpromenade begriffen, eben, ein Bild der perſonifizirten Zufriedenheit, die Straße herunterkömmt, dem Schneidermeiſter nicht bei Zeiten ausweicht, ſo verſetzt er ihm gewiß einen derben Stoß mit dem Fuße, denn das wohlbeleibte Thier iſt Schlägel, dem Nichts der Art entgeht, ſchon eine Minute lang ein Dorn im Auge, Solch' eine Kreatur — denkt er — die die Garderobe mit auf die Welt bringt, frißt und ſäuft, und macht ſich Plaiſir, und krepirt zuletzt ohne Qual und Krankenbett. Der Pudel ſtiehlt ſich geſchickt und hurtig am herausgerückten Tiſch in einer offenen Metzgerbude auffſpringend eine Groſchenwurſt; „heda, halt!“ —

ruft Nepomuk — diebiſche Hunde — brummt er dann mit einem Ingrimm, als ob er ſelbſt beſtohlen wäre — ſollten ſo gut aufgeknüpft werden, wie Menſchen, die das ſiebente Gebot nicht reſpektiren; warum haben ſie mehr Recht zu einer ſchlechten Aufführung wie ich? Dem Fleiſcher, der gerade, die meſſingne Brille auf der Naſe, in der Bairiſchen Landbötin lieſt, iſt das crimen entgangen; Nepomuk macht ihm ſchleunige Mittheilung und lächelt, da Jener verdrießlich die Nachtmütze in's Geſicht ſchiebt und einen Fluch ausſtößt, an dieſem Abend zum erſten Mal. „Das Kind hat die Waſſerſucht!“ — ſagt er zu einer Magd, die einen blaſſen, weinerlichen, in dicke Tücher eingewickelten Knaben über die Straße trägt — „ſchützt der Doctor noch immer ein heilbares Uebel vor? Drei Brüder verlor ich daran!“ „Alſo der iſt richtig davon gekommen!“ — ruft er aus und biegt, um ſeinem ehemaligen Schulkameraden, dem ſchon aus der Ferne gutmüthig mit der Hand grüßenden Seifenſieder, nicht zu begegnen, in ein Nebengäßchen ab — ja, das ſag' ich ja nur, der Kerl, ſo ſchmächtig er ſcheint, iſt aus Eiſen gegoſſen, jeder Andere, z. B. ich, erliegt hitzigen Gallenfiebern, wenn ſie ihn packen, ihn ficht's nicht an, er darf ſchon wieder in der Abendluft herumlaufen, obgleich ſie wahrlich rauh und kalt iſt; nun, ich will mich nicht erboßen, wenn ich mich auch nicht darüber freuen kann, daß der einzige Zeuge meines erſten und letzten Tuchdiebſtahls, denn an die

Wiederholung iſt nicht zu denken, da Niemand etwas Neues bei mir machen läßt, juſt ein Katzenleben hat! Es iſt ihm völlig recht, daß der rußige Schornſteinfeger mit ſeinen weißen Augen, der gerade, die lange ſchmutzige Leiter unterm Arm und den Kehrbeſen in der Hand, aus einem Winkel hervortritt, ihm im engen Gäßchen bei beſtem Willen nicht auszuweichen vermag; verfluchter Kittel, — denkt er und wirft auf ſeinen Rock einen ſchnöden Seitenblick — Dir geſchieht, was Dir gebührt! Einem weinenden, blondhaarigen Mädchen von ſieben Jahren, das den Sechsbätzner, wofür es das Nachtbier holen ſollte, verloren hat und ſich nicht zum jähzornigen Vater zurückgetraut, giebt er, ſtatt der Münze, die das Kind für die Erzählung ſeiner Jammergeſchichte erwartete, den Rath, ein ander Mal die Hand feſter zuzuhalten und ſich nicht wieder am Juwelier-Laden durch Betrachtung der blitzenden Goldſachen und Edelſteine zu zerſtreuen; er mögte des Strafamts wegen wol auf eine Viertelſtunde Vater zum Mädchen ſein. Einige Wonne würd' er ſpüren, wenn einmal plötzlich unter ſeinen Augen ein großes Verbrechen — ein Todtſchlag wäre groß genug — begangen würde, er müßte aber zu ſpät kommen, um die That zu verhüten, und früh genug, um den Miſſethäter der Gensdamerie zu überantworten. So war, da einſt in einem Dorfe, wo er übernachtete, Feuer ausbrach, Niemand geſchäftiger, ſchrecklichen, d. h. erſchreckenden Lärm zu machen

und die Sturmglocke zu läuten, als Nepomuk, nachdem er sich vorher überzeugt hatte, daß das Löschen bei dem starken Winde und der Gebrechlichkeit der Spritzen unmöglich sei. Ebenso ist er jeden Sonnabend der Erste, der der alten halbblinden Tischlers-Witwe, die neben ihm in einem elenden Dachkämmerlein wohnt und leidenschaftlich in der Zahlen-Lotterie spielt, weil sie Sarg und Leichenhemd gern herausbringen mögte, mit zuvorkommender Dienstfertigkeit es anzeigt, daß ihre Nummern wieder ausgeblieben sind. Die schöne Militärmusik beim Aufziehen der Hauptwache am Schrannenplatz ergötzt ihn zuweilen sehr, aber nur dann, wenn es grimmig kalt ist, oder viel Schnee fällt, so daß den Spielleuten die Finger erstarren; jetzt — denkt er — wissen sie doch, wofür der König sie löhnt. An Theaterabenden versäumt er selten, sich vor dem Schauspielhause einzufinden. Es verdrießt ihn, daß das Haus nie bei einer Oper, wie es doch in andern Städten schon geschah, in Flammen aufgeht, denn das wäre ein Schauspiel, das in seinen Augen jedes sonstige überträfe, und ein römisch-unentgeltliches obendrein. Auch ist es ihm nicht angenehm, daß so selten Ohnmächtige oder Epileptische herausgebracht werden. Doch entschädigt ihn Manches, z. B. an einer Equipage junge hitzige Pferde, die der Haber so sticht, daß sie nicht stehen oder gar durchgehen wollen, während die Herrschaft aussteigt; ein plötzlicher Regenguß, der

Damen, die das Paraplue vergaßen, bis auf die Haut einnäßt; auch wohl ein leichtfüßiger Elegant, der die Stufen gar zu ſchnell und gar zu anmuthig hinaufhüpfen will, weil die artige Couſine ſeine Grazie bewundern ſoll, und der dabei ſchmählich ausglitſcht. Wenig beneidet er übrigens Standesperſonen, die in's Schauſpiel fahren, namentlich durchaus nicht den Hof, aus demſelben Grunde, warum er dem Vogel ſeine Flügel und dem Himmel ſeine Sterne nicht mißgönnt, dagegen ergrimmt er gegen Alles, was Parterre und Gallerie füllt, denn — ſagt er — da hinein gehörte ich ſo gut, wie Andere, wenn's in der Welt nicht ſo lüderlich herginge. Von Mitleid empfindet er eigentlich ſo viel wie gar Nichts, wenn ein armes Riegelhäubchen, dem der Geliebte, ein Maler und Anſtreicher, für den Freiſchütz ein Billet geſchenkt hat, den kahlen Strickbeutel beim Eintritt in's Haus umſonſt darnach durchſucht, und zuletzt mit Entſetzen entdeckt, daß die Schatullenmäuſe aus Hunger oder Langeweile ein Loch hineingefreſſen haben. Es empört ihn, daß Theaterbediente unſterblich ſind, wie er ſich hyperboliſch ausdrückt; der Wanſt da mit der rothen Naſe, der an der Kaſſe ſitzt — ſagt er — wird, wie ein Schwein; mir vor den Augen von Tag zu Tag fetter, und doch verſchluckt er mehr Zugluft, als die Flöhe in meinem Aermel! Wenn junge Herren, die nur in's Theater eintreten, um es in einer Scene, die Alles ſpannt, mit Ge-

räuſch wieder zu verlaſſen, anbettelnden Gaſſenbuben die Contremarke verweigern, weil ſie ſich keine geben ließen, ſo vergnügt's ihn einigermaßen. Ließe ſich bei der Aufmerkſamkeit des zahlreichen Aufſichtsperſonals an ein Einſchleichen nur irgend denken, ſo hätte Nepomuk es längſt verſucht, nicht, um ſich an Schiller oder Kotzebue zu delektiren — er verlacht Beide, und das Publikum, das ſich durch ſie täuſchen läßt, obendrein — ſondern um ſich zu ſagen: alſo die kleine geſchminkte Wachspuppe da iſt Mamſell die und die, die dafür, daß ſie hopſt oder das Geſicht verzieht und ſich ſtellt, als ob ſie weinte, dreitauſend Gulden einſtreicht, und der zum Barbier herausſtaffirte Narr iſt Herr der und der, dem man ſeine Triller und Läufe, ſeit ihm viertauſend nicht mehr genug ſind, mit ſechstauſend bezahlt! Feſttage ſind wahre Leckertage für ihn. Am heiligen Weihnachtsabend kann er ſich's nicht verſagen, ſtundenlang Gaſſe nach Gaſſe, die freundliche, im Glanz der menſchlich- und göttlich-ſchönſten Jahresfeier ſchimmernde Stadt, der Guſtav Adolf einſt Räder wünſchte, um ſie nach Schweden hinüber ſchaffen zu können, zu durchſtreifen. Dann ergeht er ſich in erheiternden Phantaſien, denkt zuweilen: wie wär's, wenn jener Läufer dich ſuchte, weil er dich in die Reſidenz zur Tafel bitten ſoll, ſchämt ſich aber bald des materiellen Gelüſtes, und malt ſich's aus, wie es den Conditor, an deſſen prangendem Laden ihn eben ſein Weg vorbeiführt,

überraſchen würde, wenn er ihm plötzlich die Fenſter einwürfe; wär' ich der Teufel, denkt er, ſo macht' ich mir doch den Spaß, in jedem Hauſe, ſowie man ſich zum Schmarotzen niederſetze, die Lichter auszublaſen und den Tiſch umzuſtoßen, oder ich verwandelte auch den Wein in ein abführendes Decoct und den Braten in unverdauliches Sohlleder; ja daraus, daß ſo etwas nie geſchieht, ſchließt er faſt, daß es gar keinen Teufel giebt. Neujahrs ermuntert er muthwillige junge Leute eifrigſt zum Freudenſchießen, theils weil es von der Polizei verboten iſt, theils weil es den unvorſichtigen Schützen oft die Hand koſtet, oder doch einen Finger. Am Octoberfeſt hält er ſich am liebſten in der Nähe des ſogenannten Rettungszelts für Verunglückende auf, hat aber ſelten die Satisfaction, einen Erquetſchten, vom Pferde Geſtürzten, oder ſonſt Beſchädigten hinein bringen zu ſehen, und ſchimpft darum das ganze Feſt eine Lumperei. Am Tage aller Seelen beſucht er das Grab ſeines Vaters, nicht um daran zu beten, oder es gar zu bekränzen, ſondern um daran zu fluchen und es dem Todten vorzuwerfen, daß er ihm Nichts hinterlaſſen hat. Wer weiß — denkt er — wie weit die Macht der Todten geht, und ob ſie Einem nicht Schätze anzeigen oder Glücksnummern eingeben können! Fleißigſt beſucht er die Kirchen und macht, da alle ihn auf gleiche Weiſe erbauen, keinen Unterſchied zwiſchen proteſtantiſchen und katholiſchen. Da hocken ſie alle — murrt er, indem er die vollen

Sitzbänke und Betstühle mustert — dickbäuchig und mit strotzenden Vollmondgesichtern, gleich gemästeten Hühnern auf der Latte; da stammeln sie, wie Gäste, die vom Schmaus aufstehen, für's genossene Gute den Dank heraus und bitten um ferneres gütiges Gedenken; da gehen sie selbstzufrieden und zuversichtlich davon und sind sicher, nicht, wie ich, der Schneidermeister, vergessen zu werden! „Vater unser, gieb ihr doch — er faßt, während er dies sagt, ein tief in Gebet und Gebetbuch versunkenes schönes Mädchen, mit auf die Seite geneigtem, gesund-blassem Madonnengesicht in's Auge — gieb ihr doch, was sie verlangt, gieb ihr den Geliebten, und dann gieb ihr auch etwas, was sie nicht verlangt!" Zuweilen geht er bei sich selbst zu Gast und beneidet sich, seiner frühern Jahre wegen. Da ich ein Knabe war — denkt er — und es nicht zu schätzen wußte, mangelte mir's an Nichts; meine Hemden mußten immer etwas feiner sein, als die der Nachbarskinder, kein Sonntagsmorgen ging vorüber, wo ich nicht mit Lebkuchen vor die Thür oder an's Fenster treten und auf die rothhaarige Böttcherstochter, die ihre trockene Semmel verzehrte, stolz herabschauen konnte, und wenn mir die Mittagskost nicht behagte, so buk die Mutter mir heimlich einen leckern Pfannkuchen. Wurde nicht damals mein Geburtstag so gut gefeiert, wie der des Königs, und gab's dann nicht Gänse mit Aepfeln und Rosinen gefüllt, und mit herrlicher brauner Sauce übergossen?

O verflucht und drei Mal verflucht sei jene Zeit! Hätt' ich solche Gänse nie gefressen, so würde mir jetzt nicht das Maul darnach wässern! Bier- und Speisehäuser sind Bet-, d. h. Fluchhäuser für ihn; seine nah an den Atheismus streifende Ueberzeugung von der gebrechlichen Einrichtung der Welt hat er in dieser trüben Atmosphäre und im eigentlichsten Verstande aus Bierkrügen, aus solchen nämlich, die er nicht stürzen durfte, geschöpft. Was muß er aber auch nicht Alles aushalten, ehe er nur dazu kommt, seine Andacht zu verrichten! Für Dich, lieber Leser, der Du, die Abendpfeife oder die Cigarre im Munde und das baare blanke Geld im Sack, Dich nach einem Gespräch und einer Zeitung oder nach reellern Dingen sehnst, ist der Eintritt in ein Wirthshaus freilich kein Heldenstück. Du gehst einem wahren Bombardement von Genüssen entgegen: devote Bücklinge, die Dich an der Thür empfangen; interessante Neuigkeiten, die gerade wie Du eintrittst, erzählt werden; ein Herzensfreund, den Du erst in acht Tagen von seiner Reise zurück erwarten durftest und der Deiner mit Ungeduld harrt; ein Anderer, der Dir noch vor einer Stunde sagte, er könne den Acten heute gewiß keinen Augenblick abmüssigen, und der nun doch lächelnd hinter dem Tisch sitzt; dies und wie viel mehr noch verwirrt Dir den Kopf und stürzt Dich mitten in jenen süßen Taumel hinein, in dem alle Wollustknospen der Sinne und des Herzens aufbrechen, und blos

zur Erinnerung an die Unvollkommenheit alles Irdischen mischt sich der kleine Verdruß darunter, daß heute Abend jeder Braten, nur kein Rehbraten, auf den Du Dich doch gerade gespitzt hattest, auf der Speisekarte paradirt. Wie anders verhält es sich mit Nepomuk! Es steckt etwas Räthselhaftes in einem Wirth. Er trieft von Artigkeiten, wenn er von Schweiß trieft; quäle ihn bis auf's Blut, lass' ihn hundert Dinge aus allen Ecken und Winkeln seines Hauses herbeischleppen, finde nichts gut genug, sondern verlange immerfort das Bessere und das Beste: ihm dünkts nicht unverschämt; er wird nicht verdrießlich, er lächelt dazu, seine Heiterkeit steigt mit seiner Mühe und er creirt Dich, ohne Pfalzgraf zu sein, zum Baron, zum Grafen, zu Allem, was Du nicht bist. Wehe aber stillen, genügsamen Leuten, wie Nepomuk, die sich, mit einem Trunk Luft zufrieden, so gut oder so schlecht sie zu haben ist, bescheiden in eine Ecke drücken und sich ein Gewissen daraus machen, ihn oder den Kellner zu plagen. Sie sind ihm in tiefster Seele zuwider und er hat deß kein Hehl; da er sie durch Blicke nicht vergiften kann, so sucht er sie dadurch zu vertreiben, und die Römerseele, die dies kleine Gewehrfeuer erträgt, halte darum den Sieg nur nicht für schon entschieden, sondern bereite sich auf die schnödeste Kriegslist vor, denn die Niederlage beugt den Feind nicht, sie macht ihn grimmig und tückisch. Wer hat dies schmerzlicher erfahren, als der

Schneidermeiſter Nepomuk Schlägel! Er hielt, man muß es ſagen, im Stachusgarten aus, was Menſchen aushalten können. Augen, aus denen die ganze Hölle flammte; ſchnödes Einpalliſadiren mit leeren Krügen und Flaſchen; verachtungsvolles Wegnehmen des Lichts von dem Tiſch, an dem er, in faſt kindlicher Unbefangenheit mit ſeinem Hut ſpielend, einſam ſaß; ſogar ein Tritt des groben Aufwärters auf ſeine Leichdornen, dem keine Bitte um Entſchuldigung folgte — ſtandhaft ertrug und verbiß er Alles, wie jener Holländer die Gräuel der franzöſiſchen Revolution, und tröſtete ſich wie dieſer: es hat ein Ende und jeden Abend lebt' ich noch, wenn ich zu Bett ging. Was half's? Einmal war er kaum eingetreten, da ſetzte der Wirth gräßlich-freundlich in eigner Perſon einen übermächtigen Braten ſammt Zubehör und zwei helle Feſtkerzen vor ihn hin und ſah dann mit inhaltſchwerem Geſicht auf ſeine Taſche. Als er den Mann gutmüthig aufmerkſam machte, er habe nichts beſtellt, fuhr der Grobian ihn an, das wiſſe er wohl und eben darum ſolle er ſich zum Teufel ſcheren, er habe noch nie etwas beſtellt. Seitdem ſchleicht er ſich in's Wirthshaus, wie eine Maus ſich in die Speiſekammer. Wenn's nur glücken will, miſcht er ſich als einzelnen bitteren Tropfen in eine Welle willkommner Gäſte, die hineinſtrömt. Geht das nicht, ſo giebt er ſich beim Eintritt das Anſehen, als ob er Jemanden ſuche, frägt auch wohl nach einem Herrn mit metalle-

nen Knöpfen auf'm Rock oder mit rothem Schnurrbart und ſchlüpft dann mit der Geſchwindigkeit einer Eidechſe in den dunkelſten Winkel. Wahrlich, Nepomuk, wer Dich ſo mit unendlicher Geſchicklichkeit das Kunſtſtück, Dich in einer räucherigen Wirthshausecke unterzubringen, ausführen ſieht, der ahnt nicht, daß es bloß darum geſchieht, damit Du jedem Gaſt die Biſſen in den Mund zählen und Dich dabei der kalten Kartoffeln, die Dich zu Hauſe erwarten, mit Zähneknirſchen erinnern kannſt. Und wird Dir, wenn Du's aufrichtig bedenkſt, etwas Anderes zu Theil? Ein zerbrochenes Glas kann Dich wenig tröſten, denn ſelten oder nie trifft das Unglück Einen, der den letzten Heller ſchon ausgegeben hat und es nicht bezahlen kann; geſchäh's aber auch einmal, ſo würde es Dir zu Nichts als zu der Ueberzeugung verhelfen, daß es, Dich ausgenommen, Niemandem bei Wirthsleuten an Credit fehlt. Prügeleien entſtehen freilich beim Biere ebenſo oft, als ewige Freundſchaften, aber wen verdrießt denn ein Fauſtſchlag, da er zwei zurückgeben darf, wer macht ſich viel aus einer gepletſchten Naſe, wenn er zu ſeiner Satisfaktion das abgeriſſene Ohr des Gegners in der Hand behielt? Im trunkenen Zuſtande wird allerdings Manches ausgeſchwatzt, was beſſer verſchwiegen bliebe, aber iſt jemals in Deiner Anweſenheit von einer längſt vergeſſenen Mordthat oder einer Brandſtiftung etwas zum Vorſchein gekommen, und was hatteſt Du alſo von Deiner Nüchtern-

heit, Deinem Aufhorchen? Das Bierhaus iſt unſtreitig der Boden, wo Waſſerſuchten und andere Todkrankheiten luſtig, wie Pilze zu Dutzenden aufſchießen; iſt aber, frage Dich einmal, Deine Phantaſie flügelkräftig genug, Dir, wenn Du irgend einen Hans ohne Sorgen friſch und wohlgemuth das ſechſte Glas hinunterſtürzen und das ſiebente fordern ſiehſt, flink als niederſchlagendes Pulver das Krankenbett vorzuführen, wo ihm ein Arzt kopfſchüttelnd das Bier als Waſſer wieder abzapft und im Stillen das Leben abſpricht? Nichts bleibt Dir, als das wohlthuende Gefühl glücklich überwundener Hinderniſſe und der Triumph, doch auch da zu ſein, Nichts als der leidige Troſt, daß, ſowie die Polizeiſtunde eintritt, Jeder fortgewieſen wird gleich Dir, und daß dann Dir das Gehen beſſer fleckt als den Meiſten. Und nun zu Hauſe! Freilich ſollſt Du aus dem Munde Deiner Frau noch die erſte Klage über die bittere Armuth hören, die ſie mit Dir theilen muß; ſie wartet geduldig auf Dich in der ungeheizten Kammer, ſo lange Du auch ausbleiben magſt, ſie geht, wenn Du endlich mit leeren Händen kommſt, hungrig zu Bette, wie ſie hungrig aufgeſtanden iſt, und beſchwert ſich mit keinem Wort über ihr Schickſal. Aber nie wirſt Du ſie dahin bringen, daß ſie ſich ihre ſchönen ſchwarzen Haare abſchneiden läßt, und da Du, ſeit Dein Nachbar, der Friſeur, Dir zwei Kronenthaler dafür bot, keinen Gedanken mehr ſpinnſt, der nicht an dieſe Haare geknüpft wäre,

ſo haſt Du eben ſo viel Qual und Pein von ihr, als wenn ſie tobte und lärmte. Umſonſt ziehſt Du ſie ſchmeichelnd auf Deinen Schooß, nennſt ſie Dein Täubchen und fragſt ſie, indem Du ihre Locken koſend durch die Finger gleiten läſſeſt, ob ſie Dich glücklich machen will; umſonſt ſuchſt Du ſie durch den Triumphzug von gebratenen Gänſen, dampfenden Nudeln, ſchäumenden Bierkrügen, den Du mit dichteriſcher Glut und Kraft vor ihre Phantaſie heraufbeſchwörſt, zu betäuben, um dann gleich einem Stoßvogel die Bemerkung: und das Alles kann man für zwei Kronenthaler haben! hinterdrein fliegen zu laſſen; umſonſt machſt Du's ihr plauſibel, daß man ohne langes Haar leben kann, aber nicht ohne Geld. Sie erwidert ſanft, aber beſtimmt: im Sarg magſt Du mich ſcheeren, früher nicht! und da ſich, wie Du verſucht haſt, im Schlaf Nichts bei ihr ausrichten läßt, ſo wirſt Du durch dieſes Hauskreuz vielleicht Dein ganzes Leben lang für die Freuden, die Du Dir auf der Straße erjagſt, den Zoll abtragen müſſen. Und iſt's denn ſo ganz ungerecht?

Eine Nacht im Jägerhause.

1837.

„Kommen wir denn nicht bald nach D.? — rief Otto ungeduldig seinem Freunde Adolf zu und fuhr heftig mit der Hand nach seiner linken Wange, weil er sich an einem Zweig geritzt hatte, — die Sonne ist längst hinunter, die Finsterniß kann kaum noch größer werden und die Beine wollen mich nicht mehr tragen.“ „Ich glaube, daß wir uns verirrt haben — entgegnete Adolf kleinmüthig — wir müssen uns wohl darauf gefaßt machen, die Nacht im Walde zuzubringen!“ „Das habe ich längst gedacht — versetzte Otto ärgerlich — aber Du weißt allenthalben Bescheid, auch da, wo Du nie gewesen bist. Hungrig bin ich auch, wie der Wolf, wenn er ein Schaf blöken hört.“ „Ich habe noch eine Semmel in der Tasche! — erwiderte Adolf, indem er darnach zu suchen begann — doch nein — setzte er sogleich hinzu — ich habe sie dem ausgehungerten Schäferhunde zugeworfen, der uns im letzten Dorf vorüber schlich.“ Eine lange Pause, wie sie nur dann unter Studenten

möglich ist, wenn sie bis auf's Blut ermüdet sind, trat ein. Die Freunde wanderten, sich Beide gereizt fühlend und sich Beide dieser Kleinlichkeit schämend, bald stumm, bald pfeifend, neben einander hin. „Nun fängt's auch noch zu regnen an!" begann Otto endlich wieder. „Wer eine Haut hat, fühlt es — versetzte Adolf — aber wenn mich mein Auge nicht täuscht, so seh' ich drüben ein Licht schimmern!" „Ein Irrlicht, was wohl anders! — sagte Otto halblaut — es wird hier an Sümpfen nicht fehlen!" Dessen ungeachtet verdoppelte er seine Schritte. „Wer da?" rief Adolf und stand auf einmal still. Es erfolgte keine Antwort. „Ich meinte Fußtritte hinter uns zu hören!" sagte er dann. „Man verhört sich leicht!" entgegnete Otto. Während dessen waren sie an ein einsam gelegenes Haus gelangt. Sie traten unter die Fenster und schauten hinein. Ein weites, ödes Zimmer zeigte sich ihren Blicken; die schlechten Lehmwände hatten ihre ehemalige Kalkbesetzung zum Theil verloren, einige Strohstühle standen umher und über dem halb niedergebrochnen Ofen hingen zwei Pistolen nebst einem Hirschfänger. Im Hintergrund saß an einem Tisch ein altes Weib, zahnlos und einäugig, zu ihren Füßen lag ein großer Hund, der sich mit seinen ungeschlachten Pfoten zuweilen kratzte. „Ich denke — begann Adolf nach vollbrachter Musterung — wir nehmen unser Quatier lieber unter einem Busch, als in dieser Höhle. Es sieht ja ganz verflucht darin

aus!“ Otto hatte dieſelbe Aeußerung auf der Zunge gehabt. Wie aber in ſolchen Stunden des äußerſten Mißbehagens der Menſch ſich zu beſtändigem Widerſpruch aufgelegt fühlt, ſetzte ſich ſeine Meinung ſchnell in ihr Gegentheil um und er erwiderte ſpöttiſch, daß er ein altes Weib nicht eben furchtbar fände und in der That nicht wiſſe, warum ſie nicht hinein gehen ſollten. „Es beliebt Dir — verſetzte Adolf ſcharf — mich mißzuverſtehen. Die Alte ſitzt gewiß nicht unſertwegen da, ſie wartet auf Gäſte, und welcher Art dieſe ſind, iſt ſchwer zu ſagen. Sieh nur, wie ſie ſich das Auge, das ihr von der letzten Schlägerei her übrig blieb, reibt, um den Schlaf, der ſie beſchleicht, zu verſcheuchen, und wie ſie das zahnloſe Maul verzieht! Eine Schenke iſt's ohnehin, denn drüben in der Ecke ſtehen Flaſchen und Gläſer. Aber wie Du, ſo ich.“ Bevor Otto Etwas erwidern konnte, erſcholl hinter Beiden ein ſcharfes: „guten Abend!“ und eine Mannsgeſtalt wurde in dem ſchwachen Lichtſchimmer, der durch's Fenſter drang, ſichtbar; kurz, gedrungen, mit Augen, die verſchlagen und liſtig von dem Einen zum Andern wanderten, den Jägerhut tief in die Stirn hinabgedrückt. „Sie haben ſich ohne Zweifel verirrt — fuhr der Unbekannte fort — und ſuchen ein Unterkommen für die Nacht. Danken Sie dem Himmel, daß ich gerade von meiner Streiferei zurückkehre, meine alte Mutter hätte Sie nicht aufgenommen. Wenn Sie vorlieb

nehmen wollen, so folgen Sie mir; etwas besser als hier draußen werden Sie's in der Bodenkammer finden, die ich Ihnen einräumen kann. Bier und Brot steht zu Diensten und eine Streu zum Schlafen läßt sich aufschütten!" Der Hund schlug an und die Alte stand auf und schleppte sich mit schweren Schritten zum Fenster. „Ich bin's!" rief der Jäger. „Du mein Sohn? erwiderte sie in näselndem Ton und öffnete langsam die inwendig verschlossene Thür. „Nur immer herein! sagte der Jäger mit zudringlicher Höflichkeit zu den Fremden. Sie folgten seiner Einladung, nicht ohne Widerwillen, Otto zuerst. Sobald sie die Schwelle überschritten hatten, schloß der Jäger mit sonderbarer Hastigkeit die Thür hinter ihnen ab, während die Alte, ihre Brille zurecht rückend, sie unfreundlich betrachtete. „Noch nicht da?" fragte der Jäger, indem er sie in's Zimmer hinein nöthigte, seine Mutter, aber so leise, daß nicht sie, die schwerhörig sein mochte, nur Otto ihn verstand. Flüsternd trat er nun mit der Alten in eine Ecke und mehr als einmal flog ein häßliches Lachen über sein Gesicht. Die Alte ging, einen seltsamen Blick auf die späten Gäste werfend, hinaus und kehrte bald darauf mit Bier, Brot und Käse zurück. Der Jäger schob zwei Stühle an den Tisch; sie lud, sich umsonst zur Freundlichkeit zwingend, mit stummen Geberden zum Zulangen ein. Hungrig, wie sie waren, ließen die Freunde es sich schmecken; mittlerweile nahm der

Jäger die über dem Ofen hängenden Piſtolen herab, lud ſie, ohne ſich an das Befremden ſeiner Gäſte zu kehren, mit großer Förmlichkeit, ſchüttete ſogar Pulver auf die Pfanne und ſteckte ſie zu ſich. Stillſchweigend ergriff er nun die Lampe und führte die Freunde eine Leiter hinauf in eine alte Bodenkammer hinein, wo ſie bereits ein Strohlager vorfanden. Mit einem kurzen: „gute Nacht!“ wollte er ſich jetzt wieder mit der Lampe entfernen; Beide erklärten ihm aber gleichzeitig ihren Wunſch, mit Licht verſehen zu werden. „Mit Licht? — fragte er verwundert — es thut mir leid, aber Sie werden bei mir ſchlafen müſſen, wie man im Grabe ſchläft, nämlich im Dunkeln. Meine Mutter hat ſelten eine Kerze im Hauſe und der Lampe bedürfen wir ſelbſt, um — um“ — „Um?“ fragte Otto, da er ſtockte. „Um den Abendſegen zu leſen, natürlich, — verſetzte er — nur die Gelehrten wiſſen ihn auswendig. Doch, wer weiß, vielleicht iſt das Glück günſtig, und wenn ſich nur noch ein Stümpfchen Licht auftreiben läßt, ſo bringe ich Ihnen die Lampe wieder herauf.“ Der Jäger ging und ließ die Freunde im Dunkeln. „Was meinſt Du?“ ſagte Otto zu Adolf. „Wir werden entweder gar nicht, oder ſehr lange ſchlafen!“ verſetzte dieſer ernſt. „Iſt dort nicht ein Fenſter im Dach?“ fragte Otto. „So ſcheint's — erwiderte Adolf — ich will doch unterſuchen, ob man's öffnen kann. Er tappte zum Fenſter und bemühte ſich, es aufzumachen. In demſelben

Augenblick trat der Jäger wieder mit der Lampe ein. Mit finſtrem Geſicht rief er Adolf zu: „Das Fenſter hat die Klinge nur zum Staat, es iſt von außen vernagelt, auch ſind eiſerne Stangen angebracht, wie ich glaube; an friſcher Luft wird's dennoch nicht fehlen, denn drei Scheiben ſind entzwei! Er ging zur Thür zurück, kehrte ſich aber noch einmal um und ſagte: „Wenn unten auch noch Dies und Das vorfällt, ſo laſſen Sie ſich nur nicht ſtören, Sie wird Niemand beunruhigen!" „Was giebt's denn noch ſo ſpät?" fragte Adolf heftig. „Ei nun — verſetzte der Jäger ſpöttiſch — eine Waldſchenke hat bei Nacht den meiſten Zuſpruch!" „Aber ſicher iſt man doch?" rief Adolf ergrimmt aus. „Jedenfalls ſind wir mit Waffen verſehen!" bemerkte Otto mit erkünſtelter Ruhe. „Das freut mich!" entgegnete der Jäger laut lachend und warf die Thür hinter ſich zu, daß die Pfoſten bebten und das Fenſter krachte. „Harras! — rief er draußen — paß auf!" Der Hund lagerte ſich knurrend, dann gähnend hart vor der Thür. „Abgeriegelt!" ſagte Otto zu Adolf. Dies ward, da die Thür wirklich mit einem Schubriegel verſehen war, leicht vollbracht. „Gottlob, daß die Lampe einen hinreichenden Vorrath Oel enthält — ſprach Adolf und leuchtete in der Kammer umher — nun wollen wir ſehen, ob ſich unter all' dem Gerümpel, das hier wüſt durcheinander liegt, nicht ein Knittel, oder was es ſei, finden läßt, der uns zur Vertheidigung dienen

kann. Jetzt begannen sie die Musterung der vielen, in der Kammer aufgeschichteten Sachen. Otto fiel ein alter Kalender in die Hände, den er nur aufnahm, um ihn gleich wieder von sich zu schleudern. Adolf griff nach ihm und durchblätterte ihn. Nach einigen Minuten ließ er ihn mit leichenblassem Gesichte zur Erde fallen und sagte: „Nun weiß ich, wo wir sind. Dies ist das Mordloch des (er nannte einen in ganz Deutschland berüchtigten Missethäter, der erst vor einem halben Jahre in der Universitätsstadt, wo die Freunde ihren Studien oblagen, wegen vielfacher Mordthaten enthauptet worden war), sein Name ist in den Kalender eingeschrieben und vermuthlich sind wir die Gäste seines Sohnes." — Sich den Tod mit allen seinen Schrecken und Geheimnissen lebhaft denken, ist schon der halbe Tod. In voller Glut des jugendlich überschäumenden Daseinsgefühls, das, kaum entfesselt, ungestüm durch alle Adern braust und für die Ewigkeit auszureichen scheint, plötzlich und ohne vorbereitenden Uebergang am Rande des vom Meuchelmord aufgeworfenen Grabes stehen, ist gewiß des Entsetzlichen Entsetzlichstes. Die Seele zieht sich zusammen, wie ein Wurm sich zusammenzieht im Schatten des schon erhobenen Fußes, der ihn zu zertreten droht; von allen ihren feurigen Wünschen bleibt ihr nur der einzige, noch einmal, dem Wurm gleich, thierisch und ohnmächtig wüthend, ihre Lebenskraft und Lebensfähigkeit durch eine letzte Aeußerung

derſelben, durch einen Stich oder einen Schlag am Mörder ſelbſt darzuthun. Laut auf jubelten die Freunde, als ſie, hinter Bretern verſteckt, ein roſtiges Beil erblickten, im Triumph zogen ſie es hervor und ſchwangen es, Einer nach dem Andern, um's Haupt. „Siehſt Du — ſagte Adolf — es iſt mit Blut befleckt!“ „Beſpritzt — entgegnete Otto ſchaudernd — wie eine Schlächteraxt! Adolf, an eine ſolche Nacht dachten wir nicht, als wir heute morgen ausgingen, um uns einen vergnügten Tag zu machen. Die Sonne ſchien ſo hell und freundlich, ein friſcher Wind ſpielte mit unſern Locken und wir ſprachen von dem, was wir nach drei Jahren thun wollten!“ „Wer pocht!“ fuhr Adolf auf und ging, das Beil zum Schlage empor haltend, zur Thür. „Es iſt der Hund, der ſich kratzt!“ bemerkte Otto. „Du haſt Recht — verſetzte Adolf — das Thier ſchnarcht ſchon wieder laut. Komm, wir wollen uns auf unſer Lager ſetzen und die Lampe auf jenen Block ſtellen!“ Sie thaten dies ſtillſchweigend, Otto blätterte in dem Kalender und las eine Heiligen-Legende, die er enthielt, Adolf ſah mit unverwandtem Geſichte in den hellen Schein der Lampe hinein. „Es iſt doch ſchauerlich — ſprach er nach einem langen Stillſchweigen — an einer Stelle zu ſitzen, wo der Mord vielleicht mehr als einmal an einem harmloſen Schläfer ſein fürchterliches Geſchäft verrichtete, während unten wahrſcheinlich das Meſſer geſchliffen wird, das uns in der nächſten

Stunde die eigene Bruſt durchbohren ſoll. Ging nicht die Hausthür?“ „Offenbar — entgegnete Otto, geſpannt aufhorchend — auch höre ich ein Geräuſch, wie von verhaltnen Fußtritten; die Helfershelfer ſtellen ſich ein!“ „Mir lieb — ſagte Adolf und ſprang raſch auf — ich mag auf Nichts warten, und am wenigſten auf den Tod!“ „Wir ſind unſrer Zwei — verſetzte Otto — und ſie ſollen erſt die Leiter hinauf. Ich denke, Alles geht noch gut. Freilich gegen Schießgewehr — — die Leiter knarrt, ſie kommen, auf, ihnen entgegen!“ Mit ſchnellem Rucke ſchob Otto den Riegel der Thür zurück und wollte hinaustreten. Der Hund fletſchte grimmig die Zähne und trieb ihn wieder hinein. Da ertönte die Stimme des Jägers. „Pfui, Harras! — rief er hämiſch — laß die Herren, wenn ſie deinen Schutz zurückweiſen, ſo dränge du ihn nicht auf!“ Der Hund ließ die Ohren hängen und ſchlich gehorſam auf die Seite, Adolf ergriff die Lampe und trat an die Leiter. „Noch nicht eingeſchlafen?“ fragte der Jäger. „Was wollt Ihr noch?“ entgegnete Adolf. „Ja was nur gleich? — verſetzte anſcheinend verlegen der Jäger — irgend etwas war's doch!“ „Ihr ſeid mir verdächtig!“ rief Adolf und ſein Geſicht ſprühte Flammen. „Dann ſind Sie wohl irgendwo Amtmann? — erwiderte der Jäger — die Herren Amtleute können meine Naſe nicht ausſtehen, ſie ſagen, ſie ſei ſchief; finden Sie's auch?“ „Kerl!“ rief Adolf, trat ſo weit vor, als er konnte und ſetzte

die Lampe auf den Boden. „Kein Schimpfwort! — verſetzte der Jäger heftig — ich glaube es Ihnen auch ſo, daß Sie von dem Holz ſind, aus dem man Geheimräthe ſchnitzt. Aber — fuhr er, den alten Ton wieder annehmend, fort — ſchieben Sie die Lampe etwas weiter weg, ich habe Huſten, und wenn ich die Flamme aushuſtete, ſo wäre es ſo ſchlimm, als hätte ich ſie ausgeblaſen. Sie ſehen mich, wie es ſcheint, nicht gern oben? Nun, dann thun Sie mir den Gefallen und füllen Sie mir dies Maas aus der Kiſte, die neben dem Schornſteine ſteht, mit Hafer für meinen kranken Gaul. Ei, da haben Sie ja ein Beil? Wenn Sie das in der Taſche als Waffe bei ſich führten, ſo muß ſie geräumig ſein!“ Otto that an Adolf's Statt, was der Jäger begehrte. Er zog ſich hierauf zurück, die Freunde gingen wieder in die Kammer, auch der Hund nahm ſeinen alten Platz auf's Neue ein. „Eine wunderliche Nacht! — ſagte Otto zu Adolf — am Ende iſt der Gauner doch allein im Hauſe, die Spießgeſellen ſind ausgeblieben und er leiſtet, da die Ueberrumpelung ihm mißlang, auf die Ausführung des Bubenſtücks Verzicht.“ „Möglich — erwiderte Adolf und ſah nach ſeiner Uhr — aber noch iſt's früh.“ Ein Schuß fiel. Gleich darauf entſtand ein ſonderbares Geräuſch vor dem Dachfenſter. „Wer da?“ rief Adolf und leuchtete mit der Lampe hin. Er brach in lautes Lachen aus, denn er erblickte das philiſterhaft-vernünftige Geſicht eines Katers,

der, wahrscheinlich durch den Schuß erschreckt und vom Licht angezogen, emporgekrochen war und ihn Anfangs, von dem hellen Schein der ihm so nah gebrachten Lampe geblendet, unter possirlichen Geberden anstierte, dann davon sprang. Bald hernach hörten sie unten einen schweren Fall, wie von einem lebendigen Körper, den plötzlich ein Messerstich hinwirft. Dröhnende Schritte ließen sich vernehmen, dazwischen die näselnde Stimme des alten Weibes. „Wie steht's?" fragte sie: „Todt!" antwortete der Jäger dumpf und stieß einen Fluch aus. „Jesus Christus!" rief die Alte rauh und gellend. Es wurde wieder still. Die Freunde wußten nicht, was sie aus dem Vorgang machen sollten. Sie setzten sich auf's Bett. Jeder hing seinen Gedanken nach. Endlich verfielen sie, da Alles stumm und lautlos blieb, in einen unruhigen Schlummer. In diesem Zustand halben Wachens und halben Träumens kam es Otto zuletzt vor, als ob er die Lampe erlöschen sähe. Hastig fuhr er auf, glaubte sich aber getäuscht zu haben, da er das von der Lampe verbreitete Dämmerlicht noch fortdauern sah. Da bemerkte er mit unaussprechlicher Freude, daß die Morgensonne roth und golden in's Fenster schien, und weckte den finster aussehenden, schlafenden Freund, der, das Beil noch fest umklammernd, auf die Streu zurückgesunken war. „Was giebt's?" rief Adolf und sprang auf. „Sieh, sieh!" sagte Otto und führte ihn zum Fenster. „Gelobt sei Gott! —

ſprach Adolf — ich hatte einen häßlichen Traum. Ich glaubte ſchon in Italien zu ſein und ging durch einen Wald. Da ſprang ein Trupp zerlumpter Geſellen aus dichtem Gebüſch hervor und drang unter wildem Geſchrei zu Raub und Mord auf mich ein. Ich, in der Todesgefahr, rufe: Hackt denn eine Krähe der andern die Augen aus? Ich bin Euresgleichen, ſeht hier den Beweis! Dabei zieh' ich den kleinen, biegſamen Dolch, den ich, wie Du weißt, auf der Frankfurter Meſſe von einem jüdiſchen Trödler gekauft habe. Die Räuber ſchenken meiner Rede keinen Glauben und lachen mich aus. Nun kommt plötzlich auf ſtattlichem Roß ein zweiter Reiſender daher und Einer aus dem Trupp tritt vor mich hin und ſpricht: Du biſt, was wir ſind? Gut, wir nehmen Dich unter uns auf, nun geh' und mach' an Jenem dort Dein Probeſtück! In dem Augenblicke weckteſt Du mich, und jetzt erinnere ich mich, daß dies die alberne Geſchichte iſt, die mein verſtorbener Oheim ſo oft als ihm begegnet erzählte, und die ich ihm niemals glaubte, weil die Frage nach dem Ausgang des verwickelten Handels ihn immer in Verwirrung brachte."

„Wir wollen dieſe Nacht und ihre Träume vergeſſen — ſagte Otto — und uns dem vollen, friſchen Gefühl des Lebens hingeben, ohne Maß, wie einem Rauſch! Zum erſten Mal dürfen wir es als ein, wenn nicht erworbenes, ſo doch durch Wachſamkeit und Vorſorge erhaltenes koſtbares Gut betrachten, nicht

mehr als bloßes Geschenk!“ Adolf drückte ihm warm und kräftig die Hand. Jetzt erscholl die Stimme der Alten, die mit Andacht ihr Morgenlied absang. Deutlich vernahm man die fromme Gellertsche Strophe:

Wach auf, mein Herz, und singe
Dem Schöpfer aller Dinge,
Dem Geber aller Güter,
Dem treuen Menschenhüter!

Unwillkürlich stimmten die Freunde mit ein und stiegen die Leiter hinunter. Am Fuß derselben trat ihnen, freundlich grüßend, der Jäger entgegen. Sein Gesicht kam ihnen bei weitem nicht mehr so unangenehm vor, wie am Abend vorher und in der Nacht. Sie waren schon geneigt, ihm in ihrem Herzen Abbitte zu thun, da bemerkten sie auf's Neue jenen boshaften Zug um den Mund und jenes verdächtige Lächeln, und der Mensch wurde ihnen widerlicher, wie je. Er entschuldigte sich, daß er sie noch so spät habe stören müssen. „Freilich — setzte er hinzu — konnte ich nicht wissen, daß Sie mit offenen Augen schliefen, wie die Hasen, und mich, so leise ich auftrat, hören würden.“ Dann führte er sie in das Wohnzimmer, wo die Alte bereits mit Bereitung eines Kaffee's beschäftigt war, dessen aromatischer Duft ihnen kräftig und stärkend entgegen drang. Schweigend, wie sie es der Klugheit gemäß erachten mußten, genossen sie diesen. Hierauf erkundigten sie sich bei

dem Jäger, der ſeinen Hund wuſch und kämmte, nach ihrer Schuldigkeit. Lakoniſch und ohne aufzuſehen verſetzte er, er habe ſich ſchon bezahlt gemacht. „Fehlt Dir etwas von Deinen Sachen?“ fragte Adolf, der ſich nicht länger halten konnte, ſeinen Freund mit Spott. Als Otto dies verneinte, ſagte er zu dem Jäger: „Auch ich habe das Meinige beiſammen, darum nennt die Zeche!“ „Meine Herren! — rief der Jäger und leerte, an den Tiſch tretend, ein Glas Bier — ich will nicht länger Verſteckens mit Ihnen ſpielen. Sie lagen die Nacht hindurch auf der Folter und die Folter hat man umſonſt!“ „Eine Aufrichtigkeit ſonder Gleichen!“ verſetzte Adolf und ſah Otto an. „Nicht wahr — fuhr der Jäger fort — ich irrte mich nicht? Ich bin in Ihren Augen, was der Blutmann in den Augen der Kinder iſt?“ „Ganz recht, mein Freund — ſagte Adolf und klopfte ihn mit unterdrücktem Grimm auf die Schulter — Ihr ſeid der rechte Sohn Eures Vaters!“ „Das verſteh ich nicht — entgegnete der Jäger und erglühte über und über — aber dies verſprech' ich mir, nicht ohne Schamröthe ſollen Sie mein ſchlechtes Haus verlaſſen. Sehen Sie die alte Frau dort, die Ihnen geſtern Abend Brot und Bier brachte und heut' morgen den Kaffee? Es iſt meine Mutter! Sie hat keine Zähne mehr; auch von den Ihrigen werden Sie zwei und dreißig vermiſſen, wenn Sie einmal ſiebzig Jahre zählen. Sie iſt einäugig, aber nur, weil die Hand

eines böſen Buben ihr das linke Auge ausſchlug, als ſie in ihrer einſamen Hütte überfallen wurde und ihres Mannes ſauer verdienten Sparpfennig nicht gutwillig hergeben wollte. Und nun hören Sie. Ich ſtand geſtern Abend ſchon hinter Ihnen, als Sie, in's Fenſter ſchauend, meine arme Wohnung betrachteten, und wollte Sie eben zuvorkommend, wie es ſich geziemt, zum gaſtlichen Eintritt einladen, da begannen Sie Ihre ſchnöden Bemerkungen über meine Mutter, die mich um ſo mehr verdroſſen, je beſſer ich es mit Ihnen im Sinne gehabt hatte. Hitzig, wie ich bin, hätte ich auf der Stelle, verzeihen Sie, daß ich es ſage, mit meinem derben Eichenſtock drein ſchlagen mögen, aber ich ließ den bereits erhobenen Arm wieder ſinken, denn mir kam der Gedanke einer gründlicheren Rache, ich nahm mir vor, Sie zur Strafe für Ihren ungerechten Verdacht in der Phantaſie alles Schreckliche durchempfinden zu laſſen, das Sie in Wirklichkeit bei mir getroffen hätten, wenn ich geweſen wäre, wofür Sie mich halten zu dürfen glaubten. So trat ich denn mit meiner Einladung zu Ihnen heran, ſuchte Sie aber, ſobald ich Sie im Bereich meiner vier Pfähle ſah, durch Zweideutigkeiten aller Art zu den ſchlimmſten Vermuthungen aufzuregen, und konnte dies um ſo eher die halbe Nacht hindurch fortſetzen, als mich ohnehin die Pflege meines kranken Gauls, der leider um ein Uhr todt hinfiel, nicht an's Bett denken ließ.“ „Alſo war es — unterbrach Otto

den Jäger, der Tod des Gauls, den Ihr Eurer Mutter auf ihre Frage, wie's stünde, verkündetet?" „Auch das haben Sie gehört? — versetzte Jener — nun, der Zufall hat mir besser gedient, als ich ahnen konnte! Wahrlich, daran dachte ich nicht, aller Muthwille verging mir, als ich das schöne treue Thier, das ich erst vor wenigen Wochen um theuren Preis erstand, zusammenbrechen und die vier Füße von sich strecken sah, ich schüttete den Hafer über den todten Körper aus und warf das Maaß an die Wand, daß es zerbrach!" „Seid Ihr — fragte Adolf — nicht der Sohn des —?" Er nannte den Namen des schon erwähnten berüchtigten Mörders, den er mit eigenen Augen hatte köpfen sehen. „Heiliger Gott, nein — erwiderte der Jäger entsetzt — wie kommen Sie zu einer solchen Frage?" „Ein alter Kalender — warf Otto ein — den wir oben fanden, veranlaßte diesen Irrthum, der uns in der Nacht mit Grauen erfüllte und ohne den Euer Plan gewiß nicht so gut geglückt wäre." „Was in der Kammer Alles liegen mag — versetzte der Jäger — weiß ich nicht, ich habe mich noch nicht darum kümmern können, denn ich bin erst seit Kurzen im hiesigen Revier angestellt und habe bis auf Weiteres in dieser Mordhöhle, die nächstens eingerissen und an deren Stelle ein ordentliches Haus aufgeführt werden soll, Quartier nehmen müssen." „Ihr seid ein braver Mann — rief Adolf aus und legte seine Börse auf den Tisch — nehmt das als

Beisteuer zu einem neuen Gaul!“ Otto wollte in studentischer Unbekümmertheit um den nächsten Tag dasselbe thun, doch der Jäger schob das Geld zurück und sagte: „Ich nehme keinen Pfennig, es ist genug, wenn wir uns gegenseitig vergeben.“

Der Rubin.

Mährchen.

1837.

Es war an einem schönen hellen Nachmittag, da stand Assad, ein junger Türke, der vor wenigen Tagen zum ersten Male die unermeßliche Stadt Bagdad betreten hatte, und sich nun mit stets gesteigertem Erstaunen unter all' ihren Wundern erging, vor der Bude des reichsten und angesehensten Juweliers. Mit inniger Lust versenkte er sich in das mannigfaltige glühende Leben, das in Strahlen und Farben sich offenbarend, die edlen Gesteine durchflammt. „O Edelstein — rief er voll Entzücken aus — wohl mit Recht bist Du erkoren, die Kronen der Könige zu schmücken, denn in Dir ist alles Herrliche zugleich zusammengedrängt und geläutert, der flüchtige Sonnenstrahl ist gefangen genommen und in Deinen geheimnißvollen Kern eingeschlossen, die schnell verlöschende Farbe feiert in Dir ihre Verklärung und empfängt Unsterblichkeit, die reinen, himmlischen Elemente, Luft, Feuer und Wasser vermählen sich in Deinem Glanze! Hier steh' ich an der Gränze der

Natur, hier ist das letzte, höchste Product der schaffenden Kräfte, weiter — schauernd fühlt es der Geist — kann die Unendlichkeit selbst nicht."

Der Juwelier, ein gutmüthiger Mann, der für seine Kunst enthusiastisch eingenommen war, stand gerade in der Thür und empfand großes Vergnügen über die begeisterten Worte, die aus dem Munde des Jünglings hervor gingen. Er trat, bisher ungesehen, lächelnd zu ihm heran, öffnete den Kasten, ergriff seine Hand und steckte ihm einen schönen Ring an den Finger. Assad bemerkte es kaum, seinen Blick fesselte mit magischer Gewalt ein Rubin von seltener Größe, auf den die Sonne, die eben aus einer verschleiernden Wolke hervor trat, ihren vollen Schein warf. Er drückte unwillkürlich seine Hand gegen das Herz und holte zum Erstaunen des Juweliers einen tiefen Seufzer, dann streifte er den ihm angesteckten Ring mit dem Ausdruck sonderbaren Widerwillens wieder ab, und rief, auf den Rubin zeigend, leidenschaftlich aus: „Behaltet das elende Ding und gebt mir den!" Kopfschüttelnd erwiderte der Juwelier: „Der Stein ist mir um Hunderte nicht feil!" „Ich muß ihn aber haben!" versetzte der Jüngling, wie im Wahnsinn, ergriff den Rubin und stürzte flammenden Auges fort.

Der Juwelier erhob ein großes Geschrei, rannte Assad nach und schalt ihn einen Dieb, ja, da dies nicht zu helfen schien, einen Räuber und Mörder.

Alsbald entstand ein Auflauf auf der Straße, der Jüngling wurde ergriffen und mit Ungestüm vor den Kadi geschleppt.

„Herr," begann der Juwelier voll Zorn, „so jung dieser Mensch zu sein scheint, und so viel Einnehmendes in seiner Gestalt liegt, so ist er doch ein frecher, undankbarer Bösewicht. Ich sah ihn vor meiner Bude stehen, und ergötzte mich, als ich ihn über die dort ausgebreiteten Schätze mit lauter Stimme, wie ein Kind, seine Verwunderung ausdrücken hörte. Von Wohlwollen übermannt, dachte ich: Du sollst einmal billiger kaufen als ein Anderer, nahm einen kostbaren Ring aus dem Kasten und steckte ihm diesen an. Ich erwartete, er würde, so plötzlich beschenkt, große Augen machen und nicht wissen, wie er sich geberden solle. Statt dessen nahm er kaum Notiz von meiner Freundlichkeit, und stieß zu meinem nicht geringen Aerger dumme, unvernünftige Seufzer aus. Dann zog er den Ring wieder ab, warf mir ihn verächtlich hin, und verlangte in einem so gebieterischen Ton, als ob er, wenn es ihm beliebte, auch wohl meinen Kopf fordern dürfte, den wundervollsten Rubin, der je in meine Hände gerathen ist. Als ich, meinen gerechten Unwillen bekämpfend, weil ich seine Unwissenheit für den Grund seiner Unverschämtheit hielt, ihm bescheiden bemerkte, daß ein solcher Stein mehr Werth habe, als er denke, erklärte er geradezu, er müsse ihn

haben, nahm auch mit der bekannten Abneigung der Straßenräuber gegen Formalitäten sogleich von meinem Eigenthum Besitz und begab sich auf die Flucht. Ich folgte ihm; wie es mir bei der Last meines Bauches und in einer der Verdauung heiligen Stunde möglich war, ihn wieder einzuholen, begreife ich selbst nicht, die Angst muß dem Menschen übernatürliche Kräfte verleihen."

Der Kadi, ein langer hagerer Mann, mit einem Gesicht, das, wenn er in seiner Gerichtsstube stand, die Inschrift der Dante'schen Hölle furchtbar-getreu wiederspiegelte, war einmal selbst bestohlen worden, und sprach seitdem gegen Diebe nur noch Todesurtheile aus. Er fragte Assad freundlich, ob er das ihm angeschuldete Vergehen läugne. „Wie könnt' ich!" gab der Jüngling finster zur Antwort. „Es wäre auch gleichgültig," versetzte der Kadi mit jenem, dem Teufel abgeborgten Lächeln, womit Gerichtspersonen in allen Ländern der zerquetschten Menschheit in einem Unglücklichen so gern den Gnadenstoß geben, „man führe ihn vor die Stadt hinaus und thue, was Rechtens." „Jedoch nicht ohne vorgängige nachdrückliche Bastonade!" setzte er hinzu und griff nach der Pfeife, die ein Sklave ihm darbot.

Assad wurde abgeführt. Auf der Straße wandte er sich an den Juwelier, der in seiner Entrüstung noch gar nicht daran gedacht hatte, sich den Rubin zurückgeben zu lassen, und sagte zu ihm: „Herr, ich

bitte Euch um einen letzten Gefallen. Laßt mir den Stein bis zum Tode. Begleitet mich hinaus bis vor das Thor, daß ich ihn dort noch einmal anschaue und in Eure Hände überliefere. Nicht wahr, Ihr werdet es mir nicht abschlagen? Es ist ja nur noch kurze Zeit.“ In dem Juwelier erwachte Mitleid, ihn dauerte der schöne, gefaßte Jüngling, der jetzt noch in voller Kraft und Gluth des Lebens vor ihm stand und doch in wenigen Augenblicken schon der Natur vor der Zeit zur beliebigen Verwendung für einen neuen Zweck zurückgegeben war. Vielleicht hätte er nun den Rubin gern daran gesetzt, um ihn zu retten, doch dies war bei der Gemüthsart des Kadi unmöglich, er mußte sich also darauf beschränken, dem Scheidenden freundlich seine letzte Bitte zu bewilligen.

Angelangt vor dem Thore zog Assad den Rubin, den er bis dahin auf seinem Herzen bewahrt hatte, hervor, hielt ihn gegen die Sonne, in deren Strahlen er blinkte, wie das Auge eines Menschen, drückte ihn wehmüthig an den Mund und machte Anstalt, ihn dem Juwelier zurückzugeben. Bevor er aber dies noch auszuführen vermogte, trat ein Greis von sehr würdigem Ansehen, dem alles Volk willig Platz machte, auf ihn zu, maß ihn mit einem strengen Blick und sagte: „Assad, Du bist ein Dieb?“ Glühendes Roth überströmte die Wangen des Jünglings, aber fest und unverwirrt schaute er

zu dem Greiſe auf und antwortete: „Ja, und, wie Du gleich ſehen wirſt, ich leide den Tod dafür!“ „Iſt Dir Dein Diebſtahl nicht leid?“ fragte der Greis. „Nein,“ verſetzte Aſſad ſchnell und beſtimmt, „ich weiß nicht, was mich an dieſen Stein kettet, aber es mag gut ſein, daß ich ſterben muß, denn ich fühl's, ehe ich ihn in den Händen eines Anderen ließe, könnt' ich mich mit Raub und Mord beflecken, obgleich meine Seele vor einem Mord zurückſchaudert, wie vor dem eigenen Tode.“ „Ei, wunderbar!“ entgegnete der Greis, „gieb mir doch Deine Hand.“ Aſſad reichte ihm die Hand.

Plötzlich befand er ſich auf einer unbekannten Landſtraße. Der Greis ſtand neben ihm. Mehr verwundert und überraſcht, als erfreut, ſchaute der Jüngling ſeinen Retter mit einem fragenden Blick an. „Du biſt jetzt über hundert Stunden von Bagdad entfernt,“ begann der Greis, der ſeinen Blick wohl verſtanden hatte, „und ſie können dort, wenn ſie wollen, ein Lamm ſtranguliren, das ich zum Zeichen Deiner Unſchuld an Deiner Stelle zurückgelaſſen habe. Glaube jedoch nicht, daß ich Dich gerettet haben würde, wenn Leichtſinn oder ſchnöde Habſucht Dich zum Raub an fremdem Eigenthum verleitet hätten. Mir ſtehen große Kräfte zu Gebote, aber ich mißbrauche ſie nie, wie ſo manche Genoſſen meiner Gewalt. Die Natur hat jene Macht, die den gewöhnlichen Lauf der Dinge aufhalten und

verändern kann, vertrauensvoll in unsere Hände gelegt, damit wir ihr in irgend einem außerordentlichen Falle, wenn die allgemeine Regel, das einfache Gesetz, nicht ausreicht, zu Hülfe kommen mögen. Solch ein Fall ist der Deinige, denn der Rubin, den Du dort in der Hand hältst, ist das Grab einer wunderschönen verzauberten Prinzessin. Aus ihrem Blut hat er das dunkle, wunderbare Roth in sich gesogen, in das er getaucht ist. Das Feuer ihres Auges sprüht Dir entgegen aus den blitzenden Strahlen, die er so verschwenderisch versendet. Ihr schlummerndes Leben schauerte Dich an, als Du den Stein im Sonnenschein glänzen sahest, da wurde Deine Seele bis in die innersten Tiefen mit süßer Ahnung getränkt, und Deine Hand mußte vollbringen, was Herz und Sinne geboten." „Kann die Prinzessin durch mich erlös't werden?" fragte Assad, tief aufathmend. „Das weiß nur sie selbst!" versetzte der Greis, „und Du kannst, wenn Du willst, sie einmal sehen und mit ihr reden. Sobald Du um Mitternacht alle Deine Gedanken in den einzigen an sie zusammendrängst und auf den Rubin drei Küsse drückst, so weicht der Zauber auf einen Augenblick und sie tritt in voller Glorie der Schönheit aus ihrem steinernen Gefängniß hervor. Aber, wage nicht dein Glück und Deinen Frieden an einen ungewissen Moment; mit dem Dämon ist schwer zu kämpfen, Dich aber würde die herrlichste der Jung-

frauen mit unwiderſtehlicher Gewalt in deinem tiefſten Sein gefangen nehmen, und wenn es Dir dann nicht gelänge, ihren Bann zu brechen, ſo wäreſt Du elend auf ewig. Und nun leb' wohl, kein Sterblicher ſieht mich zum zweiten Mal!"

Der Greis war verſchwunden, ſo wie er ausgeredet hatte. Aſſad bemerkte es kaum, denn jede ſeiner Empfindungen, jeder ſeiner Gedanken war an das Wunder, das er in ſeiner Hand hielt, gebunden. Wie freute er ſich, daß die Sonne ſich ſchon zum Untergang neigte, daß die Schatten ſich verlängerten; wie ſehnte er ſich nach der Mitternacht, die er ſonſt, als unheimliche Freiſtunde der Todten und Geſpenſter geſcheut, vor der er ſich ängſtlich in die ſchützenden Arme des frommen Schlafes hinein geflüchtet hatte. Sie erſchien ihm jetzt, wie ein Gefäß, aus dem ſeinen dürſtenden Lippen der holdeſte Inbegriff alles Lebens entgegen ſchäumte, und daß ſie über die ganze übrige Welt Angſt, Grauen und Entſetzen ausgoß, gab ihr für ihn eben noch einen letzten, ſchauerlich zauberiſchen Reiz. Unterdeß eilte er, da es ſchon dunkel wurde, raſtlos fort, um noch vor völligem Einbruch der Finſterniß die Stadt, die er in nicht gar weiter Ferne vor ſich liegen ſah, zu erreichen. Dies gelang ihm, auch war das Glück ihm günſtig, daß er bald bei einer alten Frau ein Unterkommen für die Nacht fand. Er zog ſich ſogleich, große Müdigkeit vorſchützend, in das ihm

bestimmte Schlafgemach zurück, legte den Rubin vor sich auf den Tisch, und zählte nun bei brennender Lampe und verhängten Fenstern die Minuten, die langsam, langsam, als wollte jede ihm den Inhalt der Ewigkeit vorrechnen, vorüber krochen. Endlich war es zwölf. Mit unsäglicher Inbrunst drückte er jetzt den Rubin an seinen Mund und küßte ihn drei Mal.

Da war es, als ob sich der Edelstein in seiner Hand in leichten, gefärbten Duft auflockerte, der zu einer morgenrothen Wolke, die das ganze Zimmer erfüllte, anschwoll. Aus der Wolke schimmerte eine weibliche Gestalt hervor, anfangs blaß und im schwachen Umriß kaum erkennbar, aber schnell aufblühend zu frischem, glühendem Dasein. Die holde Jungfrau, in ein blaues Gewand gekleidet, das Haupt in kindlicher Anmuth ein wenig vorwärts neigend, warf einen schüchternen Blick auf ihre Umgebung und rief: „wo bin ich?“ Gleich darauf aber heftete sie, wie in trostloser Verzweiflung, ihr Auge starr und thränenlos auf Assad, vor dem es eben noch mädchenhaft-scheu zurückgebebt war, und, als erdrückte die erst jetzt erwachte Erinnerung an ihren Zustand, wie ein Leichenstein, jedwede ihrer Lebensregungen, holte sie einen Seufzer, in dem mehr als menschlicher Schmerz sich kund zu thun schien, aus tiefster Brust. Dieser Seufzer schnitt Assad in Mark und Bein, die Jünglings-Blödigkeit, mit der er

ſich bisher in ehrerbietiger Entfernung hielt, verſchwand, männlich feſt und die Hand an ſeinen Dolch legend, trat er vor, verneigte ſich und ſprach: „Edle Fürſtin, wenn Eure Erlöſung die ſchwachen Kräfte eines Menſchen nicht überſteigt, ſo vergönnt mir, daß ich Euch mein Blut und Leben weihen darf.“ „Wie gern thu' ich das,“ gab ſie haſtig zur Antwort, „aber, Ihr werdet, wie ſtandhaft auch Euer Entſchluß ſei, das Werk nimmer vollbringen, nicht weil es zu ſchwer iſt, ſondern weil es zu leicht iſt!“ „Habe ich recht gehört?“ fragte Aſſad mit höchſter Verwunderung. „Ich begreife Eure Frage,“ verſetzte ſie, „Ihr könnt Euch nicht vorſtellen, daß die Leichtigkeit meiner Entzauberung ſie unmöglich macht, und dennoch iſt es ſo. Der boshafteſte und verſchmitzteſte aller Zauberer hat mich, die Tochter eines mächtigen Sultans, in einen Rubin gebannt, mich im Garten überraſchend, weil mein Vater ihm ſeine Bittte um drei Tropfen meines Blutes, deren er vielleicht zu irgend einem ſchnöden Zweck bedurfte, zornig abſchlug. Durch den jedesmaligen Beſitzer des Steines kann der Zauber gebrochen werden; damit ich aber niemals wieder des ſchönen Lebens mich erfreuen möge, hat er die Entzauberung an ein Mittel geknüpft, auf das, weil es einem Jeden an jedem Ort und zu jeder Stunde zu Gebote ſteht, eben darum Keiner verfallen wird, und das ich, obgleich er mich, um meine Qual

vollkommen zu machen, damit bekannt gemacht hat, als das theuerſte Geheimniß bei mir bewahren muß, wenn ich nicht für ewig begraben ſein will. Ach, wie fröſtelt's mich! War's denn länger als eine Minute, daß ich der Freiheit genoß? Gieb mir einen Becher Wein, ſchöner Jüngling, denn mich dürſtet, aber ſchnell!" Von ſeltſamer Rührung über dieſe Bitte ergriffen, welche ihm aus dem Munde einer Sterbenden zu kommen ſchien, die vom Leben noch einen letzten Genuß verlangt, um das Leben dadurch noch um einen letzten Augenblick zu betrügen, reichte Aſſad ihr mit abgewandtem Geſicht den Wein, den ſeine Wirthin ihm gebracht und den er in ſeiner Aufgeregtheit ungetrunken gelaſſen hatte. Freundlich dankend trank ſie den Wein, gleich darauf war ſie wieder von der Wolke umfloſſen. Mit einem glühenden Blick auf Aſſad, in dem ſie, wie ein verlöſchendes Licht noch einmal aufzuflammen ſchien, rief ſie aus: „o Gott, ich mögte doch leben!" Dunkler wurde die Wolke, und ringelte ſich dichter und dichter um ſie herum, Aſſad ſah mit herzzerſchneidendem Schmerz, wie die reizenden Formen ſichtlich in einander ſchmolzen und zerrannen, noch immer glaubte er ihr, wie in ſtummem Flehen, auf ihn gerichtetes Auge in dem Nebelknäuel unterſcheiden zu können, der ſie einſchlang, doch bald bemerkte er ſeinen Irrthum, was er für ihr Auge hielt, war nichts Anderes, als der Rubin, der ſchon

wieder, matt von dem letzten Geflacker der nach Oel schmachtenden Lampe beschienen, auf dem Tische lag. „Ihr Leib, ihre Seele, o!“ seufzte Assad und starrte den Edelstein an, die Lampe erlosch, wie ein wirkliches Wesen drängte sich die kalte, laut- und lichtlose Nacht an seine Brust.

Ein Jahr war verflossen. Es war ein schöner Morgen. Assad hatte sich aus der großen, geräuschvollen Stadt geflüchtet; still und bleich saß er auf einer Bank, die weit vor dem Thore am Ufer des großen Flusses, dem die Stadt ihr reges Leben, ihre Macht und ihren Reichthum dankte, an einem einsamen Platze stand; in seiner Hand hielt er, ihn nach seiner Gewohnheit in stummer Verzweiflung betrachtend, den Rubin. „Das ist ein herrlicher Stein!“ erscholl es auf einmal hinter ihm. Er sah sich um und erblickte einen ältlichen Mann von hoher, gebietender Gestalt mit edlen Zügen, in denen sich ein tiefer, aber in's Innerste zurückgedrängter Lebensschmerz auszudrücken schien. „Ja, ein herrlicher Stein!“ wiederholte Assad düster, und verbarg mit den Gefühlen eines Eifersüchtigen den Rubin wieder auf seiner Brust. „Junger Mann,“ sagte der Alte, „diesen Stein kauf' ich Dir ab. Es soll Edelsteine geben, die den Menschen sanft und mild machen, andere, die ihm liebliche Träume bringen. Als ich den Deinigen erblickte, beschlich mich wunderbare Wehmuth, und das Bild einer verlorenen Tochter ging

mir, als ob sie mir neu geboren würde, in der Seele auf. Ueberlaß' mir den Stein und bestimme selbst den Preis." Assad schüttelte, ohne aufzusehen, den Kopf und erwiderte kalt und bitter: „Und wenn Du mir ein Königreich zu Füßen legtest, so würde ich den Stein nicht dafür geben. Ich laß' ihn nur mit dem Tode, und auch dann nicht, denn selbst in's Grab nehme ich ihn mit hinunter." „Sclav," rief der Alte ergrimmt, „Du giebst den Stein, oder ich nehme den Kopf dazu!" Er richtete sich bei diesen Worten von der Lehne der Bank, über die er sich mit halbem Leib hingebeugt hatte, auf und warf, brennend vor Zorn, auf Assad einen durchbohrenden Blick. Assad antwortete nichts, aber er erhob sich ebenfalls und lächelte still vor sich hin, wie in verachtendem Hohn. Der Alte, kreideweiß geworden, wandte sich um, und winkte mit der Hand eine stattlich gekleidete Schaar Bewaffneter heran. „Zeigt dem Hund da," rief er ihnen entgegen und deutete mit einer heftigen Bewegung auf Assad," wie der Sultan mit denen verfährt, die ihm trotzen." Assad zog seinen Dolch, doch sein Widerstand war fruchtlos, er sah sich alsbald von der Menge umringt, und war nahe daran, überwältigt zu werden. Da fiel sein Blick auf den Sultan, der ihn scharf beobachtete, ein spöttisches Lächeln überflog sein Gesicht, er zog den Rubin hervor, nickte dem Sultan zu und warf, bevor noch Jemand daran denken konnte, ihn zu

hindern, den Stein weit von sich in den Fluß. „Durchstoßt ihn!“ rief der Sultan und riß, zitternd vor Wuth, sein Schwert aus der Scheide. „Ich thu's selbst!“ sagte Assad, und zückte den Dolch gegen die eigene Brust. Da ertönte auf einmal ein leises Ach, es war nur ein Laut, aber ein Laut, der in Assad das innerste Leben noch im Angesicht des Todes zur ungestümen Flamme auftrieb, er ließ den erhobenen Arm sinken und stand, wie in ein Wunder verloren, regungslos. „O Fatime, Tochter, so sehe ich dich endlich wieder?“ rief der Sultan aus, und that einen Schritt vorwärts, hielt dann aber plötzlich an, als ob er fürchtete, die theure Erscheinung mögte sich in Nichts auflösen, so bald er sie zu fassen versuchte. „Allah sei gelobt!“ jauchzten die erstaunten Trabanten und warfen sich, ihr Angesicht verhüllend, zu Boden. „Vater, führe mich zu meiner Mutter!“ rief die süße Stimme, die Assad in jener Mitternacht vernahm, und leidenschaftlich-ängstlich umschlang die Jungfrau den alten Mann. Schmerz und Freude vermischten sich in Assad's Brust, er seufzte laut auf, da trat die Prinzessin zu ihm heran, faßte erröthend seine Hand und sagte, indem sie ihn zu ihrem Vater führte: „Hier ist mein Retter!“ Der Sultan blieb eine Weile stumm und ernst, dann sprach er zu Assad: „ich wollte Dich tödten!“ „Ja,“ erwiderte Assad, „aber noch leb' ich.“ „Und Du sollst leben bis an's Ende deiner Tage,“ versetzte der Sul-

tan mit erhöhter Stimme, „und wenn Du mein Reich forderst, so will ich's Dir zu Füßen legen, und mir Nichts ausbedingen, als einen Turban, ein Schwert und ein Grab!“ „Ich habe Nichts zu fordern!“ entgegnete Assad düster und dumpf. Dann fuhr er, sich zu der Prinzessin wendend, langsam und gemessen fort, wie Einer, der über sich selbst ein Todesurtheil ausspricht: „Ich hätte gern für Dich den letzten Tropfen meines Blutes verspritzt, aber es ward mir nicht vergönnt, ich konnte Dich nicht erlösen, ich konnte Dich bloß beklagen, und das konnte Jedermann. Und heute — heute war ich sogar nichtswürdig genug, den Stein, der Dein holdes Selbst umschloß, in die schlammige Tiefe hinab zu schleudern, als der Mann, der, wie ich jetzt sehe, Dein Vater ist und in dem gewiß nur ahnungsvolle Sehnsucht den Wunsch nach seinem Besitz so heftig entzündete, ihn von mir verlangte. O, ich verachte mich selbst, und Du mußt mich auch verachten!“ „Du thust Dir unrecht,“ sagte Fatime, „denn dadurch, daß Du den Rubin, den Du bisher, wie alle früheren Besitzer, nur zu starrsinnig festgehalten hattest, freiwillig und aus eigenem Antriebe von Dir warfst, ward meine Entzauberung vollbracht; dies war ja eben die schlimme Bedingung, die dieselbe, obgleich ein Jeder sie an jedem Ort und zu jeder Stunde erfüllen konnte, ungewisser machte, wie ein Kampf mit Ungeheuern und Drachen.“ „So ward ich denn glücklich, weil

ich erbärmlich war!“ verſetzte Aſſad. Fatime ſchaute ihn zugleich bittend und fragend an, denn ſie verſtand ihn nicht mehr, der Sultan aber trat hinzu und ſagte: „Du biſt von nun an mein Sohn; tritt nicht zurück, ein Mann muß ſich nicht ſchämen, das von dem Zufall als Geſchenk anzunehmen, was er, wenn's nöthig wäre, dem Schickſal abtrotzen würde durch Kraft und Beharrlichkeit. Jetzt aber begleitet mich in meinen Pallaſt, es iſt nicht recht, daß wir uns ſo lange allein freuten, Fatime hat noch eine Mutter.“

Die beiden Vagabunden.

Ein Fragment.

1837.

Es war in der alten guten Zeit. Noch ſaß der Teufel ſo ruhig und unangefochten auf ſeinem Thron, wie der liebe Gott; wenn es zu dunkler Nachtzeit in den Lüften rumorte, ſchrieb man das nicht den wilden Gänſen zu, ſondern dem wilden Jäger, und griff nicht zur Kugelbüchſe, ſondern zum Roſenkranz; ſo armſelig war keine Hütte, daß nicht zuweilen ein Geſpenſt, ein Todter, der nach Erlöſung ſeufzte, in ihr einſprach, ſo winzig kein Berg, in deſſen Klüften nicht irgend ein Geiſt ſein Weſen trieb.

Ziemlich ſpät an einem rauhen Herbſtabend trafen zwei junge Leute in einem Dorfe ein. Der eine war lang von Perſon, hatte ein ſchmales, ausgedörrtes Geſicht und häßliche lange Arme, die ungeſchickt an ſeinem, wie auf der Folter ausgereckten Körper herunter hingen; der andere war klein und in ſeinem jetzigen Aufzug auch mehr abſtoßend als anziehend, aber ein neuer Rock und ein paar gute Beinkleider hätten vielleicht etwas für ihn thun

können. Beide gehörten einem Stande an, für den die Sprache bis jetzt keinen anständigen Namen aufzufinden gewußt hat; wollen wir unsre Freunde nicht Lumpen, Vagabunden und Landstreicher nennen, so müssen wir sie einstweilen ungenannt lassen. „Hör' einmal, Hans" — sagte der Kleine zum Langen — „weißt Du auch, was das ewige Hungern für Folgen hat?" „Ich habe Erfahrung genug, Jürgen, um das zu wissen" — versetzte der Lange mit einer Art von Lachen — „bei Tage Mattigkeit in allen Gliedern, so daß man die schönste Dirne erblicken kann, ohne Wohlgefallen an ihr zu finden; bei Nacht Schlaflosigkeit und am Ende den Tod!" „Brav geantwortet, Junge," sagte der Kleine, „aber, hörst Du nicht Gänse schreien? Ich denke, das siebente Gebot ist nicht gemacht, daß es Menschen tödten soll. Wie wär's, wenn wir irgend einen Hühnerstall mit unserm Besuch beehrten?" „Ich trau' unserm Glücksstern nicht," erwiderte der Lange ernsthaft und verdrießlich, „haben Deine falschen Würfel uns etwas Anderes als Ohrfeigen und Rippenstöße, die ich noch fühle, eingebracht? Wollte ein Mensch den Kater mit dem großen Bart, den Du für ein Wunder in seiner Art auszugeben dachtest, sehen? Brachte es Dir eine Krume Brod ein, daß Du jenem alten griesgrämlichen Hökerweibe von geträumten Nummern erzähltest?" „Die Talente unserer Finger haben wir noch nicht ausgeübt," versetzte

der Kleine, „man muß nicht Alles ſo ſchwarz anſehen, vielleicht ſind ſie einträglicher als mein Witz.“ „Verlaß Dich darauf,“ entgegnete der Lange, „uns gelingt nichts.“ „Pfui, Heide,“ fuhr der Kleine haſtig auf, „Du biſt ein Chriſt und kannſt ſo kleinmüthig ſein? Bei meinem Gewiſſen, nie werd' ich ſchlechter von meinem himmliſchen Vater denken, als von meinem irdiſchen, der, obgleich er nur ein armer Schuſter war, ſich doch Tag und Nacht plakte und plagte um ſeinem Jungen täglich den Bauch zu füllen. Die Gänſe ſind ordentlich ungeduldig, daß wir nicht kommen; folg mir, Kamerad, aus Religion folge mir!“ Sie gingen weiter, der Kleine pfeifend und ſingend, der Lange einige Mal huſtend und dazu fluchend, und kamen vor die Schenke des Dorfes, wo die Bauern ſich regelmäßig alle Abend einfanden, um ſich zu prügeln oder zu langweilen. In der räuchrigen Stube verbreitete ein flatternder Kienſpan, der in einen Soden Torf geſteckt und auf den Ofen geſtellt war, ein unbeſtändiges Licht; der vierſchrötige Wirth ſtand mit auf den Rücken gelegten Händen vor dem großen Kachelofen; die Gäſte ſaßen auf hölzernen Bänken umher mit Pfeifen im Munde, die bei einigen noch dampften, bei andern ſchon ausgegangen waren. Der Kleine hielt an und lauſchte. „Hans,“ rief er dann aus und that einen Sprung, „mir kommt ein beſſerer Einfall; wir gehen in die Schenke.“ „Und laſſen uns wieder hinaus werfen,

wie damals," ſagte der Lange. „Iſt heute der Todestag deiner Mutter, daß du ſo melancholiſch biſt, wie Einer, der gehenkt werden ſoll? Sieh' doch nur einmal in's Fenſter und betrachte Dir dieſe Geſichter. Sehen ſie nicht alle aus, als ſollten ſie vor Langeweile zerſpringen?" „Und was folgt daraus?" „Wir wollen ihnen die Langeweile vertreiben und Geſchichten erzählen, und nenne mich Deinen Bruder, wenn das uns nicht was zu eſſen einbringt." „Ich weiß Nichts zu erzählen!" brummte der Lange. „Das iſt ſchlimm," verſetzte der Kleine, „Du ſiehſt ſo intereſſant aus, als müßten Dir die Geheimniſſe aller Gefängniſſe in einem Umkreis von hundert Meilen bekannt ſein. Nun, laß mich nur machen; Du kannſt den Verſteckten ſpielen, den Mann, der hinter dem Berge hält. Hier iſt die Thür, Gott gebe nur, daß ſie nicht verſchloſſen ſei, wenn ſie uns erſt lange beleuchten, ſo laſſen ſie uns nicht ein, denn ein Wirth iſt nicht wie der liebe Gott, vor dem kein Anſehen der Perſon gilt." Der Kleine öffnete die Thür mit möglichſt wenig Geräuſch. „Hör' Du," flüſterte ihm der Lange grimmig in's Ohr, „die Tracht Prügel, der ich vermuthlich entgegen gehe, geb' ich Dir doppelt zurück, ſobald wir wieder allein ſind. Wärſt Du nicht geweſen, ſo wär' ich bei meinem Meiſter geblieben und nun bald Geſell!" „Auf die möglichen Grobheiten und Handgreiflichkeiten des rothhaarigen Schurken drinnen,"

versetzte der Kleine, „baue ich eben meine letzte Hoffnung. Vergreift er sich an mir, so fall' ich sogleich wie todt nieder, und werd' es schon einrichten, daß irgendwo Blut läuft. Dann steht es bei Dir, wie bejammernswürdig Du den Zustand deines armen, gemißhandelten Freundes finden willst; ich will dem Kerl Schreck genug in die Glieder jagen, und bevor er sich zu einem Nachtessen und allem Uebrigen bequemt hat, erwecken mich drei Eimer Wasser nicht aus meiner Ohnmacht." Sie traten in die Gaststube und wurden von den Bauern neugierig, von dem Wirth finster betrachtet. Jürgens erste Frage war, ob nicht der berühmte Doktor Paracelsus im Dorfe wohne. Die Frage wurde verneint. Ob sie denn nicht im Dorf Theofrastika wären? Das Dorf führte einen ganz andern Namen. „O mein Freund," rief Jürgen nun aus, und fiel Hans mit Leidenschaft um den Hals, „wie recht hast Du, wenn Du sagst, das Unglück verfolge uns. Alle bösen Geister durchkreuzen unsern Weg, und warum? weil wir einem Geheimniß auf der Spur sind, dessen Besitz sie doch dem König Salomon willig gönnten. Gewiß ist der Ziegenbock, der sich nachher in einen großen schwarzen Hund mit glühenden Augen und dann in einen langen finstern Schatten verwandelte, Niemand als der Teufel selbst gewesen, und nur unserm eifrigen Gebet haben wir es zu danken, daß er uns kein Leid zufügen konnte." „Ein Ziegenbock?

wie damals," sagte der Lange. „Ist heute der Todestag deiner Mutter, daß du so melancholisch bist, wie Einer, der gehenkt werden soll? Sieh' doch nur einmal in's Fenster und betrachte Dir diese Gesichter. Sehen sie nicht alle aus, als sollten sie vor Langeweile zerspringen?" „Und was folgt daraus?" „Wir wollen ihnen die Langeweile vertreiben und Geschichten erzählen, und nenne mich Deinen Bruder, wenn das uns nicht was zu essen einbringt." „Ich weiß Nichts zu erzählen!" brummte der Lange. „Das ist schlimm," versetzte der Kleine, „Du siehst so interessant aus, als müßten Dir die Geheimnisse aller Gefängnisse in einem Umkreis von hundert Meilen bekannt sein. Nun, laß mich nur machen; Du kannst den Versteckten spielen, den Mann, der hinter dem Berge hält. Hier ist die Thür, Gott gebe nur, daß sie nicht verschlossen sei, wenn sie uns erst lange beleuchten, so lassen sie uns nicht ein, denn ein Wirth ist nicht wie der liebe Gott, vor dem kein Ansehen der Person gilt." Der Kleine öffnete die Thür mit möglichst wenig Geräusch. „Hör' Du," flüsterte ihm der Lange grimmig in's Ohr, „die Tracht Prügel, der ich vermuthlich entgegen gehe, geb' ich Dir doppelt zurück, sobald wir wieder allein sind. Wärst Du nicht gewesen, so wär' ich bei meinem Meister geblieben und nun bald Gesell!" „Auf die möglichen Grobheiten und Handgreiflichkeiten des rothhaarigen Schurken drinnen,"

versetzte der Kleine, „baue ich eben meine letzte Hoffnung. Vergreift er sich an mir, so fall' ich sogleich wie todt nieder, und werd' es schon einrichten, daß irgendwo Blut läuft. Dann steht es bei Dir, wie bejammernswürdig Du den Zustand deines armen, gemißhandelten Freundes finden willst; ich will dem Kerl Schreck genug in die Glieder jagen, und bevor er sich zu einem Nachtessen und allem Uebrigen bequemt hat, erwecken mich drei Eimer Wasser nicht aus meiner Ohnmacht." Sie traten in die Gaststube und wurden von den Bauern neugierig, von dem Wirth finster betrachtet. Jürgens erste Frage war, ob nicht der berühmte Doktor Paracelsus im Dorfe wohne. Die Frage wurde verneint. Ob sie denn nicht im Dorf Theofrastika wären? Das Dorf führte einen ganz andern Namen. „O mein Freund," rief Jürgen nun aus, und fiel Hans mit Leidenschaft um den Hals, „wie recht hast Du, wenn Du sagst, das Unglück verfolge uns. Alle bösen Geister durchkreuzen unsern Weg, und warum? weil wir einem Geheimniß auf der Spur sind, dessen Besitz sie doch dem König Salomon willig gönnten. Gewiß ist der Ziegenbock, der sich nachher in einen großen schwarzen Hund mit glühenden Augen und dann in einen langen finstern Schatten verwandelte, Niemand als der Teufel selbst gewesen, und nur unserm eifrigen Gebet haben wir es zu danken, daß er uns kein Leid zufügen konnte." „Ein Ziegenbock?

Was ist Euch mit diesem Ziegenbock passirt, mein Freund?“ frug mit heiserer und vor Alter zitternder Stimme des Wirthes achtzigjährige Schwiegermutter, die, das weiße Haupt in die Hände gelegt und die welken Arme auf die Knie gestützt, in einem Winkel kauerte. „Das Abenteuer ist wunderbar, oder vielmehr grauenhaft genug,“ entgegnete Jürgen und ließ sich hinter einem Tisch nieder, „aber gegen unsre übrigen Abenteuer verlohnt es sich kaum der Mühe, es zu erzählen. Besonders das Leben meines Freundes besteht aus einem Gewebe von fast lauter Unbegreiflichkeiten; aber freilich, wer, wie er bei seiner Seelen Seligkeit den Schwur unverbrüchlichen Stillschweigens hat ablegen müssen, der wird nichts verrathen.“ Aller Blicke richteten sich bei diesen Worten auf Hans; er seufzte und legte sein Gesicht auf den Tisch, was große Wirkung that. „Uebrigens,“ fuhr Jürgen fort, „hört man Begebenheiten, wie sie mir zugestoßen sind, auch nicht jeden Tag, und wenigstens bis heute habe ich mir das Recht zu bewahren gewußt, sie dem Bösen zum Trotz unter Freunden mitzutheilen. Aber, Gott sei bei uns, da ist er, da ist er wieder!“ Er deutete mit der Hand auf's Fenster; ein Ziegenbock schaute gravitätisch durch die dunklen Scheiben hinein. Der Bock gehörte dem Wirth; er hatte die Thür seines Stalls offen gefunden und war hinaus spaziert. Daran dachte aber kein Mensch, und selbst am fol-

genden Morgen, als das Räthsel sich aufklärte, bestand die Alte darauf, der Bock müsse geschlachtet und mit Haut und Haar an einem Kreuzweg verscharrt werden, der Teufel habe ihn gemißbraucht; sie ruhte auch nicht, bevor es geschah. Alle, Jürgen nicht ausgenommen, dessen Lügen das Thier so unerwarteter Weise unterstützte, schraken zusammen, als sie den Bock erblickten. Wenigen entging es, daß seine Augen glühten, wie Feuerräder, Einer hatte, wie sich später ergab, sogar bemerkt, daß er sich hinten in einen Hund verlor, Jürgen sah Hans, der ganz blaß geworden war, triumphirend an, sobald der Bock sich wieder vom Fenster zurückgezogen hatte. Die Bauern dachten nicht daran, zu ihren Weibern zurückzukehren, obwohl die gewöhnliche Aufbruchsstunde schon gekommen war; sie mußten zuvor die Geschichte des Fremden hören, auch zitterten sie, draußen Einen zu treffen, dem sie nicht gern begegneten, und der vielleicht wegen Grenzpfahlsverrückungen und anderer Kleinigkeiten ein Sträußchen mit ihnen zu pflücken haben mogte. Sie ließen sich frisches Getränk bringen; dies nahm dem Wirth die letzte Wolke des Unwillens gegen unsre Freunde von der Stirn, zuvorkommend setzte er ihnen Bier, Brod und kaltes Fleisch vor, und versprach ihnen ein Nachtlager obendrein, verlangte dafür aber von Jürgen, seinen merkwürdigen Lebenslauf zum Besten zu geben. — Jürgen begann ohne weitere Vorrede:

„Ich bin das unehliche Kind eines armen aber schönen Mädchens, und kann in Wahrheit nicht sagen, wer mein Vater ist, sonst würd' ich ihn aufsuchen und ihn unterstützen, oder nach Befinden der Umstände mich von ihm unterstützen lassen. Daß der reiche, vornehme Kaufmann, auf den meine Mutter aussagte, mein Vater sei, kann ich nicht glauben; denn das eine Mal, daß ich ihn mit dem theuren Namen begrüßte, traktirte er mich mit Ohrfeigen und so spricht kein Vaterherz! Meine Mutter glaubte, als sie mich geboren hatte, nichts Besseres thun zu können, als mit mir in einen Bach zu springen; an der Ausführung dieses schnöden Vorhabens hinderte sie ein alter Doktor, der im Ruf eines Schwarzkünstlers stand und für sie und ihr Kind zu sorgen versprach, falls sie ihm den Knaben in seinem siebenten Jahre übergeben wolle. Der Doktor hielt sein Versprechen, meine Mutter das ihrige auch und so kam ich, als ich mein siebentes Jahr erreicht hatte, in des Doktors Hände. Anfangs fürchtete ich mich entsetzlich vor dem Doktor und wollte durchaus nicht bei ihm bleiben; er war ein kleiner, unheimlich-dünner Mann, und trug beständig einen schwarzen, bauschigen Rock von wunderlichem Zuschnitt, in welchem er sich mit seinem unveränderlichen leichenblassen Gesicht ausnahm, wie ein vor der Zeit aus dem Grabe zurückgekehrter Todter. Der Doktor wußte aber mit Kindern umzugehen; er gab mir

Mandeln und Roſinen, machte mir allerlei Spielwerk, ſchenkte mir bunte Bilderbücher und ſpielte ſogar Verſteckens und Huckepack mit mir, ſo, daß ich ihn bald von Herzen lieb gewann. Wie ich älter wurde, lehrte er mich Vielerlei, gab mir auch große Bücher zum Studiren, woraus ich vornehmlich die Pflanzen und ihre verborgenen Eigenſchaften und Kräfte kennen lernte; nachdem ich dieſe Wiſſenſchaft erlangt hatte, ſchickte er mich auf die Berge, um in gewiſſen Stunden, die er mir genau bezeichnete, gewiſſe Kräuter und Mooſe zu pflücken, dabei ſchärfte er mir auf's Dringendſte ein, mich aller Gedanken an's zweite Geſchlecht zu entſchlagen, ſonſt würden die Geiſter, die jene Kräuter bewachten, Macht über mich bekommen, mich überwältigen und tödten. Die Wahrheit iſt, daß die Kräuter ihre wunderbaren Kräfte verlieren, wenn eine unreine Hand ſie pflückt, ich glaubte meinem Herrn aber Alles, und hielt mich vollkommen überzeugt, daß an einen Kuß, ja an etwas noch Geringeres, unmittelbar mein Tod geknüpft ſei; daß ich mich bei dieſer Ueberzeugung wenig zum Küſſen aufgelegt fühlte, kann man ſich denken. Dies Leben führte ich lange fort, ohne mich nur darum zu kümmern, wozu denn mein Herr die Kräuter, die ich oft mit ſo viel Beſchwerde und Mühſeligkeit einſammeln mußte, gebrauche; ich dankte dem Himmel, wenn er ſich in ſein Laboratorium einſchloß, weil ich wußte, daß er mir dann in eini-

gen Tagen nichts befehlen würde; ich aß und trank und war vergnügt. Eines Tags, als mein Herr sich wieder zurückgezogen hatte, ging ich zufällig in sein Studirzimmer und bemerkte dort ein kleines schwarzes Kästchen, das ich noch nie bemerkt hatte; ein Schlüssel steckte darin, ich konnte meiner Neugierde nicht widersteh'n, ich mußte es aufschließen. Ich fand nichts darin als ein altes Buch; wie erstaunte ich aber, als ich, wie ich das Buch aufschlug, sah, daß es die Anleitung enthielt, auf nächstem Wege den Stein der Weisen zu gewinnen. Ich fing an in dem Buche zu lesen, es ward mir aber dabei ganz peinlich zu Muth, mir war, als ob ich unsichtbar von einer fürchterlichen Gesellschaft umgeben sei, ich hätte das Buch gern wieder weggelegt, doch ich vermogte es nicht. Nach wenigen Minuten trat mein Herr herein; er warf einen fürchterlichen Blick auf mich und riß mir das Buch aus der Hand, er wurde aber gleich wieder freundlich, sagte: wir sprechen uns nachher, schloß das Buch ein und entfernte sich. Mein Herr beobachtete jedoch seinem Versprechen zuwider zu meinem größten Verdruß über das Vorgefallene das tiefste Stillschweigen; er setzte nicht einmal mehr den Unterricht über die natürlichen Dinge mit mir fort und ich sah wohl, daß er nicht geneigt war, mir etwas von dem anzuvertrauen, was ich zu erfahren brannte. Er hätte mich gewiß von Herzen gern fortgejagt, wenn er

meiner nicht zur Erlangung der ihm unentbehrlichen Kräuter bedurft hätte; da er aber alt und gichtbrüchig war, so konnte er nicht selbst die Berge besteigen und mußte sich, so schwer es ihm ankommen mogte, freundlich gegen mich bezeigen. Ich nahm jetzt aber Zeit und Gelegenheit besser wahr, wie vorher; ich sah meine Bücher mit ganz andern Augen an und studirte nicht, wie sonst, blos deßwegen darin, um den Vorwürfen und Ohrfeigen des Doktors zu entgehen. Ich machte mich über seine Papiere her, so oft ich nur konnte, und schrieb mir die wunderbaren Rezepte ab; es gelang mir sogar, mittelst eines falschen Schlüssels mich Tage lang in den Besitz jenes alten Buchs zu setzen und (hiebei sah Jürgen mit stolzen Blicken im Kreise seiner Zuhörer, die aufmerksam und ehrfurchtsvoll an seinen Lippen hingen, herum) ich las es nicht ohne Frucht. Gar bald drang ich vor zur Kenntniß der vier Erden, die sich in der heiligen Nacht bei einer durch die Knochen eines unschuldigen Lammes genährten Flamme begatten müssen, der güldene Löwe konnte sich meinen spähenden Blicken nicht länger verbergen, und wie nah' ich dem letzten Geheimniß war, das zeigten mir die tückischen Streiche der immer wachsamen Geister, die mich irre zu machen suchten, weil sie mich fürchteten. Da hatte ich das Unglück, mich zu verlieben. Ich nenne es ein Unglück, denn dieser verwünschte Umstand ist Schuld

daran, daß ich mich jetzt in einer Lage befinde, wo ich für die Erreichung meines hohen Zweckes wenig thun kann. Ich mögte rasend werden, wenn ich, der ich vielleicht nach Jahren im Stande sein werde, ganze Misthaufen, ja den Erdkörper, wofern ich dumm genug dazu wäre, in Gold zu verwandeln, des Morgens Hosen anziehen muß, deren mancher Bettler, ich übertreibe nicht, sich schämen würde; doch ich weiß, wer ich bin, und ertrage mein Schicksal mit Geduld, wie sich's gebührt. Die Schönheit eines Mädchens riß mich hin; daß sie lebhaften Antheil an mir zu nehmen, daß sie nicht ohne mich leben zu können schien, behagte meiner Eitelkeit und brachte meine Sinne gänzlich in Verwirrung. Statt auf die Berge zu klettern, schlich ich mich eines Morgens, wo sie in ihrer Hütte allein war, zu ihr. Leider hatte der Doktor, der mir, was diesen Punkt anbelangt, nicht mehr trauen mogte, mir nachgelauert, er machte sich sogleich trotz seiner Krücken auf den Weg, um seinem Kräuter-Lieferanten in der Versuchung beizusteh'n, aber was half's dem armen gichtbrüchigen Mann? Er kam eben früh genug, um sich mit seinen eigenen Augen zu überzeugen, daß er — zu spät kam! „Verfluchter," rief er aus und schäumte vor Wuth, „nun komm' mir nicht wieder über die Schwelle." Im ersten Aerger versetzte er mir mit seiner Krücke einen derben Schlag über den Arm; diese Beschimpfung unter den Augen

meiner Geliebten war zu groß, das Blut empörte sich in meinen Adern, ich ergriff ihn bei seinem langen Bart, und hätte ihn gewiß zu Boden geworfen und mit Füßen getreten, wenn mir nicht plötzlich eine wirksamere Art, Rache zu üben, in den Sinn gekommen wäre. „Ich gehe zum Doktor Paracelsus, flüsterte ich ihm zu, und bringe dem das Rezept der grünen Erde.“ Der Doktor wurde noch bleicher als er immer war und starrte mich an; dann aber schlug er eine gellende Lache auf und rief: „Ei, junger Thor, ich weiß wohl und hab's Dir selbst gesagt, daß dem alten Paracelsus nur noch die grüne Erde fehlt, um in den Tiefen und Abgründen der Natur zu dringen, wohin es ihm beliebt; aber eben die grüne Erde — ha! ha! ha!“ Jetzt raunte ich dem Doktor drei chaldäische Worte in's Ohr, die keine sterbliche Zunge nach Sonnenuntergang aussprechen darf; da mogte ihm eine Ahnung aufgehen, wie weit der faule Mensch, dem er Jahrelang kaum durch den Ochsenziemer einige Neigung für die Wissenschaften hatte beibringen können und den er zu sehr verachtet hatte, um es nöthig zu finden, vor ihm etwas zu verbergen, während der letzten Zeit in sein Thun und Treiben eingedrungen sei. Er warf sich vor mir auf die Knie, und beschwor mich, ihm nicht durch unzeitige Entdeckung den Preis eines langen, mühevollen Lebens zu entreißen; er bat mich, mit ihm zurückzukehren

und verſprach mir, mich in alle ſeine Geheimniſſe einzuführen. War es Trotz, der ſich nicht bezwingen laſſen wollte, oder war es Furcht, die mich von der Rachſucht und dem Neid des unheimlichen Alten das Aeußerſte befürchten ließ, ich weiß es nicht, genug, ich verweigerte feſt und beſtimmt jede Ausſöhnung. Da ſprang er raſch vom Boden auf, als ob er wieder Jüngling geworden wäre; über ſein Geſicht flammte eine wunderliche Röthe und ſeine Augen ſchoßen Blitze, es war, als wollte der böſe Feind ſelbſt mit all ſeinen Schrecken hervortreten aus des alten Mannes ſchwacher, gebrechlicher Geſtalt. „O Du verruchter Satan,“ rief er mir mit einer Donnerſtimme zu, „ich hab's wohl gedacht; hätt' ich Dir doch geſtern den Trank gegeben, den Du heute Abend zum Dank für Deine Hinterliſt in Deinen Wein empfangen ſollteſt, dann könnteſt Du im Bauch des Kirchhofs gegen Deine Sargnachbarn ausplaudern, was Du zu wiſſen meinſt! Ach, daß gerade heute das wunderbarſte aller Mooſe in die Blüthe treten mußte, und daß ich außer Dir Niemand hatte, der es pflücken konnte!“ Nun war es ordentlich, als ob er wieder zuſammen knickte, er ſtieß einen tiefen Seufzer aus, griff nach der Krücke und ſchlich ſich keuchend fort. Jürgen machte eine Pauſe und trank, wie zur Erholung, auf den in der Erinnerung noch einmal überſtandenen Schreck ein Glas Bier. Der Wirth, der während des Fortgangs

der Erzählung im Zweifel, wie die übrigen Anwesenden im Glauben erſtarkt war, ergriff dieſe Gelegenheit, einen garſtigen Einwurf vorzubringen. „Ihr nanntet," hob er an, „vorhin eure Liebſchaft ein Unglück; mir ſcheint ein Unglück, das dem Menſchen das Leben rettet, kann er ſich wohl gefallen laſſen." Hans huſtete und ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn; Jürgen aber, ſtatt in Verwirrung zu gerathen, verſetzte mit unvergleichlicher Unverſchämtheit: Ihr habt Recht und fuhr ruhig fort. „Man kann es ſich leicht denken, daß ich, eben im Begriff, Berg- und Felsſpitzen zu erklimmen, nicht ſonderlich gekleidet war; dennoch fühlt' ich mich nicht im Geringſten verſucht, das Haus des Doktors mit einem Fuß wieder zu betreten. Ich gab meinem Mädchen einen letzten Kuß, das arme Kind mogte fühlen, daß es ewigen Abſchied gelte und hielt mich feſt; ach, ihrer Leidenſchaftlichkeit habe ich dieſen abſcheulichen Riß in meinem Wamms zu danken! Ich eilte zu meinem Freunde; er lebte damals — jetzt ſieht man's ihm nicht recht mehr an — in wahrhaft glänzenden Verhältniſſen! Doch er liebte mich; Bruder, rief er aus, ich begleite Dich bis an's Ende der Welt, und umarmte mich mit einem Ungeſtüm, daß ich, ich hab' nicht die Bruſt eines Rieſen, nicht zum zweiten Mal ſo umarmt zu werden wünſche. Nun begaben wir uns ſogleich auf den Weg, um den Doktor Paracelſus ſo ſchnell

als möglich zum Glücklichſten der Sterblichen zu machen. „Wie weit haben wir noch bis Theofraſtika?“ Die Bauern ſchüttelten den Kopf; keiner hatte den Namen eines ſolchen Orts jemals nennen gehört. „Gott ſteh' uns bei,“ wehklagte Jürgen, „ſo hat der Feind uns die ganze lange Zeit hindurch, daß wir auf der Wanderung ſind, getäuſcht: noch am Eingang dieſes Dorfes begegnete uns ein einäugiger Mann mit geſtreiften Beinkleidern und verſicherte uns, wir wären am Ziel.“ „Himmliſche Gerechtigkeit!“ rief einer der Bauern aus, „ich wollte ſchwören, das wäre mein alter Großvater geweſen, aber der kommt ſchon ſeit einem halben Jahr nicht mehr aus der Stube.“ „Der Böſe nimmt eine Geſtalt an, wie er will,“ verſetzte Jürgen; „mein Freund hat's erlebt, daß er ihm als ſein leibhaftes Konterfei entgegen getreten iſt, und ihm erſt verliebte Küſſe, dann den Kopf zugeworfen hat.“ Es war ſpät geworden, recht ſchadenfroh heulte der Wind um's Haus und warf die Regentropfen an die Fenſter, nicht ohne Herzklopfen dachten die Bauern an ihren Heimgang in der finſtern Nacht, aber ſie mußten ſich doch zuletzt entſchließen, und brachen nicht, wie ſonſt, Einer nach dem Andern, ſondern friedlich und freundſchaftlich alle auf einmal auf. Nur ein einziger Mann blieb zurück; dieſer hatte ſich den ganzen Abend vor den Uebrigen dadurch ausgezeichnet, daß er ſein Bier aus dem größten Glaſe trank.

daß er den meiſten Qualm aus ſeiner Pfeife jagte, und daß er ſeinen breitgekrempten Hut keinen Augenblick vom Kopf herunter that. Er war ſtarkknochig und vierſchrötig; ſein breites, volles Geſicht war ein vollkommen glaubwürdiges Atteſtat, das der dankbare Magen über die regelmäßig empfangenen Futterlieferungen ausgeſtellt hatte; ein gewiſſer alberner Stolz, der ſich vergebens durch die dicken, aufgequollenen Züge Bahn zu brechen ſuchte, bezog ſich wohl auf einige klingende Thaler in der Taſche oder auf einen fetten Ochſen im Stall. Der Mann trat auf Jürgen zu, legte ihm plump die Hand auf die Schulter, ſah ihn eine Zeitlang mit lächerlichem Ernſte an und fragte ihn dann: „Junger Menſch, ſeid Ihr Eurer Sache gewiß, ich meine, daß Ihr Gold machen könnt?“ „Wäre ein Kruzifix bei der Hand,“ entgegnete Jürgen vornehm, „ſo könnte ich, wofern es mir beliebte, Euren Zweifel durch einen Schwur entkräften!“ „Es iſt kein leichtes Stück Arbeit,“ bemerkte der Andere. „Es geht, erwiderte Jürgen, auch keineswegs ſo ſchnell von Statten, wie man etwa eine Bratwurſt ſtopft oder Schinken in den Rauch hängt!“ „Könnt Ihr Euch wohl einen Tag im Dorf aufhalten?“ „Was meinſt Du Freund,“ ſagte Jürgen, indem er ſich zu Hans wandte. „Unſ're Zeit iſt koſtbar,“ erwiderte Hans langſam, „doch, wenn's nicht länger iſt —“ „Gut, verſetzte der ſtarkknochigte Mann, morgen in aller

Frühe bin ich wieder hier, bis dahin laßt Euch im Wirtshaus Nichts abgehen, ich bezahle Alles." Er rückte vor Jürgen ein klein wenig den Hut und ging, ohne von Hans Notiz zu nehmen, hinaus, der Wirth folgte ihm mit dem Licht. „Wer war der Mann?" fragte Jürgen lauernd, sobald der Wirth zurück kam. „Es ist der Meister Jakob, versetzte der Wirth, unser Hufschmied und der einzige Hufschmied in einer Runde von drei Meilen. Diesem Umstand allein hat er es beizumessen, daß sich seiner Ungeschliffenheit und närrischen Hoffart ungeachtet, seine Kundschaft nicht vermindert. Man kann doch nicht immer eine Reise von einigen Stunden darum thun, wenn man ein Roß beschlagen lassen will." „Der Meister Jakob," sondirte Jürgen weiter, „ist wahrscheinlich reich, und macht sich deßwegen nicht viel aus seiner Schmiede und seinen Kunden!" „An Vermögen fehlt es ihm freilich nicht," entgegnete der Wirth und begann, für seine beiden Gäste hinter dem Ofen eine warme Streu einzurichten, „doch, das ist der Grund nicht, weßhalb er Hammer und Amboß über die Achsel ansieht." „Ei, was denn?" fragte Jürgen mit einer Hast, die von dem gleichgiltigen Ton, in dem er bisher das Gespräch geführt hatte, gar sonderbar abstach. „Der Meister Jakob verzehrt viel Geld bei mir," versetzte der Wirth, „doch, das soll mich nicht abhalten, mit der Sprache gerade heraus zu gehen.

Mit einem Wort, er ist der größte Narr unter der Sonne. Dieser Mensch, der so dumm ist, daß ihn ein Kind überlistet, bildet sich ein, er sei zu großen Dingen berufen und die Welt werde noch einmal über ihn erstaunen. Ihr lacht, man sollte es nicht für möglich halten, und doch ist's wahr. Fragt man ihn, was er denn von sich und der Zukunft erwartet, so gesteht er ohne Umstände ein, er wisse es selbst nicht, aber das Alles, setzt er dann mit listig zugekniffenen Augen hinzu, wird sich zu seiner Zeit schon finden." „Welche Thorheit für einen Mann, dessen Haare sich schon grau färben," sagte Hans. „Nicht zu vorschnell," unterbrach ihn Jürgen mit Würde, „ich fühle mich zu diesem Mann wunderbar hingezogen. Vielleicht hat das, was die Welt Thorheit und Wahnsinn schilt, einen tieferen Grund. Oft bleiben die Ohren der Weisen verschlossen und den Einfältigen offenbart sich der Himmel!" „Dagegen läßt sich nichts einwenden," sagte der Wirth mit einem schlauen Lächeln, „denn es steht in der Bibel." Hierauf wünschte er Hans und Jürgen eine gute Nacht und begab sich in ein anstoßendes Gemach zu seiner Frau, die, weil sie sich nun einmal bei Licht des Schlafes nicht erwehren konnte, regelmäßig einige Stunden vor ihrem Mann zu Bette ging. Kaum war er fort, als Jürgen jubelnd in der Stube herum zu springen und alle Zeichen einer ausgelassenen Freude von sich zu

geben begann. „Still doch Mensch, still doch," wisperte Hans, „wenn Du das Lärmen und Hanthieren nicht einstellst, so wirft er uns noch um Mitternacht aus der Thür." „Grützkopf," versetzte Jürgen, „ich wette, Du ahnst es gar nicht, daß wir heut Abend den Stein der Weisen gefunden haben!" „Ich verstehe dich wohl," erwiderte Hans, denn ich kenne Deine Frechheit; aber ich übersehe eben so wenig, daß wenn wir uns bei Meister Jakobs Thorheit in die Kost legen, seine Weisheit plötzlich einmal erwachen und uns eine garstige Zeche abfordern wird, die er dann vermuthlich mit einer Eisenstange eintreibt." „Was thäte das Kerl!" unterbrach ihn Jürgen, „ich denke, dein Rücken ist lange genug dein Zahlmeister gewesen, um auf so etwas gefaßt zu sein. Diesmal aber fürchtest Du, wo nichts zu fürchten ist. Ich habe einen Plan, einen Plan — — Hans, seit ich diesen Plan ausgeheckt, muß ich auf jeder billigen Wagschaale um zehn Procent im Werth gestiegen sein!" „Wie Du nur solch' eine Geschichte so in einem Athem zusammen lügen konntest," sagte Hans kopfschüttelnd, „ich muß bekennen, so lange du erzähltest, lag ich in einer Art von Fieber, denn endlich, dachte ich, muß der Krug, der so unmenschlich keck zu Wasser geht, doch wohl brechen!" „Erzählen ist eine Kunst, die sich von meiner Großmutter her auf mich vererbt hat," entgegnete Jürgen, „und Wunderdinge erzählen sich

am leichteſten, da Niemand verlangen kann, daß man ſie ihm erkläre. Uebrigens war's ja, Kleinigkeiten und die nöthigen Vergoldungen abgerechnet, wirklich meine Lebensgeſchichte. Setze an die Stelle des Doktors den geizigen Apotheker, zu dem mich mein Vater in die Lehre that; nimm den Kräutern, die ich ſammeln mußte, ihre edelſten Kräfte und lege ihnen die gemeinen, ſchweißtreibenden und abführenden bei; entzieh' meiner Liebſchaft etwas von ihrem Glanz und mache ſie zu einem vertraulichen Verhältniß zu der Magd im Hauſe, das der Apotheker am Lehrling nicht dulden wollte, weil er es ſich ſelbſt wünſchte; beſonders aber zieh' über Deine glänzenden Verhältniſſe einen Strich und erinnere Dich, daß Du bei deinem Meiſter, dem tauben Grobſchmied blos arbeiten, aber nicht eſſen ſollteſt, bleibt dann noch etwas zu verändern übrig?" „Ich wollte doch," entgegnete Hans und kratzte ſich hinter den Ohren, „ich wär' bei dem Meiſter geblieben, dann wär' ich nun bald Geſell! Du machteſt mir, als Dein Herr Dich aus der Thür geworfen, und Dein Vater Dir die ſeinige vor der Naſe zugeſchlagen hatte, eine ſo leckere Beſchreibung von der Freiheit, daß mir das Maul darnach wäſſerte, wie nach einer Martinsgans. Hol' der Teufel die Freiheit, die dem Menſchen nichts bringt, als Hunger und Durſt und die Ausſicht auf ein Gefängniß! Ich ſehne mich ordentlich nach Arbeit, und während Du dem Meiſter

Jakob Gold machſt, mögte ich ihm wohl Hufeiſen, Nägel und Radfelgen verfertigen.“ „Deine niederträchtigen Geſchicklichkeiten werden uns am Ende noch verrathen,“ fuhr Jürgen auf, „nun komm her, und ſtrecke Deine faulen Knochen auf's weiche Stroh; ſo gut haben wir's lange nicht gehabt. Der Ofen iſt noch ſo warm, daß ich die Hand nicht daran halten kann; wie das behagt!“ Ermüdet, wie ſie waren, ſchliefen ſie bald ein; nach Verlauf von ungefähr einer Stunde wurde Jürgen durch ein ängſtliches Aechzen und Stöhnen ſeines Gefährten geweckt. Verdrießlich über die Störung ſeiner nächtlichen Ruhe, ſtieß er Hans derb mit dem Ellbogen in die Seite; wie ward ihm aber, als er dieſen „ach Gott, ach Gott“ rufen, und alle Gebete, die er von Kindesbeinen an auswendig gelernt haben mogte, unter lautem Zähnklappern herſagen hörte. Jürgen konnte ſich des Lachens nicht erwehren. „Dem träumt gewiß, er wird gehenkt,“ dachte er, „weil ich geſtern Abend von den Gänſen ſprach; einen betrübteren Kameraden hätt' ich nicht finden können.“ Dann ergriff er ihn beim Arme, ſchüttelte ihn, und rief: Kerl, ermuntere dich doch! „Du biſts?“ ſagte Hans, und holte einen tiefen Seufzer. „Wer ſollt's anders ſein?“ verſetzte Jürgen. „Entſetzliche Dinge hab' ich überſtanden!“ ſagte Hans. „Du haſt davon geträumt!“ verbeſſerte Jürgen. „Nein, nein!“ fiel ihm Hans mit

Heftigkeit in die Rede, „ich mögte ſagen, ich wär' vor Angſt geſtorben, wenn ich nicht noch lebte. Nur kaum hatte ich die Augen geſchloſſen, da kam Etwas zu mir heran, und legte ſich auf mich wie Blei, daß ich kein Glied zu rühren vermogte, und zu erſticken meinte." „Du lagſt vermuthlich auf'm Rücken," ſagte Jürgen ſpöttiſch, „und da drückte Dich Dein eigen Blut, wie mein Herr, der Apotheker, zu ſagen pflegte." „Deinem Herrn, dem Apotheker," entgegnete Hans gereizt, „ſchlüge ich drei Zähne aus, wenn er mir weißmachen wollte, daß das Blut eines Menſchen, das am Tage ſo wenig eine Laſt für ihn iſt wie die Luft, bei Nacht in's Gewicht fällt wie ein Mühlſtein! Die Nachtmähr' war's, die mich ritt; ich hab' das abſcheuliche Ungeheuer ja ſelbſt geſehen, ſie hatte ganz kleine Zähne und eine hellrothe Zunge, die ihr ellenlang aus dem Rachen hing, und einen bläulichen Glanz ausſtrömte. Ich erkannte ſie ſogleich, denn meiner Mutter Bruder, der alte Chriſtian mit dem lahmen Fuße, hat ſie mir ſchon beſchrieben, als ich noch auf den Armen getragen wurde. Das war aber noch nicht genug. Wie ich dies Ungeheuer anſtiere, und mich, in Erwartung eines unfehlbaren Todes, auf Stoßgebete beſinne, fällt eine halbe Legion von häßlichen Teufeln über mich her, und quält mich. Einer davon verſetzte mir einen ſolchen Stoß in die Seite, daß mir alle Knochen krachten. Es ſchmerzt

mich noch in den Kaldaunen!“ „Nun, das nenne ich eine Narrheit!“ rief Jürgen, und hielt ſich den Bauch, „die ſich am Markte ſehen laſſen darf, denn ſchwerlich findet ſie ihres Gleichen.“ „Du weißt,“ verſetzte Hans zornig, „daß ich um Foppereien nicht viel gebe, und am wenigſten zur Nachtzeit, wo ich entweder ſchlafe oder verdrießlich bin. Will mir Einer abſtreiten, was ich geſehen habe, ſo laſſ' ich's gelten, denn das Auge kann ſich täuſchen, beſonders im Finſtern; wer mir aber meine Haut, mein Fleiſch und Bein zu Lügnern machen will, dem tränk' ich's ein. Die Prügel, die Striemen nachlaſſen, hab' ich wirklich bekommen, und Du ſollſt mir an die Teufel glauben, weil ich den Stoß noch fühle!“ „Blix, alle Wetter!“ fuhr Jürgen auf, „ſo nimm doch Vernunft an, den Stoß brachte Dir ja Niemand bei, als ich. Dein vermaledeites Stöhnen hatte mich aus dem Schlafe geweckt, deshalb war ich erboßt auf Dich!“ Hans hatte keine Zeit, ſeine Verwunderung zu bezeigen; ein ſonderbares Geräuſch, das ſich draußen unter dem Fenſter vernehmen ließ, bewog Beide zum Schweigen und Aufhorchen. Es dauerte nicht lange, ſo wurde das Fenſter geſchickt aufgemacht, und eine Geſtalt bemühte ſich, hinein zu ſteigen; ſie hatte aber kaum ein Bein hereingebracht, als Jürgen, der hurtig aufgeſtanden und herangeſchlichen war, dies umklammerte, und dann aus Leibeskräften ſchrie: Diebe! Diebe! Auf dieſen

Ruf wurde der Wirth alsbald munter, und ſtürzte in die Stube. „Steckt nur ſchnell einen Span an!“ rief Jürgen ihm entgegen, „ich halt' den Burſchen ſchon, ſo unſanft er mir auch mit dem beſtiefelten Fuße liebkoſet.“ „Ich habe eben ſeine beiden Fäuſte gepackt,“ ſetzte Hans hinzu, „er kann jetzt, wie Ihr hört, nur noch wimmern und fluchen.“ Der Wirth kam mit einem brennenden Spane zurück; der flackernde Schein deſſelben fiel auf ein ſpitziges, hageres, welkes Geſicht. „Iſt es denn möglich!“ rief der Wirth aus, ſo wie er den nächtlichen Gaſt in's Auge faßte, „Liſe, Weib, das iſt ja Dein leiblicher Bruder!“ „Leider, Schwager, bin ich's,“ ſtöhnte der Gefangene, „thu mir die Liebe, und mach' nicht ſo viel Lärm.“ „O, der niederträchtige Filz,“ knirſchte die Frau, die mittlerweile ebenfalls herbei geeilt war, „gewiß hat er die zwanzig Gulden, die er Dir geſtern endlich für den ſchon im Sommer gekauften und verzehrten Ochſen ausgezahlt hat, wieder holen wollen.“ „Schweſter, ich beſchwöre Dich, ruinire mich nicht durch Schimpfen,“ wimmerte der noch immer halb im Zimmer und halb draußen befindliche Dieb, „was ich gewollt habe, kann Dir einerlei ſein, Du ſiehſt, es iſt mir mißglückt.“ „Wär's nicht eine Schande für mich ſelbſt,“ ſagte der Wirth, und kniff, vor Zorn über und über glühend, den Schwager in die Ohren, „ſo würde ich den Hund einſtweilen in den Keller ſtecken, und ihn

morgen, am hellen, lichten Tage, gebunden an Händen und Füßen, zum Schulzen ſchleppen.“ „Jetzt“, unterbrach ihn Jürgen, „ſpazirt er auf ein Viertelſtündchen herein, und wird gehörig abgegerbt, und wofern er ſich den geringſten Schrei erlaubt —“ „Schreien werd' ich nicht,“ verſicherte der Hagere, ihm ſchnell in's Wort fallend, „die Nachbarn würden mich an der Stimme erkennen. Darf ich Dich aber bitten, lieber Schwager,“ ſetzte er mit weinerlicher Stimme hinzu, „ſo laſſ' uns den Handel im Dunkeln abmachen, damit mich der Nachtwächter, wenn er vielleicht bei dir die Stunde abrufen ſollte, nicht ſieht, Du weißt, in meiner Hanthierung bedarf ich des guten Leumunds, und ich werde mich Dir mit einem Scheffel Kartoffeln dankbar bezeigen.“ „Fort mit Dir!“ fluchte der Wirth, und gab ihm einen Stoß vor die Bruſt, daß er aus dem Fenſter flog wie eine hölzerne Puppe. Der Wirth begab ſich nun wieder in ſein eheliches Gemach, jedoch nicht, ohne den Freunden ſeinen lebhafteſten Dank zu bezeigen; ſie hätten, meinte er, diesmal ſeinen wachſamen Hund, der leider vor einigen Wochen krepirt ſei, auf's Beſte erſetzt. „Da haſt Du das Schickſal,“ ſagte Jürgen zu Hans, als ſie ſich wieder auf der Streu dehnten, „vor drei Stunden faſt ſelbſt Diebe, und nun nicht blos ehrliche Leute, ſondern noch etwas mehr als ehrliche Leute, den Gottloſen ein Gräuel, den Sündern ein Stein des Anſtoßes, über den ſie

Hals und Bein brechen.“ Am anderen Morgen hatten sie nur kaum ihre Biersuppe und einen leckeren Eierkuchen, den die Wirthin aus Dankbarkeit dem Frühstücke hinzufügte, verzehrt, als Meister Jakob hereintrat. Er hatte sich frisch rasirt und sich die Nägel beschnitten, ein Umstand, der Jürgen nicht entging, und auf den er das gehörige Gewicht legte. Beim Eintritte nahm er den Hut ab, setzte ihn indes gleich wieder auf, und steckte, bevor er ein Wort sagte, seine Pfeife an. „Wiss't Ihr auch,“ begann er nun, nach den ersten erquicklichen Zügen, mit einer wichtigen Miene zu Jürgen, „was mir geträumt hat? Ich sah Euch, so kam es mir vor, gewiß und wahrhaftig! Gold machen. Es waren lauter gehenkelte Dukaten, wie meine Tochter einen um den Hals trägt, und Ihr standet an einem großen Tische mit Löwenfüßen, und betriebt Euer Geschäft. Euer Kamerad stand neben Euch, aber der schaute eben so dumm drein, als ich selbst.“ „Das ist ein einfältiger Traum,“ versetzte Jürgen vornehm, „aus dem Schmelztiegel gehen wohl zuweilen Goldbarren hervor, doch niemals Dukaten. Und was meinen Kameraden anlangt, so mögte ich in der entscheidenden Stunde lieber dies oder jenes Kräutlein entbehren, als die Kraft seines Gebetes.“ „Mit Gebet wird das Werk vollbracht?“ fragte Meister Jakob voll Erstaunen. „Habt Ihr etwa erwartet, durch des Teufels List und Gewalt?“ erwiderte Jürgen bitter. „Ihr nehmt mir dadurch

eigentlich einen Stein vom Herzen," ſagte Meiſter Jakob, „man iſt nun einmal gewohnt, dem Teufel das Goldmachen und dergleichen zuzuſchreiben." Es entſtand eine Pauſe. „Meiſter," hub Jürgen darauf wieder an, „Ihr erſuchtet uns geſtern Abend, einen Tag im Dorf zu verweilen. Es liegt Etwas in Euerem Geſichte, was mir ſogleich gefiel, d'rum ſagten wir Euch zu. Gleichwohl muß ich bekennen, daß mich dieſe Willfährigkeit jetzt gereut. Der Menſch muß ſein Ziel verfolgen, wie der Jäger das Wild, ſonſt entgeht es ihm gar zu leicht. Seid ſo gut, und ſagt uns ohne weiteren Aufenthalt, was Ihr von uns verlangt, damit wir fürbaß wandern können. Der Boden brennt mir unter den Füßen." Meiſter Jakob huſtete, und ſah den Wirth an; dieſer verſtand den Wink, und ging hinaus. „Gold machen", begann er nun verlegen, „iſt eine ſchöne Kunſt, und es iſt einem Familienvater, einem Manne, der Jahr aus, Jahr ein den ſchweren Schmiedehammer ſchwingen muß, wohl nicht zu verargen, wenn er ſie erlernen mögte." „Das geht nur unter gewiſſen Umſtänden," unterbrach ihn Jürgen achſelzuckend, „in welchem Monate ſeid Ihr geboren?" „Im April." „Dankt Euerer Mutter noch im Grabe dafür," fuhr Jürgen fort, „hätte ſie Euch im März oder gar im Mai in die Welt geſetzt, ſo hätte der Mops, der unter dem Ofen liegt, gerade ſo viel Ausſichten, wie Ihr. Hoffentlich habt Ihr Euere

Hände nie mit Menschenblut befleckt, d. h. Ihr seid kein Mörder und Todtschläger?" „Bewahre Gott, nein!" „Und habt Ihr Muth? Wenn Euch plötzlich einmal ein Kopf mit einer Nase von zwei Ellen Länge über die Schulter guckte, oder wenn zehn Finger vor Euch in der Luft herumkreuzten, ohne daß Ihr einen Arm, geschweige einen Körper, dem sie angehören mögten, erblicken könntet, würdet Ihr dem Schrecke nicht erliegen?" „Geschieht das denn zuweilen?" fragte Meister Jakob. „Ich kann Euch wenigstens nicht versprechen, daß es nicht geschieht," erwiderte Jürgen. „Ihr seht, ich bin aufrichtig gegen Euch." „Ich glaube nicht," versetzte Meister Jakob nach einer Pause der Ueberlegung, „daß mir solche Widerwärtigkeiten begegnen werden. Ihr denkt vielleicht, daß ich nur so in den Brei hinein tappe, daß ich blos, weil ich ihn fliegen sehe, den Vogel zu fangen meine. Dann wäre ich ein Narr. Nein, Gottlob, die Sache ist anders. Von Kindesbeinen an weiß ich und bin auf's Ueberzeugendste davon vergewissert, daß ich zu etwas mehr, als zum Brodessen bestimmt bin. Während meine Mutter mit mir schwanger ging, träumte ihr drei Mal — merkt es wohl, drei Mal hintereinander — sie würde von einem Gerstenkorne entbunden, und dies verwandelte sich in eine Perle. Damals war hier im Dorfe eine weise Frau, der erzählte meine Mutter ihren Traum, damit sie ihn auslege. Die sagte ihr, sie

werde ein Kind mit ſonderbaren Gaben gebären, ein Wunderkind. Dieſe nämliche Frau ſagte ihren eigenen Tod voraus, und er traf richtig ein. Als ich nun zur Welt kam, da war ich gleich ſo dick und fett, daß meine Mutter die Prophezeiung der weiſen Frau gar nicht mehr in Zweifel zog. Aber wie ich größer wurde, da wollte Jederman, und vornehmlich mein Vater, ein harter, unbilliger Mann, finden, ich ſei eigentlich äußerſt ungelehrig und ungeſchickt, und ich hieß der dumme Jakob. Dies zog ich mir einmal an einem Abende zu Gemüthe, wollte das Hühnel, das meine Mutter mir heimlich gebraten hatte, nicht eſſen, und begann bitterlich zu weinen. Meine Mutter trat zu mir, und fragte: Jöbſtchen, warum weinſt du? Ach, ſchluchzte ich, weil die Leute ſagen, daß ich ſo dumm bin. Damals hielt ich mich nämlich wirklich für dumm. Kind, verſetzte meine Mutter, und putzte mir mit ihrem Sacktuche die Naſe, kehre dich nicht an die Leute. Ich weiß es wohl, daß dir die verwetterten krummen Dinger, die Buchſtaben, nicht in den Kopf wollen. Was thut's? Als ich jung war, da überließ man das Buchſtabiren den geiſtlichen Herren und denen, die es werden wollten, und die Welt ging nicht ſchlechter darum. Dein Vater berühmt ſich, er habe in deinen Jahren ſchon gleich dem beſten Geſellen ein Hufeiſen aus dem Feuer ſchmieden können. Du kannſt es freilich nicht, nun daraus folgt, daß

etwas Anderes, als ein gemeiner Grobſchmied, in dir ſteckt. Hierauf erzählte ſie mir haarklein Alles, was ſich zwiſchen ihr und der weiſen Frau zugetragen hatte, und ſuchte mich von der Wichtigkeit meiner Perſon zu überzeugen. Trotzig und verſtockt, wie ich vom Weinen und Heulen war, koſtete es ihr viele Mühe; endlich gelang es ihr, ich aß und trank, und legte mich ſchlafen. Das Ding brannte mir wie glühend' Eiſen im Kopfe, ich hätte gar zu gern etwas davon begriffen. Da ich aber nie ein Freund vom Grübeln geweſen bin, ließ ich's bald ruhen, und verließ mich, wie in hundert anderen Fällen, auf meine Mutter. Doch unterließ ich nicht, mich ſelbſt an Leib und Seel' zu unterſuchen, und meine Gaben für das Außerordentliche zu prüfen. Anfangs — noch jetzt muß ich über dieſe kindiſche Thorheit lachen — glaubte ich ſteif und feſt, das ganze Wunder läge in meiner beſonderen Fertigkeit, Buben, die mich verhöhnten, die Ohren zu zwicken. Wie ich vernünftiger wurde, und einen Bart bekam, hoffte ich auf Glück im Würfelſpiele. Vielleicht, dachte ich ſpäter, kannſt du Blinde ſehend machen, aber ſie blieben blind, wenn ich ſie berührte. Mein Vater zwang mich, ſein Handwerk zu erlernen, auch hab' ich nach ſeinem Tode die Schmiede übernommen, und ihr, wiewohl nicht ohne Widerwillen, ſeither vorgeſtanden. Ich muß bekennen, mein Glaube an die Weiſſagung iſt in den letzten zehn Jahren et-

was heruntergekommen; auch ist das wohl bei einem Manne, der die Fünfzig überschritten hat, ohne ein Titelchen von seiner geringsten Hoffnung erfüllt zu sehen, sehr natürlich. Aber als ich gestern Abend vom Goldmachen sprechen hörte, da ging's mir plötzlich wie ein Licht auf, und" — Meister Jakob stockte, und sah Jürgen an. Jürgen stellte sich mit kreuzweis über die Brust gelegten Armen vor seinen angehenden Discipulus hin, schaute ihm so lange keck und scharf in die Augen, bis er sie verwirrt niederschlug, und fragte ihn dann in so tiefem Basse, als er seinem Organe abzwingen konnte: „Freund, Ihr habt Glauben, habt Ihr aber auch Geduld?" „Nicht viel!" versetzte Meister Jakob, rascher und bestimmter, als es Jürgen lieb war. „Und doch liegt zwischen Säen und Ernten lange Zeit!" bemerkte Jürgen. „Hier ist ja von Wunderthun die Rede!" entgegnete Meister Jakob. „Nicht doch!" erwiderte Jürgen mit finsterem Gesichte, „es handelt sich hier blos um einen Blick in's Kochbuch der Natur, der freilich nicht jedem Auge verstattet ist. Kennen wir aber einmal die Art und Weise, so gewinnen wir den Erden auf dem nämlichen Wege das goldene Blut ab, wie der Bauer seinem Acker den Roggen oder den Weizen. Wenn Zauberei dazu gehörte, meint Ihr, der gottesfürchtigste unter den Königen, der König Salomo, hätte sich damit befaßt, von dem doch weltbekannt ist, daß ihm die

Elemente unterworfen waren?“ „Nun, nun,“ versetzte Meister Jakob, „hab' ich für das Bischen Essen und Trinken dreißig Jahre hinter'm Amboſſe ausgehalten, ſo — — — hier meine Hand, ſchlagt ein, und bleibt bei mir, ſtatt den verfluchten Doktor, deſſen Namen ich nicht behalten kann, aufzuſuchen; ich verſpreche Euch, die Zeit ſoll mir nicht zu lang' werden!“ „Noch Eines!“ ſagte Jürgen, und zog ſeine Hand zurück. „Ihr müßt Euch, mögt Ihr nun unmittelbar mit mir operiren wollen, oder nicht, jedenfalls, wie ich ſelbſt, drei ſchweren Bedingungen unterwerfen, denn ſonſt wären all' unſere Bemühungen umſonſt. Ihr habt ein Weib, nicht wahr?“ „Ja.“ „Ihr dürft Euch ihr um keinen Preis nähern!“ „Das wird ihr nicht behagen.“ „Irgend eine Speiſe iſt Euer Leibgericht?“ „Nichts geht mir über gekochten Schinken mit Sauerkraut!“ „Das Gericht darf, ja, es muß auf Eueren Tiſch kommen, damit Ihr wirklich ein Opfer bringt!“ Jürgen theilte nämlich, was Schinken und Sauerkraut betraf, Meiſter Jakobs ſoliden Geſchmack, und ſtellte ſeine Bedingung darnach, „aber Ihr dürft es nicht anrühren!“ „Teufel!“ „Ihr habt hitziges Blut, und haltet, man ſieht's Euch an, gewiß mehr vom Dazwiſchenſchlagen, als von einem Prozeſſe. Aber Ihr dürft, wofern Ihr nicht blos Gold ſuchen, ſondern Gold finden wollt, nicht ſo viel Galle in Euerer Bruſt beherbergen, wie eine Taube, nicht ſo viel

wie eine Taube, ich wiederhol' es!" „An dieſem Punkte, fürcht' ich," gab Meiſter Jakob kleinlaut zur Antwort, „wird das ganze Vorhaben ſcheitern. Ich kenne mich, ich hab' Stunden gehabt, wo ich meinen eigenen Vater hätte todtſchlagen können; aus einem Menſchen, wie ich bin, wird nie eine Taube." „Nun," verſetzte Jürgen, der ſich, um nicht Alles zu verlieren, hier nachgiebig bezeigen zu müſſen glaubte, „wenn Ihr den beiden anderen Bedingungen nur ganz getreu nachkommt, ſo läßt ſich, falls Ihr das Unglück haben ſolltet, die dritte einmal zu brechen, immer wieder helfen. Doch, ſoviel iſt gewiß, jedes Aufbrauſen, das Ihr Euch zu Schulden kommen laſſ't, entfernt uns meilenweit wieder vom Ziele, dem wir uns ohnehin nur mit Hahnenſchritten nähern können, und ließet Ihr Euch wider Verhoffen zum Aeußerſten, ich meine zum Prügeln, von Eurem Ungeſtüme fortreißen, ſo — —" „Darf ich," unterbrach Meiſter Jakob ihn, „die Wuth an mir ſelbſt auslaſſen? Darf ich mir, wenn's in mir brauſt und überläuft, Haare ausraufen? Darf ich mit der Stirne gegen die Wand rennen, und mir das Maul mit der Fauſt zerdreſchen? Dies war von jeher mein Mittel, wenn ich meinem Widerſacher nicht an's Kleid zu kommen wußte; da will ich von jetzt an denn immer denken, mein Feind ſei auf den Mond geflüchtet!" „Ihr ſeid Herr über Euren Körper," verſetzte Jürgen nach kurzem Beſinnen, „ſtellt mit

ihm an, was Ihr wollt, Niemand hat Euch d'rein zu reden, wenn Ihr Euch nur nicht umbringt!“ „Nun,“ ſagte Meiſter Jakob, hoch aufathmend, „ſo ſind wir einig; begleitet mich denn, damit wir keine Zeit verlieren, unter mein Dach.“ Meiſter Jakob zündete die Pfeife, die ihm längſt ausgegangen war, wieder an, und ging voraus. „Hatt' ich geſtern Abend Recht mit meinem Plane, hatt' ich Urſache zu Freudenſprüngen,“ flüſterte Jürgen ſeinem Gefährten zu, der verdutzt über Alles, was er geſehen und gehört hatte, wie im Traume neben ihm herging, „ſind das Bedingungen, die ein Menſch halten kann, und iſt der Gimpel ſie desungeachtet nicht eingegangen? Ich werde kochen und deſtilliren und filtriren, wie ich's noch vom Apotheker her verſtehe, und wenn Kraut Kraut bleibt, ſo ſchreibt unſer Mann es dem Umſtande zu, daß er ſeinem Weibe ſchöngethan, oder hinter meinem Rücken Sauerkraut gegeſſen hat.“ „Und was das Beſte iſt,“ fiel Hans ein, „gegen Prügel iſt man geſichert; wenn er mit Einem von uns unzufrieden wird, ohrfeigt er ſich ſelbſt!“ Unter der Thüre rief der Wirth, der den Horcher gemacht hatte, und den die unverſchämte Prellerei, die er ſich anſpinnen ſah, verdroß, den Meiſter Jakob an: „Ihr werdet doch kein Narr ſein, Nachbar,“ ſagte er ziemlich barſch, „und Euch im Ernſte mit den lügenhaften, zerlumpten Windbeuteln einlaſſen?“ „Ich weiß es längſt,“ verſetzte

Meiſter Jakob zornig, „daß ſich in dieſem Neſte jeder Eſel für meinen Vormund hält, aber fegt getroſt vor Eurer eigenen Thür, ich bedarf Eueres Beiſtandes nicht. Ich habe ſo gut meine Leuchte im Kopfe, wie Andere, und merke es wohl, wenn ich betrogen werde. Leute, denen ich vertraue, verdienen, daß man ihnen vertraut, und was ihre zerriſſenen Wämmſer betrifft, ſo bin ich der Mann, der ihnen noch heute beſſere auf den Leib ſchaffen kann!“ Damit kehrte er dem wohlmeinenden Wirthe unwillig den Rücken, und faßte, um es ihm vollends deutlich zu machen, wie gut er ſeine Warnung zu würdigen wiſſe, Jürgen, gleich ſeinem vertrauteſten Freunde, unter den Arm. Meiſter Jakob gehörte zu denjenigen Leuten, die es nur dadurch, daß ſie im eigentlichſten Verſtande mit der Thüre in's Haus fallen, zu zeigen verſtehen, daß ſie Herr im Hauſe ſind. Er erhob daher gleich beim Eintritte in das ſeinige ein mörderiſches Geſchrei nach Bier, Brod und Wurſt, fluchte entſetzlich, und riß die Stubenthüre mit ſolchem Ungeſtüme auf, daß Babet, ſeine Tochter, ein junges, ſchönes Mädchen von ſiebenzehn Jahren, die eben heraustreten wollte, erſchreckt zurückfuhr. „Hier herein, meine Freunde!“ rief er ſeinen Begleitern zu, „das Ding da wird für Alles, was wir brauchen, Sorge tragen — ei was, der Edelmann wohnt hier nicht, daß Ihr erſt lange die Schuhe reinigen müßtet — ſetzt Euch nieder, da,

hinter den Ofen — was Teufel! behaltet doch die Hüte auf dem Kopfe, ich will den meinigen nur mit der Wollmütze vertauschen, die ist wärmer; Pfeifen! alle Wetter, Pfeifen! Schlag' der Donner d'rein, wenn er will, da kommt ein verfluchter Gaul, den ich beschlagen muß — — lass't Euch die Zeit nicht lang werden, in einer Viertelstunde bin ich wieder hier, ich sehe, es fehlen nur die Vordereisen!" Brummend ging Meister Jakob hinaus, und zankte im Vorbeigehen mit Babet, die bald, nachdem er das Zimmer verlassen hatte, mit frischem Biere, dem Vorläufer des Frühstückes, das sie gleich hinterher auftrug, hereintrat. Sie war freundlich gegen die wunderlichen Gäste, und ermunterte sie zum Essen und Trinken, doch geschah das in einem Tone, wie man Bettler zum Zulangen auffordert, und es half Jürgen wenig, daß er sein rechtes Bein über sein linkes schlug, Babet hatte das häßliche Loch im Beinkleide schon bemerkt. „Ein hübsches Dirnel, he?" sagte Hans, sobald sie wieder in die Küche gegangen war. „Ich wollt', ich wär' kein so großer Lump," erwiderte Jürgen, „und wenn ich mich morgen in Gold fassen ließe, es käme ihr nicht aus dem Sinne, wie ich heute eingezogen bin. Es ist doch wahr," setzte er, wie in Gedanken, hinzu, „ein ordentlicher Wandel ist was werth." „Hier scheint Alles vollauf zu sein," fuhr Hans fort, und seine großen, begehrlichen Augen streiften in der

Stube wie Stoß- und Raubvögel, „der Meiſter Jakob muß ſich ſchon auf's Goldmachen verſtehen!“ Babet kam wieder herein; ſie gab ſich den Anſchein, als wollte ſie nachſehen, ob es auch an Etwas fehle, eigentlich aber kam ſie, um die Schlüſſel, die ſie im Silberſchrank hatte ſtecken laſſen, abzuziehen, und allerlei Kleinigkeiten auf die Seite zu ſchaffen. Jürgen, der jeglicher ihrer Bewegungen folgte, entging das nicht. „Warum iſſeſt und trinkſt Du nicht?“ ſagte Hans, und kniff ihn in den Arm, auf den er, wohl unwillkürlich, den Kopf geſtützt hatte. „Du haſt Recht,“ verſetzte er grimmig mit einem Blicke auf Babet, die eben wieder hinausging, „Eſſen und Trinken iſt die Hauptſache, alles Andere iſt Narrentheiding!“ Bald darauf trat ein ältliches, verwittertes Mütterchen, das aber trotz der Brille und den grauen Haaren noch voll Leben und Regſamkeit zu ſein ſchien, in die Stube. Die Alte ſtieß nach dem erſten Blick auf unſ're Freunde eine Art von unartikulirtem Laut aus, von dem ſich ſchwer ſagen läßt, ob er einem Gruß, einem Schrei oder einem Fluch am nächſten verwandt war; doch nahm Hans ihn für einen Gruß und dankte höflich. Hundegeheul ließ ſich vernehmen, Meiſter Jakob ließ den Hauspudel, der, ſich deſſen ſchon verſehend, auf dem Flur liſtig an ihm vorüber ſchleichen wollte, durch einen Stoß, den er ihm in die Seite applicirte, ſeine Autorität fühlen; dann trat er mit Geräuſch herein.

„Hier, Frau, ſiehſt Du zwei Männer," declarirte er der Alten, „die von jetzt an Deine täglichen Haus- und Tiſchgenoſſen ſind, und die Du ehren ſollſt, wie mich ſelbſt. Richte ihnen eine Schlafkammer ein, und vor allen Dingen laß Babet hurtig zum Gevatter Schneider ſpringen, er ſoll ſich tummeln und das Maß nicht vergeſſen. Auch bringe von meinen Hemden und Unterjacken, was eben zur Hand iſt, meine Freunde können vielleicht Gebrauch davon machen. Nicht ein ſolches Geſicht, Weib, Donner und Wetter, ich kann's nicht leiden, daß bei Dir immer der Nebel ſteigt, wenn er bei mir fällt. Ahnſt Du denn gar nicht, welch' Heil uns heute widerfährt?" Wenige Tage verſtrichen, da gingen Hans und Jürgen wie neu geboren aus den Händen des Schneiders hervor, und wenn ſich bei dem dürren Hans die Metamorphoſe darauf beſchränkte, daß er aufgehört hatte, eine Vogelſcheuche zu ſein, ſo war dagegen Jürgen wirklich ein Menſch geworden, und zeigte, daß er ſich in ein ordentliches Wamms zu ſchicken wußte. Mittlerweile hatte Meiſter Jakob neben ſeiner Werkſtatt für ein Laboratorium geſorgt; die Materialienhandlung im benachbarten Städtchen lieferte eine Maſſe Kräuter und chemiſche Stoffe, und der Schöpfungsproceß, der kein Ende nehmen konnte, nahm einſtweilen ſeinen Anfang.

Reiſeeindrücke.

Ein Diarium.

(Geführt auf einer Reiſe von Paris nach Rom im Herbſt 1844.)

Es iſt drei Uhr Nachts, ich ſitze in Chalons auf dem Dampfſchiff, das um fünf Uhr nach Lyon abgehen wird, es regnet ſo ſtark, daß der Fall der Tropfen auf's Verdeck ſich unten hörbar macht, hier im Saale ſchlafen Einige auf Bänken, eine nur ſpärlich brennende Lampe giebt mir Licht, von ihr hängt es ab, ob ich meine Reiſenotizen blos anfangen oder zu Ende bringen ſoll. Vorgeſtern Nachmittags um fünf Uhr verließ ich Paris, Felix Bamberg, mein Freund und Gefährte, dem ich bei meiner anfangs ſo dürftigen Kenntniß der franzöſiſchen Sprache Unendliches zu verdanken habe, begleitete mich auf die Meſſagerie. Ich kam eben zur rechten Zeit und wurde zum Einſteigen ſo gedrängt, daß mir kaum zum Abſchiednehmen eine ſchmale Friſt blieb; als der Wagen ſich in Bewegung ſetzte, ward mir noch ſchnell von einem der Arbeitsleute ein Billet und ein ſonderbar geſiegeltes Paquet überreicht. Es war Bambergs Hand, ich öffnete das Billet und fand

ein paar sehr schöne Verse, die in Verbindung mit unsern ernstesten Gesprächen standen; sie lauteten:

Der Klaue, wenn sie das Lebend'ge faßt,
Nimmt selbst der Flügel halb nur ab die Last,
Drum, wenn sich schwer Geschaff'nes auf Dich legt,
Denk' an den Adler, der die Beute trägt!

Das Paquet enthielt eine prächtige Adlerfeder; ich erinnerte mich, das ich einmal, mit Bamberg durch die rue de la paix spazieren gehend und eine solche Feder an einem Fenster neben andern Sachen ausgestellt erblickend, sagte: die wünschte ich mir, um — und seine Aufmerksamkeit rührte mich tief. Ich dankte dem Freunde noch mit einer Handbewegung, dann verlor ich ihn aus dem Gesicht, und der Wagen rasselte mit einer Eile, die erwünschter sein mag, wenn man der Hauptstadt der Welt entgegen fährt, als wenn man sie verläßt, durch die Straßen dahin. Die Lampe wollte eben erlöschen und ich zu schreiben aufhören, da kam ein Garçon herein und stachelte sie mit einer Nadel wieder auf; er hatte ein so verdrießliches Gesicht, als ob er schon seit drei Jahren an Leibschmerz litte, aber es sei ihm verziehen, denn ihm verdanke ich's, daß ich fortfahren kann und mich nicht schlaflos auf einer Bank niederstrecken muß. Paris zeigte sich mir noch einmal in seinem höchsten Glanz, auf einige Regentage, die die Wege staublos gemacht hatten, war ein wunderschöner Sonntag gefolgt, es war, als ob die Sonne

ihr Gold gespart hätte, um es beim Abschied verschwenden zu können. Die Boulevards, das Palais Royal, das ich am Morgen noch niemals besuchte, die Quai's, die Buden, die öffentlichen Gebäude, an denen der Wagen vorüber kam, sie alle hätten als Weihnachtsgeschenke auf den Tisch gesetzt werden können, so glitzerten und funkelten sie. Mir war, als sähe ich sie zum ersten, und nicht zum letzten Male; ich hatte mich von ihnen schon losgetrennt und nun übten sie wieder den Zauberreiz des ersten Eindrucks auf mich aus. Der jardin des plantes mit seinen vielen Spaziergängen und der d'Austerlitz, der mich einst zur Julisäule und zu dem riesigen Elephanten geführt hatte, den Napoleon in grandioser Ironie als ein Symbol des die Bastille zerstörenden Volks in Erz gießen lassen wollte, waren die letzten großen Objecte, auf denen mein Auge ruhte. — Bisher bin ich aus Irrthum in der zweiten Kajüte gewesen, ich ging zufällig hinauf, und als ich oben auf dem Verdeck ankam, bemerkte ich einen jungen Geistlichen, ein weißes Kreuz auf der Brust, das trotz der Finsterniß gegen den schwarzen Talar deutlich abstach. Er stand da, als ob er das Lamm sei, das alle Sünden der sich Einschiffenden tragen solle, gesenkten Hauptes, aber mit in die Höhe gedrängten Schultern, die ein für alle Mal entschlossen zu sein schienen, nicht zu erliegen. Ich betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit, er

wandte ſich und ſtieg eine Treppe hinab, ich folgte ihm und machte ſo die Entdeckung, daß es hier eine erſte Kajüte giebt. Schnell ließ ich meine Sachen hinüberſchaffen, und ſchreibe nun bei beſſerer Beleuchtung in einem ſtattlicheren Salon fort. Die Situation iſt piquant, um mich herum ſitzen Herren und Damen auf Bänken und Stühlen, Einige plaudern, Andere halten ſich die Ohren zu und verſuchen einzuſchlafen, auf dem runden Tiſch, an dem ich ſchreibe, ſteht ein Licht, mir vis à vis befindet ſich ein alter Abbé und lieſt in ſeinem Brevét. Er läßt ſich ſo wenig durch mich, als durch Andere ſtören, beantwortet aber jedes comment vous portez vous mit dem üblichen très bien, merci, und lieſt dann wieder fort, bald leiſe, bald laut. Es iſt, als ob er auf der Himmelfahrt begriffen wäre und nur deßhalb nicht anlangt, weil ſeine Freunde und Bekannten ihn durch ihre Glückswünſche, die zu wohl gemeint ſind, als daß er ſie zurückweiſen dürfte, daran verhindern. Neben ihm ſitzt noch ein zweiter Geiſtlicher, ein ächtes Pfaffengeſicht, ſpitze Naſe, ſcharfe Augen, die ſich der Brille, unter der ſie hervorblitzen, wohl nur bedienen, um ſich unter ihr zu verſtecken, breiter, ſinnlicher Mund. Dieſer beobachtet mich unabläßig; er würde, wenn der heilige Geiſt ſich herabließe, ihn in ſeiner Divinationsgabe zu unterſtützen, gewiß lieber das Blatt, das ich hier beſchreibe, zum Gegenſtand ſeiner Forſchung

machen, als einen dunklen Bibelſpruch. Es iſt Tag geworden, erſt blauſchwarze Dämmerung, dann ein Morgen ohne Sonne, es regnet fort, Alles bleibt in der Kajüte, und ſo ſchön die Ufer der Rhone auch ſein mögen, ich muß, wenn ich nicht durchnäßt werden will, dasſelbe thun. Man wird doch ein Anderer auf Reiſen! Ehemals ſcheute ich mich, aus Furcht vor Oſtentation, in Anweſenheit fremder Menſchen auch nur eine einzige Notiz zu Papier zu bringen; jetzt faſſe ich in einer Geſellſchaft, die mir kaum ein Eckchen am Tiſch frei läßt, ein ganzes Reiſetagebuch ab und finde mich durch die mit Verwunderung auf mir haftenden Blicke meiner Umgebung ſo wenig geſtört, als ob alle dieſe neugierigen Augen Schwalben, Spatzen und Tauben angehörten. Und das iſt gut, denn der alte Goethe hat Recht: Zuſtände gehen unwiderbringlich verloren, wenn man ſie nicht zu fixiren ſucht, ſo lange ſie noch friſch ſind. Es hat ſich hier, während ich dieſe Bemerkung niederſchrieb, eine Gruppe gebildet, die ich durchaus zeichnen muß, ehe ſie ſich wieder verändert. Die beiden Geiſtlichen ſitzen noch immer am alten Platz, der Eine hat zu leſen aufgehört, dafür haben aber Beide zu beten angefangen, und ihnen vis à vis an der entgegengeſetzten Kajütenwand haben ſich ein Paar junge Herren placirt, die neue Romane in der Hand halten. Der ältere der beiden Prieſter ſchlägt von Zeit zu Zeit die Augen

auf, und blinzelt, um zu ſehen, welchen Eindruck ſeine ſichtbare Frömmigkeit auf die beiden Weltkinder macht, dann gähnen ſie ihn jedes Mal an; er ſollte ſich dadurch eigentlich nicht beleidigt fühlen, denn es kann ja eben ſo gut ihrer Lectüre gelten, wie ihm, dennoch verdrießt es ihn. Sein College nimmt von der Umgebung nicht die mindeſte Notiz, er zwingt mich jedoch, die Frage aufzuwerfen, ob man andächtig ſein Gebet verrichten und dennoch Mühe haben kann, das Gähnen zu unterdrücken. Es geht ihm ſelbſt nämlich ſo; während ſein Mund ſich bewegt, wie eine Mühle, auf der ein Menſchengeiſt zu lauter Paternoſtern vermahlen wird, deuten gewiſſe, in die Quere laufende und nur leiſe aufzuckende Muskelbewegungen auf unwiderſprechliche Weiſe an, daß er gähnen könnte, wenn er nicht beten müßte. — Ich habe das Verdeck beſtiegen, das Wetter wechſelt beſtändig zwiſchen Naß und Trocken, und es iſt eben jetzt leidlich. Als ich hinaufſtieg, wunderte ich mich nicht wenig, ein ſeltſames Gebäude, das ich erſt eine Minute nachher für eine Brücke erkannte, über uns wegſegeln zu ſehen. Die Sache verhielt ſich aber ſo, daß der bewegliche Schornſtein unſeres Schiffes niedergelaſſen worden war, um das Durchpaſſieren möglich zu machen; es ſah aus, wie eine Höflichkeits-Bezeugung des Rauchfangs vor der Brücke, und wiederholte ſich noch oft. Jetzt ſchwimmt ein Floß an uns vorbei, auf dem

ſich nur ein einziger Menſch befindet; dieſer ſteht auf einem der über das Waſſer emporragenden Balken, auf einem anderen iſt ein Feuer angemacht, und über dem Feuer, an einem Staken befeſtigt, hängt ein Kochtopf: ein vortreffliches niederländiſches Bild! Die Ufer der Rhone ſind bis jetzt nicht ſchön und können es auch bei Sonnenſchein nicht ſein. Auf der rechten Seite ziehen ſich leiſe anſchwellende Berge hin, hier ſieht man viel Wein; auf der linken erblickt man eine flache Ebene, und auf dieſer viel Gebüſch und Geſtrüpp, in der Ferne zeigt ſich dünner Wald. Jene deuten auf Fruchtbarkeit, dieſe auf das Gegentheil; dort hat die Natur das Geſicht, das eine gute Hausmutter bei feſtlichen Gelegenheiten zu machen pflegt, hier die Miene, womit ſie am folgenden Tage, um den Aufwand wieder einzubringen, die Reſte auffetzt. Eben legen wir bei Macon an, es iſt ſchon die zweite Stadt, die wir paſſiren, und unſer Schornſtein verneigt ſich abermals ehrfurchtsvoll vor der Brücke, damit ſie ihm nicht das Genick breche. Während die Paſſagiere aus- und einſteigen, nähert ſich eine alte Frau mit Weintrauben, der Reſtaurant des Dampfſchiffs will ihr den ganzen Korb voll auf einmal abkaufen, ich komme ihm aber zuvor und bitte mir für zwei Sous aus. Sie reicht mir in einer Art von Schaufel eine ſolche Portion, daß ich glaube, ſie hat mich mißverſtanden, es iſt aber Alles in Ordnung, und nun habe ich ein Frühſtück,

wie man es nicht billiger und auch nicht köſtlicher haben kann. Die Trauben ſind gar zu ſchön, einzelne Beeren ſo groß, wie Kirſchen; man freut ſich eben ſo ſehr, ſie zu ſehen, wie ſie zu eſſen. Dabei erinnere ich mich lebhaft der erſten Weinbeere, denn mit Beeren fing ich an, an eine ganze Traube war in meinem von Bachus verfluchten Vaterlande nicht zu denken, die ich in meiner Kindheit gegeſſen habe. Ich zitterte vor Wonne, wie mir die Beere geboten ward, und dennoch zögerte ich, zuzugreifen; die Weintraube hatte, ihrer Seltenheit wegen, einen faſt heiligen Reiz für mich, aber es war eine unglückliche, eine unreine Hand, die mir den Erſtling reichte, die Hand eines jungen Frauenzimmers, deren Geſicht durch eine ſcheußliche Krankheit entſtellt war, und während meine Gefährten, weniger eckel, mit ihrem Antheil fröhlich davon ſprangen, ſchwankte ich, ob ich die Gabe nehmen ſollte oder nicht. Zuletzt ſiegte die Begierde, ich wuſch die Beere jedoch, bevor ich ſie genoß, ſorgfältig im Waſſer ab, und that dadurch auch meinem Widerwillen genug. — Es iſt neue Geſellſchaft an Bord gekommen, drei Nonnen in ſchwarzen Roben, mit weißen Flügelhauben, auf der Bruſt ein meſſingenes Kreuz, an der Seite mächtige Roſenkränze. Sie ſetzen ſich mir gerade gegenüber, zwei ſind ältlich, obgleich nicht alt, die dritte iſt noch jung, und gerade die trägt eine Brille. Mit franzöſiſchen Nonnen habe ich ein noch größeres Mit-

leid, wie mit anderen, ſie können nicht ſo leicht reſigniren, wie die deutſchen, und ſich nicht ſo glühend enthuſiasmiren, wie die ſpaniſchen, ſie müſſen den härteſten Kampf mit dem Fleiſch beſtehen, und werden dafür doch nicht mit einem Heiligenſchein belohnt. Wie oft habe ich ſie beklagt, wenn ich ſie zu Paris im Tuilerien-Garten, oder wohl gar auf den Boulevards erblickt! — Jetzt ſcheint die Sonne ſchon ſeit einer Stunde ohne Unterbrechung, und die Ufer des Fluſſes werden reizender; die Berge, die wir Anfangs zur Seite hatten, liegen hinter uns, und links und rechts erblickt man Dörfer und kleine Städte; eine Menge Brücken, von denen man in Deutſchland gewiß manche geſpart hätte, führen herüber und hinüber. — Nun endlich nach Paris zurück. Da wir die Stadt erſt um halb ſechs Uhr verließen, ſo wurde es bald dunkel, ich hatte mich ſtark erhitzt und fing, ſobald der innere Rauſch, der mit jedem Abſchied verbunden iſt, mich verließ, zu fröſteln an. Wir hatten die ganze Nacht hellen Mondſchein, ich ſchlummerte zuweilen ein, dann erwachte ich wieder und freute mich, wie ein Kind, nun endlich auf dem Wege nach Rom zu ſein. Längſt freilich hätte ich da ſein können, wenn Paris nicht gar zu reizend für mich geweſen wäre. Ich verlängerte meinen Aufenthalt von Monat zu Monat, und was mich zuletzt forttrieb, waren nicht die Neckereien meiner Freunde, die ſchon Wetten darauf eingingen, daß ich Italien

nie erblicken würde, sondern die Weintrauben. Ich ging eines Tages über die Boulevards und sah, daß frische Trauben feil geboten wurden; dabei erinnerte ich mich, daß die Trauben mich bei meiner Ankunft in Paris zuerst begrüßt hatten, und rief aus: seid ihr schon wieder da? Kaum hatte ich das aber gethan, so fiel mir ein, daß sie ein viel größeres Recht hätten, mir zuzurufen: bist du noch immer nicht fort? und diese eindringliche, nicht durch den Kalender vermittelte Mahnung an das verstrichene volle runde Jahr bewog mich, endlich mit Ernst an die Abreise zu denken. Am Morgen kamen wir durch Auxerois, gegen zehn Uhr wurde gefrühstückt, um fünf Uhr zu Mittag gegessen, und Nachts um ein Uhr kamen wir in Chalons an. Schon des Morgens hatte die Sonne stark mit dem Nebel zu kämpfen, und zeigte zuweilen das abgeblaßte Leichengesicht, das so furchtbar ist, sie überwand die feuchten Dünste jedoch gegen Mittag, und erst als sie ihre Macht verloren hatte, zur Zeit der Dämmerung, verdichteten diese sich zu schweren Wolken, die sich alsbald wieder in leisen Regen auflösten. In Chalons blieben wir bis fünf Uhr; ich ging in der tiefen Nacht, trotz des Regens, am Hafen auf und ab, eine alte Frau zerrte mich fast mit Gewalt in eine dort aufgeschlagene Boutike hinein, wo ihr Mann, wie sie versicherte, vortrefflichen warmen Kaffee ausschenke. Ich sperrte mich nicht lange, denn ich bedurfte

einer Erfrischung, und die französischen Posthäuser kümmern sich bekanntlich sehr wenig um die Bequemlichkeit der Reisenden. Eine Dame, mit der ich von Paris gekommen und deren aufmerksamer Tischnachbar ich gewesen war, saß schon darin und hatte das Getränk bereits dampfend, aber unangerührt vor sich stehen; auch ich wurde gleich bedient und kostete auf der Stelle. Aber, was ich nicht geahnt hatte, geschah: in einem Augenblick, wo ich es mit meinem Lieblingsgetränk gewiß weniger genau nahm, wie jemals, trat es mir in einer Gestalt entgegen, daß ich es für ewig hätte verschwören mögen. Ich setzte das Glas sogleich wieder hin und zahlte; die Dame folgte meinem Beispiel, ohne auch nur zu versuchen. Jetzt, Ein Uhr Mittags, sind die Ansichten, welche die Rhone darbietet, in Wahrheit lieblich schön; sie tragen den Charakter des Neckarthals und erinnern besonders an Heidelberg. Das Dampfschiff geht lustig, Wind und Wetter begünstigen uns ausnehmend, ich werde heute Abend um sechs Uhr in Lyon, ich kann, wenn ich morgen in der Frühe wieder abreise, Nachmittags in Marseille sein. Das geht rascher, als ich gedacht habe, auch mein Französisch fließt ganz leidlich, zum eigentlichen Conversiren im deutschen Sinn wäre ich ohnehin nicht aufgelegt, denn ich habe innerlich genug zu verarbeiten, und kenne gar keinen süßeren Zustand als denjenigen, in dem man eine Menge von Gedanken und Empfindungen

nur halb durch denkt und durchführt, weil ſie zu ſchnell hinter einander kommen, und das Oberflächliche kann ich ſehr gut tractiren. Auf dem Schiff befindet ſich ein junger franzöſiſcher Student, der mir freundlichſt auf meine Fragen über die Städte und Oerter, an denen wir vorüber ſegeln, Auskunft giebt; er wird im nächſten Jahr nach Heidelberg gehen, um deutſch zu lernen, und fragt mich mit Naivetät, ob das wirklich ſo ſchwer ſei, wie man ihm überall ſage. Ich gab ihm den Rath, er möge, bevor er mit der Sprache beginne, ſich in irgend etwas Deutſches verlieben, in die Literatur, die Geſchichte oder ein ſchönes Mädchen, dann werde es ſchon gehen. Wir trafen ſchon um 2 Uhr in Lyon ein; die Gegend wird immer ſchöner; Villen, die mehr oder minder ſtolz von den Bergen herabſchauen, kündigen die zweite Hauptſtadt Frankreichs an, und bei einer plötzlichen Biegung des Fluſſes tritt ſie ſelbſt hervor. Der Augenblick des Ausſchiffens iſt immer ein widerwärtiger; dieß Paſſen auf's Gepäck, das man ſich nun einmal nicht ſtehlen laſſen darf, weil man ſich's ja gleich wieder anſchaffen müßte, dieß Kämpfen mit der Unverſchämtheit der Träger, dieß Suchen nach einem Hotel in einem Moment, wo man die neuen Gegenſtände ſo gern ruhig auf ſich wirken laſſen mögte, Alles dieß verwiſcht den goldenen Duft der Friſche, der ſo unendlich reizend iſt, bevor er noch genoſſen wurde, und erzeugt eine

ärgerliche Stimmung. Lyon liegt ungefähr wie Heidelberg, nur mit dem Unterſchiede, daß Alles, was es Heidelberg ähnlich macht, ſich großartiger zeigt; es iſt an der einen Seite ganz, an der andern eine Stunde lang von Bergrücken eingeſchloſſen; die Rhone fließt mitten durch die Stadt und hat ein äußerſt prächtiges Anſehen, impoſante Brücken führen über den breiten Fluß und links und rechts ziehen ſich nach Art der Pariſer Boulevards Spaziergänge hinunter, die mit Alleen bepflanzt ſind. Man ſieht es der Stadt an, daß die Kaufleute ſie gebaut haben, die Häuſer ſind alle maſſiv und von Schwindel erregender Höhe, der Place Louis le grand mit der Statue dieſes von den Franzoſen naiver Weiſe ſo hoch geſtellten Königs iſt impoſant, und beſonders hier tritt die Aehnlichkeit mit Heidelberg hervor, denn ungefähr wie in Heidelberg das Schloß auf den Karlsplatz, blickt hier ein ähnliches, obgleich nicht ſo mittelalterlich-romantiſches Gebäude auf den Platz von einem ernſten Berge herab. Das Hôtel de Ville iſt ein bedeutendes Gebäude; Heinrich der Vierte mit ſeinem gutmüthigen Geſicht, der ſeinen Unterthanen nur darum in die Töpfe gucken mögte, um ſich zu überzeugen, ob ſie Sonntags auch wirklich ein Huhn darin haben, nicht aber, um ein geſtohlenes Stück Wild noch auf der letzten Station zum Magen zu ertappen, ſchaut vom Hauptportal, wie in Paris, zu Pferde auf die Ein- und

Ausgehenden herunter, und wenn man das Gebäude durchschreitet, gelangt man an's Theater, dessen Façade man schon vom Hof aus erblickt. Merkwürdig war mir das äußerst schlechte Straßenpflaster, das aus lauter spitzen Steinen besteht, die für das Zerstechen der Stiefel recht eigentlich geschliffen scheinen; man sollte glauben, daß lauter Schuster und Hühneraugen-Operateure im Magistrat sitzen. Ich erhielt im Hôtel de Provence, dem ersten der Stadt, ein Zimmer, ließ meine Sachen hineinbringen und ging dann aus. An den Boulevards traf ich ein Café, in dem außerordentlich viel Menschen versammelt waren, ich trat ebenfalls ein und fand gleich auf dem ersten Tisch die Allgemeine Zeitung, ein Beweis, daß sich in Lyon wie in Paris viele Deutsche aufhalten, die, um nicht aus der Gewohnheit zu kommen, sich durch die alte Großmutter in Augsburg, der die Giftzähne ausgebrochen sind, ihre politische Speise vorkäuen lassen. Abends ging ich zeitig zu Bett und schlief so fest ein, daß, als der Garçon mich Morgens um 4 Uhr für's Dampfschiff weckte, ich wirklich noch im tiefsten Schlafe lag, was mir auf Reisen selten begegnet; aber ich war so ermüdet, daß ich sogar einnickte, als ich im Café saß. Um halb 5 Uhr bestieg ich das Dampfschiff, das nach Avignon fährt. Gestern, beim Aufsuchen des Hotels, machte ich die Bekanntschaft eines Italieners, der mich, wie es mir zum

Schaden meiner Börſe oft begegnet, ohne Weiteres für einen Engländer genommen hat, denn als ich ihn Abends wieder traf, ſprach er fortwährend von London und Paris und dem Unterſchied, den ich zwiſchen beiden Städten gefunden haben werde, und heute auf dem Dampfſchiff ſetzt er das Geſpräch fort. Ich unterbreche mich auf einen Augenblick, um ein Bild, das ſich hier in der zweiten Kajüte zuſammengeſtellt hat, während ich ſchreibe, abzuzeichnen. Es ſitzt mir gegenüber ein junges Ehepaar, ein Offizier mit ſeiner ſchwarz verſchleierten Frau; ſie haben ſich zum Schlafen an einander gelehnt und auf ihrer beider Schooß ruht ein Hund, groß genug, um ein ganzes Dorf zu bewachen, aber ſo mager, daß es ſcheint als ob er nur mit Liebkoſungen gefüttert würde; vielleicht iſt die Auszeichnung, die er in dieſem Augenblick genießt, ſein Diner. Außer dem Italiener, der Schriftſteller iſt, wie er mir ſagt, und eine Naſe hat wie Michel Angelo, nur daß ſie dem ſchmächtigen Männchen mit ſeinen dünnen Knickbeinen nicht ſo gut ſteht, nimmt mich auch noch ein junger Franzoſe, der nach Corſica reist, für einen Engländer. Er greift Peel an und wundert ſich, daß *ich* ihn nicht vertheidige; er fragt mich ſpitzig, ob England außer ſeinen parlamentariſchen, die er ſehr plump finde, noch andere große Redner habe, und erſtaunt, daß ich die Frage einfach verneine. Ich laſſe mir die Rolle, die man mir ohne Umſtände zuge-

theilt hat, ruhig gefallen, mache aber dabei die sehr schmerzliche Erfahrung, daß Jeder, der nicht eben ein Deutscher ist, den Fremden schon durch seine bloße Nationalität imponirt, daß aber der Deutsche dieses historischen Beigewichts entbehrt und banquerott macht, wenn er sich nicht auf persönliche Vorzüge und persönliche Bedeutung berufen kann. Das Dampfschiff fliegt davon wie eine Nußschale, die ein Knabe in den Fluß warf, wir haben die herrlichste Reise und nähern uns Avignon. Die Berge, die den Fluß lange Zeit eingekeilt hatten, weichen mehr und mehr zurück, Alles wird öder, man erblickt viele Ruinen von alten Schlössern, wie in Süddeutschland, die Felsen nehmen seltsame Gestalten an. Der Italiener zeigt mir Savoyen, dessen blaue Gebirge, mit Schnee bedeckt, herüber schimmern; endlich erblicken wir die Stadt „des Papstes", dem oberen Theil nach, der zuerst in's Auge fällt, auf ein mächtiges Felsenfundament gebaut. Am Ufer, wo wir anlegen, ist eine außerordentliche Menschenmenge versammelt, das deutet aber wohl mehr auf den Sonntag als auf große Bevölkerung. Ein alter Mann trägt meine Sachen in die Stadt auf's Bureau der Messagerie; ich will sogleich weiter, aber es ist kein Platz mehr, für heute nicht und wahrscheinlich auch nicht für morgen. Schöne Posteinrichtung! Doch in diesem Punkt steht Frankreich überall hinter Deutschland zurück. Ich werde ver-

drießlich, widerstehe aber nun einem zudringlichen Garçon, der mit seinen Kollegen auf die Reisenden fahndet, nicht länger, sondern lasse mich in's Hotel schleppen. Meine Bekannten vom Dampfschiffe sind glücklicher gewesen, wir diniren noch zusammen und scheiden auf Nimmer-Wiedersehen. Nach dem Essen gehe ich, um mir die Stadt zu betrachten; ich komme bald aus dem Thor und finde eine Promenade, die sich am Fluß hinzieht. Sie ist voll von Spaziergängern, man erblickt besonders viele Mädchen, nicht sehr geputzt, aber mit interessanten Gesichtern, italienisch-scharf geschnitten und katholisch zusammen gehalten. Um sechs Uhr kehrt Alles in die Stadt zurück, ich schließe mich dem Zuge an und sehe mit Verwunderung, daß man nur die eine Promenade mit der anderen vertauscht, denn man setzt auf dem Place d'Horlogue den Spaziergang fort, obgleich dieser Platz nur klein ist und der schönen Allee vor dem Thore keineswegs vorgezogen zu werden verdient. Der Platz ist von Gebäuden eingeschossen, ich bemerke die Hauptwache, das Theater, das sich, nicht zu groß und nicht zu klein, recht hübsch und angemessen zeigt, und viele Kaffeehäuser, in denen das Militär zu dominiren scheint. Es wird finster, von den schönen Mädchen verschwinden viele, einzelne schwere Regentropfen fallen, falb-blaue Blitze zucken am Himmel auf und verbreiten für eine Sekunde ein gespensterhaftes Licht, das der schwarze Erdspiegel

reflektirt. Plötzlich ſtellt ſich ein militäriſches Muſikcorps zuſammen und meine Verwunderung iſt gelöst. Es werden einige Stücke voll Kraft und Leben geſpielt, ich wandle unter all den fremden Menſchen auf und nieder, meine Bruſt hebt ſich, meine Füße werden elaſtiſch, und doch beſchleicht mich, wenn ein Blitz den Himmel aufreißt und ein Regenguß darauf folgt, ein ganz eigenes Gefühl. Ich bin in Avignon, wo mich Keiner von meinen Freunden und Bekannten ſucht, ich kann ſterben, ich kann begraben werden, und ſie würden vielleicht nie oder doch erſt ſehr ſpät erfahren, wo? — Dennoch iſt dies Gefühl kein katzenjämmerlich-wehmüthiges. Die Militärmuſik iſt vorbei, ich gehe in ein Café, ich glaubte, daß drinnen zum Tanz aufgeſpielt würde, aber ich habe mich getäuſcht. Es wird nur Bier und Café getrunken und zwei phantaſtiſch herausgeputzte Mädchen mit rothen Kleidern und ſpitzigen Vogelgeſichtern, die nebſt einem kleinen Kinde vor dem „Orcheſter“ ſtehen, ſingen in Pauſen einen Chanſon, der trotz der gläſern dünnen Stimmen regelmäßig beklatſcht wird. Um acht Uhr begebe ich mich nach Hauſe, um mich ſchlafen zu legen, ich erhalte ein Zimmer ohne Fenſter angewieſen, wie ich den Garçon darauf aufmerkſam mache, öffnet er mit Gleichmuth die Thür und zeigt mir die Fenſter des Corridors. Am andern Morgen ſtand ich, vom Sonnenlicht abgeſperrt, wie

ich's war, erſt um neun Uhr auf, ich eilte gleich auf die Meſſagerie, aber es war richtig kein Platz nach Marſeille zu bekommen, doch wurde mir die Möglichkeit in Ausſicht geſtellt, daß auf dem aus Lyon für Marſeille zu erwartenden Wagen noch einer vacant ſein könne. Was war zu thun? Ich mußte mich der Nothwendigkeit fügen und ſchweife jetzt denn wieder ohne Zweck und Ziel in der Stadt umher. Die ſchönen Mädchen, die mich geſtern begrüßten, laſſen ſich heute nicht blicken, man muß ſie ſich ſpinnend, nähend, Kartoffeln ſchälend, ſchmuzige Teller ſpülend vorſtellen, die Straßen ſind ſchmal und der hohen Häuſer und Gartenmauern wegen dunkel, wie Kirchenhallen. Das ſchickt ſich für die geiſtliche Stadt, das Pflaſter iſt ſo ſchlecht, als ob es für wallfahrtende Sünder erſten Ranges angelegt wäre, die ihre Füße martern ſollen, um ihr Gewiſſen zu erleichtern, dieß macht das Spazierengehen hier zur Arbeit. Ich beſah mit einem Deutſchen, der mich an einem vaterländiſchen Fluch als Landsmann erkannt hatte, mehrere Kirchen, er ſuchte ein Kreuz, und das war leicht zu finden, aber es ſollte ein in ſeinem Wegweiſer bezeichnetes elfenbeinernes ſein und das konnte er nirgends aufſpüren. In der Kathedrale beſahen wir das verwitterte Grabmahl eines Papſtes, dann trennten wir uns und ich ging allein in das ſogenannte Hôtel de Pape. Es iſt jetzt zu einer Kaſerne hergerichtet, die rothen Hoſen

trommeln und pfeifen, wo die schwarzen Röcke einst gelispelt und gewispelt haben, dicht neben dem Conclave wird gekocht, und die Kapelle selbst, die diesen stolzen Namen noch immer führt, ist zu einem ungeheuren Schlafzimmer hergerichtet. Eine Beschließerin führte mich mit einem feierlichen Gesicht herum und sprach mir viel von kostbaren Malereien, die nicht mehr zu sehen waren, ich hätte ihr das Trinkgeld in einer Anweisung auf das Fünfkrankenstück, das ich in Paris einmal verlor, zahlen sollen. In einem ganz zerstörten Theil des weitläufigen Gebäudes zeigte sie mir die Spuren der Revolution: Gräber und Keller von Abgrundstiefe, in die man Priester und Adelige zu hunderten hinunter gestürzt habe; es waren an den Wänden in der That noch die Blutspuren zu sehen. Ich machte sie auf den seltsamen Wechsel aufmerksam, der mit dem Gebäude vorgegangen sei; sie seufzte und sagte: die Soldaten sind allerdings schlechte Heilige. Ich erwiderte: die Heiligen müßten aber doch noch schlechtere Soldaten sein, denn sie sind im Besitz gewesen und haben sich vertreiben lassen! Die Rede schien ihr nicht zu gefallen, denn sie hielt plötzlich inne, streckte die Hand aus und bemerkte mir, jetzt habe sie mir Alles gezeigt. Drei Meilen von hier liegt Vaucluse mit der berühmten Quelle des Petrarca. Die Spuren eines großen Daseins suche ich gern auf, denn sie sind für mich nicht blos magnetisch, sondern auch

electriſch, aber weil ich nicht weiß, ob ich nicht doch noch heut Abend einen Platz für Marſeille erhalte, darf ich mich nicht von Avignon entfernen. In einer Straße bemerkte ich vor einem über der Thür eines Hauſes in einer Niſche angebrachten Madonnenbilde eine der Madonna geopferte Traube; ſie war ſchon welk, das zeigt, daß ein ſolches Opfer hier vor der Lüſternheit der Schuljugend ſicher iſt, aber es wird mehr für die Wohlfeilheit der Weintrauben, wie für die Frömmigkeit der Knaben beweiſen. Eine, dem place des armes benachbarte, ungewöhnlich enge Gaſſe iſt ganz mit zerriſſener Leinwand überhängt, mit deren Fetzen der Wind ſpielt, darunter hanthieren Schlächter und Krämer. Ein wunderlicher Anblick und eine ganz unſinnige Einrichtung, denn die Leinwand befindet ſich in einem Zuſtand, daß ſie ſo wenig die Sonne, als den Regen abzuwehren vermag, ſie verſchafft den Leuten bloß das Vergnügen, daß ſie ſich den Himmel, als mit Lumpen unterfüttert, vorſtellen können. Man bemerkt in der Stadt des Papſtes viele Steinhauerläden, in welchen Biſchofsköpfe mit ſtrengen Mienen und ſtolzen Mitren feil geboten werden; Alles wird mehr und mehr excluſiv-katholiſch. Avignon hat Feſtungswerke, hohe Mauern mit ſpitz zulaufenden, zinkenartigen Wartthürmen ziehen ſich rings um die Stadt herum, wie ein Stachelgürtel, aber ſie werden ſchlecht unterhalten, aus Ritzen und Spal-

ten ſchießt das grüne Unkraut luſtig hervor und die Thürme ſind nicht mit Soldaten beſetzt, ſondern arme Familien ſcheinen darin zu wohnen. Wenigſtens bemerkte ich dieß an einem, von dem oben ein brauner Mädchenkopf herunter ſah, während unten vor der Thür eine alte Frau ſaß, welche einige Hühner, die aus dem düſtern Souterrain an's Tageslicht wollten, zurücktrieb. Meine Gänge hatten keinen andern Zweck, als mir die Zeit zu vertreiben, die für mich, der ich an das Pariſer Fahrwaſſer gewöhnt war, in dieſem lebloſen Ort ihren Faden noch einmal ſo lang, wie gewöhnlich, auszuſpinnen ſchien. Endlich war es fünf Uhr und ich konnte zum Diner gehen. Kaum aber ſaß ich, als ein Faktor von der Meſſagerie mir anzeigte, daß die Lyoner Diligence noch einen Platz für mich habe. Raſch ſprang ich auf, er ſagte mir jedoch, ich könne gern noch eſſen; ich verzehrte alſo noch, was ich bezahlt hatte, trank meinen Wein, ſteckte mein Deſert zu mir und eilte fort. In zwei Minuten ging es vorwärts, und nun kehrte das friſche Lebensgefühl mir wieder zurück, das mich ſchon zu verlaſſen gedroht hatte. Es wurde bald finſter, ich kann daher nicht beurtheilen, ob der Weg von Avignon bis Marſeille wirklich ſo öde iſt, wie er mir auf der Poſt beſchrieben wurde, als ich einige Neigung blicken ließ, ihn zu Fuß zu machen. Was ich am nächſten Morgen ſah, die letzte Strecke, entſprach dieſer

abſchreckenden Schilderung durchaus nicht, denn wenn man auch nur wenige Spuren von eigentlicher Fruchtbarkeit entdeckte, wenn die lachenden Weinberge auch ganz verſchwunden, und kahle Felſen, mit unbekannten Kräutern, namentlich einem breitblättrigen Rohr bewachſen, an ihre Stelle getreten waren, ſo boten auch dieſe doch Abwechslung genug dar, und ließen keine Ermüdung aufkommen. Die Natur veränderte ſich ſichtlich und trat in ein neues Stadium. Schon in Avignon hatte ich auf dem Markt allerlei Früchte bemerkt, die ich nicht zu nennen und über deren Gebrauch ich mir nicht Rechenſchaft zu geben wußte; neben dem Granatapfel ungeheure Birnen, krumm gezogen und kurzſtieligt und anderes Obſt in geſteigerten Dimenſionen und mit erhöhten Farben. Jetzt erblickte ich ganz fremdartige Bäume und Geſträuche, welche mir zudringliche Fragen vorlegten, die ich nicht beantworten konnte, und das iſt für mich auf Reiſen immer ein höchſt wichtiger Moment. Unterwegs in der Nacht wurden uns einmal, während der Wagen eine Minute anhielt, bei dem Flackerlicht einer Laterne gelblich-weiße Trauben mit Taubeneier großen Beeren angeboten; ich kaufte ſie und ſah ſpäter in Marſeille ganze Körbe voll davon auf den Straßen ſtehen. Am Morgen ſah ich einmal bei einer plötzlichen Biegung des Wegs im hellſten Sonnenſchein das Meer vor uns liegen, ſchwarzblau, wie angelaufener Stahl, in der

tiefen geheimnißvollen Mutterfarbe, aus der ſich alle übrigen ſanft in leiſen Uebergängen auszuſcheiden ſuchen; kreideweiße Felſen umgaben es, eine mit kleinen Häuſern und Hütten überſä'te Niederung, von der ich nicht begreife, wie ſie gegen Sturmfluthen geſichert ſein kann, lag davor. Aber ſchnell, wie es aufgetaucht war, verſchwand es wieder, mir blieb kaum die Zeit, ihm meinen Gruß zuzurufen. Ganz dicht vor Marſeille erblickte ich's zum zweiten Mal, ein kleiner hübſcher Knabe, der mit ſeinem Vater neben mir im Coupè ſaß, jauchzte auf, als er das erſte Schiff, das mit vollen Segeln ging, entdeckte, und ſo naiv der Ausbruch ſeines Gefühls war, ſo tief war es begründet, denn das ungeheure Element hat nur dann nichts Erdrückendes mehr für den Menſchen, wenn er es bewältigt, wenn er es zum Medium menſchlicher Geiſtesthätigkeit herabgeſetzt ſieht. Nun fuhren wir in Marſeille ein und ich hatte den letzten Punkt des ſüdlichen Frankreichs erreicht. Marſeille hat bei weitem kein ſo impoſantes Anſehen, wie Lyon, ich hätte es mir viel größer vorgeſtellt. Die Häuſer ſind klein und ſchmutzig, die Straßen eng, die Hauptpromenade iſt zugleich Markt, beim Einfahren bemerkte ich ein ſchönes, neues Thor mit trefflichen Sculpturen, aber es ſcheint blos für die unſichtbaren aus- und eingehenden Engel gebaut zu ſein, denn Wagen und Fußgänger paſſiren es nicht, ſondern umfahren und

umgehen es, da es auf einem bis jetzt freien Platz steht; das sieht denn absonderlich aus. Das Bureau der Messagerie ist am Hafen, ich war auf ein achttägiges Vorankerliegen gefaßt, da ich aus den Zeitungen wußte, daß die Schiffe nach Civita Vechia nur dreimal im Monat gingen und da ich den Tag der Abfahrt in Avignon gezwung'nermaßen versäumt hatte; wie angenehm wurde ich daher überrascht, als ich gleich beim Absteigen erfuhr, daß ich noch denselben Abend abreisen könne. Freilich hatten die Zeitungen Recht gehabt, aber das Schiff war nicht abgesegelt, weil zu meinem Glück nicht Passagiere genug vorhanden gewesen waren. Augenblicklich ging ich auf's Schiffsbureau und von dort auf's dänische Consulat, das durch den Hamburger Consul mit versehen wird, um das nöthige Visum bei Zeiten einzuholen. Ich traf einen alten Mann, in hechtgraues Tuch gekleidet, mit weißen Haaren und jenem selbstzufrieden gegen die ganze Welt abgeschlossenen, echt hamburgischen Gesicht, das sich, da es sich selbst nach dem Brande und den Almosen, die man in Folge dessen von der ganzen Welt empfing, nicht verändert hat, wohl nie verändern wird. Ich wurde nicht landsmannschaftlich von ihm behandelt und es war mir doch merkwürdig, daß der einzige ungefällige, ja plump-rohe Mensch, den ich in ganz Frankreich traf, ein Deutscher und dann noch wieder ein Hamburger sein mußte.

In meiner übergroßen Eile hatte ich mir mein Hotel nicht gemerkt, es koſtete mir nicht wenig Mühe, es wieder aufzufinden, da ich ſo wenig das Wahrzeichen, als die Straße wußte, es gelang mir jedoch. Nun frühſtückte ich und ging dann aus, die Stadt zu beſehen. Ich ging durch die rue de paradis bis an den Cours Bonaparte, es war Mittag, die Hitze lag, wie ſichtbar, auf den Bergen und brütete ihre Ungeheuer aus: in dem ihrer nicht gewohnten Nordländer den Wahnſinn, und in dem Südländer jene Wuth der Leidenſchaft, die man die vernünftige nennt. Der Cours Bonaparte führte mich langſam aufwärts, einem kaſtellartigen Gebäude entgegen, um das ich kleine Kapellen und Kreuze in Menge herum geſä't ſah und das mit Soldaten beſetzt war. Ich wußte nicht, ob das Erſteigen erlaubt ſei, oder nicht, und grüßte, um ein gutes Vorurtheil für mich zu erwecken, auf das andächtigſte einige Muttergottesbilder, was ich um ſo lieber that, als es an heißen Tagen ſehr angenehm iſt, von Zeit zu Zeit den Hut abzunehmen. Dabei ſtieg ich immer höher, erreichte den Gipfel, und trat nun, ohne von der Wache gehindert zu werden, in das Gebäude ſelbſt ein. Es iſt ein Glockenhaus, die Beſuchenden erfahren es aus einer an der Wandglocke angebrachten Aufforderung, für die Nothglocke U. L. F. beizuſteuern, zugleich dient es zur Wohnung einer Familie, wahrſcheinlich des

Telegraphen-Wärters, denn auf der Höhe dieſes felſigten Berges thront ein Telegraph. Man hat von hier aus eine wunderbar ſchöne Ausſicht auf das Meer und die Stadt; tiefblau liegt jenes da, zackige Felſen ziehen ſich noch weit hinein, aber endlich verſchwinden ſie und das erhabenſte Bild der Unendlichkeit wird durch nichts mehr geſtört. Lange genoß ich den köſtlichen Anblick und glaubte, obgleich ich nur das Auge badete, den ganzen Körper zu erfriſchen, indem ich die Hitze nicht mehr ſo ſpürte, wie vorher, dann ſtieg ich wieder herunter und ſtreifte noch in der Stadt umher. Im Hafen ſah ich Gondeln, die erſten, die ich jemals erblickte, vor der Börſe, die aus Holz aufgeführt iſt und einem Bretterverſchlage ähnlich ſieht, ſtand ein Trompeter und blies, wie bei uns vor den Buden der Aequilibriſten geblaſen wird; wahrſcheinlich war der Schluß nah. Darauf kehrte ich in mein Hotel zurück, um zu diniren, kaum hatte ich mich im Speiſeſaal an einen Tiſch geſetzt, als eine Familie erſchien, die in demſelben Gaſthof wohnte, und, wie mir ein Kellner ſpäter vertraute, nach Nizza reiſte. Ein Papa, ganz comme il faut, um die Schlecker und Lecker fern zu halten, ohne zugleich die Schwiegerſöhne in spe, die honetten jungen Leute mit ernſthaften Abſichten zu verſcheuchen, eine freundliche, geſprächige Mutter und ein ſehr holdſelig-zartes Weſen von Tochter mit kaſtanienbraunen Haaren und

leuchtenden Augen, das Köpfchen anmuthig gesenkt. Das Mädchen kam mir vis à vis zu sitzen und schenkte mir so viele Blicke, als wollte sie mich dafür entschädigen, daß ich sie nur einmal und dann niemals wieder sehen sollte. Nach dem Essen wechselte ich mir Gold ein und dann ging's zu Schiff. Auf dem Verdeck umherwandelnd, und während Alles um mich herum arbeitete und die Abfahrt vorbereitete, die letzten Eindrücke in mir zum Brennpunkt sammelnd, so wie das in leisen Umrissen aufdämmernde Kommende ahnungsvoll im Voraus genießend, empfand ich jetzt Stunden lang eine solche Seligkeit des gesättigten Daseins, wie ich sie noch nie empfunden habe und sie vielleicht auch nie wieder empfinden werde. Es war fünf Uhr, die Sonne senkte sich in's Meer, es war noch hell, aber nicht mehr heiß, dann nahm auch das Licht ab, aber es wurde durch einen wunderbaren Duft, in dem alle Farben sich aufgelöst zu haben schienen, ersetzt, zuletzt verlor dieser sich in ein tiefes, schönes Roth, das unten am Horizont anschoß und erst sehr spät, als das Schiff den Hafen schon verlassen hatte und in die offene See hinaus eilte, verlosch. Ich ging, ohne aufhören zu können, auf und nieder, ich hatte das Gefühl, daß ich den höchsten Augenblick meines Lebens genieße und daß seine längere oder kürzere Dauer sogar von der durch das Gehen bedingten Rhythmik meines

Leibes abhange, es war ein ganz einziger Zuſtand, der wohl darin ſeine Erklärung finden mag, daß ich nur durch eine Art von Wunder zu einer Reiſe nach Italien, von der ich früher kaum träumen durfte, auch wirklich nicht träumte, gekommen war. Dann Souper, komiſche Unterhaltung auf dem Verdeck mit engliſchen Bedienten, die mit ihrer Herrſchaft die ganze Welt durchſtreift ſind und die verſchiedenen Länder und Völker auf ihre Weiſe charakteriſirten, und endlich eine ruhige Nacht ohne Anwandlung von Seekrankheit in bequemem Bett. Das war der erſte October, das Schiff heißt Elba, es geht trotz der Anweſenheit engliſcher Damen ſchon ſehr italiäniſch darauf zu, die Leute, die unten bei den Maſchinen arbeiten, kommen zuweilen ſplitternackt herauf und ziehen, wenn ſie oben verweilen ſollen, höchſtens Hoſen an. Am nächſten Tag erblickte ich ſchon Vormittags die Küſte von Korſika und Nachmittags kamen wir ihr ſo nah, daß wir in die wilden, ſchauerlichen Bergſchluchten, woraus ſie beſteht, deutlich hineinſchauen konnten. Auch einige Mühlen und an die Felſen angebaute Hütten bemerkte ich; etwas von der Küſte entfernt, wie durch einen titanenhaften Vorfahren Napoleons in's Meer hinein geſchleudert, liegt ein einzelner Felsblock, auf dem ein verfallener Thurm ſteht. Eben jetzt, Abends gegen fünf Uhr, wenn ich nach den Vorbereitungen zum Diner ſchließen darf, fahren wir an der Inſel Caprera vorbei,

die ganz ſo ausſieht, wie Korſika, und die Inſel Elba liegt gerade vor uns. Die Gedanken und Empfindungen, womit man dieſe welthiſtoriſchen Punkte erblickt, verſtehen ſich von ſelbſt, vor Korſika habe ich den Hut abgezogen, oder vielmehr die mir von Bamberg geſchenkte Mütze, die ich, der Bequemlichkeit wegen, auf dem Schiff trage. Eine ſchönere Reiſe, wie die meinige, kann nie gemacht ſein, der Wind iſt fortwährend der günſtigſte, wir kommen auf's Schnellſte vorwärts und müſſen es nicht mit dem geringſten Unwohlſein bezahlen. Indem ich dieß ſchreibe, erweiſt ein Engländer ſeiner Dame auf wunderbare Weiſe einen Kavalierdienſt, er hält ihr, weil ſie von der Sonne incommodirt wird, ſeine plumpe Bärentatze als Paraſol vor, es ſieht unbeſchreiblich komiſch aus. Als wir bei der Inſel Elba ankamen, ſtand hell und klar der Abendſtern darüber, der einzige, der noch am Himmel hervorgetreten war, ich wollte einige Bemerkungen in mein Diarium eintragen, fand meine Bleifeder aber nicht mehr, ſo daß mir von jetzt an das Mittel fehlte, die Eindrücke in ihrer Friſche gleich auf dem Papier feſtzuhalten, nun muß ich hier in Rom denn, wo ich dieſes ſchreibe, aus der Erinnerung nachhelfen, ſo gut es geht. Ich hatte wieder eine ruhige, nicht von der leiſeſten Anwandlung der Seekrankheit geſtörte Nacht, was freilich nicht jeder Paſſagier von ſich rühmen konnte, und wie ich kaum erwacht war, ſtand das

Schiff ſtill und ich hörte, daß wir angekommen ſeien. Hurtig eilte ich auf's Verdeck, Civitavecchia lag vor mir unter einem reinen, übermäßig blauen, von keiner Wolke getrübten Himmel, der Anblick erinnerte mich, ſo ſeltſam das klingen mag, an eine Theater-Decoration aus der Viktor Hugo'ſchen Lukrezia Borgia, in der ich zu Paris die Georges geſehen hatte. Wir wurden raſch an's Land geſetzt und eben ſo raſch wurde ich trotz meiner verbotenen Bücher mit der Douane fertig; ein kleines Trinkgeld unaufgefordert gereicht, erlöſte mich von ihr. Nun belegte ich mir für den Mittag einen Platz auf der nach Rom gehenden päbſtlichen Diligence, dann ging ich aus und beſah das Städtchen. Es iſt eng und knapp zwiſchen das Meer und das gleich hinter dieſem emporſchwellende Land hinein gekeilt und bietet außer einem neugebauten, unverhältnißmäßig groß erſcheinenden Theater, an öffentlichen Gebäuden nichts Merkwürdiges dar. Auf dem Markt war ein reges Treiben, vor Allem fiel mir die große Zahl der Geiſtlichen und Mönche und ihr von dem Weſen ihrer franzöſiſchen Brüder grell abſtechendes Benehmen auf; wenn dieſe das heilige Haupt beſcheiden ſenkten, hoben jene es keck empor, wenn dieſe ſich eines Bauch-Anſatzes und ſtrotzendfeiſter Backen ſchämen, ſind jene ſtolz darauf.

„Pfaffen ſah ich in Frankreich und ſah in Italien Pfaffen,
Jene beugen das Haupt, dieſe erheben es ſtolz.

Dort, ach, ſind ſie verdammt, den Herrn zu tragen und das iſt
Schwierig, hier trägt ſie der Herr, das iſt denn ſanft
und bequem!"
(Siehe meine „neuen Gedichte".)

Ich kaufte mir für drei Bajocco eine Weintraube, die ſo groß war, daß ſie aus dem Lande Kanaan zu kommen ſchien, und daß ich ſie eben ſo gut unter dem Arm, wie in der Hand hätte tragen können. Dieſe verzehrte ich und ſpazierte dabei, nicht des Schattens, ſondern des Spaſſes wegen, in einer Art von Miniatur-Allee, die man am Meeresſtrand angelegt, die aber ein erbärmlich ſchlechtes Gedeihen hat, und eigentlich nur aus vertrocknetem Geſträuch beſteht, das in den dürren Sandboden geſteckt iſt. Alle Augenblick raſchelte eine Eidexe mit eckelhaft-bunten Farben über den Weg und ich trat vorſichtig auf, weil ich dachte, daß der werthen Kouſine die Schlangenmuhme folgen könne. Bei einer in der Ferne liegenden Villa erblickte ich die erſte Palme, die aus dem Treibhaus, in dem ſie mir bis jetzt nur vorkam, in's Freie hinaus ſpaziert war; abermals ein neues Stadium der ſchaffenden Natur. Mittags um zwölf Uhr fuhr ich, mit noch fünf andern Paſſagieren in's Innere der Diligence gepackt, von Civitavecchia ab und kam Abends zwiſchen acht und neun Uhr mit einem vor Migraine faſt zerſpringenden Kopf vor den Thoren von Rom an. Unterwegs eine nur von Büffelochſen belebte Wüſtenei; auf den Poſtſtationen elende, ver-

fallene Häuſer und bettelnde Poſtillone, ich ſah aus Allem, daß ich mich dem Scherbenberg der Welt näherte. Es war völlig finſter, wie wir in Rom einfuhren, kümmerliche Laternen, die Nichts beleuchteten, als ſich ſelbſt, wurden eben langſam angezündet, ich bemerkte einmal, aus dem Wagen ſchauend, eine Reihe koloſſaler Säulen, St. Pierre! näſelte ein Franzoſe, ich hatte die Peterskirche im Fluge erblickt.

Der Vesuv.

(Aus meinen Reisebriefen von 1845.)

Rom verließ ich den Sechzehnten, des Morgens in der Früh. Der Abschied war mir leicht, ich wußte ja, daß ich zurückkehren würde. Er wird mir aber auch nicht schwer werden, wenn ich für immer gehe, denn der Eindruck, den Rom auf den Beschauer macht, kommt nur durch Reflexion; es ist ja nicht mehr die Stadt der Cäsaren, man muß die Bruchstücke des großen antiken Daseins kümmerlich aus dem modernen Ameisenhaufen heraus suchen, und weiß auch dann noch nicht, was man damit anfangen soll. Mit uns, mir und K., im Wagen war noch eine römische Familie, für die die Reise nach dem benachbarten Neapel so viel war, wie für mich jetzt eine nach dem Nordpol sein würde; eine Frau mit mehreren Kindern und ein Schwager zur Begleitung. Es hatte einige Tage zuvor und noch die letzte Nacht geregnet, die Luft war daher abgekühlt und wir hatten herrliches Reisewetter. Die erste Nacht brachten wir in Cisterne zu, wo uns der

Vetturin ein ſchlechtes Abendeſſen durch die Verſicherung würzte, daß wir den nächſten Abend in Molo di Gaeta vortrefflich ſpeiſen würden; die zweite in Molo di Gaeta, wo er uns ein noch ſchlechteres durch die Erinnerung an das beſſere in Cisterna genießbar zu machen ſuchte, ganz wie es der Menſch ſelbſt auf der Reiſe durch's Leben macht, der ſo lange hofft, bis er ſich wieder zu erinnern anfängt. Am Morgen des zweiten Tages kamen wir in die Pontiniſchen Sümpfe. Ueber dieſe mußte ich erſtaunen, da ſie mir auch keine Spur von Sumpf zeigten. — Kräftiger Boden, von Gras und Kräutern ſtrotzend; am Wege eine dichte Allee, mit mächtigen Bäumen bepflanzt, die für das Mark des Erdreichs bürgen. Nur einen einzigen unheimlichen Fleck erblickte ich, ein großes Schierlingsfeld, das ausſah, als ob es der Teufel bebaute. Dieſe Sümpfe wären in zehn Jahren durch den Fleiß der Menſchenhand in eine Kornkammer zu verwandeln, jedoch müſſen ſie ihren urſprünglichen Charakter verloren haben, denn den Römern waren ſie ſchrecklich, und die unternahmen noch mehr, wie jetzt die Engländer. Mittags erreichten wir Terracina, wo wir einige Stunden blieben, weil die Pferde ſich ausruhen mußten. Hier verſuchte ich, die phantaſtiſchen, thurmartig emporſteigenden Felſen zu erklettern, mußte aber darauf Verzicht leiſten. Terracina liegt faſt am Meer; ein Café, in das wir eintraten, bot

auf dieſes von einem Balcon aus die prachtvollſte Ausſicht dar, es war aber nicht möglich, auf dem Balcon zu verweilen, denn der edle Wirth hatte unter demſelben einen, die gräulichſten Gerüche verbreitenden Miſthaufen angelegt. Auch unſere Reiſegeſellſchaft machte mir durch allerlei Naivetäten hin und wieder Vergnügen; ſo fragte mich in Terracina der Schwager, ob hier das Meer nun wirklich anfinge, und würde, wenn ich geantwortet hätte: „Nein, die Wäſcherinnen haben hier nur ihre Tröge umgeſtürzt!“ mir vielleicht geglaubt haben; und einer der kleinen Knaben rief mit Verwunderung aus: „Così piccola è il mare?“ ſo klein iſt das Meer? Das letztere gefiel mir; ich mag es glauben, daß der menſchliche Geiſt ein Maß in die Welt mitbringt, dem ſie nicht entſpricht. In Terracina erblickten wir ſchon den Veſuv, an einer kleinen Rauchwolke erkennbar, die ſenkrecht von ihm aufſtieg; ebenſo Iſchia, Capri u. ſ. w. Nun kamen wir in's Neapolitaniſche, wo ſich gleich eine ganz andere Agricultur zeigte, als im römiſchen, d. h. apoſtoliſchen Gebiet. Einen äußerſt wohlthuenden Anblick gewährt die Campagna felice. Der Segen quillt aus dem Boden hervor, es iſt wie ein Goldregen von unten herauf: Feigen, Oel, Wein, Korn, Alles, was der Menſch bedarf, in unendlicher Menge. Abends in Molo di Gaeta hatten wir aus unſerem Zimmer bei dämmerndem Mondlicht eine wunder-

bar ſchöne Ausſicht auf das Meer; ein Archäolog hätte auch noch ein wiſſenſchaftliches Feſt dort feiern können, denn die Ruinen der Villa des Cicero liegen da. Wir nahmen ſie in Augenſchein, aber für mich haben ſolche Dinge allen Reiz verloren, und ich erfreute mich mehr an dem friſchen Dufte der Orangen, die das Leben, wie eben ſo viele Standarten ſeines ewigen Triumphs über den Tod, dort aufgepflanzt hatte, als an dem wüſten Trümmerhaufen ſelbſt. Ohnehin iſt mir Cicero von jeher zuwider geweſen; ich intereſſire mich mehr für Catilina, als für ihn. Am dritten Tag hatten wir ſchon mehr von Staub und Hitze zu leiden, der Cactus fing an, wild zu wachſen und erreichte zuweilen eine unglaubliche Höhe, wir waren nun ganz im Süden. Abends gegen 6 Uhr gelangten wir an die Thore von Neapel; während die Douane unſeren Wagen viſitirte, betrachteten wir den Veſuv, den wir gerade vor uns ſahen.

Er hat bei Tage nichts Erhabenes, geſchweige Schreckliches oder auch nur Furchtbares; es iſt ein Berg von mäßiger Höhe, der gelinde dampft. Die Phantaſie freilich ſieht mehr, als das Auge; ihr ſchweben Herculanum und Pompeji vor, die ſich vertraulich an ſeine Bruſt gelegt hatten, und es ſo theuer büßen mußten, und da ſich das Gleiche jeden Moment wiederholen kann, ſo däucht er ihr ein Rieſe, der ſich ſchlafend ſtellt, um deſto ſicherer

zu berücken. Die Douane machte uns wenig Umſtände, und wir fuhren nach einem kurzen Aufenthalt, während deſſen unſere Römerin ſich mit ihrem Mann begrüßt, d. h. einige unwirſche Reden über zu bezahlende Rechnungen mit ihm gewechſelt hatte, in die weite, helle Stadt hinein. Uns war in der Strada Lucia ein Quartier recommandirt; der Vetturin machte unterwegs noch Allerlei ab, es war Nacht, als wir die Straße erreichten. Sie liegt in der allerſchönſten Gegend, unmittelbar am Golf, wir erhielten in der Nr. 31 ein Zimmer, und hatten nun von unſerem Balkon aus einen Anblick, der allerdings zu dem ſtolzen Wort: vedi Napoli e poi muori! berechtigt. Zu unſeren Füßen wogte das Meer, über dem, ruhige und immer ſteigende Klarheit verbreitend, langſam der eben voll gewordene Mond aufſtieg, und am andern Ufer, uns gerade gegenüber, unten in Nacht gehüllt, erhob ſich der Veſuv mit ſeiner Flammenkrone. Er trieb nicht bloß Funken, ſondern er ſpie, was keineswegs immer der Fall iſt und zuweilen im ganzen Jahr nicht vorkommt, wirkliche Lava, die in einem breiten Feuerſtrom vom Krater niederfloß; der Ausdruck Speien iſt außerordenlich bezeichnend, denn dieß gewaltige Schauſpiel macht weniger den Eindruck einer Erd-Eruption, als eines bewußten Vernichtungsactes einer ungeheuren dämoniſchen Macht, die ſich, Verderben brütend, in die Schöpfung hinein geſtellt

hat. Die zwischen die verschiedenen Ausbrüche fallenden regelmäßigen Pausen sind wie ein Sammeln des Athems, und das Ausstoßen und Heraufblasen des Elements ist, wie ein Entleeren von Lungen. Mittlerweile wurde auch der Golf belebt, Spazierfahrende, Fischerbarken mit flackernden Feuerbündeln, ruderten hinaus, das Mondlicht badete sich in den Wellen, und auf der Straße, auf der ein Austern- und Eßmarkt etablirt ist, trieb Alles sein Wesen, was den Tag scheut und die Nacht liebt; die Fremden genossen die kühlen und kräftigenden Seethiere, die Italiener ihre Maccaroni, und dazwischen wurde gejubelt und gesungen. Letzteres auf eine Ohren zerreißende Weise, denn der Neapolitaner spricht seine schöne Sprache, wie ich die Flöte blase, und er singt, als ob er am Feuer gebraten würde, und seinem Quäler aus Rache das Trommelfell sprengen wollte. Ueberhaupt hat Italien längst aufgehört, das Land der Musik und des Gesangs zu sein; wer z. B. in Neapel Volkslieder hören will, muß sie sich selbst singen.

Sonnabend, den 19., bestieg ich den Vesuv, von zwei jungen Doctoren, einem Schlesier und einem Dänen, die mich hier besucht haben, begleitet; ich hatte es bis dahin aufgeschoben, weil ich gleich bei meiner Ankunft nicht dazu gekommen war und später den Vollmond abwarten wollte. Wir fuhren Nachmittags um 3 Uhr mit der Eisenbahn nach Portici oder vielmehr Resina, welches die Fortsetzung von

Portici bildet und über dem eben aus diesem Grunde nicht völlig aufzugrabenden Herculanum liegt. Hier nahmen wir Führer und Esel und machten uns auf den Weg. Der Däne, ein kleines spindeldürres Kerlchen mit breitkrämpigem weißen Hut, sah aus, als ob er noch nie ein Pferd bestiegen hätte; um ihn zu vexiren, ritten wir, obgleich es beständig in die Höhe und über Stock und Stein ging, im rasendsten Galopp; die Führer hingen sich mit der einen Hand an den Schwanz des Esels und peitschten ihn mit der andern. Bald holten wir ein Paar Engländer, die voraus waren, wieder ein und machten nun also eine Kavalkade von 5 Personen aus. Es geht lange zwischen Weinbergen fort, denn der Vesuv hat eine gewaltige Unterlage und erhebt sich nur sehr allmälig; dann kommt man in die Region der ältesten Lava und wird vom Führer auf die Spuren des ersten Ausbruchs von 79, bei dem Herculanum und Pompeji den Untergang fanden, aufmerksam gemacht. Hier ist es mit der Vegetation vorbei, eine schwarze Wüste, frischgepflügtem Lande nicht unähnlich, aber nur in der Farbe und den Wellenlinien, dehnt sich vor dem Auge aus, und der eigentliche Bergkegel, von dem Hintergrund des Horizonts abgelöst, tritt schauerlich und nackt in öder Selbstständigkeit hervor. Es war kein heller Tag, Wolken standen am Himmel, der Schatten, den eine derselben warf, kroch unheimlich auf seinem Nacken herum.

Von Zeit zu Zeit kehrten wir uns um und erquickten uns an dem Anblick des Meeres, dessen köstliche Bläue seltsam mit unserer Umgebung contrastirte. Bei der sogenannten Eremitage machten wir Halt, traten jedoch nicht ein, da die ungeheure Preise, die von diesen frommen Vätern für die schlechteste Bewirthung gefordert werden, selbst die Engländer abschreckten. Nun ging es noch eine kurze Strecke zu Esel weiter, dann befanden wir uns am Fuße des Kegels und mußten unsere eigenen Kräfte versuchen. Er ist stufenweise mit Steinen, die, von der Größe abgesehen, den Schmiede-Schlacken gleichen, und mit Asche, die jedoch sehr grobkörnig ist, überdeckt, und zwar so, daß man, je nachdem man will völlig in der Asche hinaufwaten oder auf den Steinen hinaufklettern kann. Wir zogen das Letztere vor, fünf Lazzaroni sprangen voraus und schleppten uns an Stricken, die sie über die Schultern schlugen nach, was die Mühe bedeutend erleichterte. Wir waren sehr bald, etwa in einer guten halben Stunde oben; die Beschwerlichkeiten waren nicht so groß, als sie uns geschildert worden waren.

Nun galt es zunächst einen Kampf mit den Lazzaroni. Wir hatten in der Eile das Bedingen ihres Lohnes vergessen, und nun verlangten sie, nach echt neapolitanischer Weise, das Zehnfache dessen, womit sie sonst zufrieden gewesen wären. Natürlich erreichten sie nicht ihren Zweck, aber man mußte

sich doch erst mit ihnen abzanken, und das ist in solchen Momenten nicht viel besser, als ob man im Begriff, das Abendmahl zu nehmen, mit dem Priester erst über die Taxe handeln müßte. Zwar war das Bild, das uns oben entgegen trat, zu gewaltig, als daß der Eindruck hätte gestört oder auch nur verringert werden können. Wir hatten ein vulkanisches Meer vor uns, zusammengeflossen aus den noch zu unterscheidenden einzelnen Strömen von Lava, wie sie im Lauf der Jahrhunderte aus dem geheimnißvollen Schooß des Berges hervorgebrochen sind. In der Mitte, ziemlich steil, erhebt sich der kleinere Kegel mit dem gegenwärtigen Krater, aus dem, wie man es schon von unten bemerkt, in regelmäßigen Pausen nicht Flammen, sondern glühende Steine von zuweilen sehr beträchtlicher Größe herauf fahren; dabei vernimmt man ein Geräusch, das aus einem dumpfen Kollern und einem heulenden Gezisch zusammengesetzt und zum Theil ein unterirdisches ist, und ein rother Lavastrom, einem kochenden Brei ähnlich, wälzt sich langsam vorwärts, diesmal nicht breiter, wie ein mäßiger Fußsteig, bei einer Eruption aber die ganze Fläche, auf der wir standen, überdeckend, und alles Lebendige vor sich herjagend. Wir näherten uns dem Kegel, so weit wir konnten, und hielten an, als die Hitze zu groß wurde; an ein Besteigen und Besichtigen des Kraters war nicht zu denken, dies ist nur zu einer Zeit möglich, wo der

Berg nur kleine Steine auswirft, und auch dann nur, wenn der Wind, der jetzt ruhte, ſehr ſcharf von einer beſtimmten Seite her weht, und den Auswurf, nebſt der Alles einhüllenden Rauchwolke abtreibt. Ich konnte mich anfangs, ſo lange es noch Tag war, von der Gefährlichkeit des Unternehmens nicht überzeugen, und beſtand darauf, es auszuführen, aber ich fand nicht allein keinen Begleiter, ſondern der mit uns gekommene Schutz-Soldat ſchien ſich mir ſogar widerſetzen zu wollen, und als ſpäter die Nacht einbrach und ich die Größe der niederfallenden Steine und die Regelloſigkeit, womit der Berg ſie verſtreute, deutlicher bemerken konnte, mußte ich allerdings einräumen, daß ich die Vernunft nicht auf meiner Seite gehabt hatte, denn es wäre an kein Ausweichen zu denken geweſen, und wenn ein dreißig- oder fünfzigpfündiger Stein und ein menſchlicher Schädel zuſammen ſtoßen, pflegt der Stein eine geringere Wunde davon zu tragen, als der Schädel.

Einen grauenhaften Anblick gewähren die erſtarrten Lavaſtröme, die den Kegel, ſich durcheinander windend, umringen; ſie ſehen aus, wie Schlangen, Krokodile, Sphinxe, und nicht etwa blos für die Phantaſie, ſondern für das Auge; es iſt, als ob die fabelhaften Ungeheuer, womit der Kinder-Traum der Menſchheit das Chaos bevölkerte, hier lebendig geworden wären. Ich ſagte ſchon oben, daß der Tag nicht ganz hell und deßhalb die Ausſicht beſchränkt war, aber ich

konnte das nicht bedauern, das ſchreckliche Bild ging um ſo beſſer zur Totalität zuſammen, Wolken und Nebel legten ſich als Rahmen herum und ſchnitten es ab von der übrigen Welt. Die Sonne paßt nicht zu einem feuerſpeienden Berg, die Hölle muß ſich ſelbſt beleuchten, erſt nach ihrem Untergang ſchloß ſich der Eindruck in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit ab. Man kann jedoch für Andere ſo wenig ſehen, als Wein trinken, oder was weißt Du mehr, als Du jetzt ſchon weißt, wenn ich ſage, daß der Berg mächtiger zu arbeiten anzufangen ſchien, daß die Steine, die er um ſich herum ſäete, röther glühten, daß das donnerähnliche Gekoller unter der Erde und das ziſchende Geheul ſich verſtärkte? Nachher ging der Mond auf und brachte durch ſein mildes unſchuldiges Licht einige Verſöhnung in die düſtre Scene, die ein ergreifendes Vorſpiel jenes letzten Zeit-Moments abgab, wo die Erde ſein wird, wie dieſer Berg, kahl und öde, und den Elementen zur völligen Zerſtörung überantwortet. Wir weilten noch eine Viertelſtunde, um auch die neue Beleuchtung noch zu genießen, dann ſtiegen wir wieder herunter. Dieß war in wenigen Minuten vollbracht, es geht an der Aſchen-Seite unglaublich raſch und ohne die geringſte Beſchwerde; nun wieder zu Eſel nach Reſina, und dann zu Wagen nach Neapel, wo wir um zwölf Uhr Nachts ankamen und uns im „Café di Europa“ erfriſchten.

Erinnerungen an Paris.

1850.

Paris, und wieder Paris! wird mancher Leſer verdrießlich ausrufen. Und doch wird er dadurch nur beweiſen, daß er noch nicht dort war, denn ſonſt würde er ſelbſt einen Savojardenknaben mit Intereſſe anhören. Ich bin durchaus nicht enthuſiaſtiſch für die Franzoſen eingenommen, ich weiß, daß wir ſie in Vielem übertreffen und nur in Wenigem hinter ihnen zurückſtehen. Aber ich liebe ihre Hauptſtadt trotz des phyſiſchen und moraliſchen Schlammes, an dem ſie reich iſt und trotz der Koketterie, durch den ſie den großartigen Eindruck, den ſie immer und überall machen könnte, ſo oft ſelbſt wieder zerſtört. Denn in ihr drängt ſich zwar nicht die Welt, aber doch ſo viel von der Welt zuſammen, als ein Menſch mit ſeinen Organen auf einmal in ſich aufzunehmen vermag, und wem ſie nicht gefällt, der hat nicht bloß das Unglück gehabt, in Krähwinkel geboren zu werden, ſondern er verdient auch in Krähwinkel zu ſterben.

Ja, Paris ist eine Probe für den Besucher und nicht bloß in dem Sinn, daß er erfährt, wie ihm filtrirtes Seinewasser bekommt, und wie viel Fett er nach einem Drei-Franken-Diner bei Herrn Richard im Palaisroyal ansetzt. Der grobe Egoismus, der auf Geld und Amusement versessene, mag dort gedeihen, der feinere wird erstickt. Es giebt Leute, die auf die Kirchthürme eifersüchtig sind, weil diese, wenn auch nur der Uhr wegen öfter angesehen werden, als sie. Die sollen ja nicht hinreisen, denn sie, die vor Aerger erkranken, wenn unter zehn Personen, die ihnen begegnen, sich nicht neun nach ihrem Befinden erkundigen, werden es freilich nicht ertragen, daß sich in Paris Keiner um sie bekümmert, als der sie betrügen, bestehlen oder zum Besten haben will. Es giebt Andere, gesteigerte Exemplare der nämlichen Spezies, die, wenn sie die Welt mit einem neuen Buch oder einem Gemälde beschenkten, kein Pferd und keinen Esel mehr besteigen, ohne in Gedanken auszurufen: Arme Creatur, wüßtest du, wen du trägst! Die sollen auch zu Hause bleiben, denn an jeder Wirthstafel finden sie ihres Gleichen, und es muß fatal sein, den Tischnachbar bei einer kitzlichen Wendung des Disputs durch rasches Aufknöpfen des Ueberrocks mit einem Orden zum Stillschweigen bringen zu wollen, und bei ihm auf denselben Schmuck zu stoßen. Doch, von den Narren abgesehen, es ist auch für den gewiegten Mann, auch für den,

der nicht blos ſeinen eigenen Kreis kennt, ſondern der auch das Verhältniß dieſes ſeines Kreiſes zum größern und größten ausgemeſſen hat, keine kleine Aufgabe, ſich mit den ungeheuren Elementen, die ſich in Paris regen und durcheinander bewegen, in das Gleichgewicht zu ſetzen, und wer ſchnell damit fertig wird, der weiß gar nicht, worum es ſich handelt. Darum deutet der fliegende Enthuſiasmus, der gleich beim erſten Spaziergang über die Boulevards ſich einſtellende und unaufhörlich Beifall klatſchende Bewunderungsſchwindel eben ſo gut auf Schwerpunktloſigkeit und innere Leere, wie die philiſterhafte Nörgelei, welche die Stadt, ja Land und Volk nach der zerbrochenen Kaffeetaſſe, oder nach dem rauchenden Kamin beurtheilt, und welche ſich beſſer amuſirt, wenn ſie die Beſchreibung von Paris in Paris ſelbſt hinterm Ofen nachlieſ't, als wenn ſie ſich Paris mit eigenen Augen beſieht, denn ob ein Ich verdunſtet, oder vertrocknet, das iſt völlig Einerlei.

Die Metropole eines Landes iſt die verkörperte Spitze ſeiner Geſchichte, ſeines Entwicklungsproceſſes. Der Deutſche, der dieß begreift, wird nicht ganz frohen Muthes in Paris hineinfahren, er wird die ſtolze Vignette des centraliſirten und deshalb zu Schutz und Trutz, ja ſelbſt zu kühnen Griffen und zur Befriedigung ſeltſamer Gelüſte gerüſteten Frankreichs mit ſehr gemiſchten Empfindungen, und nicht ohne Kummer und Neid, wenn auch vielleicht ohne

Angſt erblicken. Was würden wir zu Stande gebracht haben, wenn wir, wie die Franzoſen, unſere miſerabeln Privat-Streitigkeiten für den müſſigen Sonntag aufſchiebend, Hand in Hand gegangen und bei Zeiten bemüht geweſen wären, das Haus, das uns Alle ſchützen ſoll, unter Dach zu bringen! Ich bitte mir zuweilen in patriotiſchen Träumen eine Geſellſchaft von ſteinernen Rieſen-Gäſten zuſammen, die einen Begriff davon geben kann, wie die Hauptſtadt Deutſchlands wohl ungefähr ausſähe, wenn Deutſchland es, wie Frankreich zu einer Hauptſtadt gebracht hätte. Man denke ſich den Wiener Stephansthurm, den Straßburger und den Freiburger Münſter, den Kölner Dom, die Hamburger Petri-Kirche und ſo viele andere architectoniſche Trophäen des deutſchen Geiſtes in den Ringmauern einer einzigen Stadt vereinigt, und man frage ſich, ob ſich in dieſer Stadt dann nicht nothwendig auch eine granitne Kaiſer-Burg erheben müßte und ob der darin thronende Kaiſer nicht mit der Rechten den Scepter der römiſchen Imperatoren und mit der Linken den ehemals karthageniſiſchen, jetzt großbritanniſchen Dreizack ſchwingen würde. Es wäre doch herrlich, wenn dieſe Stadt nicht blos in Vater Jahns Gehirn läge, und es iſt geradezu lächerlich, wenn man unſere Zerriſſenheit und Zerſplitterſenheit, die man höchſtens als ein nun nicht mehr abzuwendendes Unglück ertragen kann, zu einer Quelle von, ich weiß nicht welchen, imaginären

Vortheilen machen will. Allerdings würden wir keine gebornen Kosmopoliten ſein, wenn wir in einem anderen, als dem etymologiſchen Sinn Deutſche wären und ſein könnten, denn auf die ganze Menſchheit überträgt nur der ſeine Liebe, der keine Familie hat. Aber es iſt keine beneidenswerthe Lage, wenn man auf die Sonne zurückgehen muß, ſobald man das Centrum, mit dem man zuſammenhängt, nachweiſen ſoll. Die Sonne ſchützt nur die Planeten vorm Schwindel, nicht die Menſchen.

Solche Gedanken waren es ungefähr, die mir vorſchwebten, als ich Paris zum erſten Mal betrat. Sie wurden in mir nicht blos durch die mir von allen Seiten zuſtrömenden gegenwärtigen Eindrücke hervorgerufen, ſie wurden in mir eben ſo ſehr durch die jüngſt vergangenen, die ich in mir aufgenommen und friſch bewahrt hatte, geweckt. Ich kam, faſt unmittelbar, nach kurzem Aufenthalt in Hamburg, von Dänemark, von Kopenhagen herüber. Dort hatte ich die Hauptſtadt eines kleinen Landes geſehen, wie ich hier die Hauptſtadt eines großen Landes erblickte und mich überzeugt, welch ein Bollwerk der Nationalität Erzbiſchof Abſoloms weiſe Schöpfung geworden war. Die Saat, die im letzten Jahre ſo blutig aufgegangen iſt, wurde gerade während meiner damaligen Anweſenheit in Kopenhagen ausgeſtreut; die Dänen kämpften in Volks- oder Wirthshaus-Verſammlungen, ſo wie durch Zeitungs-Artikel

und Petitionen an den König auf's Eifrigste für das sogenannte „gute" Recht ihrer Deputirten, in den Schleswig-Holsteinischen Ständekammern auch bei vollkommener Kenntniß der deutschen Sprache, ja bei nur unvollständiger der dänischen — denn ein so schreiender Fall lag vor — dänisch reden zu dürfen; sie hatten so wenig die Logik, als die Geschichte für sich und hätten meine Sympathien nicht erhalten, wenn ich auch kein Dithmarscher gewesen wäre. Aber die Bewegung als energische Lebens-Aeußerung eines numerisch so unbedeutenden Völkchens gewann meinen Antheil und ich mußte mir sagen: wäre nicht ein Bienenkorb, wie die Hauptstadt, vorhanden, in dem Alles, was im kleinen Reich Stacheln hat, sich zusammen findet, so würde die Erinnerung an die nordischen Seekönige, die in unvordenklicher Zeit alle Meere tyrannisirten und an Kanut den Großen, der einst über das stolze England, wie über das vereinte Skandinavien herrschte, ihnen nicht mehr helfen, wie uns die Träumereien von Kaiser Karl und von Barbarossa, welche bei uns nichts erzeugen, als die verdächtige Almanachs- und Prolog-Poesie. Doch sie haben in ihrem Kopenhagen eben ein steinernes Album, in das die Jahrhunderte sich auf eine auch nach dem englischen Bombardement noch nicht völlig unkenntliche Weise einzeichneten, und wenn die Enkel sich tapfer regen, wenn sie zuschlagen, statt zu rechnen, so geschieht es, weil sie ihre Urväter noch hinter sich stehen sehen!

Aus Agram.

1850.

I.

7. Juli. Der Fremde bemerkt, wenn er in ein Haus tritt, oft auf den erſten Blick, was dem Bewohner entgeht. Dieſe alte Wahrheit möge den Durchreiſenden bei Ihrem gewöhnlichen Correſpondenten entſchuldigen, wenn er ſeinen kurzen Aufenthalt in Croatien und deſſen Hauptſtadt zu einer flüchtigen Schilderung der hieſigen Zuſtände benützt. Die Hauptſtadt eines Landes iſt faſt immer die Silhouette desſelben; laſſen Sie mich deshalb mit Agram beginnen. Agram iſt am beſten mit einem erſt halb angekleideten Menſchen zu vergleichen; die blanken Stiefel, die neuen Pantalons, hat er bereits an, ebenfalls das ſchillernde ſeidene Gilet, aber der alte zerriſſene Schlafrock ſchlottert ihm noch um die Beine und Stroh und Federn ſitzen ihm in den Haaren. Die Stadt kann, ihrer Lage nach, eine der ſchönſten Europa's werden; an einen Berg hinan gebaut, wie ſie iſt, bietet ſie die köſtlichſten Ausſichten dar und iſt in ihrem untern Theil mit herrlichen

Plätzen geziert. Aber auf dieſen Plätzen wächſt Gras und Unkraut und die Straßen ſind der Art, daß man den Hals brechen könnte, wenn man einfach ſpazieren geht. Es laufen eben ſo viele Schweine als Hunde herum und an den Markttagen ſieht man Bäuerinnen mit Ferkeln auf den Armen, die ſie zärtlich wiegen, wie Kinder. Das würde nun freilich nichts machen, wenn ſich auf dieſen unſaubern Straßen nur ein wirklich kräftiger Volksſtamm bewegte, der für den Mangel an Cultur durch urſprünglichen Gehalt und Sittenſtrenge entſchädigte; auch unſere deutſchen Altväter mögen zu der Zeit, wo ſie den Bären aus ſeiner Höhle vertrieben, wenn ſie eine Wohnung brauchten, nicht ſehr ſäuberlich angethan geweſen ſein. Aber hier hapert's eben; nur ſelten begegnet man einer markigen, von Kraftfülle ſtrotzenden Geſtalt, vor der ein alter Römer Reſpect gehabt haben würde; die meiſten ſind aber eben ſo unanſehnlich als ſchmutzig. Dagegen ſind die Gefängniſſe überfüllt, und man kann faſt nicht über die Straße gehen, ohne auf Truppen von Eingekerkerten zu ſtoßen, die an Händen und Füßen gefeſſelt ſind und zur Arbeit geführt werden. Ich ſchreibe dieß wahrlich nicht mit ſchadenfrohem Vergnügen nieder; ich bin der Ueberzeugung, daß, wie alle Farben zum Regenbogen, ſo auch alle Völker zur Menſchheit gehören und daß die Menſchheit ſich nur durch die verſchiedenen Völker, wie durch eben ſo

viele beſondere Organe, nach allen Seiten vollſtändig entwickeln kann. Darum iſt es eine Thorheit, die ſich ſelbſt ſtraft, wenn eines auf das andere mit Verachtung herabſieht; es iſt aber auch eine Thorheit und noch eine größere, wenn das zurückgebliebene, oder noch gar nicht in den Gang gekommene, die Hülfsmittel verſchmäht, die das benachbarte, fortgeſchrittene ihm bietet. Und dieſer Thorheit macht man ſich hier jetzt in hohem Grade ſchuldig. Ich will Ihnen dieß an einem Beiſpiel, das in den Kreis meiner eigenen Erlebniſſe fällt, veranſchaulichen. Es beſteht in Agram bekanntlich ſeit vielen Jahren ein deutſches Theater. Im letzten Winter wurde in demſelben von Dilettanten illyriſch geſpielt. Wie nun unter einer neuen Direction zu Oſtern die deutſche Saiſon wieder begann, verpflichtete ſich die illyriſch-croatiſche Partei gegenſeitig mit Wort und Handſchlag, keinen Fuß mehr hinein zu ſetzen. Das muß, ich bemerke es ausdrücklich, keinen Künſtler abſchrecken, hieher zu kommen; es ſind hier Deutſche genug vorhanden, um die Lücke zu decken und ſie bleiben nicht nach ihrer ſonſtigen Gewohnheit im Winkel ſitzen, ſie thun redlich das Ihrige. Aber es zeigt, wie weit die nationale Gehäſſigkeit, die von den Magyaren auf die „Germanen“ übertragen wurde, hier geht. Nun geſellt ſich noch die Abſurdität hinzu, daß die illyriſchen Dilettanten, die nach dem Urtheil eines gebildeten Mannes recht gut wären, wenn ſie nur

nicht Künſtler vorſtellen wollten, fortwährend deutſche Stücke ſpielen, weil es an einheimiſchen fehlt. Man kann alſo dem deutſchen Weſen gar nicht entfliehen, und wenn man ein Vergnügen daran findet, unſeren edlen Wein aus der Schweinsblaſe zu trinken, ſtatt aus goldenen Bechern, ſo iſt das höchſt poſſirlich. Wäre nun der nationale Drang nur wirklich echt und ſtark, ſo könnte man ſich am Ende auch mit ſolchen Abſurditäten ausſöhnen. Aber das iſt keineswegs der Fall. Erklärte doch ein einſichtsvoller ſlaviſcher Schriftſteller, der hier lebt, ſogar Alles für Strohfeuer, und die Thatſachen, die er mir erzählte, ließen ſein Urtheil wenigſtens als beachtenswerth erſcheinen. So iſt hier z. B. ein Lehrſtuhl für ſlaviſche Sprache und Literatur errichtet worden. Der Profeſſor fand Anfangs großen Zulauf, aber als das Auditorium ungefähr wußte, ob er blond oder braun war und im Baß oder Discant ſprach, verlief es ſich, und jetzt kann er aus Mangel an Zuhörern nicht mehr leſen. Fragt man nach dem Grund, warum man alles Deutſche haßt, ſo iſt die Antwort die gewöhnliche, aus Furcht vor dem Germaniſirtwerden. Dieſe Antwort erfüllt mich jedes Mal, wo ich ſie auch vernehme, mit Wehmuth und mit Grimm. Mit Wehmuth, weil ich wünſche, daß ſie Grund hätte, indem wir, wenn der Trieb, uns geltend zu machen, in uns läge, längſt etwas gelten müßten! Mit Grimm, weil ſie ganz aus der Luft gegriffen

iſt und weil diejenigen, die ſie vorbringen, das ſelbſt recht gut wiſſen! Wir und germaniſiren! Wir ſelbſt ſind unter Regierungen, die ſeit den Tagen Herrmanns des Cheruskers, lieber die Präfecturen fremder Gewalthaber ſpielten, als ſich auf ihre eigenen Füße ſtellten, ſchon romaniſirt, franzöſirt, ruſſificirt und daniſirt worden, aber wir, von unſerer Seite, werden Niemand germaniſiren. Ein Volksſtamm, der uns nicht widerſtehen kann, erliegt dem einfachen Größenverhältniß; wir ſelbſt thun Nichts dazu!

II.

9. Juli. Laſſen Sie mich meine hieſigen Eindrücke vervollſtändigen! Während ich Ihnen ſchreibe, iſt in Deutſchland ein Ereigniß eingetreten, das die thörigte Furcht vor dem Germaniſirtwerden auch in dem letzten Croaten erſticken muß. Schleswig-Holſtein! Der Preußiſche Friede. Sie verſtehen mich. Ein neues Stichwort, meine Herren Slaven, wenn wir bitten dürfen, mit dem alten wird's nicht mehr gehen. Zwiſchen Euch und uns handelt es ſich nur um einen Wettkampf um die Krone der Bildung; daß wir aber in dieſem Wettkampf bis jetzt die Sieger waren, wird wenigſtens der Croate nicht beſtreiten können. Und warum es nicht frei und freudig einräumen? Für jeden Schüler kommt die Zeit, wo er ſeinen Meiſter bezahlen kann, denn in Jedem liegt etwas Eigenthümliches und auf gegenſeitiger

Ergänzung beruht die Welt. Glaubt Ihr, es wird uns verdrießen, wenn sich der Gast in den Schenken plötzlich verwandelt und uns zum Dank neuen Nectar reicht? Das habt Ihr bei uns am wenigsten zu fürchten, nur Spülicht muß es nicht sein, was Ihr uns bietet, und eben so wenig der vor der Zeit ausgequetschte Saft unreifer Trauben. Pflanzt und begießt, das Uebrige wird sich finden! In Croatien hat man es bis jetzt, wie ich auf meine Frage erfuhr, noch nicht einmal zu einer Grammatik gebracht, es giebt also für den Fremden noch gar keinen Weg zu der Sprache, die übrigens sehr wohlklingend ist, besonders aus weiblichem Munde. Diese Lücke kann nicht schnell genug gestopft werden und es läßt sich von der anerkennungswerthen Energie der nationalen Partei erwarten, daß sie es thun wird. Ein Museum hat sie bereits gestiftet, ein eben so geschmackvolles, als zweckmäßig eingerichtetes Gebäude, das kein Durchreisender unbesucht lassen sollte. Die Sammlungen sind zwar noch dürftig, sie enthalten aber doch schon viel Interessantes, das in die Vorzeit zurückführt und auf uralte Zustände hinweist. Manche Curiosa, die aber nichts weiter, als solche sind, wird man später gewiß ausscheiden; einstweilen füllen sie einen Platz aus. Im Museum sieht man auch mehrere Gemälde eines in Rom ausgebildeten und in der That sehr wackern croatischen Malers, Namens Carvas, unter Anderem das Porträt einer zu ihrer

Zeit renommirten Römerin, deſſen große Aehnlichkeit Ihr Berichterſtatter von ſeinem römiſchen Aufenthalt her verbürgen kann. Da wäre denn ſchon ein Anfang nationaler Kunſt. Die Wiſſenſchaft fände ſehr viel zu thun; die hiſtoriſche ſchon durch das bloße Ediren vorhandener Manuſcripte, die ſich auf der biſchöflichen Bibliothek befinden und auf die ich die kaiſerliche Akademie aufmerkſam machen mögte. Wahrlich, an Arbeit gebricht es nicht, und ohne Zweifel würden die Deutſchen gern mit Hand anlegen, wenn man ſie nur nicht zurückſtieße. Doch die Verſöhnung beider Parteien wird wohl bald erfolgen, und um ſo ſicherer, als es auch hier nicht an einer mittleren fehlt, die allerdings das nationale Weſen gehoben ſehen will, die aber wohl weiß, auf welch' einer niedrigen Stufe es noch zur Zeit ſteht und die eben darum der Aufführung einer chineſiſchen Mauer, wie ſie den Fanatikern recht wäre, aus allen Kräften widerſtrebt. Alle Parteien erwarten das Außerordentliche vom Banus, der bis jetzt, was man auch darüber verbreitet haben möge, in Croatien allgemein auf den Händen getragen wird; natürlich erwarten die Repräſentanten der Extreme das Widerſprechende von ihm und ſo iſt ſeine Aufgabe eine höchſt ſchwierige. Wahrſcheinlich wird er ſich um das Geſchrei, das ſich ohne Zweifel bald auf der einen bald auf der andern Seite erhebt, je nachdem er einen Schritt nach links oder nach rechts thut, gar nicht kümmern, ſich

aber bemühen, den noch so sehr darnieder-liegenden materiellen Wohlstand des Landes zu steigern. Gelingt ihm dies, bringt er den Bauer, der bis jetzt, wie seine Lehmhütte und sein schlechtes Kleid beweist, mit der erbärmlichsten Existenz zufrieden ist, wirklich dahin, daß er den üppigen Boden gehörig bebaut und den hundertfältigen Ertrag erntet, welchen das Evangelium dem fleißigen Säemann verspricht, so wird er der eigentliche Schöpfer seines Volkes werden. Mit den reichlicheren Saaten werden auch die Dörfer und die Städte, an denen es bis jetzt fast noch gänzlich fehlt, aus der Erde hervor schießen, die nackten Kinder, die jetzt Dutzendweise an den Landstraßen kauern, werden verschwinden, und diese Straßen selbst, die dem Bauer zur Zeit völlig gleichgiltig sind, da er sie nicht benützt, werden sich ebnen. Ist es nicht ein grausames Mißverhältniß? Im preußischen Schlesien mögten die Menschen sich die Hand mit Erde füllen und Kohl darin bauen und von dem fruchtbaren Croatien liegt ein Drittheil so gut wie brach. Ich habe es im Jahre 1848 schon gesagt und ich wiederhole es: nur eine organisirte Völkerwanderung kann den gegenwärtigen Nothzustand der Gesellschaft gründlich heben. Die unorganisirte kommt früher oder später von selbst, aber die überschwemmt dann auch die Civilisation. — Lassen Sie sich zuletzt noch ein Bild zeichnen, wie man es nur in Croatien und Ungarn sieht. Ich wohne in der Nähe des

Comitatshauſes, in dem ein Theil der Gefangenen ſteckt, und wurde heute morgen durch einen ſtarken Lärm an's Fenſter gelockt. Was erblickte ich? Eine Zigeunerfuhre! Natürlich eilte ich ſogleich auf die Straße und beſah mir die egyptiſchen Gäſte. Weibergeſichter, die man kaum noch unter die menſchlichen rechnen konnte; ſchwarze, zottige Haare, die noch nie gekämmt worden waren; Augen, deren Blicke förmlich ſtachen. An gelben Brüſten ſäugten ſie ſchmutzige Kinder, zugleich aber zankten ſie in ihrer unverſtändlichen Mundart auf's Heftigſte mit den Soldaten, die ihre Wagen abluden, weil ſie geſtohlen hatten. Eine Alte, welche die Urmutter des ganzen Stammes hätte vorſtellen können, lehnte ſich mit dem Rücken gegen ein Pferd und ſchmauchte ruhig ihre kurzſtielige Pfeife. Die Sachen, die ſich auf den Wagen vorfanden, waren der Art, daß ein civiliſirter Bettler ſie ohne Zweifel mit Indignation unangerührt hätte liegen laſſen, wenn ſie ihm irgendwo vorgekommen wären; hier wurde darum gehadert, wie um Edelſteine und Gold. Zwei Croaten niedrigſter Bildungsſtufe, wie wir ſie zuweilen in Wien mit ihren rauhen Jacken durch die Gaſſen ziehen ſehen, ſchloßen das Bild; ſie ſchauten mit Verachtung auf die wilden Barbaren des Waldes herab. Es wäre etwas für den Hiſtorienmaler geweſen; ich dachte an unſern Freund D. in Wien. — Jetzt wird Meiſter Ludwig Löwe in Agram erwartet; er kann auf den ſchönſten Enthuſiasmus rechnen und

wenn der wahre Künſtler nur Liebe findet, ſo wird er nichts Anderes vermiſſen. Der frühere Darſteller des Holofernes wird vor Entſetzen den Geiſt aufgeben, wenn er Löwe's Meiſtergebilde erblickt.

Aus Berlin.

1851.

I.

Berlin, 16. April.

Wunderbare Zeit des Lenzes,
Wo man ſelbſt das Unkraut liebt,
Weil es einen grünen Faden
Mit zum großen Teppich giebt.

Dieſe Verſe ſummten mir unaufhörlich im Kopfe, als ich den Dampfwagen beſtiegen hatte, und nun in raſchem Fluge von Süden nach Norden entführt wurde. Ach, es liegt für das menſchliche Gemüth etwas unendlich Rührendes in dieſem Keimen und Sproſſen der erſten Frühlingstage; wie aus Gottes Munde kommt der erweckende Hauch, und nun regt ſich's in den Tiefen wie auf den Höhen, und in naiver Werdeluſt, unbekümmert um das Wieweit? und Wozu? ſucht ſich das gemeinſte wie das edelſte Gewächs dem dunklen Mutterſchooße zu entwinden. Ja, im Entſtehen wie im Vergehen, iſt Alles ſich gleich; und gerade dieſe anſcheinende Einheit der noch verhüllten Mannigfaltigkeit macht einen Eindruck, dem kein zweiter entſpricht. Wer ſieht im Wonnemond an der Brenneſſel etwas Anderes, als daß ſie

grün ist, und wer sieht am Rosenstrauch mehr? Auch der Frühling der Menschenwelt hat einen ähnlichen Moment; wer denkt nicht an die schöne Kinderzeit zurück, wo Alles, was sich jetzt durch Schwindel erregende Klüfte getrennt erblickt, auf dunkler Schulbank friedlich zusammensaß und mit glühenden Wangen am Katechismus stammelte, ja wo der künftige Grobschmied den künftigen Dichter nicht selten übertraf, und ihm aus seinem Schatz der ABC-Weisheit großmüthig einen sehr nöthigen Vorschuß machte. Seltsam genug wollten diese Phantasien, die äußerst wenig zu meiner geräuschvollen Umgebung paßten, gar nicht weichen; kein Gespräch konnte sie verscheuchen, ja selbst die drolligste Fratze, deren mehr als eine unter den Reisegefährten auftauchte, vermogte nicht, mich ihnen zu entreißen. Anfangs dachte ich: sie werden schon mit dem Frühling selbst verschwinden, denn ich war darauf gefaßt, in Norddeutschland noch Eis und Schnee, oder doch wenigstens kahle Bäume anzutreffen. Aber ich hatte mich verrechnet, ich fand die Wiesen in Breslau eben so grün, wie in Wien, und ich würde sie in Berlin nicht anders gefunden haben, wenn es dort Wiesen gäbe. Da ließ ich die Empfindungen denn ruhig ausklingen, was um so länger dauerte, als sie jeden Augenblick frische Nahrung erhielten. So wunderte ich mich z. B. nicht wenig, alle Dörfer, durch die wir kamen, voll Gesang und Musik zu finden, obgleich es keineswegs Sonntag war; später

merkte ich, daß der Jubel von einer Compagnie böhmiſcher Soldaten ausging, die mit uns Uebrigen auf der Eiſenbahn befördert wurden, und ihre ſehr melodiſchen Nationallieder abſangen. Eben ſo luſtig waren eine Menge Handwerksburſche, von denen einige nach Bremen gingen, um ſich dort den nach Amerika Auswandernden anzuſchließen, wie mir Einer von ihnen, mit dem ich mich auf einer Station in's Geſpräch einließ, mittheilte. Auf mich macht die Freude dieſer armen Teufel immer einen tiefen Eindruck; ſie müſſen ſich am Gaſtmal des Lebens mit den Trebern begnügen, wie der verlorne Sohn im Evangelium, und haben doch niemals, gleich ihm geſündigt: ihr Frohlocken iſt wie eine ſittliche That. Zuletzt freilich wurde die Romantik überwältigt; einem Offizier gelang es, ſie durch eine Anekdote in die Flucht zu ſchlagen, die er mir von ſeinem Bedienten erzählte. Haben Sie je etwas Ergötzlicheres gehört? Der Menſch wird in Berlin in ein beſtimmtes Haus zu einem beſtimmten Manne geſchickt, um dort etwas abzugeben. Zurückgekommen und befragt, ob er ſeinen Auftrag erfüllt habe, erwiedert er: allerdings, aber der Herr wohnt nicht im zweiten Stock, ſondern im dritten, er iſt auch nicht General, wie Sie mir ſagten, ſondern Poſamentier, die Hausnummer allein war richtig. Es giebt ordinäre Dummheiten, die nur zu einer Ohrfeige herausfordern; es gibt aber auch andere, die man

mit einem Lorbeerkranz belohnen mögte, weil die Genialität der Natur in ihnen so gut, wie in ihren positivsten Leistungen, zum Vorschein kommt, und diese scheint mir dazu zu gehören. Aus Dankbarkeit für die Mittheilung lieh ich dem Erzähler nun auch ein williges Ohr für seine politischen Ansichten, denn, so auffallend es klingen mag, noch nie, selbst im Jahre 1848 nicht, hat die Politik nach meiner Erfahrung die Menschen aller Classen so angelegentlich, ja so ausschließlich beschäftigt, wie jetzt. Auf die Gründe dieser Erscheinung werde ich wohl noch zurückkommen; einstweilen sei sie selbst notirt. Es kommt den Meisten so vor, als ob der Strom, der vor zwei Jahren aus seinem Bette trat, nicht sowohl in dies Bett zurückgekehrt, als nur gefroren sei, und als ob die Linien und Figuren, welche die Schlittschuh laufende Diplomatie dem Eise einzuprägen sucht, keinen Bestand haben werden.

II.

Berlin, 19. April.

Da wäre ich denn einmal wieder in der Metropole deutscher Intelligenz, wie Berlin sich so gerne nennen hört. Wahr ist's, Deutschland hat nur eine Stadt, die den Namen einer großen gleich auf den ersten Blick erobert, und diese eine Stadt ist Berlin. Was sind das für Straßen, für Plätze und Gebäude; man fühlt sich an Paris, sogar an Rom erinnert.

Aber freilich, man darf nicht näher hinsehen, man darf nur blinzeln, wenn man den Eindruck nicht wieder verlieren soll. Denn genau betrachtet: wie leer sind diese Straßen, wie öde diese Plätze, wie wenig solid diese Gebäude. Alles ist wie auf den Kauf gearbeitet, die Erde braucht sich nicht zu schütteln, um es zu zerstören, es fällt schon von selbst wieder um. Wohl giebt es Zeugniß von einem außerordentlichen Dasein, aber nicht von dem Dasein eines Volkes, das sich behaglich einrichtete, sondern von dem Dasein eines mächtigen Individuums, das sich ein Denkmal setzte. Friedrich der Große ist es, der uns an allen Ecken und Enden entgegentritt, denn auf sein Commando haben sich diese Häuser eben so gut in Reihe und Glied gestellt wie seine Soldaten, und man hat das Gefühl, daß sie eben so wenig in alle Ewigkeit so stocksteif stehen bleiben können, wie diese stehen geblieben sind. Wie ganz anders ist das mit Wien! Da ist Alles gewachsen, nichts gemacht; der Stephansthurm scheint unmittelbar in der Erde zu wurzeln, und Palläste und Hütten scheinen sich, wie Vasallen um ihren Herrn und Gebieter, in treuer Anhänglichkeit um ihn geschaart zu haben. Dazu die üppige Natur, die hier nur für's Herbarium producirt, so daß der Frühling nothgedrungen seine Erquickungen ganz homäopathisch abmißt und den Duft einer Blume auf tausend Menschen vertheilt!

Dagegen läßt es ſich nicht leugnen, daß ſich in Berlin von jeher die bedeutendſten Repräſentanten der Kunſt und Wiſſenſchaft zuſammen fanden. Die guten Berliner hatten freilich nichts davon, als daß ſie ſich den Inſtinct, auf den die Maſſen nun einmal angewieſen ſind, durch die Krittelei verdarben, ohne zur wahren Erkenntniß vorzudringen. Aber es kam Deutſchland zu Gute, denn was ſonſt einſam in ſeiner Zelle geſeſſen und vor ſich hin gebrütet hätte, das berührte ſich nun, und nur die Friction ſteigert die Kräfte. Auch damit iſt es nun faſt vorbei, wenn auch noch ehrwürdige Reſte vorhanden ſind. Schelling klappert zwar noch immer mit ſeinem Schlüſſel zur abſoluten Wahrheit, aber Niemand glaubt mehr daran, daß ſich etwas damit aufſchließen läßt. Der alte Tieck iſt dem Tode, dem er faſt ſchon verfallen war, noch einmal wieder entgangen, doch von irgend einer Thätigkeit kann bei ihm nicht mehr die Rede ſein. Friedrich Rückert, der mir von jeher ein ſehr zweifelhafter Gewinn ſchien, iſt mit ſeinem preußiſchen Gelde wieder in's Vaterland zurückgekehrt. Nur Humboldt und Cornelius ſind trotz ihrer hohen Jahre noch friſch und lebendig. Doch halt, da beleidige ich eine Notabilität, da trete ich Ernſt Raupach zu nahe! Wir Alle kennen das Taſchenſpielerſtück, daß aus einem einzigen Sacktuch eine Unzahl von Federbüſchen hervorgezogen werden. Dies wiederholt die dramatiſche Muſe mit Raupach; ſie ſchüttelt eine

ſolche Menge von Trauer-, Schau- und Luſtſpielen aus ihm heraus, daß man nun erſt ſieht, wie ſtiefmütterlich ſie ihre früheren Lieblinge, z. B. den Shakeſpeare, der es bekanntlich nicht über dreißig brachte, behandelt hat. Da iſt jetzt auf dem Königſtädtiſchen Theater ein Märchen „Rübezahl“ von ihm erſchienen, auf das ich jeden Staatsmann aufmerkſam mache. Der Dichter hat das Mittel entdeckt, wie man den Abgrund der Revolution für ewig ſchließen kann. Er bedarf zu dem Ende nicht der Armeen, noch weniger der Reformen, er bedarf blos einiger Dutzend Ohrfeigen, die freilich zur rechten Zeit und durch den rechten Mann in früher Jugend nämlich, uud durch den Schulmeiſter, applicirt werden müßten. Mirabeau, Robespierre, ja ſelbſt Napoleon, als Knaben gezüchtigt, hätten nicht als Männer von der Tribune gedonnert, auf dem Greveplatz guillotinirt und halb Europa bekriegt und beſiegt; ſie hätten ſich ein beſcheidenes Loos zu gründen geſucht und „Nun danket Alle Gott“ geſungen, wenn das Geſchäft einigermaßen gegangen wäre. Das wohlgemeinte und zeitgemäße Werk fand leider wenig Anerkennung beim Publicum und noch weniger bei der Kritik; ich beſuchte die dritte Vorſtellung und hätte die Anweſenden ſehr leicht ſplendide bewirthen können, ohne mich zu ruiniren. Doch das wird wohl noch kommen, denn die „Kreuzzeitung“ bemüht ſich auf's Angelegentlichſte, den Rübezahl in's rechte Licht und ſeine Gegner in den

rechten Schatten zu ſetzen. Vor Allem ſucht ſie den unbequemen Rötſcher auf die Seite zu bringen, und freilich hat ſie dazu gute Gründe, denn dieſer Kritiker iſt nicht blos mit dem äſthetiſchen, ſondern auch mit dem politiſchen Theile des Märchens unzufrieden. Er zeigt ſich nicht allein ſtumpfſinnig genug, die tiefſinnige Pointe deſſelben zu tadeln, die darin beſteht, daß umgeſtürzte Kegel durch Werfen wieder aufgerichtet werden; er geifert ſogar gegen die Geſinnung des Dichters, zieht ein ſaures Geſicht zu der Verhöhnung des Geſchwornengerichts, und ſpricht die vermeſſene Meinung aus, die Geſchichte laſſe ſich nicht zurückſchrauben. Dafür hat er doch gewiß eine derbe Züchtigung verdient, und die wird ihm auch zu Theil.

III.

Berlin, 21. April.

Berlin hat noch manchen bedeutenden Mann, obgleich die Epoche vorüber ſcheint, wo es den natürlichen Mittelpunkt bildete, dem jede hervorragende Entwicklung zuſtrebte. Aber, wenn ſich auch Alle auf einmal verſammelten, etwa bei einem Jubiläum, deſſen Hauptgenuß darin beſteht, daß der Alte ſich dem Aeltern gegenüber jung fühlt und ſein Podagra im Vergleich mit dem Aſthma, das dieſen quält, erträglich findet: ſie würden ſich gegen die einſt ſo laute, jetzt ſo ſtill gewordene Gemeinde außerordent-

licher Geiſter, die ehedem von hier aus über ganz Deutſchland ihre Strahlen ausſandten, ſehr winzig ausnehmen. „Kommen Sie,“ ſagte am Charfreitag ein junger Dichter zu mir, „auch wir wollen einen frommen Gang zu Gräbern machen, die der Menſchheit heilig ſind und es ewig bleiben werden!“ Ich folgte ſeinem Ruf, ein Maler, Profeſſor S. aus Weimar, der mein undankbares Geſicht zeichnet, ſchloß ſich an, die geheimnißvolle Drei, die das bindet, was ſonſt auseinander fiele, war alſo beiſammen. Der Nachmittag war ſehr ſchön, ein friſcher Regen hatte ſich haſtig ergoſſen, jedes Blatt hauchte Duft. Was in Berlin auffällt, iſt die unendliche Fülle von Hyacinthen, die man feil bieten ſieht; jeder Markt iſt voll davon, auf allen Straßen werden ſie herum getragen, in allen Häuſern, ſogar in den Reſtaurationen, trifft man Sträuße. Ein freundlicher Anblick! Mein Führer und Mit-Pilger war nicht der Beſte; er wußte nicht allein die Gräber nicht, er wußte nicht einmal den Kirchhof, wir kamen auf einen ganz verkehrten, wo uns die Frau Todtengräberin, in Sammt und Seide gekleidet, wie die vornehmſte Dame, wenigſtens ſo weit zurecht wies, daß wir erfuhren, vor welchem Thore wir das Ziel unſerer Wanderung zu ſuchen hätten. Endlich fanden wir, bei ſchon einbrechender Dämmerung, den Gottesacker, es iſt der Werder'ſche, ſtill und anſpruchslos, wie es ſich für die Stätte geziemt, wo alle

Eitelkeiten der Welt ihr Ende haben, zugleich aber auch ehrfurchtgebietend, wie es dem Orte wohl anſteht, wo der edelſte Staub ſich dem gemeinen wieder miſchen ſoll. Hier war die Todtengräberin, wenn ich ſie anders nicht mit ihrer Magd verwechsle, keine Frau von Stande; aus einem ſchmucken Häuschen, deſſen Fenſter mit Blumen faſt zugeſtellt waren, trat ein kurzes, dralles Weibchen hervor und beantwortete unſere Erkundigung nach dem Grabe Hegel's und Fichte's ungefähr ſo, als ob wir bei Lebzeiten nach ihrer Wohnung gefragt hätten. „Folgen Sie mir, meine Herren," ſagte ſie, „Sie ſind hier durchaus nicht irre, ich werde Sie ſogleich zu den Herren Profeſſoren führen!" Man ſieht es, es fehlt nur das: ſie ſind noch immer nicht ausgezogen, ich behandle meine Leute gut, bei mir bleibt ein Jeder, bis er abreiſt! Dann fügte ſie, ihre fetten Arme in die Schürze wickelnd, hinzu: „Es ſind aber noch viel mehr hier, die können Sie auch gleich mitnehmen, wenn es nicht zu früh dunkel wird, es wird Sie nicht gereuen!" Ich liebe den unfreiwilligen, unbewußten Humor, während ich gegen den bewußten, der ſeit Jean Paul ſo viel Glück macht, von Jahr zu Jahr ſtumpfer werde; jener kommt ungefähr ſo zu Stande, wie eine ſchnurrige Figur, wenn Tiſche, Stühle und Bänke, oder was ſonſt immer, durcheinander purzeln und ſo ſcheinbare Verbindungen eingehen, die freilich nur für unſer Auge beſtehen.

Auf dem Kirchhof ist nun eigentlich alles Thun des lebendigen Menschen humoristisch, denn Leben und Tod sind nicht in Einklaug zu bringen; am allerpossirlichsten nehmen sich aber die Dienstleute des Todes aus. Wer in Hamburg je eine Leiche bestatten sah, wer die rothen, jugendlichen Gesichter der Träger unter den weißgepuderten Perücken erblickte, die sie zu Greisen stempeln sollen, der hat ohne Zweifel einen Eindruck, wie aus dem Callot mit hinweggenommen, der hat ein Gefühl gehabt, als habe irgend ein verrücktes Menschengehirn den Schädel gesprengt, und den tollsten seiner Träume in die Welt entlassen. Mir ging es nicht viel anders auf dem Werder'schen Kirchhof, wie ich unsere Cicerone den Ruhm glossiren hörte, während sie uns von Grab zu Grab führte. „Das war der Philosoph Fichte, dem haben sie die messingenen Schilder vom Denkmal heruntergebrochen, er wird viel besucht; dort liegt ein College von ihm, er heißt Hegel, etwas weiter weg findet sich noch ein anderer College, Namens Solger, er verdient's doch auch, daß Sie die Paar Schritte seinetwegen machen! Hier bemerken Sie die Dichterin Amalie v. Imhof, die hat ein schönes Grab u. s. w." Gerade so, als ob ein Guckkasten vorgezeigt worden wäre! Mitunter wurden wir fast mit Gewalt zum Stehenbleiben gezwungen, um einem Todten die Reverenz zu bezeigen, der uns wenig kümmerte, den unsere Führerin

aber protegirte; ganz gewiß — ſagte ſie dann — auch das war ein berühmter Mann, ich muß es doch wohl wiſſen! Auch rührende Verſe ließ ſie uns leſen; ſie ſchien ſich ihren Bedarf an Poeſie von den Leichenſteinen zuſammen zu kratzen, und ſo hat denn jeder Dichter ſein Publicum, ſogar der Inſchriften-Verfaſſer. Der Werder'ſche Kirchhof iſt an intereſſanten Gräbern nun auch in der That überreich; ſo viel erloſchene Fackeln auf einmal trifft man wohl nur in Paris auf dem père la chaise wieder beiſammen. Von den Majeſtäten, von Hegel, Fichte und Solger noch abgeſehen: was ruht dort nicht Alles aus! Der heitere, lebensluſtige Eduard Gans, dies Muſterbild eines echten Schülers, der, wie mein Begleiter mir erzählte, noch im Tode eine Demonſtration gemacht, durch ſeinen Leichenzug nämlich, den eben von Potsdam kommenden König am Weiterfahren gehindert hat; der gelehrte Burmann, die Plage jedes Tertianers, der Griechiſch lernen muß; der unermüdliche und doch ſo raſch überholte Hufeland, der das menſchliche Leben ſo kurz fand, daß er es durch ſein Buch zu verlängern ſuchte; der heitere Klenze, der in München die Glyptothek erbaute, ohne zu erwägen, ob der weiche Thonboden auch die Laſt des Gebäudes trüge; der breite, redſelige Schadow; Hitzig, der treue, redliche Freund, der ſich erſt niederlegte, nachdem er ſeinen Hoffmann und ſeinen Chamiſſo unſterblich gemacht hatte; ſchüch-

tern in einem Winkel, als ob er sich in so vornehmer Gesellschaft seiner Schwänke ein wenig schäme, sogar der spaßige Langbein; die alle, und noch mehr, liegen hier friedlich bei einander. An wie manchen dieser Namen knüpft sich eine ganze Epoche, die Einem vor die Seele tritt, so wie er nur genannt wird! Nur Hoffmann, der phantasiereiche Verfasser der Nachtstücke, der Serapionsbrüder und so vieler anderer seltsamer Werke, der in Deutschland aus der Mode gekommen ist, in Frankreich aber enthusiastischer wie jemals gefeiert wird, fehlt hier, und ebenfalls Seydelmann, dem Rötscher ein so schönes Denkmal gesetzt hat, — sonst ist Alles beisammen, was leuchtende Fußstapfen auf diesem Boden hinterließ!

IV.

Berlin, 23. April.

Man sieht die Natur eigentlich nur so lange, als man den Menschen noch nicht sieht; er drängt sie augenblicklich in den Hintergrund, sobald er hervortritt. Dies finde ich auch hier bestätigt; ich bemerke den Sand schon nicht mehr, ich vermisse die gewohnten Berge nicht, ich lasse die „Linden" als eine Abbreviatur des Waldes gelten und bin zufrieden, wenn ihr bescheidenes Laub mich nur gegen die brennendsten Sonnenstrahlen schützt, ich frage die Veilchen nicht, ob sie aus den Treibhäusern oder von

den Wieſen ſtammen, ich kaufe mir einen Strauß und ſtecke ihn an die Bruſt, ohne zu reflectiren. Das Alles iſt doch nur Decoration, wenn freilich auch zwiſchen Italien und der Lüneburger Haide ein größerer Unterſchied beſteht, als Leſſing zugeben wollte; es feſſelt den Blick ſo lange, bis der Held des Stücks erſcheint, aber keine Minute länger. Unſere Gräberfahrt hat uns gelehrt, daß die Artustafel, die einſt den Stolz Berlins und den Ruhm ſeines Königs ausmachte, nicht mehr vollſtändig beſetzt iſt; es iſt jedoch noch mehr als ein Paladin zurückgeblieben, der von der Vergangenheit zeugt. Von Schelling rede ich nicht; er iſt das myſteriöſe X der Algebra, und gleicht einem Manne, der ſein Gold von Zeit zu Zeit wohl zeigt, um nicht für einen Bettler gehalten zu werden, der es aber nicht ausgiebt, weil er es doch lieber allein behält, als es mit der Welt theilt. Ich kenne ihn von München her, habe ihn aber nicht beſucht. Den alten ehrwürdigen Tieck habe ich geſehen, und zwar zum erſten Mal; ich war ihm nie vorher perſönlich im Leben begegnet. Von einem ſehr ſchweren Krankheitsanfall erſt halb hergeſtellt, iſt er noch nicht im Stande, das Bett zu verlaſſen, aber ſein Geiſt iſt ſchon wieder kräftig und friſch und ſprüht Funken jenes köſtlichen Humors, der nicht das blöde Reſultat einer verzehrten Weltanſchauung iſt, ſondern aus einer vollendeten Bildung hervorgeht, welcher nichts Ein-

zelnes mehr ungebührlich imponirt. Welch' ein Auge hat dieſer Mann; wie ein unſterbliches Weſen von der Höhe eines Thurms, der unter ihm zuſammenbricht, ſchaut es mit Siegermuth und Stolz auf den gebrechlichen Leib herab, und wohl könnte dieſer zu ihm ſagen: Du haſt des Feuers zu viel gebraucht, das muß ich büßen, darum verhöhne mich nicht! Wie ich den greiſen Dichter in aller ſeiner Schwäche ſo ungebeugt da liegen ſah, hätte ich ihm mit einem alten Vers von mir zurufen mögen:

Du biſt mir der Unſterblichkeit
Ein Zeugniß, ewigen Gewichts;
Des Todes Senſe iſt die Zeit,
Trifft die uns nicht, ſo trifft uns nichts!

Die Situation, in der ich ihn fand, mußte mir die Pflicht auflegen, tiefere Geſpräche zu vermeiden, ich überzeugte mich jedoch trotzdem, daß die Kluft zwiſchen ihm und den poetiſchen Beſtrebungen der Gegenwart nicht ſo groß ſein kann, als die Hegelſche Philoſophie ſie gemacht hat. Wie ſollte ſie auch! Zwiſchen dem Künſtler der einen und dem der anderen Epoche wird ſich zwar ſtets eine Differenz ergeben, die nothwendigerweiſe aus ihrem verſchiedenen Verhältniß zu der Materie dieſer beiden Epochen, zu dem, was dieſelben treibt und bewegt, entſpringen muß. Aber ewig und über allen Wechſel erhaben ſind die Formen, in denen dieſe immer wandelbare Materie ihren dauernden Ausdruck finden

ſoll, und ſie verbinden wieder, was dem Philoſophen auf ſeinem abſtracten Standpunkt unvereinbar erſcheint. Steht daher nur wirklich auf jeder Seite ein Poet, ſo wird die Vermittlung nicht ausbleiben, vorausgeſetzt, daß nicht zufällig die höchſte Abgeſtumpftheit des Alters und die erſte ungebändigte Wildheit der Jugend zuſammen treffen. Auch meinen alten Freund Cornelius ſah ich wieder, und traf ihn vor ſeinem großen Carton, der das Ende aller Dinge, das neue Jeruſalem, darſtellt. „Sehen Sie — rief er mir zu — daran glaube ich nun buchſtäblich, das Alles wird kommen, und es fragt ſich bloß, ob früher oder ſpäter;“ Mancher wäre zurückgeprallt und hätte den Meiſter darauf angeſehen, ob er nicht wahnſinnig geworden ſei, Cornelius denkt aber natürlich nicht daran, daß das Thier mit ſieben Hörnern einſt auf Erden erſcheinen, oder daß die Schale des Zorns ausgegoſſen werden wird, er hält nur die Zuverſicht auf eine endliche Ausgleichung der Verwirrungen feſt, die bis jetzt faſt ausſchließlich den Inhalt der Geſchichte ausmachen, und dieſe theile ich mit ihm. Seine neuen Schöpfungen habe ich, beſchränkt in meiner Zeit, wie ich es war, zu flüchtig geſehen, um mir ein Urtheil darüber erlauben zu können; der hinreißend mächtige Eindruck verſteht ſich von ſelbſt, und das will etwas ſagen, da die Symbolik der Apokalypſe der modernen Welt faſt ſo fern liegt, wie die Hieroglyphik des

alten Egyptens. Er war ſehr erfreut darüber, daß ich nicht, wie ſo Viele, den Kopf hängen laſſen, und rief mir beim Abſchied zu: Ich hab's immer geſagt, die Hoffnung iſt eine große männliche Tugend. Ein eben ſo ſchönes, als tiefes Wort! Auch dieſer außerordentliche Mann, obgleich von kaum mittlerer Größe, iſt ein Beweis dafür, daß die Natur den Sokrates nur aus Verſehen, oder in einer Laune in ein ſo häßliches Gehäuſe ſteckte, daß ſie ſich aber gewöhnlich nach einer Kryſtall-Vaſe für eine reine Flamme umſieht. Man rufe die ganze Armee der Leute zuſammen, die jetzt in Deutſchland den Pinſel führen, vom erſten an, bis zum letzten herunter, und Jeder, der nicht ſelbſt Fiſchaugen hat, wird Peter Cornelius als den gebornen Generaliſſimus heraus finden. Wilhelm von Humboldt, der mir von jeher als genialer Sprachforſcher ſo wichtig war, weil nach meiner Ueberzeugung die tiefſten Myſterien des Geiſtes gerade in dem Gebiet, das ihn vorzugsweiſe beſchäftigte, ihre Löſung finden müſſen, iſt leider geſchieden, aber Theodor Mundt und ſeine liebenswürdige Gattin führten mich nach ſeinem viel geliebten Tegel heraus. Man ſollte wirklich einen ſo freundlichen Punkt in der Nähe Berlins nicht vermuthen; ein allerliebſtes Wäldchen, ein reizender See und in der Mitte eine anſpruchsloſe und doch äußerſt geſchmackvolle Villa, die nicht, wie ſo oft, das Ausſehen hat, als ob ſie durch irgend ein Miß-

geſchick aus Italien nach Deutſchland verſchlagen worden wäre, ſondern die zu dem Orte paßt, wo ſie ſteht. Wir traten hinein, und ſelten habe ich ein Gebäude erblickt, das ich in dem Sinne, wie dies, ein lebendiges nennen mögte; es athmet den Geiſt ſeines Erbauers und iſt vielleicht ſein beſtes Porträt. Nicht ohne Wehmuth durchwandelte ich dieſe feſtlichen und doch engen Räume, in denen ein Reichthum waltet, der ſich ſelbſt beſchränkt, wie es bei Humboldt ſelbſt der Fall war; Alles liegt und ſteht noch, wie er es verließ, man hat ein Gefühl, als ob er jeden Augenblick wieder herein treten könnte, und weiß dennoch, daß es nicht geſchehen wird. — Zum Schluße werde noch auf ein kleines, aber werthvolles Büchlein aufmerkſam gemacht, das bei uns gar nicht bekannt geworden iſt, und das Goethe's Verehrern doch manche ſchöne Gabe bietet. Es iſt betitelt: „Goethe in Berlin.“ Erinnerungsblätter zur Feier ſeines hundertjährigen Geburtsfeſtes am 28. Auguſt 1849. Berlin bei Duncker, 1849, und bringt unter Anderem einige intereſſante Anecdoten, von denen ich zur Probe eine nacherzähle. Der einſt bekannte, jetzt vergeſſene Dichter Burmann hatte an Goethe geſchrieben und wurde in Folge deſſen von dieſem, als er nach Berlin kam, beſucht. Darüber fühlte ſich Burmann ſo entzückt, daß er hoch in die Höhe ſprang, ſich dann niederwarf und auf dem Boden des Zimmers, wie ein Kind, herum-

kugelte. Goethe erſtaunt und fragt, was das bedeute, Burmann erwiedert, er könne ſeine Freude nicht anders ausdrücken. Nun, verſetzt Goethe, wenn das iſt, ſo lege ich mich zu Ihnen! — Verfaſſer des Büchleins iſt der Hofrath Teichmann, von dem jetzt eine Geſchichte des Berliner Theaters zu erwarten ſteht.

V.

Berlin, 5. Juli.

Wie verſchieden iſt die Phyſiognomie der Jahreszeiten! Der Frühling hat etwas von einem Traum, und erweckt in jedem Menſchen die Hoffnung, daß nun werden wird, was noch nie geweſen iſt. Warum ſollte es nicht neben den kleineren auch größere Zeitabſchnitte geben, welche gebundene Kräfte entfeſſeln und in das Leben rufen, was der Erde bisher fehlte, um ganz ein Paradies zu ſein! ſo phantaſirt man, und würde gar nicht erſtaunen, wenn plötzlich ein Wunder geſchähe, wenn die Luft ſich wirklich, wie der Roué in der „Schauſpielerin“ es wünſcht, bei dem bloßen Gedanken des Durſtigen an eine Kirſche in ſeinem Munde zur Kirſche verdichtete und wenn die Sonnenſtrahlen ſich Mittags als Kerzen für die Nacht einſammeln ließen. Man ſtößt ſich nicht im Mindeſten daran, daß der Kalender von ſolchen Zeitabſchnitten nichts weiß, man findet das höchſt einfach und natürlich, man denkt: Moſes hat ſich geirrt, als er von ſieben

Schöpfungstagen ſprach, wir ſtehen noch beim erſten und Gott ermannt ſich eben jetzt zum zweiten! Da iſt man denn durchaus poetiſch geſtimmt und verbannt, um das heilige Werk nicht durch eigene Unwürdigkeit zu ſtören, alle Disharmonie aus der Seele, man recitirt Goethe und Uhland, man fühlt ſich empört, wenn irgend ein Reiſegefährte nach der Uhr fragt und ſtellt ſich lieber taubſtumm, als daß man antwortete. Du lieber Himmel, wie ganz anders iſt das im Sommer! Man hat es wieder ſo recht gründlich erfahren, daß alles Grünen und Blühen nur zu Aepfeln und Birnen, zu Gurken und Kartoffeln führt, und daß der ganze große Prachtaufwand der Natur an Duft und Farbe nicht mehr bedeutet, als der Lorbeerkranz, mit welchem die Hausfrau den Braten ſchmückt. Da kehrt der Menſch auch ſeinerſeits in's alte Gleis zurück, zieht Notizen über die beſten Gaſthäuſer ein, erkundigt ſich nach dem Cours und macht, um ſich nur des Schlafes zu erwehren, dumme Witze und elende Späße, kommt wohl gar ſo weit, daß er ſich mit einem Kartoffelfeld ausſöhnt und ſich freut, wenn er die edle Frucht herrlich gedeihen ſieht. Merkwürdig iſt dabei, daß ſich jede Jahreszeit in irgend einem phantaſtiſchen oder ſcurrilen Naturbild verkörpert, das ein Hogarth nur auf die Leinwand zu übertragen braucht, um die ganze Zickzackreihe von Gedanken und Empfindungen, die ſich an ſie ſelbſt knüpfen, wieder zu erwecken. Iſt ein Zweig, der voll

Knospen ſitzt, nicht das treue Conterfei des Frühlings? Und kann — man verzeihe den Uebergang, aber es giebt kein treffenderes Bild! — kann ein Hund, dem die Zunge vor Hitze aus dem Halſe hängt und der uns an all' die ſtaubigen, vom grellſten Sonnenſchein beſchienenen Straßen erinnert, die wir vor oder hinter uns haben, nicht für die Vignette des Sommers gelten? Ich ſehe von meinem Fenſter aus eben jetzt einen ſolchen Märtyrer; unter ihm brennen die gluthgetränkten Steine, von oben beſchießt ihn Apoll mit ſeinen glühendſten Pfeilen; dabei iſt er frei, wie der Menſch, und weicht, wie dieſer, dennoch nicht von der Stelle. Nur ein Fußtritt, der ihn gewaltſam in den kühlen Schatten des offenen Hausthores hinein ſchleudert, und nach dem er ſich gewiß nicht ſehnt, kann ihn noch retten, ſonſt wird er völlig geröſtet und vom erſten beſten Conſorten als Leckerbiſſen verzehrt, er iſt ſchon jetzt nicht viel mehr, als ein athmendes Beefſteak. Zu ſo proſaiſchen Betrachtungen fühlte ich mich bei meinem diesmaligen Ausflug von Wien aufgelegt; ich hatte keinen anderen Wunſch, als den, das Ziel meiner Reiſe nur raſch zu erreichen und pries mich glücklich, im Zeitalter der Eiſenbahnen zu leben, wenn ich mich auch eines kleinen Verdruſſes darüber, daß die Luftſchifffahrt noch immer nicht geregelt iſt, nicht zu erwehren wußte. Links und rechts lag der Segen Gottes in ſichtbarer Geſtalt auf den Feldern; das Getreide ſtand ſo üppig, als

ob die Erde das befruchtende: es werde! erſt eben vernommen hätte, und roth und weiß geſprenkelte Mohnäcker waren wie glänzende Stücke eines zerſchnittenen Prachtteppichs dazwiſchen geſäet. Aber ich hatte keine Augen dafür, ich freute mich nur der mit Sturmeseile dahin brauſenden Maſchine und berechnete die Stunde, wo ich in Berlin eintreffen und das mir von liebevoller Freundeshand ſchon bereitgehaltene Logis beziehen würde. Das war ein Frevel, der gebüßt werden mußte, und die nimmer ſchlummernden Eumeniden waren, da doch nicht zu Jupiters Blitz gegriffen werden durfte, auch um eine Ruthe nicht verlegen. Wie wir des Nachts um zwei Uhr in Dresden ankamen, und uns von einem Bahnhof zum andern befördern ließen, erfuhren wir, daß plötzlich eine Veränderung in der Abgangszeit der Perſonenzüge eingetreten ſei, und daß wir, da wir uns nicht genug beeilt hätten, wovon uns der Conducteur ſelbſt abgehalten hatte, bis Nachmittag vor Anker liegen müßten. Die Ueberraſchung war nicht die angenehmſte; es ſchien mir nicht in der Ordnung zu ſein, daß man auf dem erſten Bahnhof nicht wüßte, was auf dem ihm correſpondirenden zweiten vorgehe, und es war vielleicht verzeihlich, daß ich die ſächſiſche Höflichkeit durch „ein Schock neuer Flüche“ auf die Probe ſtellte. Doch ich mußte mich fügen und am nächſten Morgen bethätigte ſich der Frauentroſt: wer weiß, wozu das gut iſt! an mir auf die glänzendſte

Weiſe. Kaum hatte ich aus dem Fenſter meines Gaſthofs einen Blick auf die Straße geworfen, als ich mir in einem höchſt wunderlichen Lichte erſchien; ich dachte: du biſt auf dem Wege zur Wüſte und grollſt, daß man dich für ein Paar Stunden im Paradieſe zurückgelaſſen hat. Dresden iſt gar zu freundlich; es ſcheint nur ſo hingemalt zu ſein. Mit wahrem Vergnügen erging ich mich in dieſen reinlichen Straßen, auf dieſen fröhlichen Märkten; ſeit dem Roſenfeſte in Genzano im Römiſchen habe ich nicht ſo viele Kinder der Flora beiſammen geſehen. Man ſieht Blumen auf allen Tiſchen, an allen Fenſtern, in allen Händen; die Sträuße werden in ganz Deutſchland nicht ſo geſchmackvoll gewunden, eine Bäurin trug ſogar ein aus Roſen geflochtenes Grabkreuz. Dann begab ich mich auf die Gallerie, um nach der überſtrömenden Fülle der Natur auch die der Kunſt auf mich wirken zu laſſen. Ich pflege, um eines reinen Genuſſes ſicher zu ſein, bei einem nur flüchtigen Beſuch immer zu dem mir ſchon Bekannten zurückzukehren, und ſo verſchloß ich auch diesmal die Augen ſo lange, bis ich vor der Sixtiniſchen Madonna ſtand. Wunderbar, daß Raphael's höchſte Leiſtung — denn das iſt ſie, ich kenne alle ihre Schweſtern aus eigener Anſchauung — aus Italien nach Deutſchland verſchlagen werden mußte! Nicht weit von ihr hängt eine Madonna von Hans Holbein, auch ein recht wackeres Bild, ein Meiſterſtück der altdeutſchen Schule. Aber welche

Kluft zwiſchen Beiden; ſie ſcheinen kaum auf einem und demſelben Stern entſprungen zu ſein! Wenn Maria dem alten Holbein wirklich erſchienen iſt, ſo hat ſie es aus Barmherzigkeit gethan, aus Mitleid mit dem braven Altbürger, der ſich doch nicht ganz umſonſt plagen durfte; ſie hat einen grauen Nebeltag gewählt, und ſich noch überdies in einen ſiebenfachen Schleier eingewickelt. Auf Raphael hat ſie aus freier Liebe herab gelächelt, und ihm, wenn nicht himmliſche Herrlichkeiten enthüllt, ſo doch den Blick für alle irdiſchen erſchloſſen. Das Werk iſt durchaus eine Spitze und der Maler, der es in ſich aufgenommen hat und ſich trotzdem an Madonnen wagt, iſt entweder keiner, oder er arbeitet, was er freilich muß, um zu leben, auf Beſtellung, denn die Aufgabe iſt ſo verzweifelt, als wenn Jemand der Sonne ein neues Geſicht geben oder mit einem Blüthenzweig, der vielleicht recht duftig iſt, über einen Stern weg werfen ſollte!

VI.

Berlin, 9. Juli.

Als ich im Frühling hier war, ſtaunte ich über die unendliche Menge von Hyacinthen, die ich, wie aus Himmelshöhen, über die Stadt des „Sandes“ ausgeſtreut fand. Jetzt, im Sommer, ſetzt mich die Fülle der Früchte in Verwunderung, womit die Märkte überſchwemmt ſind. Erdbeeren und Kirſchen, wie wir ſie in ſolcher Größe und Schönheit in

Wien nur ſelten erblicken und noch ſeltener bezahlen können, werden hier zu den billigſten Preiſen feil geboten, und kommen deshalb eben ſo gut auf den Tiſch des Handwerkers, wie auf die Tafel des Geheimrathes oder des Rentiers. Nur die Pfirſiche und Trauben machen ſich nicht mit dem Proletarier gemein, alles Uebrige gehört ihm ſo gut, wie den Excluſiven. Das iſt das Reſultat der Eiſenbahnen, die den Ueberſchuß der Provinzen und der Nachbarſtaaten auf's Raſcheſte hieher befördern, denn früher war es allerdings anders. Welch' ein Triumph des Geiſtes ſpricht ſich in dieſer einfachen Thatſache aus, und welch' eine Perſpective öffnet ſie für die Zukunft! Ja, wahrlich, die Zeit wird kommen, wo die Erdtheile ſich die Hände reichen, wie jetzt die einzelnen Länder, und ſobald kein Halm mehr verfault, keine Frucht mehr verdirbt und kein Ochſe mehr blos der Haut wegen geſchlachtet wird, kann auch kein Menſch zu viel mehr geboren werden. Das ſteht feſt, und dieſen Zuſtand möglichſt bald herbei zu führen, iſt die dringendſte Aufgabe der Geſchichte. Sie wurde freilich dadurch nicht erreicht, daß Demokraten vom reinſten Waſſer den Damen, denen ſie begegnen, die weißen Schnupftücher aus der Hand riſſen, ſich derſelben bedienten, und ſie beſchmutzt zurückgaben, wie es in den Straßen Berlins im Jahre 1848 mehrfach vorkam. Sie wird aber auch dadurch ſchwerlich erfüllt, daß die Staatslenker die furchtbare Macht

der hungernden Mägen ignoriren oder wenigſtens zu gering anſchlagen, was doch hie und da, wenn auch nicht bei uns, zu geſchehen ſcheint. Das jüngſte Gericht hat Pauſen und nur, wenn dieſe nicht benützt werden, brechen Himmel und Erde wirklich zuſammen. Möge die gegenwärtige Segen bringend ſein; Niemand kann es ſehnlicher wünſchen, als der Künſtler!

Mein erſter Gang war dies Mal zum Denkmal Friedrich des Großen. Nun, Deutſchland iſt wirklich um ein bedeutendes Kunſtwerk reicher geworden und das will etwas ſagen. Es war nicht leicht, den alten Fritz des Volkes, der ſich des Krückſtocks gern als Scepter, der Weſtentaſche als Schnupftabaksdoſe bediente, und den Heroen des ſiebenjährigen Krieges in Eins zu verſchmelzen; aber es iſt gelungen. Seiner Unſterblichkeit gewiß blickt der König von ſeinem kühnen Roß auf den Haufen von Gaffern und Bewunderern herab, der ſich faſt unabläſſig zu ſeinen Füßen drängt, allein es ſind nicht alle Züge der Verwandtſchaft zwiſchen ihm und dem Stamm, aus dem er hervorging, verwiſcht, es iſt etwas „Erde“ an ſeinem Stiefel ſitzen geblieben, und gerade dies Bischen märkiſcher Erde erhält ihn lebendig. Nichts Abſcheulicheres als der fürchterliche zweite Tod in Erz und Stein durch Bildner und Gießer, auf den es bei einer verunglückten Auferſtehung immer hinausläuft; dies idealiſtiſche Ver-

blaſen einer bedeutenden Menſchengeſtalt in's Nichts der ſogenannten reinen Form, oder das rohe Verbacken derſelben zu einem Klumpen Materie, worin der Realismus ſich gefällt. Beide Klippen ſind glücklich vermieden und darum hat man einen Eindruck, als ob der Heros uns aus den Wolken noch einmal die Hand reichte. Es kann mir nicht einfallen, das Denkmal zu beſchreiben; als Beweis des großen Sinnes, worin es gedacht und ausgeführt iſt, werde nur noch bemerkt, daß neben der königlichen auf dem Sockel auch andere Unſterblichkeiten, die ſich nicht mit dem Degen, ſondern mit einem friedlicheren Inſtrument ein Recht auf das Andenken der Jahrtauſende eroberten, der ſchuldige Ehrenzoll zu Theil wird. Da findet ſich nicht blos der „Preußiſche Grenadier", der alte Gleim, der mit ſeinen Kriegsliedern das Heer begeiſterte; nicht blos Ewald Chriſtian Kleiſt, der auf dem Schlachtfelde an einer Koſakenlanze zu Tode blutete; nicht blos Chriſtian Garve, der Philoſoph, den die Wiſſenſchaft überhüpfen mag, der aber allen Leidenden in ſeinem erhabenen Duldungsmuth ein ewiges Vorbild werden kann. Da findet ſich auch Chriſtian Wolf, der zähe Apoſtel Leibnitzen's, den Friedrich's Vater aus dem Lande jagte und falls er ſich nach vier und zwanzig Stunden noch betreten ließe, mit dem Strick bedrohte; da findet ſich Gotthold Ephraim Leſſing, der kühne Johannes eines gröſſeren Meſſias, den die

Proteſtanten, denen er angehörte, noch eher in den Bann thaten, als die Katholiken; da findet ſich endlich Immanuel Kant, der die Welt von ſeinem Katheder herab noch viel gewaltiger bewegte und erſchütterte, wie Friedrich mit all' ſeinen Kanonen und den ſpäter ein Wöllner, ein Individuum, das nur wegen dieſes Attentats auf den letzten Zeus der Vergeſſenheit entgeht, unter Cenſur ſtellte. Das heißt im Geiſt des großen Königs denken und gereicht dem Monarchen, welcher der Conception des Künſtlers ſeine Sanction nicht verſagte, eben ſo wohl zum bleibenden Ruhme, wie dieſem ſelbſt.

VII.

Ich hatte Ihnen ein Tagebuch in Briefen zugedacht, und wahrlich es mangelte nicht an Stoff der mannigfaltigſten Art, aber ich hatte dabei nicht in Anſchlag gebracht, daß der Reiſende ein Gemeingut iſt, wonach ein Jeder greifen darf, dem es gefällt. Der Eine bittet ſich ſeinen Morgen aus, weil er ihm etwas Intereſſantes zu zeigen hat: der Andere legt Beſchlag auf ſeinen Mittag, weil er ihn mit Theilnehmenden, oder, um Goethe's Ausdruck zu gebrauchen, mit Wohlwollenden bekannt machen will; der Dritte verlangt ſeinen Abend, weil man ſich denn doch auch einmal ausplaudern muß. So iſt der Tag aber herum, und da ſich nach Mitternacht ein Gläubiger einzuſtellen pflegt, den Niemand abweiſen kann, ſo

bleibt für das Tagebuch keine Zeit übrig, und es fällt weg. Laſſen Sie mich nur noch einmal auf den ehrwürdigen Tieck zurück kommen.

Ich fand ihn leider nicht ſo weit fortgeſchritten, als ich gehofft hatte; der kalte Sommer war ihm zu feindſelig geweſen. Ein Diner in Potsdam, auf das er ſich ſehr zu freuen ſchien, konnte nicht zu Stande kommen, weil der Arzt ihm verbot, die Stadt zu verlaſſen; dennoch ſah ich ihn oft und verlebte unvergeßliche Stunden in ſeiner Nähe. Nicht, als ob das Gegenſätzliche, das in mancher Beziehung in unſeren Naturen liegt, nicht zum Vorſchein gekommen, oder gar abſichtlich zurückgehalten worden wäre. Im Gegentheil, es wurde offen ausgeſprochen, und da zeigte es ſich in einem concreten Fall, daß der Altmeiſter das Beſtreben des Jüngeren, allen ſeinen Gebilden eine reale Baſis zu geben, und das Moment der Idealität ausſchließlich in die Verklärung dieſer Baſis zu legen, für eine Art von Furcht hält, das Element in reine Poeſie aufzulöſen, während der Jüngere ſich nur dadurch vor der Abirrung in's Leere ſchützen zu können glaubt. Aber der Punct wurde von beiden Seiten nicht ohne jene heilige Scheu berührt, welche die Achtung vor dem mit jedem Individuum geſetzten, und immer nur zum kleinſten Theile enträthſelbaren Myſterium erheiſcht, und freilich iſt es ein Anderes, ob ein Unterſchied auf die Natur ſelbſt zurückgeführt und aus der

Weltwurzel abgeleitet wird, oder ob man bei Zufälligkeiten ſtehen bleibt, und wohl gar, wie es oft geſchieht, verſchiedene Stadien eines und deſſelben Weges mit einander verwechſelt, ſich alſo an Differenzen abquält, die nur ſcheinbar vorhanden ſind. Für mich waren dieſe Erörterungen unendlich fruchtbar, für Tieck waren ſie jedenfalls anregend, und darum heilſam; ſein Geiſt iſt ein Spiegel, der die Erſcheinungen, ſo weit ſie überall hineinfallen, mit unglaublicher Treue und Reinheit wiedergiebt, wer daher den Rahmen, der die Objecte zuweilen zerſchneidet, abzuziehen verſteht, was immer und überall nothwendig iſt, der trägt einen bleibenden Gewinn davon, wenn er ſich mit ihm berührt. Wir Deutſche bewegen uns in einem höchſt ſeltſamen Widerſpruch, der wohl nur den Wenigſten zum Bewußtſein kommt, in der Kunſt verlangen wir eigenthümliche, ſcharf umriſſene Charaktere, die uns überraſchen, ſich mithin doch gewiß auch von uns unterſcheiden ſollen, im Leben können wir ſie nicht ertragen, ſo daß der armſelige, nur auf die ganz unreife Jugend und die geſtempelte Mittelmäßigkeit paſſende Spruch: „ex sociis nosciturˮ bei uns wirklich, wie wir zu unſerer Schande eingeſtehen müſſen, im weiteren Kreiſe Anwendung findet. Wenige haben ſich auf dem Wege unabläſſiger Fortbildung von dieſer plumpen Schranke ſo frei gemacht wie Tieck, und gerade in dieſer Beziehung mögte ich der Nation den edlen Greis als Vorbild

empfehlen. Es ist doch der entschiedenste Beweis von innerer Haltlosigkeit, wenn man seinem Gegensatz, mit dem man sich messen und an dem man sich stärken sollte, feig und zitternd ausweicht und es verräth doch den dürftigsten Begriff von der Menschennatur, wenn bei uns fast allgemein angenommen wird, daß zwei principielle Gegner nicht miteinander zu Mittag essen können, ohne daß der Eine oder der Andere Gefahr läuft, die Seele einzubüßen, d. h. seine Grundüberzeugungen aufzugeben. Je bedeutender das Individuum ist, um so weniger ist es dem ausgesetzt, um so mehr bedarf es aber auch eines Reizes, den ein vielstimmiges Echo, wie es aus dem Umgang mit lauter unbedingt Gleichgesinnten hervorzugehen pflegt, niemals darzubieten vermag. Bei dem Dichter, wenn er anders nicht zu den Mückenfängern und Veilchensängern gehört, versteht sich das von selbst, denn er kann das Gesetz nur aus der Totalsumme aller Erscheinungen abstrahiren, er steht der Welt gegenüber, wie einem difformirten Gemälde, einem jener zerschnittenen Vexirbilder, an denen kein Stück fehlen darf, wenn es richtig entziffert werden soll. Aber es dürfte auch im Allgemeinen das Hauptkennzeichen echter Bildung sein, ob Jemand im Stande ist, den Menschen wie ein Kunstwerk, als ein nun einmal so und nicht anderes Gegebenes hinzunehmen und gelten zu lassen, oder nicht. Allein es wird bei uns wahrscheinlich noch lange dauern,

ehe dieſe Anſicht der Dinge ſich Bahn bricht, obgleich ſie ſich bei einigem Nachdenken von ſelbſt ergiebt; fällt es uns doch ſogar noch ſchwer, ſie auch nur in der Literatur feſtzuhalten, wie Tieck's eigenes Beiſpiel am beſten beweiſt. Möge der ſeltene Mann ſich bald ſo weit erholen, daß er an die Redaction ſeiner Memoiren gehen kann; ein werthvolleres Geſchenk kann er der Nation, nun ſein höchſt bedeutender Briefwechſel völlig geordnet und druckreif vorliegt, nicht mehr machen, und ich habe ihm die Herausgabe dringend an's Herz gelegt. Das Buch wird manches überraſchende Urtheil, manche frappante Anecdote bringen; eine, die für das Verhältniß der Hegel'ſchen Philoſophie zur romantiſchen Schule Epoche machend und verhängnißvoll geworden ſein ſoll, darf ich erzählen. Tieck lieſt eines Abends in Anweſenheit Hegel's und mehrerer ſeiner Schüler den Othello vor und erregt, wie gewöhnlich, einen mächtigen Eindruck, namentlich durch ſeine Reproduction des Jago. Der Philoſoph, ebenfalls ſtark ergriffen, ſchweigt lange, räuſpert ſich dann, und bricht in die unglaublichen Worte aus: „Wie zerriſſen muß dieſer Menſch — Shakeſpeare nämlich! — in ſeinem Innern geweſen ſein, daß er das ſo darſtellen konnte.“ Der Dichter, ſeinen Ohren kaum trauend, antwortet lebhaft: „Profeſſor, ſind Sie des Teufels?“ und die entente cordiale war nicht blos für den Abend geſtört. Die Anecdote verbürgt ſich ſelbſt,

noch ganz abgesehen von dem Munde, aus dem sie kommt, denn sie ist symbolisch, und wird sich zwischen Philosophen und Poeten immer und ewig wiederholen, sonst würde sie hier von mir nicht aufgezeichnet worden sein. Tieck ist durch die Pietät seines Königs in eine nicht blos sorgenfreie, sondern möglichst behagliche Lage versetzt, und diese Pietät ist nicht genug anzuerkennen. Als Friedrich Wilhelm IV. bei seiner Thronbesteigung in Schelling, Cornelius, Tieck u. s. w. die Repräsentanten einer vergangenen Zeit nach Berlin berief und die Gegenwart ausschloß, da war der Witz leicht gemacht, daß man in Preußen die niedergebrannten Kerzen theurer bezahle, wie die ganzen. Aber er war unverständig, denn die Jugend soll sich selbst helfen, und wenn sie das nicht kann, so steckt Nichts hinter ihr, geht also auch Nichts an ihr zu Grunde; das Alter dagegen, das seine Kräfte ausgegeben und nicht sich in kleinlichem Eigennutz die Hütte gebaut, sondern unbekümmert um die eigene Zukunft, den Tempel der Nation mit einem neuen Pfeiler versehen, oder mit einem neuen Zierrath geschmückt hat, soll im Prytaneum des Staats seines Platzes nicht entbehren. Dabei ist denn freilich zu wünschen, daß nicht die persönliche Sympathie oder Antipathie der Leitenden, sondern allein die durch die Wirkung erprobte Bedeutung entscheide, denn dem Staat geziemt es noch mehr, als dem Einzelnen, alle Gegensätze in sich aufzunehmen,

da er, wie die Welt ſelbſt, eben auf der Vermittlung derſelben beruht.

Auch an jüngeren Männern von Geiſt und Talent iſt Berlin noch immer reicher, wie jede andere deutſche Stadt, und mehr als Einer iſt darunter, der ſich um Wiſſenſchaft und Kunſt ſchon unſterbliche Verdienſte erworben hat. Vor Allen wäre da Rötſcher zu nennen, aber ſein Kreis iſt bereits ſo groß, und ſeine Poſition, trotz aller Anfeindungen, ſo feſt, daß er deſſen überall nicht mehr bedarf. Alſo nicht von dem Hauptrepräſentanten der gegenwärtigen dramatiſchen Kritik ſei hier die Rede; dieſer wird ſich der Nation nächſtens durch eine gewichtige Arbeit über den Gervinus'ſchen Shakeſpeare ſelbſt in Erinnerung bringen. Aber ein Wort über den Mann und Menſchen iſt nicht überflüßig, da man von dieſem ziemlich allgemein ein ganz verkehrtes Bild zu haben ſcheint. Niemand hat die Profeſſorenperücke weiter weg geworfen, als Rötſcher; er gleicht einem gebildeten Officier, der, wenn er den Salon betritt, ſich's gar nicht merken läßt, daß er den Degen je gezogen hat. Wer im geſelligen Leben aus ihm den Hegelianer heraus zu wittern glaubt, der verwechſelt höchſt wahrſcheinlich den Hegelianismus mit dem Geiſt überhaupt, und wähnt, dieſer unbequeme Gaſt ſei erſt mit Hegel in die Welt gekommen; wer gar von gelehrtem Pedantismus redet, der muß im Verkehr an die allerleichteſte Scheidemünze gewöhnt

sein, und sich einbilden, der Pedantismus fange an, wo die Unwissenheit und die Fadheit aufhört. Auch Theodor Mundt hat sich jetzt mit seiner reich begabten Frau seine Breslauer Professur mit einer Bibliothekarstelle vertauschend, bleibend in Berlin angesiedelt, und übt sein gar nicht genug zu schätzendes Vermittlungstalent in angestrengtester Thätigkeit nach allen Seiten. Sehr liebenswürdig steht seiner harmonisch abgeschlossenen Persönlichkeit die schöne Hingeburg, deren sie fähig ist, wie mich denn die mir von ihm auf alle mögliche Weise dargelegte herzliche Freude über den Erfolg der „Judith", in dem er wohl zu enthusiastisch, eine förmliche Rehabilitirung des Theaterpublicums erblickte, fast noch mehr erquickte, wie dieser Erfolg selbst. Eine eigenthümliche, aber höchst bedeutende Erscheinung, mehr gehaßt und gemieden, als geliebt und aufgesucht, ist J. L. Klein, als dramatischer Dichter bekannt, als Kritiker gefürchtet. Man kennt meine Vorliebe für Specialitäten, für Menschen, deren Hintermann Niemand nennen kann und wahrlich, eine größere ist mir noch selten vorgekommen. Die Natur scheint zuweilen eine Fülle kostbarer Elemente in einem Individuum nieder zu legen, aber die Mischung scheint ihr zu mißglücken oder das Individuum läßt es an sich fehlen und rundet sich nicht ab. Eines von Beiden ist der Fall bei Klein. Wer kann seine Stücke: „Maria von Medicis", „Ruines", „Schützling", „Cavalier und

Arbeiter“ u. ſ. w. leſen, wer nur eine einzige ſeiner Kritiken, ohne über den Reichthum von Anſchauungen und Gedanken zu erſtaunen, der ihm entgegen blickt? Aber wer hat nicht eine Empfindung dabei, als ob er Irrlichter im Zugwind tanzen ſähe, weil es überall an den reinen Linien mangelt, die freilich einſchränken, aber nur, um fertig zu machen? Klein ſtreut ſein Pulver auf den Tiſch, ſtatt es in die Büchſe zu laden, er ergötzt ſich mehr daran, es in phantaſtiſchen Zickzack-Figuren raſch verflackern zu laſſen, als es zum Schuß zu verwenden. Er kehre die Sache einmal um, und er wird erlegen, was er auf's Korn nimmt; dann wird er ſich aber auch mit Manchem ausſöhnen, wogegen er jetzt ungerecht iſt. Meine warme Theilnahme kann er nicht verkennen, darum beherzige er meinen Fingerzeig. Uebrigens iſt er im „Schützling“ ſchon auf gutem Wege. Bruno Bauer habe ich nicht geſehen, obgleich ich ihn aufſuchte und dem mir gewordenen Rath folgend, mit dem Fuß, anſtatt mit dem Finger bei ihm anklopfte; er bildet eine Art von Gegenſatz zu Klein, indem in ihm ein einzelnes Vermögen auf Koſten aller Uebrigen ungebührlich hervorgetreten iſt und ich hätte mir ihn ſchon aus dieſem pſychologiſchen Grunde gern gegenſtändlich gemacht.

Aus Hamburg.

1853.

I.

Sie waren so freundlich, mich zu einigen Reiseberichten aufzufordern. Ich danke Ihnen von Herzen dafür, denn ohne einen äußeren Grund komm' ich selten oder nie dazu, Eindrücke zu fixiren und doch verdient so mancher, fest gehalten zu werden. Wird doch gerade das Eigenthümlichste nur im Fluge erhascht, indem die feinsten Unterscheidungslinien gleich verschwinden, wenn man näher heran tritt, um den Gegenstand in prosaischer Beschaulichkeit zu mustern, so daß man auf eine Traumerscheinung los zu schreiten glaubt und plötzlich vor einem ganz ordinären Baum steht, dessen Rinde zufällig so aufgesprungen ist, daß der Stamm einem Menschen-Angesicht gleicht! Dennoch fürchtete ich fast, Ihrer Aufforderung nicht entsprechen zu können. Nicht blos aus dem gewöhnlichen Grunde, weil der neue Stoff sich immer schon zudrängte, bevor der alte noch bewältigt war und weil es eben so schwer hält, eine Fülle aphoristischer Phantasien und Halbgedanken zu einem Totalbilde

zu verknüpfen, als aus den Blumen des Feuerwerkers einen Strauß zu winden! Die Melancholie war dies Mal meine Begleiterin, die alte Schlange, von der die Edda erzählt, die sich aber nicht blos um die Erde, sondern auch um jeden Menschen, den sie trägt, herum ringelt, hörte nicht auf, mich zu stechen, und man soll sich nach meinem Gefühl bei düstern Stimmungen so fest in sich selbst verschließen, wie die Todten in ihre Gräber, die ja auch ihre Schmerzen und Geheimnisse nicht ausplaudern. Der unaufhörliche graue Regen, hin und wieder mit grellen Sonnenblicken vermischt, war wenig geeignet, diesen geistigen Nebel zu unterscheuchen, der wohl jedes tiefere Gemüth von Zeit zu Zeit zu Boden drückt, aber Frühling, Sommer und Herbst, wenn sie in reizendster Mischung einmal zugleich hervor träten, würden auch nichts gegen ihn ausrichten. Es giebt ein Weh, das nicht aus den einzelnen Dissonanzen des Lebens, nicht aus den Schwankungen von Furcht und Hoffnung, von Glück und Unglück hervorgeht, sondern das dem Leben selbst in unergründlicher Unmittelbarkeit entquillt, und gegen dieses Weh ist nur Derjenige geschützt, der die Weltwurzel auszuziehen versteht, wie die Köchin eine Petersilienwurzel. Der Mensch erwehrt sich seiner mit den Jahren zwar mehr und mehr, und wär' es selbst dadurch, daß er mit Swift ausruft: „Vive la Bagatelle!“; aber es kehrt immer wieder, und wer

weiß denn, ob der Tod nicht gerade dann eintritt, wenn es uns zum erſten Mal über den Kopf wächſt, denn für rein zufällig kann ich ihn nicht halten, und auf die Verknöcherung der Organe und die Vertrocknung der Säfte mögte ich ihn auch nicht gern allein zurückführen. Die Tröſtungen der Liebe und der Freundſchaft vermögen über einen ſolchen Gemüthszuſtand eben ſo wenig viel, wie die Natur; er muß durchgemacht werden, wie eine Krankheit, und ſein Charakteriſtiſches liegt eben in der gänzlichen Vereinſamung und der damit verbundenen Unzugänglichkeit. Jetzt iſt er vorüber und die raſchere Herſtellung verdanke ich Helgoland; bevor ich aber von dieſem wunderbaren Felſen ſpreche, ſei mir ein kurzer Rückblick auf die vorhergegangenen Stationen geſtattet.

In Dresden freute ich mich ſehr, nach einem langen, langen Zwiſchenraum Gutzkow einmal wieder zu ſehen und mich zu überzeugen, daß das Geſättigte ſeiner letzten und bedeutendſten Production, der „Ritter vom Geiſt", auf ihn ſelbſt übergegangen iſt; wir erinnerten uns der Tage, die wir in Hamburg mit einander verlebten und nicht ohne Rührung ſah ich einen Sohn neben ihm am Tiſch Platz nehmen, der jetzt faſt ſo groß war, wie der Vater ſelbſt, und deſſen Geburt ihm gerade angezeigt wurde, als wir einſt in der „Stadt Petersburg" mit einander aßen. Die Kinder treten uns ſchon auf die Ferſen, wir

müſſen uns beeilen, wenn wir noch etwas vollbringen wollen! Auch die Gemäldegallerie machte wieder den gewohnten tiefen Eindruck auf mich; nur iſt dieſer bei mir nie ein heiterer und war es jetzt natürlich am wenigſten. Ich kann eher in einem Beinhauſe ohne Erſchütterung umher wandeln, als in einem Bilderſaal, denn ein Haufen weiß gebleichter Knochen und ein Haufen Steine ſind nicht weit auseinander; aber ein im Fluge durch den Pinſel aufgefangenes Lächeln, ein ſchmelzender Blick, ein Zucken des Mundes und dabei der Gedanke an Staub und Aſche, das packt mich mit Ueberwältigung! Nur das, was nie gelebt hat, weil es entweder unter den Händen des Stümpers Schatten und Schemen blieb, oder weil es wie die Raphael'ſche Madonna, gleich bei der Geburt dem Dunſtkreis des Athmens durch den Meiſter entrückt wurde, macht davon eine Ausnahme. In Berlin hatte ich Gelegenheit, das große Talent eines öſterreichiſchen Landsmannes, des Profeſſors Schramm aus Teſchen, in neuen Proben zu bewundern und halte es für Schuldigkeit, auf ſeine Leiſtungen aufmerkſam zu machen. Er hat ein Album der Zeitgenoſſen in Bleiſtiftzeichnungen angelegt und kam zu mir, um das ſchon vor drei Jahren angefangene Bild von mir zu vollenden. Daraus konnte wegen Kürze der Zeit freilich nichts werden, aber ich ließ mir den inzwiſchen entſtandenen Zuwachs zeigen und war namentlich über das Portrait Tieck's

erstaunt, das in Auffassung und Ausführung Nichts zu wünschen übrig läßt. Einige Blätter aus diesem Album würden eine Zierde der Wiener Kunstausstellung sein. Hamburg empfing mich, wie schon so oft, mit einem Regen, der nicht von oben aus den Aethers Höhen, sondern aus einem ausgedrückten Schwamm zu kommen schien; dabei wurde ich aus einem Orgelkasten, der fast im Schlaf gedreht wurde, angeorgelt: „Freut Euch des Lebens!“

II.

So unfreundlich Hamburg mich auch begrüßte, so überreich hat es mich dafür durch eine ganze Reihe der schönsten Tage entschädigt. Hamburg ist und bleibt eine der allerinteressantesten Städte Deutschlands! Aeußerlich mahnt es, so auffallend dies auch klingen mag, vielfach an Venedig. Die Alster mit ihren beleuchteten Böten, aus denen Gesang und Musik erschallt, steht an einem reizenden Sommerabend gar nicht zu weit hinter der Riva oder dem Canal grande zurück. Wer aus eigener Anschauung vergleichen kann, wird über die Aehnlichkeit erstaunen. Aber auch die Altstadt, mittelalterlich zusammengeschoben und finster, wie sie ist, bietet Punkte dar, die unmittelbar aus Venedig herüber geholt zu sein scheinen. Man stelle sich nur an eins der dunkelgrün dahinschleichenden Fleete, die sie in krausen Windungen durchziehen, und frage sich. Links und

rechts ſind Pfähle eingerammt, die einſt vielleicht als ſtolze Eichen in einem ſchleswig-holſteiniſchen Walde aufwuchſen und jetzt gar demüthig die Hamburger Kaufhäuſer tragen; hie und da führt eine Brücke hinüber und über den Waſſer- oder vielmehr Sumpfſpiegel gleiten die ſchwer beladenen Jollen langſam fort, um bei irgend einem Speicher anzuhalten. Freilich läuft überall eine mehr oder minder breite Straße nebenher, aber auch in Venedig kann zu Fuß gehen, wer keine Luſt oder kein Geld hat, ſich in die Gondel zu ſetzen. Ich hatte dieſes Mal bei meinen Wanderungen durch Hamburg oft das Gefühl: dies ſahſt du ſchon im Traume, bis mir einfiel, daß ich es vor einem Jahr in Italien ſah. Innerlich hat die alte Hanſeſtadt allerdings mit der ehemaligen Meerkönigin nicht die geringſte Verwandtſchaft und das erhöht noch das Eigenthümliche des Eindrucks: dieſelbe Retorte und eine ſo ganz andere Miſchung! Hier haben wir den Norden vor uns, wie er ſich ganz entſchieden vom Süden losſagt, und nicht mit Schmerz und Reſignation, ſondern mit Luſt und Behagen. Nicht an der Spree muß ſtecken bleiben, aber auch nicht über die Elbe muß hinausgehen, wer ihn kennen lernen will; diesſeits des Strichs giebt es noch Kampf und jenſeits ſtellt ſich die Trauer ein. Nur hier ſtehen Gewinn und Verluſt im Gleichgewicht: Formen und Farben vertrocknen und erlöſchen, aber das Mark wächſt dafür in den Knochen,

und was der Erſcheinung mangelt, das wird in die That gelegt. Tanzen muß man die frieſiſchen Volksſtämme, die ſich hier alle zuſammenfinden, nicht ſehen; ſie haben mehr Grazie, wenn ſie pflügen und eggen oder als Matroſen im Sturm den Maſtkorb erklettern, als wenn ſie ſich rhythmiſch nach den „Götterklängen“ der Muſik bewegen. Ganz anders nehmen ſie ſich ſchon aus, wenn ſie zu Pferde ſitzen, und ich ſelbſt habe einen Jugendfreund, der ſo mit dem Thier, das ihn trägt, zuſammengewachſen zu ſein ſcheint, wenn er über Hecken und Gräben dahinſtürmt, daß er gar wohl zu der Fabel von den Centauren Anlaß geben könnte, falls ſie nicht längſt erfunden wäre. Schön aber werden ſie erſt auf dem Schlachtfeld, denn nur da fällt Sollen und Wollen bei ihnen gänzlich zuſammen, und ſeit den älteſten bis auf die neueſten Zeiten ſchlagen ſie ſich nicht blos, weil es ihnen Pflicht dünkt, ſondern noch mehr, weil es ihnen Wolluſt iſt. Nicht ſelten begegnet man noch einer felſenhaft aufgebauten und dabei doch von Milde umfloſſenen Männergeſtalt, die an den ſtarken Bauer mahnt, von dem die holſteiniſchen Chroniken erzählen, daß er alle Beleidigungen eingeſteckt habe, weil er ſeine Fäuſte gar nicht brauchen konnte, ohne zu tödten. Doch glaube ich zu bemerken, daß der große Nivellirungsproceß der Zeit, den Dampfböte und Eiſenbahnen auf unberechenbare Weiſe fördern, das Charakteriſtiſche auch in Hamburg bedeutend

angreift. Das gemeine Volk ist höflicher, natürlich auch pfiffiger geworden; wenn man nach dem Wege fragt, so wird Einem, wie mir früher sehr oft begegnete, die Richtung nicht mehr stumm durch den ausgestreckten Arm oder den erhobenen Fuß angedeutet, sondern es wird eben so artig, als umständlich Bescheid gegeben; auch lachen die Mägde nicht mehr hinter einem Schnurbart her, den sie ehemals nie ohne Hohn passiren ließen. Die Sonntagsschulen haben dies Resultat geliefert, auch der Mäßigkeitsverein soll floriren und vielleicht wird bald gar kein Arbeitsmann mehr gefunden, der, wenn er sich in trunkenem Zustande im Jungfernstieg an einen Baum stößt, sich indignirt umwendet und dem Baum zuruft: Kann Er S.....l nicht sehen, daß Er nicht ausweicht? Dagegen hat der Kalender, der in der ganzen übrigen Welt stabil zu sein pflegt, in Hamburg an Eigenthümlichkeit gewonnen, wenigstens die Ausgabe desselben, deren man sich auf den Comptoiren bedient. Denken sie sich mein Erstaunen, als ich, ihn zufällig in die Hand nehmend, mitten unter den Heiligen diverse Hamburger Kaufleute erblickte, als ich neben Cyrillus und Laurentius, Cyprian und Sylvester wohlbekannte Börsennamen, wie Schröder, Amsingk u. s. w. eingetragen fand! Das ist ganz neu und geht denn doch etwas weit!

III.

Wienbarg war es, der mich nach Helgoland hinübertrieb. Niemand konnte mich leichter dazu überreden, als er, denn sein Name ist durch sein noch bei weitem nicht genug gewürdigtes Tagebuch so untrennbar mit Helgoland verbunden, daß man ihn den Genius des Eilands nennen kann. Es war mir eine große Freude ihn nach langer Trennung einmal wieder zu sehen, und ich kann allen Denjenigen, die ihn für verschollen halten, weil er mehr, wie sie, in der Tiefe zu thun hat und darum von Zeit zu Zeit für längere oder kürzere Frist verschwindet, die Versicherung geben, daß seine Thaten keineswegs schon hinter ihm liegen. Man wirft die Lebendigen in unserer Periode überhaupt etwas vorschnell zu den Todten und greift dem ruhenden Herkules nur gar zu gern nach der Keule, weil er sie nicht gegen Ratten und Mäuse braucht. Der Verfasser der „Aesthetischen Feldzüge", die trotz mancher Einseitigkeiten einst um so tiefer einschnitten, als sie sich von aller Abstraction fern hielten und dennoch meistens den innersten Lebensnerv trafen, wandelt jetzt mystische, tief verschlungene Wege. Er brütet über dem Geheimniß der Sprache, und es sind ihm Lichter aufgegangen, die nur Derjenige zu würdigen weiß, der sich selbst in den Gegenstand vertieft und wenigstens seine allumfassende

Natur erkannt hat. Denn die Sprache ist das erste Product des großen poetischen Processes, der alle Elemente der Welt in sich aufnimmt, um sie zu steigern und zu verklären; sie ist selbst ein Gedicht und schwebt wie ein solches auf wunderbare Weise zwischen Willkür und Gesetz in der Mitte. Das muß man freilich wissen, wenn man gegen Wienbarg's Bestrebungen gerecht sein soll. Uebrigens denkt er daran, auch seine journalistische Thätigkeit wieder aufzunehmen, und es wäre zu wünschen, daß seine „Norddeutsche Zeitung" recht bald zu Stande käme, damit Gutzkow's „Telegraph" endlich in Hamburg ersetzt würde. Wienbarg sollte ich denn auch die Bekanntschaft mit seinem geliebten Helgoland schuldig werden und wenn, wie ich glaube, ein durchaus eigenthümlicher, mit gar keinem anderen vergleichbarer Eindruck ein Gewinn für's Leben ist, so muß ich ihm danken, denn dieser Fels hat eine wirkliche Urphysiognomie.

Von der Ueberfahrt nach Helgoland sage ich Nichts. „Der Schiffe mastenreicher Wald" im Hamburger Hafen, an sich allerdings imponirend genug, wird jedes Jahr hundertmal geschrieben; Nienstädten, Blankenese u. s. w. findet Jeder der vorbei kommt, reizender als ich, der ich das Nette und Niedliche in der Natur eben so wenig als in der Kunst leiden kann, und dem Kraken, von dem der Wallfisch eine bloße Laus sein soll, bin ich nicht begegnet. Doch

will ich Ihnen eine hübſche Geſchichte nicht vorenthalten, die mir erzählt wurde, als wir den Brunsbüttler Kirchthurm, die äußerſte Spitze meines Vaterländchens Dithmarſchen, im Geſicht hatten. Dort ſtrandet vor Jahren ein Schiff, auf dem ſich egyptiſche Mumien befinden. Dieſe werden aufgefiſcht, als menſchliche Leichname erkannt und von meinen Landsleuten nach frommem chriſtlichen Brauch begraben. Die Glocken werden geläutet, die Chorknaben ſingen, der Prediger ſpricht ein Vaterunſer und vielleicht iſt es König Rampſenit nebſt Familie, dem die Ehre widerfährt. Regt das nicht zu ganz eigenen Gedanken über unſer Schickſal im Tode an?

Wir hatten contrairen Wind und brauchten deshalb etwas länger Zeit wie gewöhnlich; gegen ſechs Uhr Abends taucht der röthlich geſprenkelte Fels aber vor uns auf. Denken ſie ſich einen koloſſalen ſteinernen Würfel, nothdürftig mit Erde bedeckt, ſo daß Kartoffeln und Rüben eben gedeihen, überall ſteil abſchüſſig, vielfach zerklüftet und zerſägt, und Sie haben Helgoland vor ſich. Denken Sie ſich ein emſiges Völkchen dazu, das ſich in ewiger Rührſamkeit ameiſenhaft anklammert, als ob von dem ganzen großen Planeten nur noch dieſer kleine, dem Zerbröckeln nahe Reſt übrig geblieben wäre, und Sie ſehen die Helgoländer. Nirgends wird mehr eingeſetzt, um weniger zu gewinnen, als hier, aber gerade die ſchmale Situation iſt dem Durchſchnitts-

menſchen am zuträglichſten und darum haben die hieſigen Fiſcher und Schiffer mehr Rundes und Abgeſchloſſenes, als alle Dichter und Philoſophen zuſammengenommen. Mich begünſtigte das Wetter ausnehmend; es veränderte ſich jeden Augenblick und ſo hatte ich Gelegenheit, Inſel und Meer während meines kurzen Aufenthalts in allen möglichen Schattirungen kennen zu lernen. Den erſten Tag erlebte ich einen Sturm, der die Bänke auf dem Oberland umſtürzte, obgleich ſie in die Erde eingegraben ſind, und die Schafe, die der Milch wegen zahlreich gehalten werden, faſt herunter gefegt hätte. Mit Entzücken ſah ich, auf die einzige alte Kanone gelehnt, durch die England ſich hier gegen das mächtige Deutſchland vertheidigt, dem tobenden Wogenſpiel zu meinen Füßen ſtundenlang zu; die Nordſee iſt ja auch meine Amme, wenn ſie an der dithmarſiſchen Küſte ihr wildes Zerſtörungslied auch nicht ganz ſo grauſenhaft ſingt und ſie mag mehr Gewalt über mich haben, als ich ſelbſt weiß, denn ich höre ſie viel zu gern, als daß ich ihr nicht unbewußt nachlallen ſollte. Diesmal erleichterte ſie mich: auf einem Schlachtfeld thut Niemand der Finger mehr weh und wer einem Kampf zwiſchen der Erde und dem Meer zuſchaut, dem löſ't ſich die Spannung in der eigenen Bruſt. Der Abend ſpannte einen Regenbogen über die Inſel, wie ich nie einen ähnlichen erblickte und der folgende Tag endigte mit einem herrlichen Sonnenuntergang.

Doch gehört das Schöne eigentlich nicht hieher, so wenig wie die lakirten Häuser oder wie die Kursäle und Conversationshallen mit ihren Pharotischen und Musikbanden, es stimmt nicht zum Grundton und man mögte es nach Italien heimschicken, woher es kommt. Rührend und höchst charakteristisch für die engen, knappen Verhältnisse der Insel schien mir eine Anecdote, die mir mein Freund Franz, ein geborner Helgoländer, der seinem Felsen treu geblieben ist, mittheilte. Eine alte Frau kommt in ihrem Leben zum ersten Mal auf's feste Land. „Mein Gott, mein Gott — ruft sie mit Thränen aus — wie groß ist Deine Welt!"

Ein Schloß und eine alte Familiengruft.

Die Zeitungen meldeten vor einiger Zeit ein furchtbares Unglück. Auf einem Schloß in Steiermark, hart an der ungariſchen Grenze gelegen, wird der Sonntagsgottesdienſt abgehalten. Es iſt ein wunderbar ſchöner Morgen, die Kapelle kann die Zahl der von allen Seiten heranſtrömenden Andächtigen nicht faſſen, und der Geiſtliche muß ſich, wie es in ähnlichen Fällen ſchon öfter geſchah, zu einer Predigt im Freien entſchließen. Der Schloßhof iſt groß, die ſteyriſche und die ungariſche Ritterſchaft pflegte ſich ſeiner in früheren Jahrhunderten zu den glänzendſten Turnieren zu bedienen, und die für den „reichen Kranz“ der ſchönen Damen beſtimmten Gallerieen ſpinnen ſich noch jetzt in länglichem, weit geſtreckten Oval um ihn herum. Dort, vor einem halb verwitterten ſteinernen Kruzifix, wird die Kanzel aufgeſchlagen, und das heilige Werk beginnt. Aber plötzlich thürmen ſich Regenwolken, der blaue Himmel verfinſtert ſich und ein ſchreckliches Wetter kommt zu raſchem Ausbruch. Die Menge ſtiebt auseinander. Einige finden Schutz unter den dichten dunkeln Zweigen des rieſigen

Nußbaums, der in der Mitte ſteht, die Meiſten ſtürzen die Treppe hinauf, die zu den noch immer wohl bedachten Gallerieen führt. Aber dieſe, längſt gewohnt, nur noch den Gutsherrn oder einen ſeiner Gäſte auf einer ſpäten Wanderung in der Abenddämmerung zu tragen, brechen zuſammen unter der neuen Laſt, die vermorſchten Balken geben nach, die Pfeiler wanken, und wie der entſetzte Menſchenhaufe ſich nach und nach aus dem Chaos der Stein- und Holztrümmer wieder loswickelt, bleibt mehr als Einer liegen und wartet auf die Poſaune des jüngſten Gerichts.

Dieſe Zeitungsnachricht war für mich der letzte Strich an einem mir wohl bekannten Bilde, das in voller Farbenfriſche wieder vor mir auftauchte, als ſie mir vor die Augen kam, und ich rief unwillkürlich aus: ſo mußte es kommen, wenn das Ganze einen Abſchluß erhalten ſollte, nun iſt es endlich rund! Ich war nämlich mit dem alten Schloſſe ſo vertraut, wie eine der Mäuſe, die auf ſeinen Böden oder in ſeinen Kellern hauſen, denn ich war vor Jahren einmal drei Tage lang darin herum geklettert und hätte es ſchon damals natürlich gefunden, wenn es eingeſtürzt wäre, ſo wie ich ihm wieder den Rücken gewandt hatte. Als nun bald darauf in den Blättern eine offenbar vom Gutsherrn ſelbſt hervorgerufene Berichtigung erſchien, die zu beweiſen ſuchte, daß die Wunden eigentlich keine Wunden, die Todten keine Todten geweſen ſeien, da trat auch dieſer mein Freund,

überall ein ernster, Ehrfurcht gebietender und erzwingender Mann, aber hier wider Wissen und Willen eine durchaus humoristische Erscheinung, in heller Beleuchtung wieder vor meine Seele hin, und mit ihm zugleich der seltsamste Contrast, der vielleicht jemals zwischen der Natur eines Besitzthums und der seines letzten Eigenthümers bestanden hat. Wenn der Sarg Karl's des Großen bei der neuesten Eröffnung des Grabes mit allen Resten durch irgend einen der räthselhaften Zufälle, an denen die Weltgeschichte reich ist, in die Hände eines Trödlers, statt in die des ehrwürdigen Domcapitels gerathen wäre, so hätte sein Schicksal nicht wunderlicher ausfallen können, wie das des alten Schlosses. Die Knochen würden durch sich selbst, als die eines Menschen und muthmaßlichen Christen, wenn auch nicht die eines Kaisers und eines unsterblichen Helden, vor Profanirung geschützt worden sein, und ihr stilles Plätzchen innerhalb der Kirchhofsmauer neben der Asche eines ehrsamen Schuster- oder Schneidermeisters eingeräumt erhalten haben. Aber die Ueberbleibsel der byzantinischen Seide und des venetianischen Sammts, die unzerstäubt gebliebenen Fetzen alter Pracht und Herrlichkeit, in die man sie eingeschlagen fand, hätten sich nur zu leicht in die Bude eines Pupenspielers verirrt, um den abgeschabten Purpurmantel König David's zu ersetzen, und der Sarg, wenn er anders, was ich nicht weiß, was sich aber bei der langen

Dauer doch mit Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, nicht von Holz, sondern von Marmor oder von Blei war, hätte in dem einen Fall ohne Zweifel an die Stelle eines Brunnentroges treten, in dem anderen in Dachrinnen- oder Kanonenkugelgestalt seine unfreiwillige Auferstehung feiern müssen. Nicht besser war das Loos des alten Schlosses gewesen, nur mit dem Unterschied, daß mein Freund, weit entfernt, bei der Veränderung desselben durch den Vortheil bestimmt zu werden, im Gegentheil sein Geld mit beiden Händen aus dem Fenster warf, um das zu beseitigen, was er ein wüstes Durcheinander nannte und was ihn in innerster Seele anwiderte. Er ging in der verfallenen Todtenburg wie ein modernes Gespenst herum und hätte die Geister der abgeschiedenen, wenn er ihnen sichtbar geworden wäre, gewiß mehr erschreckt, wie sie ihn.

Seltsame, phantastisch-eigenthümliche Stunden, die mich märchenhaft zwischen zwei entgegengesetzten Welten schaukelten, soll ich euer Gedächtniß wieder herauf rufen? Es werde hier in flüchtigen Umrissen versucht. Ungern folgte ich der Einladung meines Freundes, so sehr die klaren, goldenen Herbsttage auch zu einem letzten Ausflug vor der nahen Wintersperre lockten, denn ich hatte mich schon tief in eine Arbeit eingesponnen, und die künstlerische Production hat das mit dem Traum gemein, daß man sich auf sie eben so wenig vorbereiten, als sie, einmal unter-

brochen, willkürlich wieder aufnehmen kann. Aber ich hatte ein Verſprechen gegeben, wenn auch allerdings nur, wie in ſolchen Fällen gewöhnlich, in der ſicheren Erwartung, daß ich an die Erfüllung nie gemahnt werden würde; ich wurde wider Erwarten daran erinnert, wie ein ehrlicher Schuldner an den Verfalltermin ſeines Wechſels, und mir blieb, da mein Freund kein Mann der Ausreden war und, wie ein ſpaniſcher Zahuri, unter dem üppigſten Gras- und und Blumenwuchs noch die Todten in der Erde liegen ſah, durchaus nichts weiter übrig, als Alles bei Seite zu werfen und das Gelübde abzulegen, künftighin vorſichtiger zu ſein. Doch war es nicht ganz ſo; alte Schlöſſer, um die Leben und Tod mit einander zu ringen ſcheinen, haben von Jugend auf einen unendlichen Reiz für mich gehabt, und auch mit meinem Freunde verkehrte ich trotz des ſchneidenden Widerſpruchs unſerer Naturen von Zeit zu Zeit ſehr gern, denn wir ſtanden, die großen Verhältniſſe bei Seite geſetzt, und den Vatermord ſowie die, Verſchwörung von Brutus und Caſſius abgerechnet, ungefähr ſo in der Welt zu einander, wie Hamlet und Julius Cäſar im Shakeſpeare, und es imponirte mir gewaltig, wenn er, von ſeinem ausgebreiteten amtlichen Wirkungskreiſe her an raſches Handeln gewöhnt, in viel kürzerer Friſt tauſend Pläne realiſirte, als ich einen einzigen erſann, und das im Handumkehren vollbrachte, wozu ich eines monatelangen

Anlaufs bedurft hätte, wogegen er meinen Träumen zuweilen auch nicht ungern ein geneigtes Ohr lieh. So ergab ich mich denn auch bald in mein Schicksal, und kaum war ich auf der Eisenbahn, als die alte Reiselust in mir mit voller Gewalt wieder erwachte und mich vorwärts trieb. In früher Morgenstunde, nach einer nächtlichen Fahrt, die durch ein interessantes Gespräch mit Unbekannten, wie ich es liebe, rasch genug verstrich, erwartete mich auf einer Hauptstation mein Freund mit seiner Equipage, und nun ging's in's Land hinein, tief und immer tiefer, an allen Raabfürsten vorbei, wie Kaiser Josef die breit über den ganzen Fluß gelagerten Müller nannte, bis das alte Schloß mit dem seltsamen steinernen Ausrufungszeichen, das seinen Thurm vorstellte, aus dunkelm Waldesgrün vor uns auftauchte. „Das ist das Einzige, was ich nicht verändern werde," sagte mein Freund, indem er auf die phantastische Thurmspitze deutete, „denn ich denke sie ganz abtragen zu lassen, wozu brauchen wir Thürme, wenn keine Glocken darin hängen?" Wir kamen an einem Garten vorbei, aus dem uns eine Menge goldener Tafeln mit türkischen und persischen Inschriften anblitzten; er gehörte dem größten Orientalisten unserer Tage und stach in seiner minutiösen Zierlichkeit höchst wunderlich gegen die Urzustände ab, die bei der Nähe von Ungarn schon auf unzweideutige Weise hereinzubrechen begannen. Bald erreichten wir unser Ziel, mußten aber auf

der letzten Strecke, wo es etwas rasch in die Höhe ging, den Wagen verlassen, wenn wir den Hals nicht riskiren wollten, so sehr verschlechterte sich der Weg, an dessen Aufbesserung finster blickende und kaum grüßende Bauern langsam und widerwillig arbeiteten. Eine alte Façade, dicht mit Weinlaub umsponnen und von ehrsamer Steinmetzenhand mit plumpen Figuren geschmückt, lud zum Eintritt ein; ein ungeheurer Hof, um den eine lange Reihe von Generationen im widersprechendsten Geschmack die grell von einander abstechenden Gebäude zusammen geschoben hatte, empfing uns; ein unheimlicher Brunnen von schwindelerregender Tiefe, über den ein gewiß hundertjähriger Nußbaum seine düstern Zweige senkte, bildete den Mittelpunkt des Ganzen. Ich fühlte mich in eine ferne Vergangenheit entrückt und wäre dem Eindruck gern noch ruhig nachgehangen, aber mein Freund rief mir zu: „Stoßen Sie sich jetzt an Nichts, das wird Alles in ein paar Jahren ganz anders aussehen; die Façade lasse ich einreißen, den Brunnen verschütten, und auch der Baum hat uns die längste Zeit hier die Schlafzimmer dunkel und feucht gemacht!“ Ehe ich mich noch von dieser entsetzlichen Eröffnung erholt hatte, durchschritten wir schon die Säle, welche der verschönernden und umbildenden Hand meines Freundes bereits zum größten Theil erlegen waren. Kolossale Räumlichkeiten, durch längere oder kürzere Korridore mit einander

verknüpft, breiteten ſich labyrinthiſch verſchlungen vor mir aus; die Korridore waren noch unverändert, geputzte Mohren-Könige und Königinnen, ſeltſam grimaſſirend, grinsten aus verblichenen Goldrahmen von den Wänden auf mich herab, von geſchwollenen allegoriſchen Geſtalten, als da ſind: Sommer und Winter, Liebe und Gerechtigkeit, fratzenhaft unterſtützt; die Säle trugen ſchon den modernen Stempel. Sie waren an Schränke gewöhnt, in deren Schubladen ein pariſer Salle à manger Platz gehabt hätte, an Tiſche, die für das ganze Corps de ballet einer kleinen fürſtlichen Reſidenz geräumig genug geweſen wären; das ſah man an den Kaminen, die mit Bequemlichkeit einen mäßigen Eichbaum auf einmal in ihren Molochbauch aufnehmen konnten. Jetzt ſtanden elegante Divans und Stühle der neueſten Façon umher, die hier früher ganz vortrefflich als Nippeſachen zur Beluſtigung der Kinder hätten dienen können, und darüber hingen alte Familienbilder, worunter ein zornig darein ſchauender Gaugraf beſonders hervortrat, der mit ſeinem Richterſtab auf einen hinter ihm auflodernden Scheiterhaufen deutete, und dem gegenüber ſeine Gemahlin, eine geſpreizte Dame mit ſtumpfblödem Geſicht, die einen ſcheußlichen Affen liebkoste, placirt war. Nur der Trinkſaal war unverändert, und ein Loch in der Mauer, durch das er mit dem Keller in unmittelbarer Verbindung ſtand, ſo daß der Wein, in gewaltigen Krügen von Hand

zu Hand gereicht, gleich vom Faß auf den Tiſch wandern konnte, mahnte eindringlich an das goldene Alter der deutſcheſten aller Künſte, der edlen Methologie, oder wie Lichtenberg will, Methyologie, an die fernen, fernen Tage, wo der „Stiefel“ erfunden wurde, der auch den herzhafteſten Enkel noch jetzt mit Ehrfurcht und ſchaudernder Rührung erfüllt, wenn er ihm in einer Raritätenkammer, denn dahin iſt er leider verbannt, einmal vor die Augen tritt; an die Heroenzeit, wo die Zecher ſich gar nicht niederſetzten, als mit dem feierlichen Gelübde, vor Ablauf von vollen dreimal vierundzwanzig Stunden nicht wieder aufzuſtehen, und wo ſie ſich, ſelbſt den Schwächen einer Urweltsnatur mißtrauend und bekannt mit den Verlockungen einer Streu im Winkel, gleich feſt zuſammenbanden, um ſich das Halten des Schwurs gegenſeitig zu erleichtern. Mit Staunen betrachtete ich mir dieß Loch und überzeugte mich ſo recht, daß jede Generation Schöpfergeiſt genug beſitzt, um das hervor zu bringen, was ihr gerade am nöthigſten iſt, und daß darum keine auf die andere mit Hochmuth und Dünkel herabſchauen, die der Eiſenbahnen und der Dampfſchiffe z. B. in ihrer Aufgeblaſenheit die beſcheidene des „Trink-Stiefels“ nicht verachten ſoll, obgleich ſie unläugbar raſcher vorwärts kommt wie dieſe, die ſich mehr auf Sitzen und Liegenbleiben eingerichtet hatte. Eine Wendeltreppe von nur drei weit

auseinander liegenden Stufen führte in den Keller hinunter, aber mit welcher Weisheit war sie erbaut, so eng nämlich, daß Niemand seines benebelten Kopfes wegen umfallen konnte, der dahin gestellt wurde, um die Löschanstalt mit versehen zu helfen, was gewiß, wenn man die Verhältnisse in billige Erwägung zieht, eben so viel Anerkennung verdient, wie die Construction der so allgemein angestaunten künstlichen Axe, die unsere Locomotive vor Stockungen bewahrt. Dieser mir so unerwartet aufgestoßene neue Beweis der ursprünglichen Tüchtigkeit und Solidität „Deutscher Nation", die sich nicht einmal in dem verläugnet, was die Nachbarvölker unsere Laster zu nennen pflegen, brachte mich fast zum Schwärmen, und schon wollte ich, in immer höhere Gebiete aufsteigend, und nach Anleitung von Sturm's Morgenandachten der heilsamen dreifachen Verwendbarkeit des menschlichen Mundes gedenkend, mit Stolz ausrufen: mag der närrische Franzos den ersten Einfall gehabt und also auch aller Welt das erste Wort weggeschnappt, mag der Ur-Britanier die erste Langeweile verspürt und das erste mustergültige Gähnen zu Stande gebracht haben, sicher hat der Teutone den ersten Schluck gethan. Da aber klopfte mein Freund mich auf die Schulter und sprach: „Das Alles wäre schon im Frühling beseitigt worden, wenn nur Maurer zu bekommen gewesen wären, doch der Schnee soll nicht fallen, bevor nicht

auch hier aufgeräumt ist.“ Jetzt überließ er mich mir selbst, weil er mit Verwalter und Jäger zu verhandeln hatte und ich konnte nach Lust und Laune herum steigen und klettern. Ich traf überall dasselbe: versunkene Pracht und Herrlichkeit und nothdürftige Restauration, kümmerliche Herstellung des Einzelnen durch mühsames Zusammenflicken ohne Sinn für das Ganze, ein Todtengerippe, in Halskrause und Manschetten gesteckt, aber darum im Winde nicht weniger gräßlich klappernd. Die Dämmerung brach allmälig herein, und indem ich, die rasch durchstöberten Böden verlassend, meinen Entdeckungsgang beim letzten Licht des scheidenden Tages auf dem im Eingang geschilderten Gallerien-Oval fortsetzte, gerieth ich unversehens in ein neues Labyrinth von größeren und kleineren Gemächern hinein, welche ehemals die Pfarrwohnung vorgestellt haben mogten. Sie waren ganz leer und ich wäre gleich wieder umgekehrt, wenn ich nicht eine menschliche Gestalt bemerkt hätte, die unheimlich an den Wänden dahin schlich und sich offenbar vor mir zu verbergen suchte. Ich schritt auf sie zu, sie wandte sich, als sie dies sah, augenblicklich um und bat mich sie nicht zu verrathen. Es war ein Mann, der dieses verdächtige Gesuch mit heiserer Stimme vorbrachte, und im höchsten Grade erstaunt, forderte ich ihn auf, mir aus der Halbfinsterniß der dumpfen Räume auf die Gallerie in's Freie zu folgen. Er gehorchte un-

gern, aber er that's, und welch ein Jammerbild ſtand vor mir, als er in die rothen Strahlen des verglühenden Abends hinaus trat. Ein bleiches Geſicht mit ſanften Chriſtusaugen blickte ſchüchtern zu mir auf, ein Rock, aus ſo vielen Fetzen und Lumpen zuſammengeſtückt, daß er an Papagenos Federkittel erinnerte, und auch, wie dieſer, vor dem leiſeſten Luftzug in flatternde Bewegung gerieth, war um einen faſt durchſichtigen Körper geſchlungen, und die mageren Hände hielten ein halb verzehrtes Stück Schwarzbrod. Es war kein Miſſethäter, der ſich vor mir zu verſtecken geſucht hatte, es war der Schulmeiſter, der den Kindern der wenigen Dorfhütten, die in der Nähe herumlagen, den nothdürftigſten Unterricht ertheilte und der ſein undankbares Handwerk, wie ein Verbrecher, in einem Schlupfwinkel betrieb, zu dem ſich ſeine Zöglinge ſelbſt ängſtlich hinauf ſtehlen mußten. Das hing, wie ich auf meine Fragen erfuhr, ſo zuſammen. Das alte Schloß war nur als eine an ſich werthloſe, aber von dem übrigen Güterkomplex nicht zu trennende Beigabe neben den Aeckern und Waldungen in den Beſitz meines Freundes gekommen als ein Trümmer- und Steinhaufen, der höchſtens die Materialien zu einem neuen Bau liefern konnte. Decennien lang hatte es wüſt und öde dagelegen, ja in ſo weit geradezu herrenlos, als Niemand Eigenthumsrechte geltend machte; durchſtreifende Zigeunerbanden hatten darin

ihr Quartier aufgeſchlagen, verſprengte Honveds ihr Aſyl gefunden, kein Wunder, daß auch die Bauern ſich dort eine wohlfeile Schulſtube ausgeſucht hatten. Das war nun Alles anders geworden, und der arme Menſch, vom Verwalter nur halb und halb und auf Bedingung geduldet, fürchtete, daß er ausgejagt werden mögte wie Vagabunden und Räuber, und mied darum das Auge des Gutsherrn. Darüber konnte ich ihn nun nicht nur beruhigen, ſondern ihm auch bei dem Charakter meines Freundes, ohne das Geringſte zu wagen, eine gründliche Verbeſſerung ſeiner traurigen Exiſtenz verſprechen, und ſo wurde er für ſeinen Schreck durch eine Hoffnung belohnt, die gleich am nächſten Tag glänzend in Erfüllung ging. Die Nacht ſenkte ſich, und mir wurde neben der Kapelle, in der ſich zugleich die Gruft befand, mein Schlafgemach angewieſen; nur ein einziger Saal, von dem aus eine Treppe mit unverſchloſſener Thür hinunterführte, trennte mich von ihr, der Nußbaum klopfte mit ſeinen Zweigen, wenn ein Windhauch hindurch ſtrich, ab und zu an mein Fenſter, zuweilen warf er auch, wie ich in der Stille an dem Plätſchern des Waſſers deutlich vernehmen konnte, eine ſeiner ſchweren Früchte in den Brunnen hinunter. Doch bekam ich die Ohren für dieß Alles erſt ſpäter, als ich ſchlaflos in meinem Bette lag, denn ich und mein Freund blieben lange beiſammen und er theilte mir eine Menge Sagen

mit, die ſich an das Schloß knüpften. Beſonders eine ſcheint mir erhaltungswerth. Es ſteht im Hof ein ſteinerner Johannes, der ſich dadurch von allen übrigen Standbildern des vielverehrten Heiligen unterſcheidet, daß er bedeutungsvoll den Finger der rechten Hand auf den Mund gelegt hält; er war mir in ſeiner Niſche, trotz des wilden Ahorns, der ihn zur Hälfte verdeckte, keineswegs entgangen. Dieſer ſoll ſo zu Stande gekommen ſein. Eine ſchöne junge Dame, vom Grafen heimgeführt, zieht als Gebieterin ein und waltet des Amts der Schlüſſel etwas ſtrenger, als dem Geſinde, das bis dahin ſich ſelbſt überlaſſen war, lieb ſein kann. Sie wird eines Abends an's Fenſter gelockt, durch einen Brief, wie es heißt, den man mit dem rothen Siegel gegen die Scheiben drückt, und den ſie in Empfang nehmen will; wie ſie aber näher tritt, fällt ein Schuß, und wohl getroffen ſinkt ſie ihrem raſch und beſtürzt vom Familientiſch herbeiſpringenden Gatten todt in die Arme. Der Verdacht haftet auf Jedermann und darum auf Keinem; viele Jahre ſpäter aber ſtirbt die Förſterin, welche die Wirthſchaft vor ihr geführt und nach ihr wieder übernommen hatte, und dieſe ordnet in ihrem Teſtament bei Strafe der Enterbung die Errichtung der räthſelhaften Statue mit dem Attribut des Schweigens an, denn der heilige Johannes habe ihr ſein Wort gehalten und ſie wolle ihm auch das ihrige nicht brechen. Bevor wir auseinander gingen, ver-

traute mein Freund mir noch, daß er mich aus einem ganz beſondern Grunde gerade jetzt auf ſein Schloß citirt habe, und holte mit geheimnißvollem Lächeln aus dem Hintergrund des Zimmers ein großes Bild hervor. Es war ein Familienſtück und, wie man auf den erſten Blick erkannte, aus alter, alter Zeit; um einen ernſten, geharniſchten Ritter und ſeine demüthig aus ſteifer Halskrauſe hervorſchauende Gemahlin gruppirte ſich eine anmuthige, zahlreiche Kinderſchaar. „Das ſind die Grafen von L—," ſagte mein Freund, „als das Gut von der Familie kam, haben ſie dieß Bild behalten; jetzt iſt die letzte Enkelin geſtorben und dieſe hat es mir unter der Bedingung vermacht, daß ich es in der Gruft aufhängen laſſe. Das ſoll nun geſchehen und Sie werden nicht ungern dabei ſein!" Damit verabſchiedete er mich, folgte mir aber faſt auf dem Fuß nach und legte ein Piſtol neben mein Waſſerglas. „Geniren Sie ſich ja nicht, Gebrauch davon zu machen," rief er mir zu, „wenn Sie ungebetenen Beſuch erhalten ſollten, der Gaſt wird ſich auch nicht geniren. Drei Stunden von hier hat man zu Mittag eine ganze Tiſchgeſellſchaft überfallen, und ſich zum Andenken nicht bloß die ſilbernen Löffel ſondern auch einige Ohren mitgenommen, und ich habe einen Brief vom benachbarten Poſtamt vorgefunden, worin ich aufgefordert werde, eine für mich eingelaufene Summe Geldes in Perſon zu erheben, weil man das Riſiko des Schickens

nicht mehr übernehmen könne. Wir ſind an der ungariſchen Grenze.“ Ich konnte nicht ſchlafen, doch nicht die Räuber des Bakonier-Waldes ſtörten mich in der Ruhe, ſondern das Bild mit den friſchen, rothwangigen Kindern, die auf der Tafel des Malers noch gaukelten wie Schmetterlinge im Sonnenſchein, und die doch ſeit Jahrhunderten ſchon Staub und Aſche waren und in meiner nächſten Nähe ſchlummerten. Ich horchte auf Nußbaum und Brunnen und ihr ſeltſames Zwiegeſpräch, ich dachte des humoriſtiſchen Fürſten S., der mir tauſendmal auseinanderſetzte, daß das Recht der Nothwehr nach den neueſten Principien der Juriſten erſt eintrete, wenn Einem die Gedärme bereits um die Kniee ſchlotterten und wenn man einen Zeugen darüber habe, aber nichts wollte helfen. Eine Beinkammer oder Schädelſtätte hat nie etwas Schreckliches für mich gehabt; der dürre Knochen, der nackte Todtenkopf, ſtehen dem Stein ſchon viel zu nah, um mich noch lebhaft an den Menſchen, dem ſie einſt angehörten, zu erinnern. Aber eine Gemäldegallerie, beſonders wenn ſie eine reiche Porträtſammlung hat, kann durch den auf der Leinwand feſtgehaltenen ſchalkhaften Augenſtrahl und das mir von längſt verblichenen Wangen entgegenflatternde Lächeln wahre Geſpenſterſchauer in mir erwecken. Mit einer Waffe, deren ich nicht bedurfte, war ich verſehen, aber an Schwefelhölzern fehlte es mir, und da man leider nicht Young zu ſein braucht,

um Nachtgedanken zu haben, und dieſe, je länger man ſie gewähren läßt, um ſo finſterer zu werden pflegen, ſo entſchloß ich mich zuletzt zu einem eigenthümlichen Mittel, um mir wenigſtens Licht zu verſchaffen. Ich wußte, daß in der Kapelle die ewige Lampe brannte und ich dachte, daß ich als Ketzer mich ihrer wohl im Nothfall zu einem profanen Zweck bedienen dürfte, ich ergriff daher meine Kerze und taſtete mich nach dem Zwiſchenſaal hinüber. Von dort leitete mich der ſchwach durch die gebrochene Thür dringende Schimmer ſicher zur Treppe, und bald ſtand ich vor dem Altar und entzündete meine weltliche Flamme an der heiligen, die dort der Mater dolorosa loderte und ſie ſpärlich beleuchtete. Nun ſah ich mich flüchtig um, denn ich hatte die Kapelle, da ſie von außen verſchloſſen war, noch nicht betreten. Sie war klein und eng, vergitterte Schränke waren an den Wänden aufgeſtellt, aus denen ſtaubige Marien-Kronen, zerfetzte Prieſtermützen, verbogene Kelche und ähnliche Reliquien vorſchauten, zu meinen Füßen befand ſich eine koloſſale ſteinerne Fallthüre, die faſt ein Drittheil des geſammten Raums einnahm und ohne Zweifel in's Gruftgewölbe hinab führte. Ich eilte in mein Bett zurück und ſchlief nun ſehr bald ein, verkehrte aber im Traum mit lauter Todten, mit einem Spielgefährten der früheſten Kindheit, mit der erſten Jugendgeliebten u. ſ. w. Der Morgen war wunderbar ſchön, mein Freund gab wegen der

Eröffnung des Grabes die nöthigen Befehle, dann ſetzten wir uns in den Wagen, um die Umgebung zu beſehen. Welch eine Baum- und Wälderpracht, welches Farbenſpiel, welche Luft! In der Nähe Römergräber, reich an Münzen aus der Kaiſerzeit, die Riegersburg, die man in ihrem Trotz architektoniſch die unvergängliche nennen mögte, wie ſie militäriſch die unüberwindliche iſt, Gleichenberg mit ſeiner Heilquelle u. ſ. w. Erſt ſpät kamen wir heim, und wie wir bei vortefflichem Wein unſere fetten Rebhühner verzehrten, erfuhr ich von meinem in allen Gebieten bis auf's kleinſte Detail unterrichteten Freunde einen neuen humanen Zug, durch den der Menſch ſeinen ſtummen Mitbrüdern auf gewohnte Art ſeine Liebe beweist; das Rebhuhn wird nämlich nicht abgeſtochen, ſondern abgefedert, indem die Köchin ihm an einer beſtimmten, durch die Tradition der Jahrhunderte ein für alle Mal feſtgeſetzten Stelle eine ſtarke Feder aus dem eigenen Leibe reißt und ihm mit dieſer den Hals durchſticht. Aber welch' eine Ueberraſchung ſtand uns am nächſten, zum Aufhängen des Bildes anberaumten Morgen bevor! Die Eröffnung des Gruftgewölbes hatte während unſerer Abweſenheit ſtattgefunden und war ſogar viel leichter vor ſich gegangen, als man zu hoffen gewagt hatte. Allein, was hatte man entdeckt! Statt der langen Reihe von kupfernen und bleiernen Särgen mit Silberſchilden und Trophäen, wie ſie

im Laufe von wenigſtens drei Jahrhunderten hinab geſenkt worden waren, einen wüſten Haufen von Todtenſchädeln und Gebeinen, unordentlicher herumgeſät, wie die aufgepflügten Ueberbleibſel der Thiere auf einem Ackerfeld. Ein ſchauerliches Verbrechen lag vor: Gräberſchändung und Todtenberaubung im ſcheußlichſten Grade, aber es konnte eben ſo gut vor fünfzig wie vor fünf Jahren verübt ſein, und nur dies ſtand feſt, daß die Miſſethäter viel Zeit gehabt haben und vor Störung ſehr ſicher geweſen ſein mußten. Wir gingen in die Kapelle und ſchauten in den Schlund hinab; es war ein grauenvoller Anblick. Mein Freund ſagte: „Es thut mir leid um Sie, nun müſſen wir uns, wenigſtens einſtweilen, begnügen, das Bild vor dem Altar aufzuſtellen. Später werde ich die entweihten Reſte meiner Vorgänger noch einmal feierlich beſtatten laſſen und mein eigenes Lager über dem ihrigen aufſchlagen.“ Dabei lächelte er ſeltſam und reichte mir ein altes, vergilbtes, mit ſtolzen Siegeln verſehenes Dokument. Es war die Stiftungsurkunde des Erbauers, des Ahnherrn, dem nun ſein ganzes Geſchlecht in die ewige Nacht gefolgt war, und der in rührenden Worten die zuverſichtliche Hoffnung ausſprach, daß er „in dieſem ſeinem lieben Schlafkämmerlein ruhig und ungeſtört ſchlummern werde bis an den jüngſten Tag“.

Anmerkungen.

Zum „Schnock".

Der „Schnock" wurde zum ersten Male im Jahre 1850 veröffentlicht. — Das Büchlein hatte nachstehende Vorrede:

„Der Componist pflegt seinem Musikstück den Schlüssel vorzusetzen, damit ein Jeder auf den ersten Blick erkenne, aus welcher Tonart es geht. Das ist eine Gewohnheit, die vielleicht von anderen Künstlern nachgeahmt zu werden verdient, wenn auch nur, weil sie alle ungehörigen Erwartungen zum Voraus abschneiden würde.

Das kleine Büchlein, welches ich dem Leser jetzt in die Hand gebe, enthält ein niederländisches Gemälde. Wer Raphael und Michel Angelo nicht so lange vergessen kann, als er vor Teniers und Douw steht, der schleud're es augenblicklich an die Wand. Denn es will nur ergötzen, weiter Nichts.

Darum ist es aber gar nicht überbescheiden, gar nicht bis zur Selbst-Verläugnung demüthig. Es mögte sich neben Eulenspiegel, Katzenberger und Abraham Tonelli einen Platz erobern und würde überglücklich sein, wenn es seinen gegenwärtigen Prachtrock über kurz oder lang einmal abwerfen und sich auf Jahrmärkten und Kirchmessen in einem Bauernkittel von Fließpapier herum tummeln dürfte.

Uebrigens wurde es nicht erst jetzt, sondern bereits im Jahre 1837, und zwar zu München während der unheimlichen Cholera-Zeit, geschrieben. Es wurde damals von dem Meister des Humors, dem alten Tieck, brieflich mit großer

Wärme begrüßt. Ich habe es jedoch, weil es zu üppig ausgefallen war, bei der Herausgabe auf ein Drittheil ſeines urſprünglichen Volumens reducirt und auch den Reſt mit Sorgfalt überarbeitet.

Die vorſtehende chronologiſche Bemerkung hat nicht den Zweck, dem Kritiker ein ungewöhnliches Maß von Nachſicht und Milde für mein Jugendwerk abzugewinnen; wenn ich es nicht mehr vertreten zu können glaubte, würde ich die Pflicht haben, es zu unterdrücken, und ſie erfüllen. Sie ſoll nur diejenigen meiner Freunde, die ſich für meine Entwickelung, als ſolche, intereſſiren, davon unterrichten, daß der Schnock ein Vorläufer, nicht ein Nachfolger meiner übrigen Arbeiten iſt."

Zu den „Erzählungen und Novellen".

Unter dieſem Titel waren im Jahre 1855 die Stücke: Matteo, Herr Haidvogel und ſeine Familie, Anna, Pauls merkwürdigſte Nacht, Die Kuh, Der Schneidermeiſter Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd, Eine Nacht im Jägerhauſe, geſammelt veröffentlicht worden. Schon früher waren dieſe Erzählungen in Zeitſchriften zum erſten Male gedruckt. — Das Märchen: „Der Rubin" und das Fragment: „Die beiden Vagabunden", beide ebenfalls in Zeitſchriften gedruckt, hatte der Dichter aus der Sammlung ausgeſchieden. Dem Herausgeber ſchien die Aufnahme des Märchens in die Geſammt-Ausgabe der Schriften Hebbels, der Vergleichung wegen, wünſchenswerth, die ſich zwiſchen der epiſchen und nachträglich dramatiſchen Behandlung der Erfindung von ſelbſt ergibt. Das genannte Fragment ſteht im Detail nicht hinter den übrigen Erzählungen Hebbel's zurück, wenn es auch eine ungebührlich breite Anlage zeigt. Aber gerade als Gegenſatz

zu der lakoniſchen Kürze derſelben, wird dieſe Beigabe Denjenigen nicht unwillkommen ſein, welche ein vollſtändiges Bild des Dichters begehren.

Unter den Papieren Hebbel's fand der Herausgeber ein Vorwort, das den „Schnock“ und die Erzählungen einleiten ſollte, als Hebbel im Jahre 1844 daran dachte, dieſe Productionen in einem Buche zu veröffentlichen. Das bisher nicht gedruckte Vorwort lautet:

„Die erzählenden Dichtungen, die hier erſcheinen, ſind ſämmtlich vor längerer Zeit, zum Theil vor acht bis neun Jahren, geſchrieben worden. Ich bemerke dies nicht, um die Kritik nachſichtig gegen ſie zu ſtimmen, denn künſtleriſche Productionen können der Nachſicht nie zugleich würdig und bedürftig ſein, und wer wird veröffentlichen, was er nicht vertreten zu können glaubt. Ich bemerke es nur, damit ein zurückgelegtes Stadium meiner ſchriftſtelleriſchen Entwickelung nicht für ein erſt zurück zu legendes gehalten werden möge. Wenn ich übrigens Novellen im alten Styl bringe, ſolche, die durchaus nur auf die neue, unerhörte Begebenheit und das aus dieſer entſpringende neue, unerhörte Verhältniß des Menſchen zu Leben und Welt gebaut ſind, ſtatt auf Herzens- und Geiſtes-Zerfaſerungen, ſo ſehe man hierin die thatſächliche Darlegung meiner Ueberzeugung, daß die Novelle keinen Fortſchritt machte, als ſie, ſich ſcheinbar erweiternd, den geſchloſſenen Ring ihrer Form durchbrach und ſich wieder in ihre Elemente auflöſte. Die Kunſtformen ſind Organismen, wie die Lebensformen, ſie können, wie in der phyſiſchen Welt mit der Umbildung des Erdkörpers ganze Geſchlechter der Lebendigen ausſterben, allerdings aufhören, dem Schöpfungs- und Schönheits-Bedürfniß der Zeiten zu entſprechen, aber ſie können nicht ohne Lebensgefahr verengert oder auseinandergezerrt werden, denn in keinem Organismus tritt, dem ihn ablöſenden Höheren gegenüber, in dem der Lebens- und Werde-Proceß fortgeſetzt und geſteigert werden ſoll, der Sätti-

gungs- und Indifferenz-Punkt ohne innere Nothwendigkeit ein, wenn man freilich auch in jedem noch eine Seite aufzeigen kann, die, den Thier-Ansätzen in der Pflanze ähnlich, weiter zu deuten scheint. Diese Erklärung entschuldige die principielle Verworrenheit der Zeit, die es zuläßt, daß ein und derselbe Kopf wegen einer und derselben Hervorbringung hier gekrönt und dort abgeschlagen wird. Sie will Niemand in seiner Methode stören, sie will nur die eigene motiviren.

Paris, den 14. Juli 1844.

Friedrich Hebbel."

Zu den „Reiseeindrücken".

Die Briefe aus Agram, Berlin und Hamburg, sowie die Skizze, welche den neunten Band abschließt, waren, wie übrigens der Leser selbst wahrnehmen muß, für Journale bestimmt, wo sie auch zuerst erschienen sind.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

F. Hebbel's

sämmtliche Werke.

Friedrich Hebbel's

sämmtliche Werke.

Zehnter Band.

10

Zur Theorie der Kunst. — Charakteristiken.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1867.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
16 APR. 1932
OF OXFORD

Inhalt.

Zur Theorie der Kunst. Seite

Mein Wort über das Drama (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1843) 3

Vorwort zur „Maria Magdalena“ (1844) 55

Ueber den Styl des Dramas (Rötscher's Jahrbücher für dramatische Kunst und Literatur, 1847) 94

Wie verhalten sich im Dichter Kraft und Erkenntniß zu einander (Rötscher's Jahrbücher für dramatische Kunst und Literatur, 1847) 106

Das Komma im Frack (Kolatschek's Stimmen der Zeit, 1858) 114

Abfertigung eines aesthetischen Kannegießers (der „Julia“ angeschlossen, 1851) 120

Kritische Schriften von Ludwig Tieck (Wiener Reichszeitung, 1849) 153

Zur Anthologien-Literatur (Wiener Zeitung, 1854) . . 160

Seite

Ludovico. Eine Tragödie in fünf Acten von Maſſinger (Wiener Lloyd, 1848) 171

Struenſee. Eine Betrachtung über den Stoff (Wiener Reichszeitung, 1849) 189

Charakteriſtiken.

Schiller und Körner (Wiener Jahrbücher, 1848) . . . 209

Ludwig Holberg (Wiener Zeitung, 1857) 364

Bogumil Goltz und ſein Buch der Kindheit (Wiener Wanderer, 1852) 384

Vorwort.

Die in den vermischten Schriften enthaltenen Aufsätze werden hier zum ersten Male gesammelt veröffentlicht. Der größte Theil derselben war in Zeitschriften gedruckt, ein einziger Aufsatz für sich als Broschüre erschienen und zwei Aufsätze hatte Hebbel den Einzelausgaben zweier Dramen vorausgeschickt.

Das Sammeln dieser Aufsätze war nicht leicht. Nur ein Drittheil derselben lag in einer vom Dichter selbst besorgten Auswahl vor, welche er im Anfang der fünfziger Jahre herauszugeben beabsichtigte. Daß ich mich nicht ausschließlich an diese Auswahl halten konnte, leuchtet ein. Denn was Hebbel damals, aus den verschiedensten Gründen, vorläufig unberücksichtigt ließ, das würde er wahrscheinlich zu anderer Zeit wieder hervorgeholt haben, jedenfalls Manches davon, z. B. die eingehende Abhandlung über den Schiller-Körner-Briefwechsel. Auch sind seit jenem Moment eine Reihe neuer Monographien und Kritiken aus Hebbels Feder hinzugekommen, darunter ausgezeichnete Arbeiten, wie die über Holberg von Prutz, den Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Müller, das Bodenstedt'sche Buch: Shakespeare's Zeitgenossen und ihre Werke, u. m. a. Viele Aufsätze mußte ich in Jahrbüchern, Monatsschriften und Tagesblättern aufsuchen, da ich ungefähr wußte, wo und wann ästhetische und kritische

Arbeiten Hebbels gedruckt worden. Nur für eine kleine Anzahl derselben bot mir ein vom Dichter selbst entworfenes Verzeichniß eine sichere Handhabe zu ihrer Auffindung. Bei denjenigen, die ich aus den betreffenden Zeitschriften zog, oder die in Abdrücken bereits vorlagen, konnte ich bestimmt angeben, an welchem Orte und in welchem Jahre sie Hebbel zuerst veröffentlicht hatte, bei anderen, die ich in Abschrift unter Hebbels Papieren fand, konnte ich dieß mit Zuhilfenahme der Tagebücher und Briefe Hebbels feststellen, während ich bei einigen der copirten Aufsätze darüber im Zweifel blieb oder jedes Anhaltspunktes ermangelte.

Die Frage: was ist in der Gesammt-Ausgabe von den Aufsätzen zu bringen, was ist auszuscheiden? erregte mir keine großen Bedenken. Denn nur ein verschwindend geringer Theil fiel unter die Kategorie des Werthlosen, für den Tag Berechneten. Hebbel setzte in den meisten Fällen, wenn er kritisch thätig war, seine ganze Kraft ein und den vollen Ernst seiner Natur, wie bei dichterischen Productionen, die ihm freilich in dem Grade frisch und munter von der Hand gingen, als ihm kritische Arbeiten schwere Anstrengung verursachten. Den Cultus der Papierschnitzel hat schon deshalb Niemand zu befürchten, der Hebbels vermischte Schriften aufschlägt, weil es bei diesem Autor an Material dafür vollends gebricht. Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgehen, daß die Prosa Hebbels nur im Vorwort zur Maria Magdalena und hie und da in dem Aufsatz: Mein Wort über das Drama, sich in lang ausgesponnenen, durch Zwischensätze verwickelten Perioden bewegt, und daß dagegen die übrigen Stücke der Sammlung ein durchaus edles, künstlerisch gegliedertes und energisches Gefüge der Sprache aufweisen. Ebenso wird das feinere Auge wahrnehmen, daß sich in den Aufsätzen aus den vierziger Jahren, der Epoche des Kampfes, den der Dichter mit und in sich selber wie gegen die herrschenden

Tendenzen des Tages kämpfte, ein Ungestüm bemerkbar macht, ein herber Unwille, der in den späteren Aufsätzen verschwindet, weil die nun gewonnene geistige Freiheit und Abgeschlossenheit mit bitteren und verbitterten Stimmungen unverträglich sind.

Die Zusammenstellung ist keine chronologische und konnte es nicht sein. Eine solche würde des Charakters der Einheit entbehrt und jede Uebersicht verwischt haben. Mein Hauptaugenmerk war auf eine Anordnung nach Gattungen gerichtet, wobei es mir auf die hervortretenden Grundzüge vor Allem ankam.

Unter die Rubrik: Zur Theorie der Kunst habe ich alle jene Aufsätze gereiht, welche Hebbels allgemeine Anschauungen vom Wesen und Zweck der Kunst vorzugsweise ausdrücken. Bei den Aufsätzen: Mein Wort über das Drama, Vorwort zur Maria Magdalena, Ueber den Styl des Dramas, Wie verhalten sich im Dichter Kraft und Erkenntniß zu einander, Das Komma im Frack, konnte nicht zweifelhaft sein, ob sie in die genannte Rubrik passen. Denn wenn irgendwo in den kritischen Arbeiten des Dichters sein ästhetisches Glaubensbekenntniß sich deutlich ausgeprägt hat, so ist es dort geschehen. Weniger deutlich zeigt sich dieß bei den übrigen dahin gehörigen Aufsätzen. Ich gestatte mir daher in Betreff ihrer einige Andeutungen. Die Abfertigung eines ästhetischen Kannegießers ist allerdings polemischer und persönlicher Natur. Gleichwohl ist der Kern dieser Abwehr eine Darlegung der Gesetze der dichterischen Thätigkeit, und eine derartige Darlegung steht denn doch mit der Theorie der Kunst, wie sie Hebbel auffaßt, in enger Beziehung. In den beiden Aufsätzen: Kritische Schriften von Ludwig Tieck, Zur Anthologien-Literatur, bilden die Entwicklungen über den poetischen Schöpfungsproceß den Mittelpunkt und sind die Urtheile über die Bücher zu beiläufigen Erörterungen

herabgesunken. Am Schlusse des ersten der eben citirten Aufsätze wird dieser Gesichtspunkt sogar von Hebbel selbst hervorgehoben. In dem Aufsatz Ludovico ist das Trauerspiel von Massinger der dem Dichter willkommene Anlaß, die Geheimnisse der dramatischen Composition überhaupt zu beleuchten und das Drama Herodes und Mariamne, das sich in ihm regte, in seinen Motiven und in seinem Aufbau zu schildern. Struensee endlich giebt Hebbel Gelegenheit, an dem Stoffe zu einem Trauerspiel den Lebensnerv zu prüfen und den Abriß eines Gebäudes zu zeichnen, das er aufzuführen im Sinne hatte. Das Alles aber gehört zur Theorie der Kunst.

In die Rubrik: Charakteristiken habe ich jene Aufsätze gegeben, bei denen das Charakterisiren des Gegenstandes sichtlicht vorherrscht, wenn auch allgemeine Entwicklungen, die oft damit verknüpft sind, an die Arbeiten: Zur Theorie der Kunst erinnern. Die in diesem Bande vorkommenden Aufsätze: Schiller und Körner, Ludwig Holberg, Bogumil Goltz und sein Buch der Kindheit können die entscheidenden Merkmale der Charakteristik nicht verläugnen. Desgleichen nicht die des zweiten Bandes der vermischten Schriften: Feuchtersleben, Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Müller, Ein Selbstporträt von Carl Gutzkow, Geschichte des 19. Jahrhunderts von Gervinus, Fallmerayer's gesammelte Schriften. Die polemischen Aufsätze jedoch über Bodenstedt's Buch: Shakespear's Zeitgenossen und ihre Werke, welche den nächsten Band eröffnen, scheinen auf den ersten Blick den Platz neben der Polemik gegen Julian Schmidt zu begehren. Aber bei näherer Betrachtung wird der einsichtige Leser einräumen, daß das Gewicht jener streitbaren Aufsätze auf die charakterisirende Darstellung Shakespear's und seiner Zeitgenossen fällt. Auch verwehrte übrigens die Wichtigkeit des beurtheilten Gegenstandes, nämlich Shakespeare's, das Einord-

nen der bezüglichen Aufsätze in die Rubrik: Zur Theorie der Kunst. Der nämliche Grund war mir maßgebend, als ich der Kritik über Kleist's Prinzen von Homburg, die ebenfalls im nächsten Bande erscheinen wird, unter den Recensionen dramatischer Werke eine Stelle anwies, anstatt neben dem Ludovico, da das Kleist'sche Stück ein künstlerischer Organismus ist, den Hebbel als solchen bewunderte, indeß das Massinger'sche Stück ihn nicht als Kunstwerk beschäftigte, das er decomponirt hätte, sondern bloß als Folie, von der sich seine Skizze zu Herodes und Mariamne abheben sollte.

Für die Vertheilung der unter der Rubrik: Kritiken im folgenden Bande enthaltenen Aufsätze ergab sich die Anordnung von selbst.

Der Aufsatz über den Schiller-Körner-Briefwechsel hat eine ungebührlich große Ausdehnung durch die vielen Citate von Briefstellen, die in ihn verwebt sind. Daß ich diese Auszüge nicht verringert habe, wird mir wohl Niemand vorwerfen, da sie mit dem Gedankengange des Aufsatzes unauflöslich verbunden sind. — In dem Aufsatze: Zur Anthologien-Literatur, S. 168, Z. 19 v. o. ist die aus der Charakteristik Feuchtersleben's, welche der Band XI bringen wird, entnommene Stelle über Heinrich Heine eingeschaltet, was ich zur Vermeidung von Mißverständnissen bemerke.

Wien, October 1867.

Emil Kuh.

Zur Theorie der Kunst.

Mein Wort über das Drama!

Eine Erwiderung an Profeſſor Heiberg in Kopenhagen.

1843.

Die Kunſt hat es mit dem Leben, dem innern und äußern, zu thun, und man kann wohl ſagen, daß ſie beides zugleich darſtellt, ſeine reinſte Form und ſeinen höchſten Gehalt. Die Hauptgattungen der Kunſt und ihre Geſetze ergeben ſich unmittelbar aus der Verſchiedenheit der Elemente, die ſie im jedesmaligen Fall aus dem Leben herausnimmt und verarbeitet. Das Leben erſcheint aber in zwiefacher Geſtalt, als Sein und als Werden, und die Kunſt löſt ihre Aufgabe am vollkommenſten, wenn ſie ſich zwiſchen beiden gemeſſen in der Schwebe erhält. Nur ſo verſichert ſie ſich der Gegenwart, wie der Zukunft, die ihr gleich wichtig ſein müſſen, nur ſo wird ſie, was ſie werden ſoll, Leben im Leben; denn das Zuſtändlich-Geſchloſſene erſtickt den ſchöpferiſchen Hauch, ohne den ſie wirkungslos bliebe, und das Embryoniſch-Aufzuckende ſchließt die Form aus.

Das Drama ſtellt den Lebensproceß an ſich dar. Und zwar nicht blos in dem Sinne, daß es uns das Leben in ſeiner ganzen Breite vorführt, was die epiſche Dichtung ſich ja wohl auch zu thun erlaubt, ſondern in dem Sinne, daß es uns das bedenkliche Verhältniß vergegenwärtigt, worin das aus dem urſprünglichen Nexus entlaſſene Individuum dem Ganzen, deſſen Theil es trotz ſeiner unbegreiflichen Freiheit noch immer geblieben iſt, gegenüber ſteht. Das Drama iſt demnach, wie es ſich für die höchſte Kunſtform ſchicken will, auf gleiche Weiſe an's Seiende, wie an's Werdende verwieſen: an's Seiende, indem es nicht müde werden darf, die ewige Wahrheit zu wiederholen, daß das Leben als Vereinzelung, die nicht Maaß zu halten weiß, die Schuld nicht bloß zufällig erzeugt, ſondern ſie nothwendig und weſentlich mit einſchließt und bedingt; an's Werdende, indem es an immer neuen Stoffen, wie die wandelnde Zeit und ihr Niederſchlag, die Geſchichte, ſie ihm entgegen bringt, darzuthun hat, daß der Menſch, wie die Dinge um ihn her ſich auch verändern mögen, ſeiner Natur und ſeinem Geſchick nach ewig derſelbe bleibt. Hiebei iſt nicht zu überſehen, daß die dramatiſche Schuld nicht, wie die chriſtliche Erbſünde, erſt aus der Richtung des menſchlichen Willens entſpringt, ſondern unmittelbar aus dem Willen ſelbſt, aus der ſtarren eigenmächtigen Ausdehnung des Ichs, hervorgeht, und daß es

daher dramatisch völlig gleichgültig ist, ob der Held an einer vortrefflichen oder einer verwerflichen Bestrebung scheitert.

Den Stoff des Dramas bilden Fabel und Charaktere. Von jener wollen wir hier absehen, denn sie ist, wenigstens bei den Neueren, ein untergeordnetes Moment geworden, wie Jeder, der etwa zweifelt, sich klar machen kann, wenn er ein Shakespear'sches Stück zur Hand nimmt, und sich fragt, was wohl den Dichter entzündet hat, die Geschichte oder die Menschen, die er auftreten läßt. Von der allergrößten Wichtigkeit dagegen ist die Behandlung der Charaktere. Diese dürfen in keinem Fall als fertige erscheinen, die nur noch allerlei Verhältnisse durch- und abspielen, und wohl äußerlich an Glück oder Unglück, nicht aber innerlich an Kern und Wesenhaftigkeit gewinnen und verlieren können. Dieß ist der Tod des Dramas, der Tod vor der Geburt. Nur dadurch, daß es uns veranschaulicht, wie das Individuum im Kampf zwischen seinem persönlichen und dem allgemeinen Weltwillen, der die That, den Ausdruck der Freiheit, immer durch die Begebenheit, den Ausdruck der Nothwendigkeit, modificirt und umgestaltet, seine Form und seinen Schwerpunkt gewinnt, und daß es uns so die Natur alles menschlichen Handelns klar macht, das beständig, so wie es ein inneres Motiv zu manifestiren sucht, zugleich ein widerstrebendes, auf Herstellung des

Gleichgewichts berechnetes äußeres entbindet — nur dadurch wird das Drama lebendig. Und obgleich die zu Grunde gelegte Idee, von der die hier vorausgesetzte Würde des Dramas und sein Werth abhängt, den Ring abgiebt, innerhalb dessen sich Alles planetarisch regen und bewegen muß, so hat der Dichter doch im gehörigen Sinn und unbeschadet der wahren Einheit, für Vervielfältigung der Interessen, oder richtiger, für Vergegenwärtigung der Totalität des Lebens und der Welt zu sorgen, und sich wohl zu hüten, alle seine Charaktere, wie dies in den sogenannten lyrischen Stücken öfters geschieht, dem Centrum gleich nah zu stellen. Das vollkommenste Lebensbild entsteht dann, wenn der Hauptcharakter das für die Neben- und Gegencharaktere wird, was das Geschick, mit dem er ringt, für ihn ist, und wenn sich auf solche Weise Alles, bis zu den untersten Abstufungen herab, in, durch und mit einander entwickelt, bedingt und spiegelt.

Es fragt sich nun: in welchem Verhältniß steht das Drama zur Geschichte und in wie fern muß es historisch sein? Ich denke, so weit, als es dieses schon an und für sich ist, und als die Kunst für die höchste Geschichtschreibung gelten darf, indem sie die großartigsten und bedeutendsten Lebensprocesse gar nicht darstellen kann, ohne die entscheidenden historischen Krisen, welche sie hervorrufen und bedingen, die Auflockerung oder die allmälige

Verdichtung der religiösen und politischen Formen der Welt, als der Hauptleiter und Träger aller Bildung, mit einem Wort: die Atmosphäre der Zeiten zugleich mit zur Anschauung zu bringen. Die materielle Geschichte, die schon Napoleon die Fabel der Uebereinkunft nannte, dieser buntscheckige ungeheure Wust von zweifelhaften Thatsachen und einseitig oder gar nicht umrissenen Charakterbildern, wird früher oder später das menschliche Fassungsvermögen übersteigen, und das neuere Drama, besonders das Shakespear'sche, und nicht bloß das vorzugsweise historisch genannte, sondern das ganze, könnte auf diesem Wege zur entfernteren Nachwelt ganz von selbst in dieselbe Stellung kommen, worin das antike zu uns steht. Dann, eher wohl nicht, wird man aufhören, mit beschränktem Sinn nach einer gemeinen Identität zwischen Kunst und Geschichte zu forschen und gegebene und verarbeitete Situationen und Charaktere ängstlich miteinander zu vergleichen, denn man hat einsehen gelernt, daß dabei ja doch nur die fast gleichgültige Uebereinstimmung zwischen dem ersten und zweiten Portrait, nicht aber die zwischen Bild und Wahrheit überhaupt, herausgebracht werden kann, und man hat erkannt, daß das Drama nicht bloß in seiner Totalität, wo es sich von selbst versteht, sondern daß es schon in jedem seiner Elemente symbolisch ist und als symbolisch betrachtet werden muß, eben so wie der

Maler die Farben, durch die er ſeinen Figuren rothe Wangen und blaue Augen giebt, nicht aus wirklichem Menſchenblut heraus deſtillirt, ſondern ſich ruhig und unangefochten des Zinobers und des Indigos bedient.

Aber der Inhalt des Lebens iſt unerſchöpflich und das Medium der Kunſt iſt begränzt. Das Leben kennt keinen Abſchluß, der Faden, an dem es die Erſcheinungen abſpinnt, zieht ſich in's Unendliche hin, die Kunſt dagegen muß abſchließen, ſie muß den Faden, ſo gut es geht, zum Kreis zuſammen knüpfen, und dies iſt der Punkt, den Goethe allein im Auge haben konnte, als er ausſprach, daß alle ihre Formen etwas Unwahres mit ſich führten. Dieß Unwahre läßt ſich freilich ſchon im Leben ſelbſt aufzeigen, denn auch dieſes bietet keine einzige Form dar, worin alle ſeine Elemente gleichmäßig aufgehen; es kann den vollkommenſten Mann z. B. nicht bilden, ohne ihm die Vorzüge vorzuenthalten, die das vollkommenſte Weib ausmachen, und die beiden Eimer im Brunnen, wovon immer nur einer voll ſein kann, ſind das bezeichnendſte Symbol aller Schöpfung. Viel ſchlimmer und bedenklicher jedoch, als im Leben, wo das Ganze ſtets für das Einzelne eintritt und entſchädigt, ſtellt ſich dieſer Grundmangel in der Kunſt heraus, und zwar deshalb, weil hier der *Bruch* auf der einen Seite durchaus durch einen *Ueberſchuß* auf der andern gedeckt werden muß.

Ich will den Gedanken erläutern, indem ich die Anwendung auf's Drama mache. Die vorzüglichsten Dramen aller Literaturen zeigen uns, daß der Dichter den unsichtbaren Ring, innerhalb dessen das von ihm aufgestellte Lebensbild sich bewegt, oft nur dadurch zusammen fügen konnte, daß er einem oder einigen der Hauptcharaktere ein das Maaß des Wirklichen bei weitem überschreitendes Welt- und Selbstbewußtsein verlieh. Ich will die Alten unangeführt lassen, denn ihre Behandlung der Charaktere war eine andere, ich will nur an Shakespeare, und mit Uebergehung des vielleicht zu schlagenden Hamlet, an die Monologe im Macbeth und im Richard, so wie an den Bastard im König Johann, erinnern. Man hat, nebenbei sei es bemerkt, bei Shakespeare in diesem offenbaren Gebrechen zuweilen schon eine Tugend, einen besonderen Vorzug erblicken wollen (sogar Hegel in seiner Aesthetik) statt sich an dem Nachweis zu begnügen, daß dasselbe nicht im Dichter, sondern in der Kunst selbst seinen Grund habe. Was sich aber solchemnach bei den größten Dramatikern als durchgehender Zug in ganzen Charakteren findet, das wird auch oft im Einzelnen, in den culminirenden Momenten, angetroffen, indem das Wort neben der That einhergeht, oder ihr wohl gar voraneilt, und dies ist es, um ein höchst wichtiges Resultat zu ziehen, was die bewußte Darstellung in der Kunst von der unbewußten im

Leben unterſcheidet, daß jene, wenn ſie ihre Wirkung nicht verfehlen will, ſcharfe und ganze Umriſſe bringen muß, während dieſe, die ihre Beglaubigung nicht erſt zu erringen braucht, und der es am Ende gleichgültig ſein darf, ob und wie ſie verſtanden wird, ſich an halben, am Ach und O, an einer Miene, einer Bewegung, genügen laſſen mag. Goethes Ausſpruch, der an das gefährlichſte Geheimniß der Kunſt zu ticken wagte, iſt oft nachgeſprochen, aber meiſtens nur auf das, was man äußerlich Form nennt, bezogen worden. Der Knabe ſieht im tiefſinnigſten Bibelvers nur ſeine guten Bekannten, die vierundzwanzig Buchſtaben, durch die er ausgedrückt ward.

Das deutſche Drama ſcheint einen neuen Aufflug zu nehmen. Welche Aufgabe hat es jetzt zu löſen? Die Frage könnte befremden, denn die zunächſt liegende Antwort muß allerdings lauten: dieſelbe, die das Drama zu allen Zeiten zu löſen hatte. Aber man kann weiter fragen: ſoll es in die Gegenwart hineingreifen? ſoll es ſich nach der Vergangenheit zurück wenden? oder ſoll es ſich um keine von beiden bekümmern, d. h. ſoll es ſocial, hiſtoriſch oder philoſophiſch ſein? Reſpectable Talente haben dieſe drei verſchiedenen Richtungen ſchon eingeſchlagen. Das ſociale Thema hat Gutzkow aufgenommen. Vier ſeiner Stücke liegen vor und ſie machen in ihrer Geſammtheit einen befriedigenderen Eindruck, als einzeln, ſie ſind offenbar Correlate, die den geſellſchaftlichen

Zuſtand mit ſcharfen, ſchneidenden Lichtern in ſeinen Höhen und Niederungen beleuchten. Richard Savage zeigt, was eine Galanterie bedeutet, wenn ſie zugleich mit der Natur und der Rückſicht auf's Decorum ſchließt; je grauſamer, um ſo beſſer; es war nicht recht, daß der Verfaſſer den urſprünglichen Schluß veränderte, denn gerade darin lag das Tragiſche, daß ſo wenig die Lady, als Richard über ihr näheres Verhältniß zu einander klar werden konnte. Werner genügt am wenigſten; er ſcheint mehr aus einem Gefühl, als aus einer Idee hervorgegangen zu ſein. Patkul hat gerade darin ſeine Stärke, worin man ſeine Schwäche ſuchen könnte, im Charakter und in der Situation des Kurfürſten; er zeigt, wer an einem Hof die unabhängigſte Perſon iſt, und es gilt gleich, ob die Zeichnung auf Auguſt den Starken paßt oder nicht. Die Schule der Reichen lehrt, daß die Extreme von Glück und Unglück in ihrer Wirkung auf den Menſchen zuſammen fallen. — Andere haben ſich dem hiſtoriſchen Drama zugewandt. Ich glaube nun, und habe es oben ausgeführt, daß der wahre hiſtoriſche Charakter des Dramas niemals im Stoff liegt und daß ein reines Phantaſiegebilde, ſelbſt ein Liebesgemälde, wenn nur der Geiſt des Lebens in ihm weht, und es für die Nachwelt, die nicht wiſſen will, wie unſere Großväter ſich in unſern Köpfen abgebildet haben, ſondern wie wir ſelbſt beſchaffen waren, friſch erhält, ſehr hiſtoriſch ſein kann. Ich

will hiemit keineswegs sagen, daß die Poeten ihre dramatischen Dichtungen aus der Luft greifen sollen; im Gegentheil, wenn ihnen die Geschichte oder die Sage einen Anhaltspunkt darbietet, so sollen sie ihn nicht in lächerlichem Erfindungsdünkel verschmähen, sondern ihn dankbar benutzen. Ich will nur den weitverbreiteten Wahn, als ob der Dichter etwas Anderes geben könne, als sich selbst, als seinen eigenen Lebensproceß, bestreiten; er kann es nicht und hat es auch nicht nöthig, denn wenn er wahrhaft lebt, wenn er sich nicht klein und eigensinnig in sein dürftiges Ich verkriecht, sondern durchströmt wird von den unsichtbaren Elementen, die zu allen Zeiten im Fluß sind und neue Formen und Gestalten vorbereiten, so darf er dem Zug seines Geistes getrost folgen und kann gewiß sein, daß er in seinen Bedürfnissen die Bedürfnisse der Welt, in seinen Phantasien die Bilder der Zukunft ausspricht, womit es sich freilich sehr wohl verträgt, daß er sich in die Kämpfe, die eben auf der Straße vorfallen, nicht persönlich mischt. Die Geschichte ist für den Dichter ein Vehikel zur Verkörperung seiner Anschauungen und Ideen, nicht aber ist umgekehrt der Dichter der Auferstehungsengel der Geschichte; und was die deutsche Geschichte speciell betrifft, so hat Wienbarg in seiner vortrefflichen Abhandlung über Uhland es mit großem Recht in Frage gestellt, ob sie auch nur Vehikel sein kann. Wer mich versteht, der wird finden, das Shakespeare

und Aeschylos meine Ansicht eher bestätigen, als widerlegen. — Auch philosophische Dramen liegen vor. Bei diesen kommt Alles darauf an, ob die Metaphysik aus dem Leben hervorgeht, oder ob das Leben aus der Metaphysik hervorgehen soll. In dem einen Fall wird etwas Gesundes, aber gerade keine neue Gattung entstehen, in dem andern ein Monstrum.

Nun ist noch ein Viertes möglich, ein Drama, das die hier charakterisirten verschiedenen Richtungen in sich vereinigt und eben deshalb keine einzelne entschieden hervortreten läßt. Dieses Drama ist das Ziel meiner eigenen Bestrebungen, und wenn ich, was ich meine, durch meine Versuche selbst, durch die Judith und die nächstens erscheinende Genoveva, nicht deutlich gemacht habe, so wäre es thörigt, mit abstracten Entwickelungen nachzuhelfen.

* * *

Professor Heiberg in Kopenhagen hat meinen vorstehenden, vor längerer Zeit im Morgenblatt erschienenen und jetzt, wie ich sehe, in's Dänische übertragenen Aufsatz: Ein Wort über das Drama, in Nr. 31. seines Intelligenzblatt's einer kritischen Beleuchtung unterzogen. Nicht diese Kritik selbst, nur der Zeitpunkt, in welchem Professor Heiberg damit hervortritt, kann mich zu einer Erwiderung veranlassen. In dem Augenblick, wo mir von der

Großmuth meines Königs zum Behuf meiner weiteren Entwickelung ein Reiseſtipendium ausgeſetzt worden iſt, muß ich es für meine Pflicht halten, die ſtarken Behauptungen, die ſich Profeſſor Heiberg in jener Kritik erlaubt, auf ihr Nichts zu reduciren. Zu jeder anderen Zeit würde ich dem hochgebildeten däniſchen Publikum, das ohne Zweifel den angegriffenen Aufſatz in Fädrelandet Nro. 1261 mit der Beleuchtung verglich, ehe es urtheilte, die Widerlegung ruhig anheim geſtellt haben. Ich kann nicht dringend genug bitten, dieſen alleinigen Beweggrund meines perſönlichen Hervortretens gehörig zu würdigen, und zu bedenken, daß ich jetzt zu dem mir gemachten Vorwurf eines „philoſophiſchen oder kritiſchen Banquerotts“ nicht ſtillſchweigen darf, obgleich meine Vertheidigung, wie ich wohl weiß, kaum etwas Anderes darthun kann, als daß ſie unnöthig war.

Zuerſt eine Erörterung, die nicht der wiſſenſchaftlichen Categorie angehört, die aber, wie ich faſt fürchte, auf die Stellung, die mein Gegner mir gegenüber angenommen hat, ein ganz eigenthümliches Licht werfen wird. Profeſſor Heiberg ſpricht über meine Judith, aber er ſpricht nicht über die Judith, die ich bei Hoffmann und Campe in Hamburg in den Druck gegeben habe und die der Kritik als Object vorliegt, er ſpricht über eine andere, über eine von mir für die Bühne abgeänderte Judith, die Manuſcript geblieben und Manuſcript zu bleiben beſtimmt iſt. Zur Kenntniß

dieſes Manuſcripts iſt er als Mit-Director des Kopenhagener Theaters gelangt, nicht ich habe daſſelbe der Theater-Direction vorgelegt, ſondern ein geiſtreicher däniſcher Schriftſteller, Herr P. L. Mœller, der mich um die Mittheilung erſuchte, und dem ich, da ich ihn achten und ſchätzen lernte, ſeinen Wunſch mit Vergnügen gewährte; wie konnte Profeſſor Heiberg ſich erlauben, ein Actenſtück, in deſſen zeitweiligen Beſitz er nur als Beamter kam, zu recenſiren? Leſſing macht es mit Recht zur moraliſchen Bedingung aller Kritik, die ſich nicht von vorn herein um den Credit bringen will, daß dem Kritiker von einem Autor nie mehr bekannt ſein dürfe, als das zu beſprechende Werk ſelbſt ihm verrathe; auf den Mißbrauch amtlicher Erfahrungen ſind ſogar angemeſſene Strafen geſetzt. Profeſſor Heiberg, um Alles, was zu ſeinen Gunſten ſpricht, hervor zu heben, konnte aus öffentlichen Blättern wiſſen, daß ich die Judith zum Zweck der Aufführung verändert habe, aber nur der Blick in das ihm anvertraute Manuſcript konnte ihn über das Wie, auf das er doch ſein ganzes Raiſonnement ſtützt, belehren. Ich begnüge mich, die einfache Thatſache anzuführen und enthalte mich jeder Bemerkung; das Urtheil über ein ſolches Verfahren ergiebt ſich von ſelbſt.

Profeſſor Heiberg ſtempelt die Abänderung meiner Judith zu einer äſthetiſchen Sünde. Er hat recht, es iſt eine Sünde, aber eine ſolche, die unter

gleichen Umſtänden jeder Dichter, Profeſſor Heiberg ſelbſt nicht ausgeſchloſſen, begehen wird. Ich fragte nicht etwa, mein corrumpirtes Manuſcript in der Hand, bei den Bühnen herum, ob irgend eine ſo gnädig ſein wolle, mein Erſtlingswerk in Scene zu ſetzen. Im Gegentheil, mir kam das erſte Theater Norddeutſchlands mit größter Bereitwilligkeit entgegen, bedeutende Künſtler drangen in mich, mein Drama bühnengerecht zu machen und ich war keineswegs gleich bereit, ihnen zu willfahren, ja auf die Haupt-Veränderung ließ ich mich bei der Aufführung in Berlin überall nicht ein, ſie wurde ohne mein Wiſſen von fremder Hand getroffen. Vielleicht hätte ich noch hartnäckiger ſein, vielleicht hätte ich mit Pathos ausrufen ſollen: Alles oder Nichts! Doch Profeſſor Heiberg wird als Theater-Director zu gut wiſſen, daß wenig Dichter in eine ähnliche Verſuchung geführt werden, um es nicht zu entſchuldigen, daß ich ihr halb erlag. Ohnehin wird ein Drama gedruckt und dadurch für Jedermann zugänglich gemacht. Die Bühnen, wenn ſie es für ihre Zwecke geeignet halten, fragen nicht lange, ob ſie durch ihre „Bearbeitung“ den darin veranſchaulichten Ideen zu nahe treten und den Dichter proſtituiren, ſie ſtreichen, ſetzen hinzu und führen auf. Nun wäre es doch ſeltſam, wenn jede dritte Perſon berechtigt ſein ſollte, mit einem Werk eine ſolche Procedur vorzunehmen, nur der Verfaſſer nicht.

Uebrigens wirft Professor Heiberg, indem er über die Manuscript gebliebene Judith spricht, beiläufig auch einen Blick auf die wirklich gedruckte. Er sagt, er wolle sie nicht kritisiren und kritisirt sie doch, denn er versichert, sie sei verwerflich, aber es sei nicht der Ort, das Warum zu entwickeln. Man sollte nun glauben, daß da, wo der Ort ist, ein Drama herabzusetzen, auch der Ort sein müsse, das Urtheil mit Gründen zu belegen. Doch mache ich diesen Einwurf nur im Allgemeinen, weil ich es verhüten mögte, daß die aus der Justiz mehr und mehr verschwindenden unmotivirten Richtersprüche in die Aesthetik übergehen, keineswegs aber, weil ich daran zweifle, daß Professor Heiberg Gründe hat. Er braucht sich nur an die von ihm schon in seinem Aufsatz roth angekreideten „Kraftstellen" zu halten und Grund und Zweck des Ganzen zu ignoriren, um zu einer uneingeschränkten Verdammung meines Werk's zu gelangen. Wie leicht ist nicht ein Holofernes in einer Zeit, wo es keine römische Imperatoren mehr giebt, die sich vergöttern lassen, lächerlich gemacht! Warum nach den vielleicht unter den rohsten Cynismen versteckten psychologischen Angeln fragen, worin dieser Character sich dreht! Warum gar über die behandelte Anekdote wegsehen und den Ideenhintergrund in's Auge fassen! Es wäre ja schlimm, wenn es sich fände, daß ein Dichter, der nach Professor Heiberg in seinem Raisonnement über die Kunst das Moment der Idee

übergangen haben soll, in seinem Drama nur Ideen, ja die absolute, die dem gesammten Geschichtsverlauf zu Grunde liegende höchste Idee, so weit das menschliche Bewußtsein sie bei Heiden und Juden erfaßt hatte, dargestellt hat! Ich würde zu Angriffen auf eine meiner dichterischen Productionen selbst dann schweigen, wenn Niemand, als der Angreifer sie kennte. Jetzt freilich, wo sich in Deutschland längst die competentesten Richter über mein Werk ausgesprochen haben, liegt in meinem Schweigen nichts Verdienstliches. Ich darf aber diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne Professor Heiberg für das Lob zu danken, das er dadurch über die Auffassungsweise meines Dramas ausgesprochen hat, daß er sie zu der allein möglichen, zu der objectiv mit dem Stoff selbst gegebenen erhöhte. Denn ein so glänzendes Lob liegt in seinem Tadel, daß ich mein Sujet bei der Umarbeitung, in welcher nämlich, wie die reale Bühne es verlangte, Judith wohl noch mit dem Kopf des Holofernes, nicht aber er mit ihrem Herzen davon geht, alles Safts und aller Kraft beraubt habe, indem eine Judith, die sich nicht persönlich aufopfere, keine Judith mehr sei, sondern eine Charlotte Corday. Er hat recht, durchaus recht, ein Weib, das eine so ungeheure That nicht noch vor dem Vollbringen bezahlt, das vorher nicht moralisch und sittlich eben dasselbe leidet, was sie ihrem Feind nachher physisch zufügt, ist Alles, nur

keine tragiſche Heldin. Es iſt ihm nur ein kleiner Irrthum mit untergelaufen, denn — die Judith der Bibel iſt eben Nichts, als eine Charlotte Corday, ein fanatiſch-liſtiges Ungeheuer, ſie ſingt und tanzt drei Tage lang um die Bundeslade und giebt ihren „lieben Brüdern“ in den Aufathmungs-Pauſen die Verſicherung, daß ſie von dem gräulichen Tyrannen keineswegs „verunreinigt“ worden ſei. Erſt meine Erfindung, erſt die furchtbare Situation am Schluß, daß ſie dem Ermordeten einen Sohn gebären und ſo nach dem alten Dictum: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut, den Muttermörder, alſo die Nemeſis, in ihrem eigenen Schooß tragen kann, hat ſie in den tragiſchen Kreis erhoben. Ich darf zweifeln, ob Profeſſor Heiberg mir das obige Zugeſtändniß gemacht haben würde, wenn er vorher das Buch Judith in der Bibel nachgeleſen hätte, er kann es mir daher nicht verdenken, wenn ich Beſchlag darauf lege.

Profeſſor Heiberg entwickelt hierauf ſeine Anſichten über das eigentliche Verhältniß des Dramas zum Theater. Ich könnte dieſen Abſchnitt ſeiner Abhandlung unberührt laſſen, da er ſich nicht perſönlich mit mir beſchäftigt, aber an und für ſich iſt der Gegenſtand zu wichtig, als daß ich nicht auch meine Bemerkungen daran knüpfen ſollte, und dann vermiſſe ich hier bei Profeſſor Heiberg das, was ich gerade bei ihm ſuchen durfte, da er ein ſo

außerordentliches Gewicht darauf zu legen ſcheint, den praktiſchen Blick. Ob es Deutſchland an der dramatiſchen Literatur fehlt und ob man ſchon deshalb kein Dramatiker ſein kann, weil man ein Deutſcher iſt, bleibe unerörtert; ich führe es nur an, um zu zeigen, daß Profeſſor Heiberg nicht bloß dann ſehr viel auf einmal behauptet, wenn er von mir als einzelnem Deutſchen redet, ſondern daß er ganz Deutſchland auf ähnliche Weiſe behandelt. So viel gebe ich zu, daß den deutſchen Dichtern, weil ſie ſich zu ſehr bemühen, alle innere Motive zu ergründen, eben deshalb der Effect, welcher Concentration und raſches Fortſchreiten verlangt, nicht ſelten entgeht, und daß das, was ſie durch die ſchärfere pſychologiſche Zeichnung bei ihren Leſern gewinnen, nicht jedesmal für das entſchädigt, was ſie durch das den Strom der Handlung aufhaltende immer neue Knotenknüpfen bei ihren Zuſchauern verlieren. Aber Profeſſor Heiberg würde doch vermuthlich in einige Verlegenheit gerathen, wenn ich ihn aufforderte, nachzuweiſen, wo denn ſeit 1770 größere dramatiſche Thaten verrichtet worden ſind, als in Deutſchland. Doch das iſt gleichgültig. Im Princip ſtimme ich mit ihm völlig überein. Die Trennung zwiſchen Drama und Theater iſt unnatürlich, ſie ſollte nicht ſein. Aber ſie iſt, und ſie wird ſchwerlich wieder beſeitigt, denn die Ideal-Bühne iſt nur einmal, bei den Griechen, wo das

Drama aus der Religion hervorging und in Stoff und Form heilig und geweiht war, verkörpert gewesen, das moderne Theater dagegen schwebte zu allen Zeiten mehr oder weniger in der Luft, da es sich wohl zuweilen zum National-Ausdruck erhob, aber nie im Sinne der Griechen ein National-Act wurde, noch werden konnte. Es war von jeher Unterhaltungsmittel, Zeitvertreib. Wer es nicht zugeben will, der zeige mir im Bewußtsein derjenigen Völker, die es unter den Neueren wirklich zu einem Drama brachten, das innere Entwicklungsmoment auf, aus dem dieses mit Nothwendigkeit hervortrat. Ich sage: das allgemein-nationale Entwicklungsmoment, nicht das speciell literatur-historische, das hier nicht genügt, noch weniger die äußeren Umstände, die hie und da die Ausbildung des Theaters begünstigten, ohne ihm darum die wahre und hohe Bedeutung, die es für das Volksbewußtsein haben soll, zu verleihen. Ich kenne die meisten schönen Reden, die von witzigen Köpfen über diesen Gegenstand gehalten worden sind, ich weiß namentlich, daß man sich in geistreichen Wendungen erschöpft hat, um den wunderbaren Umstand, daß die Shakespear'schen Stücke unter der jungfräulichen Königin fast eben so viel Aufsehen erregten, als die Bärenhetzen, zu einem solchen Entwicklungsmoment zu stempeln, aber ich weiß leider auch, daß schöne Reden und geistreiche Wendungen Nichts beweisen, und daß

ein äußeres Intereſſe für das Inſtitut, ſelbſt wenn es ſich, wie bei den Franzoſen in ihrer claſſiſchen Zeit, zur National-Eitelkeit ſteigert, etwas ganz Anderes iſt, als ein inneres Bedürfniß, deſſen Befriedigung das Volksbewußtſein zu einer höheren Stufe hinüberführt. Und warum ſoll man der Sache den rechten Namen nicht geben? So lange das Theater Zeitvertreib des Volks, des wirklichen, wahren Volks, bleibt, iſt es nicht verloren, denn das Volk hat Phantaſie, es läßt ſich hinreißen und erſchüttern, und der ihm einwohnende Inſtinct für das Echte und Nachhaltige, den es hier, wie allenthalben, wo es als Geſammtheit urtheilt, offenbart, ſchützt den Dichter, der etwas zu bringen hat, beſſer vor Verkennung und Mißhandlung, als der „gute Geſchmack“ der Halbwiſſer. Erſt wenn es Zeitvertreib der gelangweilten Menſchenclaſſe wird, die ſich die allein gebildete zu nennen überein gekommen iſt und die nicht von den Mühen des Lebens, ſondern vom Leben ſelbſt ausruhen will, fängt es zu ſinken an, dann ſinkt es aber auch ſchneller, als es je zuvor ſtieg, denn wahrlich, alle Kunſt ruht auf dem tiefſten Ernſt und wenn ſie dieſen auch allerdings nach Schillers Worten in heiterem Spiel auflöſen und bewältigen ſoll, ſo iſt das doch nicht ſo zu verſtehen, als ob es ihre Aufgabe ſei, ihn hinweg zu ſpötteln oder ihn tändelnd und gaukelnd zu überhüpfen. Zeitvertreib der „Gebildeten,“ Unterhaltungsmittel

während der Verdauung, ist das Theater aber jetzt so ziemlich überall geworden. Das Volk wagt sich in die stolzen Prachtgebäude, die wir anstatt der bescheidenen Buden errichtet haben, nur noch zagend hinein, es fühlt sich unheimlich in den weiten glänzenden Räumen, die es, nicht ideell, aber materiell an eine ganz andere Welt erinnern, als diejenige ist, in der es lebt und webt, und die hohen Eintrittspreise erlauben ihm nicht, so oft zu kommen, daß der befangende erste Eindruck sich abstumpfen und ihm seine geistige Freiheit zurück geben könnte. Da kann sich denn recht ungestört jene Zartheit des Gemüths entwickeln, die sich die abgeschmackteste Dialectik über erkünstelte Leiden gefallen läßt, die sich aber, halb verdrießlich, halb schaudernd, abwendet, wenn ein wirkliches, dem die Poesie Sprache verleiht, seinen Schmerzschrei ausstößt; da kann jene Decenz, die die Unschuld schamroth macht und die, wenn sie consequent wäre, mit der eigenen Mutter darüber hadern müßte, daß sie sie zur Welt *geboren* und die Natur nicht zu einer Ausnahme von der alten plumpen Regel gezwungen hat, den höchsten Gipfelpunkt der Albernheit erreichen. Was soll nun aber in solcher Periode der Dichter beginnen? Der Seidenwurm hört nicht zu spinnen auf, weil wollene Zeuge Mode werden, und der dramatische Geist nicht zu gestalten, weil man ihm das Theater verschließt. Nichts bleibt ihm übrig, als sein Kunstwerk

„schweigend in den unermeßlichen Abgrund der Zeit zu werfen“ und sich ruhig und stolz in der Ueberzeugung, daß die Geschichte zur rechten Stunde jeden Goldfaden in ihr großes Gewebe zu verflechten wissen wird, zu neuen Schöpfungen zusammen zu fassen. Alle diese rein praktischen Seiten hätte Professor Heiberg nicht übersehen sollen, dann würde er mit mir den factischen Zustand der Dinge beklagt, aber nimmermehr dem Strom der dramatischen Literatur nach der jetzigen Coulissenwelt das Bett abgesteckt haben. Der Dichter thut genug, wenn er seine Werke so einrichtet, daß sie aufgeführt werden können, daß sie sich nicht in die epische Breite oder die lyrische Tiefe verlaufen; ob sie aber wirklich zur Aufführung gelangen, davon konnte wohl in Griechenland, wo das gesammte Volk in seiner durch feierliche Opfer erhöhten Stimmung darüber entschied, wer von den Bewerbern um den tragischen Kranz die Juwelen der religiösen und heroischen Mythen in das reinste Gold der Darstellung gefaßt habe, ihre Bedeutung für die Nation abhangen, aber gewiß nicht bei uns. Ich sprach in meinem Aufsatz, und Professor Heiberg erzeigt mir die Gerechtigkeit, es vorauszusetzen, allerdings nicht von jenem hohlen Scheingebild, das vor den Lampen zittert und sich zum Theetisch flüchtet, weil es sich seiner Mark- und Maaßlosigkeit bewußt ist, ich sprach vom wahren, wirklichen, für die Scene bestimmten Drama, denn

dieſes hat auch nach meiner Anſicht allein Intereſſe und Werth für die Zukunft, doch man muß billig auch zwiſchen der Bühne, wie ſie iſt, und der Bühne, wie ſie ſein ſollte und könnte, unterſcheiden und nicht Alles als undarſtellbar an ſich verwerfen, was von der Bequemlichkeit der Regie und der Schauſpieler als undarſtellbar ignorirt oder geradezu bei Seite geſchoben wird, am wenigſten in einer ſo verworrenen Zeit, wie die unſrige, wo das Drama durchaus, wenn es nicht kümmerlich hinter der Philoſophie und dem öffentlichen Leben einherhinken will, neue, und zum Theil bedenkliche Wege einſchlagen muß und wo es deſſenungeachtet bei der eingeriſſenen Unſitte des Publikums, Act für Act, ja Scene für Scene und Rede für Rede kurz, die Einzelnheiten als Einzelnheiten, ohne Rückſicht auf das Ganze, zu beurtheilen, über eine in der Mitte hervortretende und erſt am Schluß aufgelöſte ungewöhnliche Diſſonanz, ja über einen ſtarken Pinſelſtrich, einen gewaltigen Ausdruck, wenn er auch hinter dem

„Halt' doch den Stier von der Kuh!"
Aeſchylos, Agamemnon.

der Kaſſandra noch weit zurückbleibt, den Hals brechen kann.

Ich gehe weiter. Aber nun kreuzen ſich die ſeltſamſten Sophismen ſo wunderbar, daß ich kaum weiß, wo ich mit meiner Berichtigung anfangen und wo ich enden ſoll. Es iſt ein Tirailleur-Feuer, ich

kann unmöglich jeden einzelnen Schuß erwidern, aber ich will den blauen Dampf, den dieſes Gepläukel hinterlaſſen hat, zu zerſtreuen ſuchen, dann ſtellt ſich der Stand der Dinge wohl von ſelbſt heraus. Zuerſt muß ich bemerken, daß, als ich: „ein Wort über das Drama“ ſchrieb, ich keine, den Gegenſtand nach allen Seiten erſchöpfende Abhandlung, keine Dramaturgie, liefern wollte. Ich wollte die Reſultate meines Nachdenkens über einige ſehr wichtige Punkte der dramatiſchen Kunſt mittheilen, und ich glaube Dank dafür zu verdienen, daß ich dieſe ohne Umſchweife gab, und daß ich, um ein paar Dogmen näher zu beſtimmen, nicht nach Art der gelehrten Handwerker den ganzen dramatiſchen Katechismus repetirte. Freilich habe ich jetzt die Erfahrung gemacht, daß man, wenn man vom Apfel ſpricht, die Bemerkung vorausſchicken muß, daß er auf dem Baum wächſ't, und daß der Baum in der Erde wurzelt, wenn gewiſſe Leute nicht behaupten ſollen, man ſtelle dies in Abrede, oder gar, man ſcheine es nicht zu wiſſen. Dann muß ich daran erinnern, daß mein Aufſatz aus zwei Hälften beſteht, einer theoretiſchen und einer praktiſchen, und daß ſich zwiſchen beiden natürlich der bekannte breite Graben befindet, der Theorie und Praxis überall, wie Leib und Seele, trennt. Wenn ich alſo, nachdem ich in dem erſten Theil die Aufgabe des künftigen Dramas zu entwickeln ſuchte, in dem zweiten davon rede, daß das deutſche Drama

einen neuen Aufschwung zu nehmen scheine, so habe ich durch diese gewiß nicht prahlerische Wendung so wenig direct gesagt, als indirect angedeutet, daß das künftige Drama in Deutschland bereits geboren sei. Dennoch läßt Professor Heiberg mich dieses und etwas noch Stärkeres behaupten, wenn er sagt, daß das deutsche Drama nach mir nicht bloß neu sein wolle, sondern daß es absolut neu, daß es das erste sein wolle. Mit gleichem Rechte könnte er mir vorwerfen, wenn ich davon gesprochen hätte, daß wir Menschen tugendhaft, großmüthig, gottähnlich sein sollen, ich hätte zu verstehen gegeben, daß ich, und etwa auch meine Freunde, tugendhaft, großmüthig, gottähnlich seien. Ja, wer sollte es glauben, den einfachen Schlußworten meines Aufsatzes schiebt er einen Sinn unter, als hätte ich mich selbst vor aller Welt als Norm und Muster der Kunst, als praktische Ergänzung der Theorie, als in's Leben getretene Regel des Polyclet, aufstellen wollen. Ich darf mir nicht erlauben, auf diese Beschuldigung im Ernst einzugehen. Mein Aufsatz liegt vor, Jeder sieht auf den ersten Blick, daß die zweite Hälfte desselben Nichts ist und Nichts sein soll, als eine kurze Charakteristik der neuen dramatischen Literaturbewegung in Deutschland, als eine flüchtige Skizzirung der bis jetzt hervorgetretenen Richtungen einzelner Dichter, die ich, wie es angemessen war, abbrach, als ich meiner eigenen Versuche zu erwähnen hatte. Oder würde

Professor Heiberg mir den Vorwurf eines philosophisch-kritischen Banquerotts, den er mir eben bei dieser Gelegenheit macht, erspart haben, wenn ich, statt mich mit einer bescheidenen Andeutung des nur bei meinen Bestrebungen vorschwebenden Ziels zu begnügen, meine Gedanken so ausgeführt hätte: es ist ein Drama möglich, das den Strom der Geschichte bis in seine geheimnißvollsten Quellen, die positiven Religionen hinein, verfolgt und das, weil es in dialectischer Form alle Consequenzen der diesen zu Grunde liegenden innersten Ideen an den zuerst bewußt oder unbewußt davon ergriffenen Individuen veranschaulicht, ein Simbolum der gesammten historischen und gesellschaftlichen Zustände, die sich im Lauf der Jahrhunderte daraus entwickeln mußten, aufstellt? Vermuthlich hätte er seinen Vorwurf dann umgekehrt und ausgerufen: das sind Worte, beweise die Möglichkeit eines solchen Dramas durch die That! Die merkwürdigste aller Beschuldigungen ist aber die, daß ich Gutzkow als dramatischen Dichter überschätze; eine Beschuldigung, mir so neu, so ungewöhnlich, daß sie mir der Abwechslung wegen fast angenehm wird. Gutzkow ist der Erste unter den neueren Schriftstellern gewesen, der sich des Theaters wieder zu bemächtigen gewußt hat, seine Stücke werden auf allen Bühnen gegeben, schon aus diesem Grunde muß man seiner gedenken, wenn man über die Regeneration des Dramas spricht. Ich sagte

über ihn: Gutzkow hat das sociale Thema aufgenommen. Vier seiner Stücke liegen vor, und sie machen in ihrer Gesammtheit einen befriedigenderen Eindruck, als einzeln, sie sind offenbar Correlate, die den gesellschaftlichen Zustand in seinen Höhen und Niederungen mit scharfen schneidenden Lichtern beleuchten. Dies ist ein richtiges, wohl abgemessenes Wort und die Literatur-Geschichte wird es ohne Zweifel bestätigen, denn in demselben Augenblick, wo sie die Untersuchung anstellt, wie weit Gutzkow hinter der höchsten Aufgabe des Dramas zurückgeblieben ist, wird sie auch untersuchen müssen, wie weit er sich über die dramatischen Handwerker, die des Zeitvertreib's wegen dramatisiren, wie die Kinder der Buchstaben wegen schreiben, erhoben hat, und dann wird sie finden, daß er nach Ideen arbeitet, was, beiläufig gesagt, Iffland, mit dem ihn Professor Heiberg zusammenstellt, nicht that. Nun sehe man, wie Professor Heiberg dieses Wort interpretirt. Ich sage: Gutzkow hat das sociale Thema aufgenommen ꝛc. Damit ist Nichts ausgesprochen, als das simple Factum, wie es Professor Heiberg selbst durch die Inhalts-Anzeige der Gutzkow'schen Stücke bestätigt. Es heißt nichts weiter, als: Gutzkow hat zum schwarzen, nicht zum weißen Bogen gegriffen. Professor Heiberg läßt mich sagen: Gutzkow ist der Repräsentant der von ihm eingeschlagenen neuen Richtung. Das würde heißen: Gutzkow hat geradezu

ins Schwarze getroffen. Iſt beides einerlei? Man ſieht, die Deutung, die Profeſſor Heiberg meinen Worten gibt, iſt keck. Aber bei weitem kecker noch iſt der Schluß, den er daraus zieht. „Von Gutzkow“ — fährt er fort — „ſollen wir alſo abſtrahiren, welche Forderungen das Zeitalter an den dramatiſchen Dichter macht!“ Wie! Nun iſt Gutzkow nicht bloß auf dem von ihm gewählten Standpunkt ein guter Schütze, nun iſt er abſolut der Muſter-Schütze? Profeſſor Heiberg muß das Publikum des Intelligenzblatt's ſehr wenig achten, wenn er glaubt, daß es ſich durch ſolche Künſte verblenden läßt. Doch, es kommt noch beſſer. Ich gebrauche an einer Stelle meines Aufſatzes den Ausdruck: Atmoſphäre der Zeiten. Profeſſor Heiberg ſtellt ſich, als ob er den metaphoriſchen Sinn dieſes Ausdrucks nicht kennt und überſetzt ſich ihn ohne Weiteres mit Dunſtkreis. Dann ſtellt er meinem Ausdruck Atmoſphäre den Ausdruck Zeitgeiſt gegenüber, um durch den Scheinkrieg, worin er die beiden Redefiguren verwickelt, die Gedanken und Begriffe zu verwirren. Doch, es iſt nicht einmal ein Scheinkrieg, denn auch im gewöhnlichen Sinn genommen, würde der Ausdruck Atmoſphäre dem Ausdruck Zeitgeiſt noch immer adäquat ſein, da die Atmoſphäre die leibliche Lebensquelle, die Luft, umſchließt, wie der Zeitgeiſt die geiſtige, den Strom der Ideen. Mit dieſer Spielerei hat Profeſſor Heiberg alſo Nichts

gewonnen. Aber auch Nichts verloren, kann man sagen, denn vielleicht war ihm die metaphorische Bedeutung jenes Ausdrucks wirklich unbekannt, vielleicht hat er ihn für einen neu geschaffenen gehalten, den er anfechten zu müssen glaubte, weil er nicht wußte, daß es Goethe war, der ihn zuerst in Umlauf brachte. Möglich, obgleich nicht wahrscheinlich. Aber auch zugegeben hülfe ihm das zu Nichts, denn über den Sinn, den ich im vorliegenden Fall mit meinem Ausdruck verband, konnte er nicht im Unklaren sein, da ich ihn, wie der Augenschein lehrt, vorher ausdrücklich festgestellt habe. Ein gleiches Manöver erlaubt sich Professor Heiberg noch zwei Mal mit meinen Ausdrücken, ich werde es gehörigen Orts nachweisen, ich werde es mir dann jedoch ersparen dürfen, alle seine Spinnwebsfäden, vom ersten bis zum letzten, abzuwickeln, wie diesmal. Ich frage nun: wie viel Ehrlichkeit kann man in der philosophischen Sphäre, wo sich, da wir doch am Ende eben sowohl individuell denken, als individuell dichten, die Grenzen unmöglich haarscharf abmarken lassen, von einem Manne erwarten, der sich schon in einem untergeordneten Gebiet, wo die Enthüllung verhältnißmäßig leicht ist, solche „Subreptionen“ gestattet. Ich muß noch einmal auf Gutzkow zurückkommen. Professor Heiberg sagt über ihn: seine vier Stücke sind vier Nullen, die zusammenaddirt nur eine einzige Null aus-

machen; die Sprache oscillirt zwiſchen der breiteſten Trivialität und dem dickſten Schwulſt; die Ideen ſind veraltet. Als äſthetiſche Organismen müſſen dramatiſche Gebilde ſich ſelbſt vertreten, die beiden erſten Vorwürfe gehen mich hier alſo nicht an, aber ich habe behauptet, daß ſie nach Ideen gearbeitet ſind, und das muß ich darthun, um ſo mehr, da ohne Zweifel nur mein wohlgemeintes Wort Gutzkow dieſen Angriff zugezogen hat. Vorher erſuche ich Profeſſor Heiberg, die Gutzkowſche Recenſion meiner Genoveva im Telegraphen nachzuleſen, damit er ſich überzeugt, daß hier nicht, wie er vielleicht glaubt, ein Freund über den Freund ſpricht. Die Recenſion iſt nicht eben günſtig für mein Werk und ich bin nicht der Einzige, der ſie für ungerecht hält, aber um ſo eher darf ich ſie citiren, um ſo nachdrücklicher wird ſie beweiſen, was ſie gerade beweiſen ſoll. Nun zur Sache. Das Thema der Gutzkowſchen Stücke iſt der Menſch im Kampf mit der Geſellſchaft. Sie wollen zeigen, daß dieſelben Formen, die dem Geſchlecht Halt und Beſtand geben, das einzelne Individuum in extremen Fällen vernichten können, und daß dieſer unabwendbare Fluch jener Formen ſich, wie es Patkul und die Schule der Reichen veranſchaulichen, eben ſo gut geltend machen kann, wenn ſie ſich zu ſehr um den Menſchen erweitern,

als wenn sie sich zu sehr um ihn verengen. Dies ist, wenn anders Professor Heiberg seinen Ausspruch nicht einseitig auf den materiell-stofflichen Inhalt der fraglichen Stücke, für den ich keineswegs aufzukommen gedenke, begründen will, nicht alt und noch weniger veraltet; an Darstellungen, die uns den Menschen vorführen, wie er trotz innerer Existenz-Berechtigung an äußeren Verhältnissen zu Grunde geht, hat es freilich niemals gefehlt, aber es ist denn doch wohl ein großer Unterschied, ob diese äußeren Verhältnisse, wie es früher geschah, in ihrer reinen Zufälligkeit, in so fern sie nämlich von dem Entschluß des einen oder des andern der im Drama vorkommenden Charaktere abhängig gedacht sind, dargestellt werden, oder in ihrer tieferen Nothwendigkeit. Allerdings tritt dieses zweite bedeutendere und allein bedeutende „realistisch-pragmatische" Element, das auch der strenge Immermann in seinen Memorabilien mit Liebe an den jüngeren Schriftstellern anerkannte, bei Gutzkow noch mehr instinctmäßig, als mit entschiedener Klarheit, hervor, aber er hat es in den beiden letzten Stücken schon besser zu bewältigen gewußt, als in den ersten, namentlich im Patkul, der jenes verzweifelte credo des Mephistopheles: „am Ende hängen wir doch ab von Creaturen, die wir machten!" (Faust 2. Theil) zu dem sich selbst Napoleon, der doch wohl ein Selbstherrscher war, bekannte, com-

mentirt und ſich dadurch für das Fräulein Anna von Einſiedel und das Examen über die Unſterblichkeit der Seele Verzeihung auswirkt, wenigſtens bei mir.

Ich kann mich nach Abfertigung aller dieſer nur halb zur Sache gehörigen, von Profeſſor Heiberg aber in den Vorgrund gerückten Dinge, endlich zu dem allgemein-wiſſenſchaftlichen Theil ſeiner Beleuchtung wenden. Hier habe ich eine ſchwierige Aufgabe, ich kann mir unmöglich denken, daß ich wirklich ſo auffallend mißverſtanden bin, wie es den Anſchein hat, und ich muß mich doch ſtellen, als ob ich es glaube. Zweierlei Methoden giebt es, um das Lebendigſte und Eigenthümlichſte in den Augen Vieler, die dieſe unredlichen Nihilirungsproceſſe nicht durchſchauen, herab zu ſetzen. Entweder führt man es auf einen Gemeinplatz zurück, der, wie die zerſchnittene Ochſenhaut der Dido das geſammte Karthago, eine unendliche Maſſe unentwickelter Begriffe, und unter dieſen zufällig auch den eben in Frage ſtehenden, in chaotiſchem Gewirr umfaßt, und ruft dann triumphirend aus: ſeht Ihr, das iſt bereits geſagt! Hiernach hat der Glückliche, der zum erſten Mal die beiden großen Worte Gott und Welt ausſprach, alle Philoſophen zu ſeinen Nachtretern gemacht, denn er hat den ganzen Inhalt der Philoſophie vorweg genommen. Oder man treibt es auf die äußerſte Spitze, man zieht daraus die Conſequenz des Wahnſinns und ſpricht dann: es muß

doch unhaltbar ſein, denn dies folgt daraus. Profeſſor Heiberg hat ſich abwechſelnd beider Methoden gegen mich bedient, doch das kann bei einem Mann nicht verwundern, der, wie ich nachwies, meinen Ausdrücken offenbar Gewalt anthat, um meine Gedanken durch den Buckel, den er ihrem Körper andichtet, zu verunſtalten, ja, der ſogar mit mir darüber hadert, daß ich, das logiſche wie das äſthetiſche Alphabet vorausſetzend und darum die ſich von ſelbſt verſtehenden Mittelglieder „überſpringend“, die Schulknaben-Menuett zwiſchen Prämiſſen und Concluſion nicht regelmäßig erſt aufführe, bevor ich das Reſultat hinſtelle.

Profeſſor Heiberg bemerkt im Anfang, daß er mir in manchen Punkten unbedenklich beiſtimmen würde; wenn er nur gewiß wäre, welche Begriffe ich mit meinen Worten verbunden habe. Welche Begriffe? Die gewöhnlichen, die wie Münzen im geiſtigen Verkehr gäng und gäbe ſind und die höchſtens dann unklar werden, wenn man ſie lang und breit zu entwickeln ſucht. Schon der Ort, wo mein Aufſatz ſtand, das Publikum, für welches er geſchrieben war, konnte Profeſſor Heiberg hierüber belehren. Aber er hat den Zweifel auch nur aufgeworfen, um ſelbſt da, wo ſich mir nicht offen mit ſophiſtiſchen Wendungen beikommen ließ, noch mäkeln zu können. So würde er, wie er verſichert, gleich meinem erſten Satz, daß das Leben, das äußere

und innere, Gegenſtand der Kunſt ſei, beipflichten, „derſom man“ — fährt er fort — „ikke befrygtede, at han tager Livet i en abſtract Betydning, nemlig i dets Adſkillelſe fra de objective Magter, ſom beſtemme det. Men iſaafald vilde man da komme til den uſande Paaſtand, at Kunſten, og navnlig den dramatiſke Kunſt, idet den fremſtiller Individer, ikke kan fremſtille Andet, end et reent individuelt Liv, at den fœlgelig ikke kan fremſtille dette ſom et Moment i det Ewige, ikke kan viſe den guddommelige Verdensſtyrelſes Virken i det Individuelle. Hermed vilde da Kunſtens egenlige Idee være fornœgtet, de ſtœrſte dramatiſke Digteres Total-Anſkuelſe maatte betragtes ſom forfeilet, og et underordnet, tildeels tilbegelagt Standpunct vilde ſættes ſom Maalet for Dramets fremtidige Udvikling.“ Freilich. Aber eben weil dies Alles folgt, hätte er eine ſolche Interpretation meiner Worte von vorn herein als unſtatthaft abweiſen ſollen, denn Anſchauungen und Gedanken, aus denen ſich geradezu die verkehrte Welt deduciren läßt, ſind ſelten unter dem Monde, ſie kommen wenigſtens bei der Zudringlichkeit des geſunden Menſchenverſtandes, der es gleich merkt, wenn irgendwo der Verſuch gemacht wird, das Spinnrad vom Faden abzüleiten, nicht ungeſtört zur Reife, und ich würde ſie bei einem Schriftſteller, gegen den ich ein ganzes Heft ſchriebe, niemals vorausſetzen, obwohl ich recht gut einſehe, daß man

ſich die Sache dadurch beträchtlich erleichtern mag. Ich hätte behauptet, die Kunſt könne nur das rein individuelle, nur das von den objektiven Mächten, die es beſtimmen, losgetrennte und geſonderte Leben darſtellen? Dann hätte ich eigentlich behauptet, ſie könne gar Nichts darſtellen, denn mit einem ſolchen Unbegriff wäre nicht blos die Idee der Kunſt vernichtet, wie Profeſſor Heiberg ſich noch ſehr gemäßigt ausdrückt, ſondern ihre Möglichkeit ſelbſt wäre aufgehoben, es gäbe gar keinen Weg mehr, auf dem ſie Form erlangen könnte, da dieſe ja eben nur das Verhältniß des Individuellen zum Allgemeinen zeichnet, und da die Unterſcheidungs-Linie, die das Einzel-Gebilde in ſeinen Gränzen vom Ganzen abſchneiden ſoll, mit dem Hintergrund, von dem es abzuſchneiden iſt, von ſelbſt wegfällt. Ich darf mir den Beweis, daß ich etwas ſo Widerſinniges wirklich nicht behauptet habe, erſparen, meine Leſer werden ihn ſelbſt führen, der flüchtigſte Blick in meinen Aufſatz, ja die einfachen Worte Maaß und Schuld, die gleich zu Anfang vorkommen, müſſen ſie vom Gegentheil überzeugen. Setzt denn das Maaß nicht ein zu Ueberſchreitendes, die Schuld nicht ein zu Beleidigendes voraus, und wird der ärgſte Sophiſt wagen, dies zu Ueberſchreitende, dies zu Beleidigende, dem erſten gegenüber, in das zweite, dritte oder vierte Individuum, mit dem es in Conflict geräth, zu verlegen und es

in Abrede zu ſtellen, daß die Individuen ſo viel Recht haben, als ſie Kraft beſitzen, wenn man ſie nicht eben als Glieder der ſittlichen Weltordnung, als Monaden, worin die höchſte Idee ſich geheimnißvoll zu manifeſtiren ſucht, betrachtet? Und iſt hiermit nicht erwieſen, daß ich von Maaß und Schuld nur ſprechen konnte, weil ich „den guddommelige Verdensſtyrelſes Virken i det Individuelle“ oder das uralte Sophokleiſche Wort:

— an Göttlichem darf
Nie freveln der Menſch! Großſprecheriſch Wort
Der Vermeſſenen fühlt den gewaltigen Schlag
Der beſtrafenden Hand
Und lehret im Alter die Weisheit!
(Antigone, Schlußchor.)

das ich als tragiſchen Kanon freilich vorziehe, im Auge hatte? Die Sonnenflecke ſoll ich bemerkt und die Sonne ſelbſt ſoll ich überſehen haben!

Wie kommt nun Profeſſor Heiberg dazu, mir ſolche Abſurditäten in den Mund zu legen? Etwa weil ich das Moment der Idee, das, wie ich genügend darthat, meiner Betrachtung des Dramas, wie der ſeinigen und wie der jedes Menſchen von äſthetiſcher Bildung zu Grunde liegt, nur im Allgemeinen nannte, während ich Fabel und Charaktere ausführlich beſprach? Er wäre dazu nicht berechtigt geweſen, wenn ich es auch ganz übergangen hätte, denn die Baſis verſteht ſich überall von ſelbſt, und

eben dadurch, daß man sie als sich von selbst verstehend, behandelt, zeigt man am Besten, daß man das gehörige Gewicht auf sie legt. Aber ich erinnere mich, ich habe jenes Moment ja ausdrücklich als dasjenige, von dem Würde und Werth des Dramas abhange, definirt. Das kann es also nicht sein. Was ist es denn? Muß ich die kleine Unvorsichtigkeit, daß ich, als ich aus der Schule heraustrat, um in ästhetischen Dingen zwischen ihr und dem gebildeten Publikum zu vermitteln, aus Rücksicht auf letzteres das abschreckende Handwerkszeug, die Methode, dahinter ließ, so schwer büßen? In der That, das ist es. Weil ich nicht A B C sage, sondern gleich mit D anfange, indem ich erst zu D eine Bemerkung zu machen habe, murrt mein Gegner von dunkeln Wegen und verworrenen Begriffen und macht mich für jeden Teich, in den er hinein geräth, für jede Ecke, an die er sich den Kopf zerstößt, weil er es durchaus nicht zugeben will, daß wir uns schon auf der zweiten oder dritten Station befinden und weil er sich deshalb eigensinnig an die Biegungen und Warnungstafeln der Straße nicht kehrt, verantworlich. Und er weiß sich zu rächen! Da du mit D anfängst, denkt er, so betrachte ich D als dein A, da du die psychologische Seite des Dramas, die Charaktere, so sehr hervor hebst, so mache ich, ohne mich darum zu bekümmern, daß du es bei der dir gestellten Aufgabe mit Recht

thuſt, daraus dein Alpha und Omega, und da du die Mittelglieder, die deine Reſultate mit einander verknüpfen, überſpringſt, ſo will ich dir ſchon die gehörigen unterſchieben. Ich habe gegen dieſe mir geborgten Mittelglieder nicht zur rechten Zeit proteſtiren können, denn ich konnte Profeſſor Heibergs Feder, da ich nicht die Ehre habe, ihn perſönlich zu kennen, in ihrem Lauf nicht aufhalten, aber ich gebe ſie jetzt öffentlich zurück, und zwar ohne mich zu bedanken, denn ich glaube das Darlehn dadurch, daß ich von dem einen oder dem andern Leſer des Intelligenzblatts vielleicht eine Zeitlang für den Eigenthümer angeſehen worden bin, mehr als hinreichend verzinſ't zu haben. Hier iſt mein eigener Gedankengang.

Kunſt und Philoſophie haben eine und dieſelbe Aufgabe, aber ſie ſuchen ſie auf verſchiedene Weiſe zu löſen. Wenn die Philoſophie ſich bemüht, die Idee unmittelbar zu erfaſſen, ſo beſcheidet die Kunſt ſich, Alles, was ihr in der Erſcheinungswelt widerſpricht, zu vernichten. Die Philoſophie hat ihrem Theil der gemeinſchaftlichen Aufgabe noch nicht genügt, ſie hat die Peripherie um das myſteriöſe Centrum enger und enger zuſammen gezogen, aber der Sprung von der Peripherie in's Centrum hinein iſt noch nicht geglückt, denn die Vereinzelung iſt noch nicht auf ihre innere Nothwendigkeit zurück geführt. Die Kunſt dagegen hat ihr Geſchäft

bei Alten und Neuern noch ſtets zur rechten Zeit vollbracht, ſie hat die Vereinzelung durch die ihr eingepflanzte Maaßloſigkeit ſelbſt immer wieder aufzulöſen und die Idee von ihrer mangelhaften Form zu befreien gewußt. In der Maaßloſigkeit liegt die Schuld, zugleich aber auch, da das Vereinzelte nur darum maaßlos iſt, weil es, als unvollkommen, keinen Anſpruch auf Dauer hat und deshalb auf ſeine eigene Zerſtörung hinarbeiten muß, die Verſöhnung, ſo weit im Kreiſe der Kunſt darnach gefragt werden kann. Dieſe Schuld iſt eine uranfängliche, von dem Begriff des Menſchen nicht zu trennende und kaum in ſein Bewußtſein fallende, ſie iſt mit dem Leben ſelbſt geſetzt. Sie zieht ſich als dunkelſter Faden durch die Ueberlieferungen aller Völker hindurch und die Erbſünde ſelbſt iſt nichts weiter, als eine aus ihr abgeleitete, chriſtlich modificirte Conſequenz. Sie hängt von der Richtung des menſchlichen Willens nicht ab, ſie begleitet alles menſchliche Handeln, wir mögen uns dem Guten oder dem Böſen zuwenden, das Maaß können wir dort überſchreiten, wie hier. Das höchſte Drama hat es nur mit ihr zu thun, und es iſt nicht bloß gleichgültig, ob der Held an einer vortrefflichen oder einer verwerflichen Beſtrebung zu Grunde geht, ſondern es iſt, wenn das erſchütterndſte Bild zu Stande kommen ſoll, nothwendig, daß jenes, nicht dieſes, geſchieht. Profeſſor Heiberg findet die

meiſten der obigen Sätze, namentlich aber das letzte Reſultat, abſurd. Ich will ihm glauben, daß er, da er ſtatt des allgemeinen Schuldbegriff's nur einen dürftigen, ſpeciellen Sündenbegriff in ſich ausgebildet zu haben ſcheint, ſich von der Wahrheit meiner Ausſprüche nicht überzeugen konnte, denn allerdings iſt nicht geſagt, daß wir, weil wir leben, auch morden und rauben müſſen, und wenn er mich ſo verſtand, ſo hatte er alle Urſache, darauf zu beſtehen, daß die Schuld nur möglich, keineswegs aber unvermeidlich ſei. Hier kann ich ihm alſo ſeinen Vorwurf nicht übel nehmen, im Gegentheil, ich bin ihm Dank ſchuldig, daß er ihn ſo gelind einrichtete und mir nicht einen ganz andern machte. Begriffs-Verwirrung hätte er mir nun freilich in dem Augenblick, wo ich die Begriffe aufs Strengſte ſchied und er ſie wieder in einander neſtelte, nicht vorwerfen ſollen, doch er hatte vergeſſen, daß an dem Ort, wo ich die Erbſünde ausſchloß oder richtiger einſchloß, indem ich ſie dem Gattungsbegriff, dem ſie angehört, unterordnete, vom Drama überhaupt, nicht vom chriſtlichen Drama, die Rede war, und das kann begegnen. Wie er aber dazu kam, vor Allem das letzte Reſultat anzufechten, begreife ich nicht. Fiel ihm denn der größte der Tragiker, Sophocles, fiel ihm das Meiſterſtück der Meiſterſtücke, Antigone, dem ſich bei Alten und Neueren Nichts an die Seite ſetzen läßt, nicht ein?

Antigone will eine heilige Pflicht erfüllen, bewußt die Verwandten- und Liebespflicht gegen den unbegraben da liegenden Bruder, unbewußt die Pflicht der Ehrfurcht gegen die Götter, dennoch geht sie unter, obgleich sie Nichts, als ein bürgerliches, in sich selbst unhaltbares, und nur der Form nach die Idee des Staats repräsentirendes Gesetz übertritt. Es ist klar, entweder habe ich ein Axiom ausgesprochen, oder die Antigone ist auf eine Nichtigkeit gegründet. Zuletzt bemerkt Professor Heiberg noch wider mich, daß ich bei meiner Auffassung des Dramas das Ziel desselben in eine Dissonanz setze, indem ich die Schuld unaufgehoben stehen lasse. Hier können wir uns vielleicht verständigen, nur muß ich mir andere Ausdrücke ausbitten. Das Drama, wie ich es construire, schließt keineswegs mit der Dissonanz, denn es löst die dualistische Form des Seins, sobald sie zu schneidend hervor tritt, durch sich selbst wieder auf, es stellt, wenn ein Gleichniß erlaubt ist, die beiden Kreise auf dem Wasser dar, die sich eben dadurch, daß sie einander entgegen schwellen, zerstören und in einen einzigen großen Kreis, der den zerrissenen Spiegel für das Sonnenbild wieder glättet, zergehen. Aber es läßt allerdings eine Dissonanz unerledigt, und zwar die ursprüngliche Dissonanz, die es von Anfang an überging, indem es die Vereinzelung, ohne nach der causa prima zu forschen, als mit oder ohne Creation unmittelbar

gegebenes Factum hinnahm, es läßt daher nicht die Schuld unaufgehoben, wohl aber den innern Grund der Schuld unenthüllt. Doch dies ist die Seite, wo das Drama sich mit dem Weltmysterium in eine und dieselbe Nacht verliert. Das Höchste, was es erreicht, ist die Satisfaction, die es der Idee durch den Untergang des ihr durch sein Handeln oder durch sein Dasein selbst widerstrebenden Individuums verschafft, eine Satisfaction, die bald unvollständig ist, indem das Individuum trotzig und in sich verbissen untergeht und dadurch im Voraus verkündigt, daß es an einem andern Punkt im Weltall abermals kämpfend hervortreten wird, bald vollständig, indem das Individuum im Untergang selbst eine geläutertere Anschauung seines Verhältnisses zum Ganzen gewinnt und in Frieden abtritt. Doch dies genügt auch im zweiten Fall nur halb, denn wenn der Riß sich auch wieder schließt, warum mußte der Riß geschehen? Hierauf habe ich nie eine Antwort gefunden und keiner wird sie finden, der ernstlich frägt.

Professor Heiberg giebt nun seine eigene Ansicht über die Aufgabe, die das künftige Drama lösen soll. „Den idealistiske Fremgang fordrer," — sagt er — „at Charactererne nu skulle sees i deres Afhængighed af Ideen, og at folgelig denne skal in dtage det Overherredomme, som inden Shakspears Tid var indrommet Fabelen. Det horer til den nyere Tids Udvikling, at der mere sporges om

Hvad end om Hvem. Ogſaa i det nyere Drama vil derfor Intereſſen mere hvile paa den fremſtilte Idee, paa hvad man kunde kalde Dramets Tendens, end paa Charactererne, tagne umiddelbart for ſig ſelv, thi nu er Touren til dem at nedſættes til Momenter.“ Das verſtehe ich nicht, oder wenn ich es verſtehe, ſo ſchreibt Profeſſor Heiberg dem Drama einen Schritt vor, den es entweder längſt gethan hat, oder den es niemals thun kann. „In dem neueren Drama wird das Intereſſe mehr auf der dargeſtellten Idee, auf dem, was man die Tendenz des Drama's nennt, verweilen, als auf den Charakteren, unmittelbar für ſich ſelbſt betrachtet?“ Das iſt entweder immer der Fall geweſen, oder — Doch, treten wir behutſam auf, denn hier iſt der Ort, wo wir in Gefahr ſtehen, Alles wieder zu verlieren, was wir ſchon ſo ſicher gewonnen zu haben glaubten. „Die Charaktere werden nicht mehr in ſich ſelbſt, ſondern in der Idee des Ganzen ruhen, und nur noch ſo weit Centralpunkte im Drama bleiben, als ſie ſelbſt ſich um ein noch tieferes Centrum herum bewegen?“ Wie? Was? Ich müßte alle Interjectionen auf einmal ausſtoßen, wenn ich meine Verwunderung, mein Erſtaunen genügend ausdrücken wollte. Statt deſſen will ich hier ein offenes Bekenntniß ablegen. Wenn die Idee dem Drama bisher gefehlt hat, wenn ſie ſich nicht in jeder dramatiſchen Dichtung, die für die Kunſt irgend

in Betracht kommt, als Centrum aufzeigen läßt, und wenn die Charaktere nicht beſtändig in dieſem Centrum, um das ſie ſich in größerer oder geringerer Sonnennähe und Ferne „planetariſch“ herum bewegen, ihren Ausgangs- und Zielpunkt gehabt haben, dann fehlt das Moment der Idee auch meinem Begriff des Drama's, dann habe ich mit allen meinen vorhergehenden Erörterungen gegen Profeſſor Heiberg nicht allein Nichts bewieſen, ſondern auch Nichts beweiſen wollen, dann hat er eine Anſicht, die nicht bloß jetzt gründlich neu iſt, ſondern die, ich bürge ihm dafür, auch bis an's Ende der Tage neu und jüngferlich friſch bleiben wird, da ſie auf keinerlei Art durch künſtleriſche Verleiblichung abgenutzt werden kann. Hier kehrt ſich denn aber, wie Jeder ſieht, das ganze Verhältniß zwiſchen mir und meinem Gegner um. Er ſteht auf dem abſtracteſten aller Standpunkte, ich auf dem praktiſchen oder empiriſchen, während nach ſeiner Verſicherung das Gegentheil der Fall ſein ſoll; er ſpinnt die vermeſſenſte aller Theorieen aus, und fragt nicht, ob auch Flachs um den Rocken ſitzt, ſondern iſt zufrieden, daß das Rad ſchnurrt und der Finger die Bewegung des Fadenziehens macht, ich, der ich nach ſeiner Behauptung: „over Aaen efter Vand“ gehe, abſtrahire meinen Begriff der dramatiſchen Kunſt von den Kunſtwerken und hüte mich ſehr, ein Moment in denſelben aufzunehmen, das ich bei Sophocles und

Shakespeare vermisse. Nie hat das Drama, das den Namen verdient, anders, als durch seine Totalität wirken wollen, nie hat es sich eine geringere Wirkung, wenn es sie unglücklicher Weise hatte, aneignen mögen; es ist und war von jeher, die lockende Arabeske um eine Chiffre von Geisterhand, die sich nur darum so farbig-bunt, so neckisch-verzogen um die geheimnißvolle Schrift herum schlingt, damit der Mensch, der am Gastmahl des Lebens schwelgende Belsazar, während er sich an den schnörkelhaft-putzigen Umrissen erfreut, auf denen sein trunkenes Auge mit Wohlgefallen ruht, zugleich auch unbewußt und unwillkührlich das dunkle Warnungswort gewahre und entziffere, das ihn über seine Natur und sein Geschick belehrt. Eben aber mit der unmittelbar im Leben selbst aufgehenden, wenn auch in der Form des Widerspruchs hervortretenden, nimmermehr jedoch mit der eigentlich speculativen Seite der Idee hat es die dramatische Kunst zu thun. Menschen-Natur und Menschen-Geschick, wie sie sich wechselseitig bedingen, soll sie erforschen und darstellen, nicht aber, wie Professor Heiberg will, in die unergründlichen Tiefen der Metaphysik hinabsteigen. Jenes hat sie, wie ich oben bereits sagte, immer gethan, dieses wird sie nie thun, Professor Heibergs veredeltes Lehrgedicht wird ohne Zweifel in der Sphäre der Ununterscheidbarkeit, worin er es in der Eile stecken ließ, verharren müssen, denn

ſeine „Eenhed af det Speculative og det Poetiſke“ widerſpricht, wenn dieſer neue Ausdruck nicht etwa auf die uralte Wahrheit geht, daß ein Drama immer dem jedesmaligen Entwickelungsſtadium der allgemeinen Welt-Anſchauung entſprechen muß, der Natur der Kunſt, und kann höchſtens ein kaltes allegoriſches Puppenſpiel, das ſich um eine äußere Angel dreht, hervorrufen, nicht aber eine in ſich ſelbſt ruhende Schöpfung voll warmblütiger, lebendiger Geſtalten. Das wäre kein Fortſchritt auf dem Wege, den Shakeſpeare einſchlug, als er die Charaktere von der Oberherrſchaft der Fabel befreite, wie Profeſſor Heiberg meint, das wäre ein Sprung zur Seite, in's Nichts hinein. Shakeſpeare kehrte nur das um, was man die Oeconomie des Drama's nennt, und das mußte er thun, weil das Individuum durch das Chriſtenthum eine größere Bedeutung erhalten und eine veränderte Stellung erlangt hatte; er wandte die Mittel des Drama's anders an und vermehrte ſie, aber er ſteckte ihm kein anderes Ziel. Ich habe nicht vergeſſen, was ich weiter oben über die Möglichkeit eines ſymboliſchen Drama's, das den Geſchichtsſtrom bis in ſeine innerſten Quellen, die religiöſen, hinein verfolge, geſagt habe, aber ich thue vielleicht wohl, wenn ich hier ausdrücklich bemerke, daß ich dabei keineswegs an's Dialogiſiren des dogmatiſchen Theils der Kirchen-Hiſtorie dachte, ſondern an eine großartige Darſtellung der wenigen Charaktere,

die die Jahrhunderte, ja die Jahrtausende, als organische Uebergangspunkte vermitteln, und die zuweilen, wie z. B. Luther, mit den Ideen, deren individuelle Träger sie sind, selbst in Conflict gerathen, weil sie vor den Anfangs ungeahnten Consequenzen derselben zu schaudern beginnen. Dies Drama könnte ein allgemeines werden, da es in Stoff und Gehalt für alle Völker gleiches Interesse haben müßte; und an ein solches zu denken, ist in einer Zeit, wo die nationalen Unterschiede mehr und mehr verschwinden, nicht all zu gewagt.

Jetzt habe ich mich noch über einen „Taschenspielerkniff", über meine „kümmerliche Anschauung der Geschichte" und über eine „Crudität" zu verantworten. Ich kann mir die Satisfaction nicht versagen, diese Ausdrücke, deren mein Gegner sich bedienen zu müssen glaubte, und die sich den vorangegangenen und von mir ehrlich aufgezählten Vorwürfen eines „philosophisch-kritischen Banquerotts", so wie der „Absurdität" und der „Begriffsverwirrung" würdig anschließen, zu wiederholen, damit meine Leser, die jetzt schon einigermaßen wissen werden, mit wie viel Recht Professor Heiberg mich angriff, doch auch sehen mögen, mit wie viel Chevalerie er sein Recht bis zum letzten Augenblick verfolgt hat.

Mit der kümmerlichen Anschauung der Geschichte mache ich den Anfang, weil mit ihr der Taschenspielerkniff von selbst wegfällt. Die Anklage beruht zum

Theil wieder auf einem mißverſtandenen oder gemißdeuteten Ausdruck. Ich nenne die Geſchichte den Niederſchlag der wandelnden Zeit, Profeſſor Heiberg überſetzt ſich das mit Hefe oder Bodenſatz und frägt dann, ob die Anſchauung eines Schriftſtellers, der in der Geſchichte Nichts erblickt, als Hefe und Bodenſatz, nicht eine kümmerliche ſei. Wenn er wirklich nicht weiß, was der Ausdruck Niederſchlag im Deutſchen beſagt, ſo laſſe er ſich eine öffentliche Belehrung gefallen. Der Aſtronom Gruithuſen nennt die Sterne den Niederſchlag des Aethers, Immermann die Lehre den Niederſchlag der Forſchung, in keinem geringeren Sinne ich die Geſchichte den Niederſchlag der Zeit. Der Ausdruck entſpricht dem chemiſchen: Präcipitat und bezeichnet in jedem Zeugungs- und Geſtaltungsproceß das Dauernde, Bleibende, das ſich im Gegenſatz zu den verfliegenden Elementen fixiren läßt. Dieſer erſte Grund, aus dem meine kümmerliche Anſchauung der Geſchichte gefolgert wurde, beweiſ't alſo das Gegentheil von dem, was er beweiſen ſollte; mit dem zweiten ſteht es nicht beſſer. In dem Augenblick, wo ich, auf Napoleons entſcheidende Autorität geſtützt, die materielle Hälfte der Geſchichte durchſtreiche, um der geiſtigen, die durch die Kunſt wieder geboren werden ſoll, die Bedeutung, die ihr gebührt, zu erobern, läßt Profeſſor Heiberg mich behaupten, die Geſchichte ſei Nichts, als das todte Portrait der Begebenheiten.

Unbegreiflich! Nach der von mir entwickelten Anſicht iſt ſie zugleich mehr, unendlich viel mehr, aber auch weniger, als das. Weil ſie weniger iſt, weil Karl der Große unſtreitig größer war, als das Bild, das ſein Schreiber den Jahrhunderten von ihm überlieferte, ſpreche ich den Dichter von der Verpflichtung frei, dies Bild ängſtlich zu copiren und die Geſtalt des Kaiſers, wie ſie in ſeinem eigenen Geiſt aufdämmert, wenn er ſich in die Zeit, die er beherrſchte, verſenkt, zu erſticken; weil ſie mehr iſt, weil eine ganz andere Wahrheit durch ſie hindurch geht, als die mit Brief und Siegel zu belegende und deshalb auch mit Brief und Siegel zu verfälſchende, durfte ich ihm jene Verpflichtung erlaſſen, ohne der Geſchichte und dem Utilitäts-Verhältniß, worin das Drama zu ihr ſteht, etwas zu vergeben. Dieſer Satz, wenn irgend einer, beweiſ't ſich ſelbſt und meine Anſchauung iſt als eine lebendige und eigenthümliche gerechtfertigt, wenn ich ſie auch nur in ſimplen Worten, die hinter Profeſſor Heibergs „Tidernes levende og uforgængelige Aand" weit zurückſtehen, vortrug. Uebrigens äußerte ſich Leſſing, was die dramatiſche Seite dieſer Frage betrifft, ganz in meinem Sinn, nur daß er, als er ſeine Anſicht ausſprach, die Gründe, gegen ſeine Gewohnheit, zurück behielt. Profeſſor Heiberg freilich iſt hier ſeines Sieges ſo gewiß, daß er den Triumph im Voraus feiert, und ausruft, ich ſei, der Ausdruck

Niederſchlag beweiſe es, ſchwerlich der Meſſias, den das Drama erwarte. Wie grauſam! Aber wenn ich nun noch grauſamer ſein, wenn ich erklären wollte: Profeſſor Heiberg iſt der Meſſias! Würde er nicht in Verlegenheit gerathen, wenn er nun das Werk der Erlöſung vollbringen ſollte?

Auf den Taſchenſpielerkniff brauche ich nun wohl kaum noch zurück zu kommen. Ich ſoll ihn dadurch begangen haben, daß ich, als ich von Shakeſpeare's Unterordnung der Fabel unter die Charaktere ſprach, mich des Ausdrucks Geſchichte bediente, ſtatt den Ausdruck Fabel zu wiederholen. Es leuchtet ein, daß, wenn ich die mir vorgeworfene kümmerliche Anſchauung der Geſchichte nicht hatte, auch zu der mir angeſchuldeten Subreption kein Grund vorhanden war und daß mit dem Grund ſie ſelbſt wegfällt. Aber auch hier, es iſt entſetzlich, denn es iſt das dritte Mal, habe ich die jammervolle Aufgabe, einen ſchiefgedeuteten Ausdruck zu rechtfertigen, da Profeſſor Heiberg ſeine Anklage einzig und allein auf dieſen ſtützt. Es iſt bekannt, daß man nach deutſchem Sprachgebrauch eben ſo gut von merkwürdigen Geſchichten, wie von der Geſchichte ſpricht, und daß man damit gerade wunderbare Ereigniſſe und ſchauerliche Vorgänge, wie Novellen- und Dramen-Dichter ſie wohl zu benutzen pflegen, bezeichnet. In dieſem Sinne gebrauchte ich den Ausdruck, und eben bei Shakeſpeare, der ſo oft

seltsame Geschichten behandelt hat, war er richtig angewandt. In einem andern Sinne konnte ich ihn gar nicht gebrauchen wollen, denn der eigentlich historischen Stücke sind bei Shakespeare ungleich weniger, als der dem Stoff nach phantastischen und sagenhaften, und es versteht sich doch wohl von selbst, daß man, wenn man bei einem Dichter das Charakteristische hervorheben will, die Mehrzahl seiner Werke in's Auge faßt. Ohnehin spreche ich, wie mein Aufsatz lehrt, von der Historie, der wirklichen Welt-Historie, viel später; auch setzte ich, und dies entscheidet, am fraglichen Orte für den Ausdruck Charaktere den Ausdruck Menschen, wie für den Ausdruck Fabel den Ausdruck Geschichte, und zeigte dadurch deutlich genug, daß es mir um strenge Handhabung der herkömmlichen Terminologie keineswegs zu thun sei.

Nun ist die Crudität noch übrig. „Es kommt," sage ich, „bei philosophischen Dramen Alles darauf an, ob die Metaphysik aus dem Leben hervorgeht, oder ob umgekehrt das Leben aus der Metaphysik hervorgehen soll." Nur einem Einzigen, nur Professor Heiberg, kann der Sinn meiner Worte dunkel sein, dieses Einzigen wegen werde hier denn erläuternd bemerkt, daß ich an den unermeßlichen Unterschied erinnern wollte, der zwischen den Tiefsinnigkeiten eines Hamlet, den ein ungeheures Schicksal in die Abgründe seines Innern hinein treibt, und zwischen

den kahlen Spitzfindigkeiten einer philoſophiſchen Gliederpuppe, durch die, wie wir es in Deutſchland ſchon erlebten, ein „Liebhaber der Weisheit“ den „reinen Begriff“ zur Abwechſelung einmal in Scenen und Acten, ſtatt in Paragraphen und Capiteln, zu veranſchaulichen ſucht, beſteht.

Ich bin zu Ende, und was ich mir nicht verhehlte, als ich dieſe Vertheidigung begann, das hat ſich beſtätigt: ſie beweiſ't der Hauptſache nach Nichts, als daß ſie überflüſſig war, denn ich habe auch an keinem einzigen Ort Gelegenheit gehabt, die in meinem Aufſatz niedergelegten Ideen, in denen ich freilich die Reſultate Jahre langen Nachdenkens gab, zu berichtigen, ſondern mein ganzes Geſchäft hat darin beſtanden, die von meinem Gegner in meinem Gedanken-Haushalt durch willkürliche Interpretation angerichtete Verwirrung wieder zu beſeitigen. Aber vielleicht muß in unſerer Zeit, wie jedes Recht, ſo auch das Recht zum Stillſchweigen erkämpft werden. Ich glaube es jetzt erkämpft zu haben und werde davon vermuthlich in wieder vorkommenden Fällen, ſelbſt wenn die Angriffe mir nicht entgehen ſollten, was aber, da ich Deutſchland allernächſtens verlaſſe, leicht geſchehen könnte, mit noch größerer Ruhe, wie bisher, Gebrauch machen.

Vorwort zur „Maria Magdalena,“

betreffend das Verhältniß der dramatiſchen Kunſt zur Zeit und verwandte Punkte.

Das kleine Vorwort, womit ich meine Genoveva begleitete, hat ſo viel Mißverſtändniß und Widerſpruch hervorgerufen, daß ich mich über den darin berührten Hauptpunkt noch einmal ausſprechen muß. Ich muß aber ein aeſthetiſches Fundament, und ganz beſonders einigen guten Willen, auf das Weſentliche meines Gedankenganges einzugehen, vorausſetzen, denn wenn die Unſchuld des Worts nicht reſpectirt, und von der dialectiſchen Natur der Sprache, deren ganze Kraft auf dem Gegenſatz beruht, abgeſehen wird, ſo kann man mit jedem eigenthümlichen Ausdruck jeden beliebigen Wechſelbalg erzeugen, man braucht nur einfach in die Bejahung der eben hervorgehobenen Seite eine ſtillſchweigende Verneinung aller übrigen zu legen.

Das Drama, als die Spitze aller Kunſt, ſoll den jedesmaligen Welt- und Menſchen-Zuſtand in ſeinem Verhältniß zur Idee, d. h. hier zu

dem Alles bedingenden ſittlichen Centrum, das wir im Welt-Organismus, ſchon ſeiner Selbſt-Erhaltung wegen, annehmen müſſen, veranſchaulichen. Das Drama, d. h. das höchſte, das Epoche machende, denn es gibt auch noch ein zweites und drittes, ein partiell-nationales und ein ſubjectiv-individuelles, die ſich zu jenem verhalten, wie einzelne Scenen und Charaktere zum ganzen Stück, die daſſelbe aber ſo lange, bis ein Alles umfaſſender Geiſt erſcheint, vertreten, und wenn dieſer ganz ausbleibt, als disjecti membra poetae in ſeine Stelle rücken, das Drama iſt nur dann möglich, wenn in dieſem Zuſtand eine entſcheidende Veränderung vor ſich geht, es iſt daher durchaus ein Product der Zeit, aber freilich nur in dem Sinne, worin eine ſolche Zeit ſelbſt ein Product aller vorhergegangenen Zeiten iſt, das verbindende Mittelglied zwiſchen einer Kette von Jahrhunderten, die ſich ſchließen und einer neuen, die beginnen will.

Bis jetzt hat die Geſchichte erſt zwei Kriſen aufzuzeigen, in welchen das höchſte Drama hervortreten konnte, es iſt demgemäß auch erſt zwei Mal hervorgetreten: einmal bei den Alten, als die antike Welt-Anſchauung aus ihrer urſprünglichen Naivetät in das ſie zunächſt auflockernde und dann zerſtörende Moment der Reflexion überging, und einmal bei den Neuern, als in der chriſtlichen eine ähnliche Selbſt-Entzweiung eintrat. Das grie-

chiſche Drama entfaltete ſich, als der Paganismus ſich überlebt hatte und verſchlang ihn, es legte den durch alle die bunten Götter-Geſtalten des Olymps ſich hindurchziehenden Nerv der Idee bloß, oder, wenn man will, es geſtaltete das Fatum. Daher das maaßloſe Herabdrücken des Individuums, den ſittlichen Mächten gegenüber, mit denen es ſich in einen doch nicht zufälligen, ſondern nothwendigen Kampf verſtrickt ſieht, wie es im Oedyp den Schwindel erregenden Höhepunkt erreicht. Das Shakeſpear'ſche Drama entwickelte ſich am Proteſtantismus und emancipirte das Individuum. Daher die furchtbare Dialectik ſeiner Charaktere, die, ſo weit ſie Männer der That ſind, alles Lebendige um ſich her durch ungemeſſenſte Ausdehnung verdrängen, und ſo weit ſie im Gedanken leben, wie Hamlet, in eben ſo ungemeſſener Vertiefung in ſich ſelbſt durch die kühnſten entſetzlichſten Fragen Gott aus der Welt, wie aus einer Pfuſcherei, herausjagen mögten.

Nach Shakeſpeare hat zuerſt Goethe im Fauſt und in den mit Recht dramatiſch genannten Wahlverwandtſchaften wieder zu einem großen Drama den Grundſtein gelegt, und zwar hat er gethan, oder vielmehr zu thun angefangen, was allein noch übrig blieb, er hat die Dialectik unmittelbar in die Idee ſelbſt hinein geworfen, er hat den Widerſpruch, den Shakeſpeare nur noch im Ich aufzeigt, in dem Centrum, um das das Ich ſich herum

bewegt, d. h. in der dieſem erfaßbaren Seite deſſelben, aufzuzeigen, und ſo den Punkt, auf den die gerade, wie die krumme Linie zurück zu führen ſchien, in zwei Hälften zu theilen geſucht. Es muß Niemand wundern, daß ich Calderon, dem Manche einen gleichen Rang anweiſen, übergehe, denn das Calderon'ſche Drama iſt allerdings bewunderungswürdig in ſeiner conſequenten Ausbildung, und hat der Literatur der Welt in dem Stücke: das Leben ein Traum! ein unvergängliches Symbol einverleibt, aber es enthält nur Vergangenheit, keine Zukunft, es ſetzt in ſeiner ſtarren Abhängigkeit vom Dogma voraus, was es beweiſen ſoll, und nimmt daher, wenn auch nicht der Form, ſo doch dem Gehalt nach, nur eine untergeordnete Stellung ein.

Allein Goethe hat nur den Weg gewieſen, man kann kaum ſagen, daß er den erſten Schritt gethan hat, denn im Fauſt kehrte er, als er zu hoch hinauf, und in die kalte Region hinein gerieth, wo das Blut zu gefrieren anfängt, wieder um, und in den Wahlverwandtſchaften ſetzte er, wie Calderon, voraus, was er zu beweiſen oder zu veranſchaulichen hatte. Wie Goethe, der durchaus Künſtler, großer Künſtler, war, in den Wahlverwandtſchaften einen ſolchen Verſtoß gegen die innere Form begehen konnte, daß er, einem zerſtreuten Zergliederer nicht unähnlich, der, ſtatt eines wirklichen Körpers, ein Automat auf das anatomiſche Theater brächte, eine

von Haus aus nichtige, ja unſittliche Ehe, wie die zwiſchen Eduard und Charlotte, zum Mittelpunkt ſeiner Darſtellung machte und dieß Verhältniß behandelte und benutzte, als ob es ein ganz entgegengeſetztes, ein vollkommen berechtigtes wäre, wüßte ich mir nicht zu erklären; daß er aber auf die Hauptfrage des Romans nicht tiefer einging, und daß er ebenſo im Fauſt, als er zwiſchen einer ungeheuren Perſpective und einem mit Katechismus-Figuren bemalten Bretter-Verſchlag wählen ſollte, den Bretter-Verſchlag vorzog und die Geburtswehen der um eine neue Form ringenden Menſchheit, die wir mit Recht im erſten Theil erblickten, im zweiten zu bloßen Krankheits-Momenten eines ſpäter durch einen willkürlichen, nur nothdürftig-pſychologiſch vermittelten Act curirten Individuums herabſetzte, das ging aus ſeiner ganz eigen complicirten Individualität hervor, die ich hier nicht zu analyſiren brauche, da ich nur anzudeuten habe, wie weit er gekommen iſt. Es bedarf hoffentlich nicht der Bemerkung, daß die vorſtehenden, ſehr motivirten Einwendungen gegen den Fauſt und die Wahlverwandtſchaften dieſen beiden welthiſtoriſchen Productionen durchaus Nichts von ihrem unermeßlichen Werth abdingen, ſondern nur das Verhältniß, worin ihr eigener Dichter zu den in ihnen verkörperten Ideen ſtand, bezeichnen und den Punkt, wo ſie formlos geblieben ſind, nachweiſen ſollen.

Goethe hat demnach, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, die große Erbschaft der Zeit wohl angetreten, aber nicht verzehrt, er hat wohl erkannt, daß das menschliche Bewußtsein sich erweitern, daß es wieder einen Ring zersprengen will, aber er konnte sich nicht in gläubigem Vertrauen an die Geschichte hingeben, und da er die aus den Uebergangs-Zuständen, in die er in seiner Jugend selbst gewaltsam hingezogen wurde, entspringenden Dissonanzen nicht aufzulösen wußte, so wandte er sich mit Entschiedenheit, ja mit Widerwillen und Ekel, von ihnen ab. Aber diese Zustände waren damit nicht beseitigt, sie dauern fort bis auf den gegenwärtigen Tag, ja sie haben sich gesteigert und alle Schwankungen und Spaltungen in unserem öffentlichen, wie in unserem Privat-Leben, sind auf sie zurück zu führen, auch sind sie keineswegs so unnatürlich, oder auch nur so gefährlich, wie man sie gern machen mögte, denn der Mensch dieses Jahrhunderts will nicht, wie man ihm Schuld giebt, neue und unerhörte Institutionen, er will nur ein besseres Fundament für die schon vorhandenen, er will, daß sie sich auf Nichts, als auf Sittlichkeit und Nothwendigkeit, die identisch sind, stützen und also den äußeren Haken, an dem sie bis jetzt zum Theil befestigt waren, gegen den inneren Schwerpunkt, aus dem sie sich voll-

ständig ableiten lassen, vertauschen sollen. Dies ist, nach meiner Ueberzeugung, der welthistorische Proceß, der in unseren Tagen vor sich geht, die Philosophie, von Kant, und eigentlich von Spinoza an, hat ihn, zersetzend und auflösend, vorbereitet, und die dramatische Kunst, vorausgesetzt, daß sie überhaupt noch irgend etwas soll, denn der bisherige Kreis ist durchlaufen und Duplicate sind vom Ueberfluß und passen nicht in den Haushalt der Literatur, soll ihn beendigen helfen, sie soll, wie es in einer ähnlichen Krisis Aeschylos, Sophocles, Euripides und Aristophanes, die nicht von ungefähr und etwa blos, weil das Schicksal es mit dem Theater der Athener besonders wohl meinte, so kurz hinter einander hervortraten, gethan haben, in großen gewaltigen Bildern zeigen, wie die bisher nicht durchaus in einem lebendigen Organismus gesättigt aufgegangenen, sondern zum Theil nur in einem Scheinkörper erstarrt gewesenen und durch die letzte große Geschichts-Bewegung entfesselten Elemente, durcheinander fluthend und sich gegenseitig bekämpfend, die neue Form der Menschheit, in welcher Alles wieder an seine Stelle treten, in welcher das Weib dem Mann wieder gegenüber stehen wird, wie dieser der Gesellschaft, und wie die Gesellschaft der Idee, erzeugen. Damit ist nun freilich der Uebelstand verknüpft, daß die dramatische Kunst sich auf Bedenkliches und Bedenklichstes einlassen muß, da

das Brechen der Weltzuſtände ja nur in der Gebrochenheit der individuellen erſcheinen kann, und da ein Erdbeben ſich nicht anders darſtellen läßt, als durch das Zuſammenſtürzen der Kirchen und Häuſer und die ungebändigt hereindringenden Fluthen des Meers. Ich nenne es natürlich nur mit Rückſicht auf die harmloſen Seelen, die ein Trauerſpiel und ein Kartenſpiel unbewußt auf einen und denſelben Zweck reduciren, einen Uebelſtand, denn dieſen wird unheimlich zu Muth, wenn Spadille nicht mehr Spadille ſein ſoll, ſie wollen wohl neue Combinationen im Spiel, aber keine neue Regel, ſie verwünſchen den Hexenmeiſter, der ihnen dieſe aufdringt, oder doch zeigt, daß ſie möglich iſt, und ſehen ſich nach dem Gevatter Handwerker um, der die Blätter wohl anders miſcht, auch wohl hin und wieder, denn Abwechſelung muß ſein, einen neuen Trumpf einſetzt, aber im Uebrigen die altehrwürdige Erfindung des Ur-Ur-Großvaters, wie das Natur-Geſetz ſelbſt, reſpectirt. Hier wäre es am Ort, aus dem halben Scherz in einen bittern ganzen Ernſt überzugehen, denn es iſt nicht zu ſagen, bis zu welchem Grade eine zum Theil unzurechnungsfähige und unmündige, zum Theil aber auch perfide Kritik, ſich den erbärmlichen Theater-Verhältniſſen unſerer Tage und dem beſchränkten Geſichtskreis des großen Haufens accomodirend, die einfachen Grundbegriffe der dramatiſchen Kunſt, von

denen man glauben sollte, daß sie, nachdem sich ihre Kraft und Wahrheit vier Jahrtausende hindurch bewährte, unantastbar seien, wie das Einmaleins, verwirrt und auf den Kopf gestellt hat. Der Maler braucht sich, und er mag dem Himmel dafür danken, noch nicht darüber zu entschuldigen, daß er die Leinewand, aus der auch Siebbeutel gemacht werden könnten, bemalt, auch verlacht man ihn noch nicht, wenn man sieht, daß er auf die Composition seines Gemäldes Mühe und Fleiß verwendet, daß er die Farben, die ja doch auch schon an sich dem Auge schmeicheln, auf Gestalten, und die Gestalten wieder auf einen inneren, für den bloßen Gaffer nicht vorhandenen Mittelpunkt bezieht, statt das Farbenbrett selbst mit dem eingerührten Blau, Gelb und Roth, für das Gemälde zu geben, oder doch den bunten Gestalten- und Figuren-Tanz; aber jene Kunst, die, wie alles Höchste, nur dann überhaupt etwas ist, wenn sie das, was sie sein soll, ganz ist, muß sich jetzt, wie über eine Narrheit, darüber hudeln lassen, daß sie ihre einzige, ihre erste und letzte Aufgabe, im Auge behält, statt es sich bequem zu machen und für den Karfunkel den Kiesel zu bieten, für ein tiefsinniges und unergründliches Lebens-Symbol ein gemeines Lebens-Räthsel, das mit der gelöst'ten Spannung in's Nichts zerplatzt, und, außer Stande, auch nur die dürftigste Seele für einen Moment zu sättigen,

Nichts erweckt, als den Hungerruf: was Neues! was Neues! Ich ſage es Euch, Ihr, die Ihr Euch dramatiſche Dichter nennt, wenn Ihr Euch damit begnügt, Anecdoten, hiſtoriſche oder andere, es iſt gleich, in Scene zu ſetzen, oder, wenn's hoch kommt, einen Charakter in ſeinem pſychologiſchen Räderwerk auseinander zu legen, ſo ſteht Ihr, Ihr mögt nun die Thränenfiſtel preſſen oder die Lachmuskeln erſchüttern, wie Ihr wollt, um Nichts höher, als unſer bekannter Vetter von Theſpis her, der in ſeiner Bude die Marionetten tanzen läßt. Nur wo ein Problem vorliegt, hat Eure Kunſt etwas zu ſchaffen, wo Euch aber ein ſolches aufgeht, wo Euch das Leben in ſeiner Gebrochenheit entgegen tritt und zugleich in Eurem Geiſt, denn Beides muß zuſammen fallen, das Moment der Idee, in dem es die verlorne Einheit wieder findet, da ergreift es, und kümmert Euch nicht darum, daß der äſthetiſche Pöbel in der Krankheit ſelbſt die Geſundheit aufgezeigt haben will, da Ihr doch nur den Uebergang zur Geſundheit aufzeigen und das Fieber allerdings nicht heilen könnt, ohne Euch mit dem Fieber einzulaſſen, denn dieſer Pöbel, der Euch über die Paroxismen, die Ihr darſtellt, zur Rechenſchaft zieht, als ob es Eure eigenen wären, müßte, wenn er Conſequenz beſäße, auch dem Richter, der dem Miſſethäter das Verbrechen abfragt, um ſeine Stellung

zum Gesetz zu ermitteln, ja dem Geistlichen, der Beichte hört, den Vorwurf machen, daß er sich mit schmutzigen Dingen befasse, und Ihr seid für Nichts, für gar Nichts, verantwortlich, als für die Behandlung, die, als eine freie, Eure subjective Unabhängigkeit vom Gegenstand und Euer persönliches Unvermischtsein mit demselben hervortreten lassen muß, und für das letzte Resultat, ja auch das Resultat braucht nicht im Lanzen-Spitzen-Sinn die Spitze Eures Werkes zu sein, es darf sich eben so gut als Ausgangspunkt eines Charakters hinstellen, wie als Ausgangspunkt des ganzen Dramas, obgleich freilich, wenn Letzteres der Fall ist, das Drama der Form nach einen höheren Grad von Vollendung für sich in Anspruch zu nehmen hat. Man kann, wenn man sich genöthigt sieht, über Dinge, die Niemandem ohne innere Erfahrung ganz verständlich werden, zu sprechen, sich nicht genug gegen Mißdeutung verwahren; ich füge also noch ausdrücklich hinzu, daß man hier nicht an ein allegorisches Herausputzen der Idee, überhaupt nicht an die philosophische, sondern an die unmittelbar in's Leben selbst verlegte Dialectik denken muß, und daß, wenn in einem Proceß, worin, wie in jedem schöpferischen, alle Elemente sich mit gleicher Nothwendigkeit bedingen und voraussetzen, überall von einem Vor und Nach die Rede sein kann, der Dichter (wer sich für einen hält, möge sich darnach prüfen!) sich jedenfalls

eher der Gestalten bewußt werden wird, als der Idee, oder vielmehr des Verhältnisses der Gestalten zur Idee. Doch, wie gesagt, die ganze Anschauungsweise ist eine unzulässige, die aber noch sehr verbreitet zu sein scheint, da, was aus ihr allein hervorgehen kann, selbst einsichtige Männer nicht aufhören, mit dem Dichter über die Wahl seiner Stoffe, wie sie es nennen, zu hadern, und dadurch zeigen, daß sie sich das Schaffen, dessen erstes Stadium, das empfangende, doch tief unter dem Bewußtsein liegt und zuweilen in die dunkelste Ferne der Kindheit zurückfällt, immer als ein, wenn auch veredeltes, Machen vorstellen, und daß sie in das geistige Gebären eine Willkür verlegen, die sie dem leiblichen, dessen Gebundensein an die Natur freilich heller in die Augen springt, gewiß nicht zusprechen würden. Den Gevatter Handwerker, dessen ich oben gedachte, mag man schelten, wenn er etwas bringt, was dem gnädigen Herrn mit vielen Köpfen nicht behagt, denn der wackere Mann kann das eine so gut liefern als das Andere, er hat sich, als er seine Anecdote auswählte, bloß im Effect verrechnet und für Rechenfehler ist Jedermann verantwortlich; dem Dichter dagegen muß man verzeihen, wenn er es nicht trifft, er hat keine Wahl, er hat nicht einmal die Wahl, ob er ein Werk überhaupt hervorbringen will, oder nicht, denn das einmal lebendig Gewor-

dene läßt sich nicht zurück verdauen, es läßt sich nicht wieder in Blut verwandeln, sondern muß in freier Selbständigkeit hervortreten, und eine unterdrückte oder unmögliche geistige Entbindung kann eben so gut, wie eine leibliche, die Vernichtung, sei es nun durch den Tod, oder durch den Wahnsinn, nach sich ziehen. Man denke an Goethes Jugend-Genossen Lenz, an Hölderlin, an Grabbe.

Ich sagte: die dramatische Kunst soll den welthistorischen Proceß, der in unseren Tagen vor sich geht, und der die vorhandenen Institutionen des menschlichen Geschlechts, die politischen, religiösen und sittlichen, nicht umstürzen, sondern tiefer begründen, sie also vor dem Umsturz sichern will, beendigen helfen. In diesem Sinne soll sie, wie alle Poesie, die sich nicht auf Superfötation und Arabeskenwesen beschränkt, zeitgemäß sein, in diesem Sinn, und in keinem andern, ist es jede echte, in diesem Sinn habe auch ich im Vorwort zur Genovefa meine Dramen als künstlerische Opfer der Zeit bezeichnet, denn ich bin mir bewußt, daß die individuellen Lebens-Processe, die ich darstellte und noch darstellen werde, mit den jetzt obschwebenden allgemeinen Principien-Fragen in engster Verbindung stehen, und obgleich es mich nicht unangenehm berühren konnte, daß die Kritik bisher fast ausschließlich meine Gestalten in's Auge faßte, und die Ideen, die sie repräsentiren, unberücksich-

tigt ließ, indem ich hierin wohl nicht mit Unrecht den beſten Beweis für die wirkliche Lebendigkeit dieſer Geſtalten erblickte, ſo muß ich nun doch wünſchen, daß dieß ein Ende nehmen, und daß man auch dem zweiten Factor meiner Dichtungen einige Würdigung widerfahren laſſen möge, da ſich natürlich ein ganz anderes Urtheil über Anlage und Ausführung ergiebt, wenn man ſie bloß in Bezug auf die behandelte Anecdote betrachtet, als wenn man ſie nach dem zu bewältigenden Ideen-Kern, der Manches nothwendig machen kann, was für jene überflüſſig iſt, bemißt. Der erſte Recenſent, den meine Genoveva fand, glaubte in jener Bezeichnung meiner Dramen eine der Majeſtät der Poeſie nicht würdige Conceſſion an die Zeitungspoetik unſerer Tage zu erblicken und fragte mich, wo denn in meinen Stücken jene Epigrammatie und Bezüglichkeit, die man jetzt zeitgemäß nenne, anzutreffen ſei. Ich habe ihm hierauf nichts zu antworten, als daß ich die Begriffe der Zeit und des Zeitungsblatts nicht ſo identiſch finde, wie er zu thun ſcheint, falls ſein ſonderbarer Einwurf anders ernſt gemeint und nicht bloß darauf gerichtet war, mir die hier gegebene nähere Entwickelung meiner vielleicht zu lakoniſch hingeſtellten Gedanken abzudringen. Ich weiß übrigens recht gut, daß ſich heut zu Tage eine ganz andere Zeitpoeſie in Deutſchland geltend macht, eine Zeitpoeſie, die ſich an den

Augenblick hingiebt, und die, obgleich ſie eigentlich das Fieber mit der Hitzblatter, die Gährung im Blut mit dem Hautſymptom, wodurch ſie ſich ankündigt, verwechſelt, doch, inſofern ſie dem Augenblick wirklich dient, nicht zu ſchelten wäre, wenn nur ſie ſelbſt ſich des Scheltens enthalten wollte. Aber, nicht zufrieden, in ihrer zweifelhaften epigrammatiſch-rhetoriſchen Exiſtenz tolerirt, ja gehegt und gepflegt zu werden, will ſie allein exiſtiren, und gibt ſich, polternd und eifernd, das Anſehen, als ob ſie Dinge verſchmähte, von denen ſie wenigſtens erſt beweiſen ſollte, daß ſie ihr erreichbar ſind. Man kann in keinem Band Gedichte, denn gerade in der Lyrik hat ſie das Quartier aufgeſchlagen, mehr blättern, ohne auf heftige Controverſen gegen die Sänger des Weins, der Liebe, des Frühlings u. ſ. w., die todten wie die lebendigen, zu ſtoßen, aber die Herren halten ihre eigenen Frühlings- und Liebeslieder zurück, oder produciren, wenn ſie damit auftreten, ſolche Nichtigkeiten, daß man unwillkürlich an den Wilden denken muß, der ein Klavier mit der Axt zertrümmerte, weil er ſich lächerlich gemacht hatte, als er es zu ſpielen verſuchte. Lieben Leute, wenn Einer die Feuerglocke zieht, ſo brechen wir alle aus dem Concert auf und eilen auf den Markt, um zu erfahren, wo es brennt, aber der Mann muß ſich

cht einbilden, er habe über Mozart und

triumphirt. Auch daraus, daß die Epi-

gramme, die Ihr bekannten Perſonen mit Kreide auf den Rücken ſchreibt, ſchneller verſtanden werden und raſcher in Umlauf kommen, als Juvenaliſche Satyren, müßt Ihr nicht ſchließen, daß Ihr den Juvenal übertroffen habt; ſie ſind dafür auch vergeſſen, ſobald die Perſonen den Rücken wenden oder auch nur den Rock wechſeln, während Juvenal hier nicht angeführt werden könnte, wenn er nicht noch nach Jahrtauſenden geleſen würde. Als Goethe der ſchönſten Lieder-Poeſie, die uns nach der ſeinigen geſchenkt worden iſt, der Uhlandſchen, in einer übellaunigen Minute vorwarf, es werde daraus nichts „Menſchen-Geſchick Aufregendes und Bezwingendes“ hervorgehen, ſo hatte er freilich Recht, denn Lilien-Duft iſt kein Schießpulver, und auch der Erl-König und der Fiſcher, obgleich ſie Millionen Trommelſchläger-Stückchen aufwiegen, würden im Krieg ſo wenig den Trompeter- als einen anderen Dienſt verſehen können. Die Poeſie hat Formen, in denen der Geiſt ſeine Schlachten ſchlägt, die epiſchen und dramatiſchen, ſie hat Formen worin das Herz ſeine Schätze niederlegt, die lyriſchen, und das Genie zeigt ſich eben dadurch, daß es jede auf die rechte Weiſe ausfüllt, indeß das Halb-Talent, das für die größeren nicht Gehalt genug hat, die engeren gern zu zerſprengen ſucht, um trotz ſeiner Armuth reich zu erſcheinen. Ein ſolcher, von einem total

verkehrt gewählten Gesichtspunkt aus gefällter Ausspruch, den Goethe selbst in den Gesprächen mit Eckermann schon modificirte, hätte der Kritik zu Nichts Veranlassung geben sollen, als zu einer gründlichen Auseinandersetzung, worin sich Uhland und der piepsende Ratten- und Mäusekönig, der sich ihm angehängt hat, die „schwäbische Schule", von einander unterscheiden, da ja nicht Uhland, sondern ein von Goethe unbesehens für ein Mitglied dieser Schule gehaltener schwäbischer Dichter den Ausspruch hervorrief. Es ist hier zu dieser Auseinandersetzung, die sich übrigens um so eher der Mühe verlohnte, als sich, wenn man bis zum Prinzip hinabstiege, wahrscheinlich ergäbe, daß eine gemeine Gemüths- und eine gemeine Reflexions-Lyrik gleich nullenhaft sind und daß ein Einfall über den „Baum" der „Menschheit", an dem die „Blüthe" der „Freiheit" unter dem „Sonnenkuß" des „Völkerlenzes" aufbricht, wirklich nicht mehr besagen will, als ein Hausvater-Gefühl unterm blühenden Apfelbaum, nicht der Ort, aber ich kann nicht umhin, auf den Unterschied selbst dringend aufmerksam zu machen, um mich nicht in den Verdacht zu bringen, als ob ich die melodielose Nüchternheit, die zu dichten glaubt, wenn sie ihre Werkeltags-Empfindungen oder eine hinter dem Zaun aufgelesene Alte-Weiber-Sage in platte Verse zwängt, einer Rhetorik vorziehe, die zwar,

ſchon der ſpröden Einſeitigkeit wegen, niemals zur Poeſie, aber doch vielleicht zur Gedanken- und, wenn dieß gelingt, auch zur Charakterbildung führt. Man ſoll die Flöte nicht nach dem Brennholz, das ſich allenfalls für den prophezeiten Weltbrand aus ihr gewinnen ließe, abſchätzen, aber das gemeine Brennholz ſoll noch weniger auf ſeine eingebildete Verwandtſchaft mit der Flöte dicke thun. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich nicht alle Schwaben, und noch weniger bloß die Schwaben, zur ſchwäbiſchen Schule rechne, denn auch Kerner ꝛc. iſt ein Schwabe.

Vielleicht ſagt der Eine oder der Andere: dieß ſind ja alte, bekannte, längſt feſtgeſtellte Dinge. Allerdings. Ja, ich würde erſchrecken, wenn es ſich anders verhielte, denn wir ſollen im Aeſthetiſchen, wie im Sittlichen, nach meiner Ueberzeugung nicht das elfte Gebot erfinden, ſondern die zehn vorhandenen erfüllen. Bei alledem bleibt Demjenigen, der die alten Geſetztafeln einmal wieder mit dem Schwamm abwäſcht und den frechen Kreide-Commentar, mit dem allerlei unlautre Hände den Grundtext übermalt haben, vertilgt, immer noch ſein beſcheidenes Verdienſt. Es hat ſich ein gar zu verdächtiges Gloſſarium angeſammelt. Die Poeſie ſoll nicht bleiben, was ſie war und iſt: Spiegel des Jahrhunderts und der Bewegung der Menſchheit im Allgemeinen, ſie ſoll Spiegel des Tags, ja der

Stunde werden. Am allerſchlimmſten aber kommt das Drama weg, und nicht, weil man zu viel, oder das Verkehrte von ihm verlangt, ſondern weil man gar Nichts von ihm verlangt. Es ſoll blos amüſiren, es ſoll uns eine ſpannende Anecdote, allenfalls, der Piquantheit wegen von pſychologiſch-merkwürdigen Charakteren getragen, vorführen, aber es ſoll bei Leibe nicht mehr thun; was im Shakeſpeare (man wagt, ſich auf ihn zu berufen) nicht amüſirt, das iſt vom Uebel, ja es iſt, näher beſehen, auch nur durch den Enthuſiasmus ſeiner Ausleger in ihn hinein phantaſirt, er ſelbſt hat nicht daran gedacht, er war ein guter Junge, der ſich freute, wenn er durch ſeine wilden Schnurren mehr Volk wie gewöhnlich, zuſammen trommelte, denn dann erhielt er vom Theater-Director einen Schilling über die Wochen-Gage und wurde wohl gar freundlich in's Ohr gekniffen. Ein berühmter Schauſpieler, jetzt verſtorben, hat, wie ihm von ſeinen Freunden nachgeſagt wird, dem neuen Evangelium die praktiſche Nutzanwendung hinzugefügt, er hat alles Ernſtes behauptet, daß der „Poet“ dem „Künſtler“ nur ein Scenarium zu liefern habe, welches dann durch dieſen extemporirend auszufüllen ſei. Die Conſequenz iſt hier, wie allenthalben, zu loben, denn man ſieht doch, wohin das Amüſement-Princip führt, aber das Sach-Verhältniß iſt dieß. Eine Dichtung, die ſich für eine dramatiſche giebt

muß darſtellbar ſein, jedoch nur deshalb, weil, was der Künſtler nicht darzuſtellen vermag, von dem Dichter ſelbſt nicht dargeſtellt wurde, ſondern Embryo und Gedanken-Schemen blieb. Darſtellbar iſt nun nur das Handeln, nicht das Denken und Empfinden; Gedanken und Empfindungen gehören alſo nicht an ſich, ſondern immer nur ſo weit, als ſie ſich unmittelbar zur Handlung umbilden, in's Drama hinein; dagegen ſind aber auch Handlungen keine Handlungen, wenigſtens keine dramatiſche, wenn ſie ſich ohne die ſie vorbereitenden Gedanken und die ſie begleitenden Empfindungen, in nackter Abgeriſſenheit, wie Natur-Vorfälle, hinſtellen, ſonſt wäre ein ſtillſchweigend gezogener Degen der Höhepunkt aller Action. Auch iſt nicht zu überſehen, daß die Kluft zwiſchen Handeln und Leiden keineswegs ſo groß iſt, als die Sprache ſie macht, denn alles Handeln löſ't ſich dem Schickſal, d. h. dem Welt-Willen gegenüber, in ein Leiden auf, und gerade dies wird in der Tragödie veranſchaulicht, alles Leiden aber iſt im Individuum ein nach innen gekehrtes Handeln, und wie unſer Intereſſe mit eben ſo großer Befriedigung auf dem Menſchen ruht, wenn er ſich auf ſich ſelbſt, auf das Ewige und Unvergängliche im zerſchmetterten Individuum beſinnt und ſich dadurch wieder herſtellt, was im Leiden geſchieht, als wenn er dem Ewigen und Unvergänglichen in individueller Ge-

bundenheit Trotz bietet, und dafür von diesem, das über alle Manifestation hinausgeht, wie z. B. unser Gedanke über die Hand, die er in Thätigkeit setzt, und das selbst dann, wenn ihm der Wille nicht entgegen tritt, noch im Ich auf eine hemmende Schranke stoßen kann, die strenge Zurechtweisung empfängt, so ist das Eine auch eben so gut darstellbar, wie das Andere, und erfordert höchstens den größeren Künstler. Ich wiederhole es: eine Dichtung, die sich für eine dramatische giebt, muß darstellbar sein, weil, was der Künstler nicht darzustellen vermag, von dem Dichter selbst nicht dargestellt wurde, sondern Embryo und Gedanken-Schemen blieb. Dieser innere Grund ist zugleich der einzige, die mimische Darstellbarkeit ist das allein untrügliche Kriterium der poetischen Darstellung, darum darf der Dichter sie nie aus den Augen verlieren. Aber diese Darstellbarkeit ist nicht nach der Convenienz und den in „steter Wandlung" begriffenen Mode-Vorurtheilen zu bemessen, und wenn sie ihr Maaß von dem realen Theater entlehnen will, so hat sie nach dem Theater aller Zeiten, nicht aber nach dieser oder jener speciellen Bühne, worin ja, wer kann es wissen, wie jetzt die jungen Mädchen, vielleicht noch einmal die Kinder das Präsidium führen, und dann, ihren unschuldigen Bedürfnissen gemäß, darauf bestehen werden, daß die Ideen der Stücke nicht

tigt ließ, indem ich hierin wohl nicht mit Unrecht den beſten Beweis für die wirkliche Lebendigkeit dieſer Geſtalten erblickte, ſo muß ich nun doch wünſchen, daß dieß ein Ende nehmen, und daß man auch dem zweiten Factor meiner Dichtungen einige Würdigung widerfahren laſſen möge, da ſich natürlich ein ganz anderes Urtheil über Anlage und Ausführung ergiebt, wenn man ſie bloß in Bezug auf die behandelte Anecdote betrachtet, als wenn man ſie nach dem zu bewältigenden Ideen-Kern, der Manches nothwendig machen kann, was für jene überflüſſig iſt, bemißt. Der erſte Recenſent, den meine Genoveva fand, glaubte in jener Bezeichnung meiner Dramen eine der Majeſtät der Poeſie nicht würdige Conceſſion an die Zeitungspoetik unſerer Tage zu erblicken und fragte mich, wo denn in meinen Stücken jene Epigrammatie und Bezüglichkeit, die man jetzt zeitgemäß nenne, anzutreffen ſei. Ich habe ihm hierauf nichts zu antworten, als daß ich die Begriffe der Zeit und des Zeitungsblatts nicht ſo identiſch finde, wie er zu thun ſcheint, falls ſein ſonderbarer Einwurf anders ernſt gemeint und nicht bloß darauf gerichtet war, mir die hier gegebene nähere Entwickelung meiner vielleicht zu lakoniſch hingeſtellten Gedanken abzudringen. Ich weiß übrigens recht gut, daß ſich heut zu Tage eine ganz andere Zeitpoeſie in Deutſchland geltend macht, eine Zeitpoeſie, die ſich an den

Augenblick hingiebt, und die, obgleich sie eigentlich das Fieber mit der Hitzblatter, die Gährung im Blut mit dem Hautsymptom, wodurch sie sich ankündigt, verwechselt, doch, insofern sie dem Augenblick wirklich dient, nicht zu schelten wäre, wenn nur sie selbst sich des Scheltens enthalten wollte. Aber, nicht zufrieden, in ihrer zweifelhaften epigrammatisch-rhetorischen Existenz tolerirt, ja gehegt und gepflegt zu werden, will sie allein existiren, und gibt sich, polternd und eifernd, das Ansehen, als ob sie Dinge verschmähte, von denen sie wenigstens erst beweisen sollte, daß sie ihr erreichbar sind. Man kann in keinem Band Gedichte, denn gerade in der Lyrik hat sie das Quartier aufgeschlagen, mehr blättern, ohne auf heftige Controversen gegen die Sänger des Weins, der Liebe, des Frühlings u. s. w., die todten wie die lebendigen, zu stoßen, aber die Herren halten ihre eigenen Frühlings- und Liebeslieder zurück, oder produciren, wenn sie damit auftreten, solche Nichtigkeiten, daß man unwillkürlich an den Wilden denken muß, der ein Klavier mit der Axt zertrümmerte, weil er sich lächerlich gemacht hatte, als er es zu spielen versuchte. Lieben Leute, wenn Einer die Feuerglocke zieht, so brechen wir alle aus dem Concert auf und eilen auf den Markt, um zu erfahren, wo es brennt, aber der Mann muß sich darum nicht einbilden, er habe über Mozart und Beethoven triumphirt. Auch daraus, daß die Epi-

gramme, die Ihr bekannten Perſonen mit Kreide auf den Rücken ſchreibt, ſchneller verſtanden werden und raſcher in Umlauf kommen, als Juvenalſche Satyren, müßt Ihr nicht ſchließen, daß Ihr den Juvenal übertroffen habt; ſie ſind dafür auch vergeſſen, ſobald die Perſonen den Rücken wenden oder auch nur den Rock wechſeln, während Juvenal hier nicht angeführt werden könnte, wenn er nicht noch nach Jahrtauſenden geleſen würde. Als Goethe der ſchönſten Lieder-Poeſie, die uns nach der ſeinigen geſchenkt worden iſt, der Uhlandſchen, in einer übellaunigen Minute vorwarf, es werde daraus nichts „Menſchen-Geſchick Aufregendes und Bezwingendes" hervorgehen, ſo hatte er freilich Recht, denn Lilien-Duft iſt kein Schießpulver, und auch der Erl-König und der Fiſcher, obgleich ſie Millionen Trommelſchläger-Stückchen aufwiegen, würden im Krieg ſo wenig den Trompeter- als einen anderen Dienſt verſehen können. Die Poeſie hat Formen, in denen der Geiſt ſeine Schlachten ſchlägt, die epiſchen und dramatiſchen, ſie hat Formen worin das Herz ſeine Schätze niederlegt, die lyriſchen, und das Genie zeigt ſich eben dadurch, daß es jede auf die rechte Weiſe ausfüllt, indeß das Halb-Talent, das für die größeren nicht Gehalt genug hat, die engeren gern zu zerſprengen ſucht, um trotz ſeiner Armuth reich zu erſcheinen. Ein ſolcher, von einem total

verkehrt gewählten Gesichtspunkt aus gefällter Ausspruch, den Goethe selbst in den Gesprächen mit Eckermann schon modificirte, hätte der Kritik zu Nichts Veranlassung geben sollen, als zu einer gründlichen Auseinandersetzung, worin sich Uhland und der piepsende Ratten- und Mäusekönig, der sich ihm angehängt hat, die „schwäbische Schule", von einander unterscheiden, da ja nicht Uhland, sondern ein von Goethe unbesehens für ein Mitglied dieser Schule gehaltener schwäbischer Dichter den Ausspruch hervorrief. Es ist hier zu dieser Auseinandersetzung, die sich übrigens um so eher der Mühe verlohnte, als sich, wenn man bis zum Prinzip hinabstiege, wahrscheinlich ergäbe, daß eine gemeine Gemüths- und eine gemeine Reflexions-Lyrik gleich nullenhaft sind und daß ein Einfall über den „Baum" der „Menschheit", an dem die „Blüthe" der „Freiheit" unter dem „Sonnenkuß" des „Völkerlenzes" aufbricht, wirklich nicht mehr besagen will, als ein Hausvater-Gefühl unterm blühenden Apfelbaum, nicht der Ort, aber ich kann nicht umhin, auf den Unterschied selbst dringend aufmerksam zu machen, um mich nicht in den Verdacht zu bringen, als ob ich die melodielose Nüchternheit, die zu dichten glaubt, wenn sie ihre Werkeltags-Empfindungen oder eine hinter dem Zaun aufgelesene Alte-Weiber-Sage in platte Verse zwängt, einer Rhetorik vorziehe, die zwar,

ſchon der ſpröden Einſeitigkeit wegen, niemals zur Poeſie, aber doch vielleicht zur Gedanken- und, wenn dieß gelingt, auch zur Charakterbildung führt. Man ſoll die Flöte nicht nach dem Brennholz, das ſich allenfalls für den prophezeiten Weltbrand aus ihr gewinnen ließe, abſchätzen, aber das gemeine Brennholz ſoll noch weniger auf ſeine eingebildete Verwandtſchaft mit der Flöte dicke thun. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich nicht alle Schwaben, und noch weniger bloß die Schwaben, zur ſchwäbiſchen Schule rechne, denn auch Kerner ꝛc. iſt ein Schwabe.

Vielleicht ſagt der Eine oder der Andere: dieß ſind ja alte, bekannte, längſt feſtgeſtellte Dinge. Allerdings. Ja, ich würde erſchrecken, wenn es ſich anders verhielte, denn wir ſollen im Aeſthetiſchen, wie im Sittlichen, nach meiner Ueberzeugung nicht das elfte Gebot erfinden, ſondern die zehn vorhandenen erfüllen. Bei alledem bleibt Demjenigen, der die alten Geſetztafeln einmal wieder mit dem Schwamm abwäſcht und den frechen Kreide-Commentar, mit dem allerlei unlautre Hände den Grundtext übermalt haben, vertilgt, immer noch ſein beſcheidenes Verdienſt. Es hat ſich ein gar zu verdächtiges Gloſſarium angeſammelt. Die Poeſie ſoll nicht bleiben, was ſie war und iſt: Spiegel des Jahrhunderts und der Bewegung der Menſchheit im Allgemeinen, ſie ſoll Spiegel des Tags, ja der

Stunde werden. Am allerſchlimmſten aber kommt das Drama weg, und nicht, weil man zu viel, oder das Verkehrte von ihm verlangt, ſondern weil man gar Nichts von ihm verlangt. Es ſoll blos amüſiren, es ſoll uns eine ſpannende Anecdote, allenfalls, der Piquantheit wegen von pſychologiſch-merkwürdigen Charakteren getragen, vorführen, aber es ſoll bei Leibe nicht mehr thun; was im Shakeſpeare (man wagt, ſich auf ihn zu berufen) nicht amüſirt, das iſt vom Uebel, ja es iſt, näher beſehen, auch nur durch den Enthuſiasmus ſeiner Ausleger in ihn hinein phantaſirt, er ſelbſt hat nicht daran gedacht, er war ein guter Junge, der ſich freute, wenn er durch ſeine wilden Schnurren mehr Volk wie gewöhnlich, zuſammen trommelte, denn dann erhielt er vom Theater-Director einen Schilling über die Wochen-Gage und wurde wohl gar freundlich in's Ohr gekniffen. Ein berühmter Schauſpieler, jetzt verſtorben, hat, wie ihm von ſeinen Freunden nachgeſagt wird, dem neuen Evangelium die praktiſche Nutzanwendung hinzugefügt, er hat alles Ernſtes behauptet, daß der „Poet“ dem „Künſtler“ nur ein Scenarium zu liefern habe, welches dann durch dieſen extemporirend auszufüllen ſei. Die Conſequenz iſt hier, wie allenthalben, zu loben, denn man ſieht doch, wohin das Amüſement-Princip führt, aber das Sach-Verhältniß iſt dieß. Eine Dichtung, die ſich für eine dramatiſche giebt

muß darſtellbar ſein, jedoch nur deshalb, weil, was der Künſtler nicht darzuſtellen vermag, von dem Dichter ſelbſt nicht dargeſtellt wurde, ſondern Embryo und Gedanken-Schemen blieb. Darſtellbar iſt nun nur das Handeln, nicht das Denken und Empfinden; Gedanken und Empfindungen gehören alſo nicht an ſich, ſondern immer nur ſo weit, als ſie ſich unmittelbar zur Handlung umbilden, in's Drama hinein; dagegen ſind aber auch Handlungen keine Handlungen, wenigſtens keine dramatiſche, wenn ſie ſich ohne die ſie vorbereitenden Gedanken und die ſie begleitenden Empfindungen, in nackter Abgeriſſenheit, wie Natur-Vorfälle, hinſtellen, ſonſt wäre ein ſtillſchweigend gezogener Degen der Höhepunkt aller Action. Auch iſt nicht zu überſehen, daß die Kluft zwiſchen Handeln und Leiden keineswegs ſo groß iſt, als die Sprache ſie macht, denn alles Handeln löſ't ſich dem Schickſal, d. h. dem Welt-Willen gegenüber, in ein Leiden auf, und gerade dies wird in der Tragödie veranſchaulicht, alles Leiden aber iſt im Individuum ein nach innen gekehrtes Handeln, und wie unſer Intereſſe mit eben ſo großer Befriedigung auf dem Menſchen ruht, wenn er ſich auf ſich ſelbſt, auf das Ewige und Unvergängliche im zerſchmetterten Individuum beſinnt und ſich dadurch wieder herſtellt, was im Leiden geſchieht, als wenn er dem Ewigen und Unvergänglichen in individueller Ge-

bundenheit Trotz bietet, und dafür von diesem, das über alle Manifestation hinausgeht, wie z. B. unser Gedanke über die Hand, die er in Thätigkeit setzt, und das selbst dann, wenn ihm der Wille nicht entgegen tritt, noch im Ich auf eine hemmende Schranke stoßen kann, die strenge Zurechtweisung empfängt, so ist das Eine auch eben so gut darstellbar, wie das Andere, und erfordert höchstens den größeren Künstler. Ich wiederhole es: eine Dichtung, die sich für eine dramatische giebt, muß darstellbar sein, weil, was der Künstler nicht darzustellen vermag, von dem Dichter selbst nicht dargestellt wurde, sondern Embryo und Gedanken-Schemen blieb. Dieser innere Grund ist zugleich der einzige, die mimische Darstellbarkeit ist das allein untrügliche Kriterium der poetischen Darstellung, darum darf der Dichter sie nie aus den Augen verlieren. Aber diese Darstellbarkeit ist nicht nach der Convenienz und den in „steter Wandlung" begriffenen Mode-Vorurtheilen zu bemessen, und wenn sie ihr Maaß von dem realen Theater entlehnen will, so hat sie nach dem Theater aller Zeiten, nicht aber nach dieser oder jener speciellen Bühne, worin ja, wer kann es wissen, wie jetzt die jungen Mädchen, vielleicht noch einmal die Kinder das Präsidium führen, und dann, ihren unschuldigen Bedürfnissen gemäß, darauf bestehen werden, daß die Ideen der Stücke nicht

über das Niveau von: quäle nie ein Thier zum Scherz u. ſ. w. oder: Schwarzbeerchen, biſt du noch ſo ſchön u. ſ. w. hinausgehen ſollen, zu fragen. Es ergibt ſich bei einigem Nachdenken von ſelbſt, daß der Dichter nicht, wie es ein ſeichter Geſchmack, und auch ein unvollſtändiger und frühreifer Schönheits-Begriff, der, um ſich bequemer und ſchneller abſchließen zu können, die volle Wahrheit nicht in ſich aufzunehmen wagt, von ihm verlangen, zugleich ein Bild der Welt geben und doch von den Elementen, woraus die Welt beſteht, die widerſpenſtigen ausſcheiden kann, ſondern daß er alle gerechten Anſprüche befriedigt, wenn er jedem dieſer Elemente die rechte Stelle anweiſ't, und die untergeordneten, die ſich nun einmal, wie querlaufende Nerven und Adern mit im Organismus vorfinden, nur hervor treten läßt, damit die höhern ſie verzehren. Davon, daß der Werth und die Bedeutung eines Dramas von dem durch hundert und tauſend Zufälligkeiten bedingten Umſtand, ob es zur Aufführung kommt oder nicht, alſo von ſeinem äußern Schickſal, abhange, kann ich mich nicht überzeugen, denn, wenn das Theater, das als vermittelndes Organ zwiſchen der Poeſie und dem Publikum ſehr hoch zu ſchätzen iſt, eine ſolche Wunderkraft beſäße, ſo müßte es zunächſt doch das lebendig erhalten, was ſich ihm mit Leib und Seele ergibt; wo bleiben

ſie aber, die hundert und tauſend „bühnengerechten“ Stücke, die „mit verdientem Beifall“ unter „zahlreichen Wiederholungen“ über die Bretter gehen? Und um von der Fabrik-Waare abzuſehen, werden Shakeſpeare und Calderon, die ja doch nicht bloß große dramatiſche Dichter, ſondern auch wahre Theater-Schriftſteller geweſen ſein ſollen, geſpielt, hat das Theater ſie nicht längſt fallen laſſen und dadurch bewieſen, daß es ſo wenig das Vortreffliche, als das Richtige, feſt hält, geht daraus aber nicht mit Evidenz hervor, daß nicht, wie diejenigen, die nur halb wiſſen, worauf es ankommt, meinen, das factiſche Dargeſtelltwerden, das früher oder ſpäter aufhört, ohne darum der Wirkung des Dichters eine Gränze zu ſetzen, ſondern die von mir aus der Form als unbedingt nothwendig abgeleitete und ihrem wahren Weſen nach beſtimmte Darſtellbarkeit über Werth und Bedeutung eines Dramas entſcheidet? Hiermit iſt nun nicht bloß die naive Seidelmann'ſche Behauptung beſeitigt, von der ich zunächſt ausging, und die eigentlich darauf hinausläuft, das ein poetiſches Nichts, das ſich in jeder Façon, die der Künſtler ihm aufzudrücken beliebt, noch beſſer ausnimmt, als in der von Haus aus mitgebrachten, der Willkür des genialen Schauſpielers freieren Spielraum verſtattet, als das zähe poetiſche Etwas, an das er ſich hingeben muß; ſondern es iſt damit auch all das übrige Gerede,

deſſen ich gedachte, auf ſein Körnlein Wahrheit reducirt, es iſt gezeigt, daß der echte dramatiſche Darſtellungs-Proceß ganz von ſelbſt und ohne nach der Bühne zu blinzeln, alles Geiſtige verleiblichen, daß er die dualiſtiſchen Ideen-Factoren, aus deren Aneinanderprallen der das ganze Kunſtwerk entzündende ſchöpferiſche Funke hervor ſpringt, zu Charakteren verdichten, daß er das innere Ereigniß nach allen ſeinen Entwickelungsſtadien in einer äußeren Geſchichte, einer Anecdote, auseinander fallen und dieſe Anecdote, dem Steigerungs-Geſetz der Form gemäß, zur Spitze auslaufen laſſen, alſo ſpannend und Intereſſe erweckend geſtalten, und ſo auch denjenigen Theil der Leſer- und Zuſchauerſchaft, der die wahre Handlung gar nicht ahnt, amüſiren und zufrieden ſtellen wird.

Kann aber, ich darf dieſe Frage nicht umgehen, die ſo weit fortgeſchrittene Philoſophie die große Aufgabe der Zeit nicht allein löſen, und iſt der Standpunkt der Kunſt nicht als ein überwundener oder ein doch zu überwindender zu betrachten? Wenn die Kunſt nichts weiter wäre, als was die Meiſten in ihr erblicken, ein träumeriſches, hin und wieder durch einen ſogenannten ironiſchen Einfall über ſich ſelbſt unterbrochenes Fortſpinnen der Erſcheinungswelt, eine gleichſam von dem äußeren Theater auf's innere verſetzte Geſtalten-Komödie, worin

die verhüllte Idee nach, wie vor, mit ſich ſelbſt Verſteckens ſpielt, ſo müßte man darauf unbedingt mit Ja antworten, und ihr auflegen, die viertauſendjährige Sünde einer angemaßten Exiſtenz mit einem freiwilligen Tode zu büßen, ja ſelbſt die ewige Ruhe nicht als einen, durch ihre erſt jetzt überflüſſig gewordene Thätigkeit verdienten Lohn, ſondern nur als ein ihr aus Rückſicht auf den von ihr der Menſchheit in ihren Kinderjahren durch ihre nicht ganz ſinnloſen Bilder und Hieroglyphen verſchafften nützlichen Zeitvertreib bewilligtes Gnadengeſchenk hinzunehmen. Aber die Kunſt iſt nicht bloß unendlich viel mehr, ſie iſt etwas ganz Anderes, ſie iſt die realiſirte Philoſophie, wie die Welt die realiſirte Idee, und eine Philoſophie, die nicht mit ihr ſchließen, die nicht ſelbſt in ihr zur Erſcheinung werden, und dadurch den höchſten Beweis ihrer Realität geben will, braucht auch nicht mit der Welt anzufangen, es iſt gleichgültig, ob ſie das erſte oder das letzte Stadium des Lebensproceſſes, von dem ſie ſich ausgeſchloſſen wähnen muß, wenn ſie ohne Darſtellung auskommen zu können glaubt, negirt, denn auf die Welt kann ſie ſich, als auf eine ſolche Darſtellung nicht zurück beziehen, ohne ſich zugleich mit auf die Kunſt zu beziehen, da die Welt eben erſt in der Kunſt zur Totalität zuſammen geht. Eine ſchöpferiſche und urſprüngliche Philoſophie hat dieß auch noch nie gethan, ſie

hat immer gewußt, daß sie sich eine Probe, die die von ihr nackt reproducirte Idee selbst sich nicht ersparen konnte, nicht unterschlagen darf, und deshalb in der Kunst niemals einen bloßen Stand-, sondern ihren eigenen Ziel- und Gipfelpunkt erblickt; dagegen ist es charakteristisch für jede Formale, und aus nahe liegenden Gründen auch für die Jüngerschaft jeder anderen, daß sie selbst da, wo sie lebendige Gestalt geworden ist, oder doch werden sollte, nicht aufhören kann, zu zersetzen, und, gleich einem Menschen, der, um sich zu überzeugen, ob er auch Alles das, was, wie er aus der Anthropologie weiß, zum Menschen gehört, wirklich besitze, sich Kopf- Brust- und Bauchhöhle öffnen wollte, die Spitze aller Erscheinung, in der Geist und Natur sich umarmen, durch einen zugleich barbarischen und selbstmörderischen Act zerstört. Eine solche Philosophie erkennt sich selbst in der höheren Chiffre der Kunst nicht wieder, es kommt ihr schon verdächtig vor, daß sie dieselbe aus der von ihr mit so viel Mühe und Anstrengung zerrissenen Chiffre der Natur zusammengesetzt findet, und sie weiß nicht, woran sie sich halten soll; da stößt sie aber zu ihrem Glück im Kunstwerk auf einzelne Parthieen, die (sollten's unter einem Gemälde auch nur die Unterschriften des Registrators sein!) in der ihr allein geläufigen Ausdrucksweise des Gedankens und der Reflexion abgefaßt sind, weil entweder der Geist des Ganzen

dort wirklich nicht zur Form durchdrang, oder weil nur eine, der Form nicht bedürftige, Copula hinzuſtellen war; die hält ſie nun für die Hauptſache, für das Reſultat der Darſtellung, um das ſich das übrige Schnörkelweſen von Figuren und Geſtalten ungefähr ſo herum ſchlinge, wie auf einem kaufmänniſchen Wechſel die Arabesken, Merkur und ſeine Sippſchaft, um die reelle Zahl, mit Eifer und Ehrlichkeit reiht ſie dieſe Perlen, Sentenzen und Gnomen genannt, am Faden auf und ſchätzt ſie ab; da das Reſultat nun aber natürlich eben ſo kläglich ausfällt, als wenn man die Philoſophie nach ihrem Reichthum an Leben und Geſtalt meſſen wollte, ſo ſpricht ſie mit voller Ueberzeugung ihr endliches Urtheil dahin aus, daß die Kunſt eine kindiſche Spielerei ſei, wobei ja wohl auch, man habe Exempel, zuweilen ein von einem reichen Mann auf der Straße verlorenes Goldſtück gefunden und wieder in Cours geſetzt werde. Wer dieſe Schilderung für übertrieben hält, der erinnere ſich an Kant's famoſen Ausſpruch in der Anthropologie, wo der Alte vom Berge alles Ernſtes erklärt, das poetiſche Vermögen, von Homer an, beweiſe Nichts, als eine Unfähigkeit zum reinen Denken, ohne jedoch die ſich mit Nothwendigkeit ergebende Conſequenz hinzuzufügen, daß auch die Welt in ihrer ſtammelnden Mannigfaltigkeit Nichts beweiſe, als die Unfähigkeit Gottes, einen Monolog zu halten.

Wenn nun aber das Drama keine geringere, als die weltgeschichtliche Aufgabe selbst lösen helfen, wenn es zwischen der Idee und dem Welt- und Menschen-Zustand vermitteln soll, folgt nicht daraus, daß es sich ganz an die Geschichte hingeben, daß es historisch sein muß? Ich habe mich über diesen wichtigen Punkt an einem andern Ort, in der Schrift: Ein Wort über das Drama, Hamburg bei Hoffmann und Campe, 1843, auf den ich hier wohl verweisen darf, dahin ausgesprochen, daß das Drama schon an und für sich und ohne specielle Tendenz (die eigentlich, um recht geschichtlich zu werden, aus der Geschichte heraus tritt, und die Nabelschnur, die jede Kraft mit der lebendigen Gegenwart verknüpft, durchschneidet, um sie an die todte Vergangenheit mit einem Zwirnsfaden fest zu binden) historisch und daß die Kunst die höchste Geschichtschreibung sei. Diesen Ausspruch wird Keiner, der rückwärts oder vorwärts zu schauen versteht, anfechten, denn er wird sich erinnern, daß uns nur von denjenigen Völkern der alten Welt, die es zur Kunst gebracht, die ihr Dasein und Wirken in einer unzerbrechlichen Form nieder gelegt haben, ein Bild geblieben ist, und hierin liegt zunächst der nie zu verachtende factische Beweis; er wird aber auch erkennen, daß der sich schon jetzt verstrengernde historische Ausscheidungsproceß, der das Bedeutende vom Unbedeutenden, das uns völlig Abgestorbene, wenn

auch in ſich noch ſo Gewichtige, von dem noch in den Geſchichtsorganismus hinüber Greifenden ſondert, ſich immer ſteigern, daß er die Nomenclatur dereinſt einmal bis auf die Alexander und Napoleone lichten, daß er noch ſpäter nur noch die Völker-Phyſiognomieen und dann wohl gar nur noch die durch die Phaſen der Religion und Philoſophie bedingten allgemeinſten Entwickelungs-Epochen der Menſchheit feſthalten, ja ſogar, der Humor kommt hier von ſelbſt, darum verzeihe man ihn, die deutſchen Lyrici, die mit Niemand anſtoßen, der ihnen nicht vorher die Unſterblichkeit einräumt, liebloſ fallen laſſen wird; da nun aber die großen Thaten der Kunſt noch viel ſeltener ſind, als die übrigen, aus dem einfachen Grunde, weil ſie eben erſt aus dieſen reſultiren, und da ſie ſich deshalb langſamer häufen, ſo leuchtet ein, daß die Kunſt in dem ungeheuren Meer, worin Welle Welle verſchlingt, noch lange Baken ſtecken, und der Nachwelt den allgemeinen und allerdings an ſich unverlierbaren, weil unmittelbar im Leben aufgehenden, Gehalt der Geſchichte in der Schaale der ſpeciellen Perioden, deren Spitze ſie in ihren verſchiedenen Gliederungen bildet, überliefern, ihr alſo, wenn auch nicht das weitläufige und gleichgültige Regiſter der Gärtner, die den Baum pflanzten und düngten, ſo doch die Frucht mit Fleiſch und Kern, auf die es allein ankommt, und außer-

dem noch den Duft der Atmosphäre, in der sie reifte, darbieten kann. Endlich freilich wird auch hier der Punkt der Unübersehbarkeit erreicht werden, Shakespeare wird die Griechen, und was nach Shakespeare hervortritt, wird ihn verzehren, und ein neuer Kreislauf wird beginnen, oder Kunst und Geschichte werden versanden, die Welt wird für das Gewesene das Verständniß verlieren, ohne etwas Neues zu erzeugen, wenn sich nicht mit größerer Wahrscheinlichkeit annehmen ließe, daß dem Planeten mit dem Geschlecht, das er trägt, die schöpferische Kraft zugleich ausgehen wird. Die Consequenzen dieses Gesichtspunktes ergeben sich von selbst, die Geschichte in so fern sie nicht blos das allmälige Fortrücken der Menschheit in der Lösung ihrer Aufgabe darstellen, sondern auch den Antheil, den die hervorragendern Individuen daran hatten, mit Haushälterin-Genauigkeit specificiren will, ist wirklich nicht viel mehr, als ein großer Kirchhof mit seinem Immortalitäts-Apparat, den Leichensteinen und Kreuzen und ihren Inschriften, die dem Tod, statt ihm zu trotzen, höchstens neue Arbeit machen, und wer weiß, wie unentwirrbar sich im Menschen die unbewußten und bewußten Motive seiner Handlungen zum Knoten verschlingen, der wird die Wahrheit dieser Inschriften selbst dann noch in Zweifel ziehen müssen, wenn der Todte sie sich selbst gesetzt und den guten Willen zur Aufrichtig-

keit dargelegt hat. Ist nun aber solchemnach das materielle Fundament der Geschichte ein von vorn herein nach allen Seiten durchlöchertes und durchlöcherbares, so kann die Aufgabe des Dramas doch unmöglich darin bestehen, mit eben diesem Fundament, diesem verdächtigen Conglomerat von Begebenheiten-Skizzen und Gestalten-Schemen, einen zweifelhaften Galvanisirungs-Versuch anzustellen, und der nüchterne Lessing'sche Ausspruch in der Dramaturgie, wornach der dramatische Dichter die Geschichte, je nach Befund der Umstände, benutzen oder unbenutzt lassen darf, ohne in dem letzten Fall einen Tadel, oder in dem ersten ein specielles Lob zu verdienen, wird, wenn man ihn nur über die Negation hinaus dahin erweitert, daß das Drama dessenungeachtet den höchsten Gehalt der Geschichte in sich aufnehmen kann und soll, in voller Kraft verbleiben, am wenigsten aber durch Shakespeare's Beispiel, in dessen historischen Dramen die auf das Aparte zuweilen etwas versessene romantische Schule plötzlich mehr finden wollte, als in seinen übrigen, des größeren Gesichtskreises wegen unzweifelhaft höher stehenden Stücken, umgestoßen werden, denn Shakespeare scheuerte nicht etwa die „alten Schaumünzen" mit dem Kopf Wilhelm's des Eroberers oder König Ethelred's wieder blank, sondern mit jenem großartigen Blick in das wahrhaft Lebendige, der diesen einzigen Mann nicht sowohl auszeichnet, als ihn

macht, ſtellte er dar, was noch im Bewußtſein ſeines Volks lebte, weil es noch daran zu tragen und zu zehren hatte, den Krieg der rothen Roſe mit der weißen, die Höllen-Ausgeburten des Kampfes und die, in der deshalb ſo „fromm und maaßvoll“ gehaltenen Perſon Richmond's aufdämmernden Segnungen des endlichen Friedens. Wenn dieß von aller Geſchichte gilt, wie es denn der Fall iſt, ſo gilt es noch ganz beſonders von der deutſchen; es betrübt mich daher aufrichtig, daß bei uns, ungeachtet ſo vieler ſchlimmer Erfahrungen, das Dramatiſiren unſerer ausgangs- und darum ſogar im untergeordneten Sinn gehaltloſen Kaiſer-Hiſtorien immer wieder in die Mode kommt. Iſt es denn ſo ſchwer, zu erkennen, daß die deutſche Nation bis jetzt überall keine Lebens-, ſondern nur eine Krankheits-Geſchichte aufzuzeigen hat, oder glaubt man alles Ernſtes, durch das In Spiritus Setzen der Hohenſtaufen-Bandwürmer, die ihr die Eingeweide zerfreſſen haben, die Krankheit heilen zu können? Wenn ich die Talente, die ihre Kraft an einem auf dieſem Wege nicht zu erreichenden, obgleich an ſich hochwichtigen und realiſirbaren Zweck vergeuden, nicht achtete, ſo würde ich die Frage nicht aufwerfen. Es gibt hiefür eine andere, freilich ſecundäre Form, die nicht ſo ſehr, wie die dramatiſche, auf Concentration und Progreſſion angewieſen iſt, und die durch die ihr

verſtattete Detailmalerei ein Intereſſe, das ſie im Volk nicht vorfindet, ohne daß das Volk darum zu ſchelten wäre, erwecken kann, die von Walter Scott geſchaffene Form des hiſtoriſchen Romans, die in Deutſchland keiner ſo vollſtändig ausgefüllt, ja erweitert hat, als Wilibald Alexis in ſeinem letzten Roman: der falſche Woldemar. Auf dieſen Roman, der, an Brandenburg anknüpfend, alle deutſche Verhältniſſe der dargeſtellten wichtigen Epoche zur Anſchauung bringt und Geſchichte gibt, ohne ſie auf der einen Seite in Geſchichten aufzulöſen, oder auf der anderen einem ſogenannten hiſtoriſchen Pragmatismus die Fülle des Lebens und der Geſtalten zu opfern, nehme ich hier zur Verdeutlichung meiner Gedanken gern Bezug.

So viel im Allgemeinen. Nun noch ein Wort in Beziehung auf das Drama, das ich dem Publicum jetzt vorlege. Der Bänkelſängerſtab, vor dem Immermann ſo gerechte Scheu trug, widert auch mich an, ich werde daher nicht über mein Stück und deſſen Oeconomie (obgleich ich einige Urſache, und vielleicht auch einiges Recht dazu hätte, denn man hat mir die Judith und die Genoveva faſt auf den Kopf geſtellt, man hat mir in der Erſteren namentlich das Moment, worin ihr ganzes Verdienſt liegt, die Verwirrung der Motive in der Heldin, ohne die ſie eine Katze, wenn man will, eine heroiſche, geworden oder geblieben wäre, und die Ablei-

tung der That aus eben dieſer Verwirrung, die nur dadurch eine tragiſche, d. h. eine in ſich, des welthiſtoriſchen Zwecks wegen nothwendige, zugleich aber das mit der Vollbringung beauftragte Individuum wegen ſeiner partiellen Verletzung des ſittlichen Geſetzes vernichtende, werden konnte, zum Vorwurf gemacht, mir alſo geradezu die Tugend als Sünde angerechnet), ich werde nur über die Gattung, zu der es gehört, reden. Es iſt ein bürgerliches Trauerſpiel. Das bürgerliche Trauerſpiel iſt in Deutſchland in Mißcredit gerathen, und hauptſächlich durch zwei Uebelſtände. Vornämlich dadurch, daß man es nicht aus ſeinen inneren, ihm allein eigenen, Elementen, aus der ſchroffen Geſchloſſenheit, womit die aller Dialectik unfähigen Individuen ſich in dem beſchränkteſten Kreis gegenüber ſtehen, und aus der hieraus entſpringenden ſchrecklichen Gebundenheit des Lebens in der Einſeitigkeit aufgebaut, ſondern es aus allerlei Aeußerlichkeiten, z. B. aus dem Mangel an Geld bei Ueberfluß an Hunger, vor allem aber aus dem Zuſammenſtoßen des dritten Standes mit dem zweiten und erſten in Liebes-Affairen, zuſammen geflickt hat. Daraus geht nun unläugbar viel Trauriges, aber nichts Tragiſches, hervor, denn das Tragiſche muß als ein von vorn herein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod, mit dem Leben ſelbſt Geſetztes und gar nicht zu Um-

gehendes, auftreten; sobald man sich mit einem: Hätte er (dreißig Thaler gehabt, dem die gerührte Sentimentalität wohl gar noch ein: wäre er doch zu mir gekommen, ich wohne ja Nr. 32, hinzufügt) oder einem: Wäre sie (ein Fräulein gewesen u. s. w.) helfen kann, wird der Eindruck, der erschüttern soll, trivial, und die Wirkung, wenn sie nicht ganz verpufft, besteht darin, daß die Zuschauer am nächsten Tag mit größerer Bereitwilligkeit, wie sonst, ihre Armensteuer bezahlen oder ihre Töchter nachsichtiger behandeln, dafür haben sich aber die resp. Armen-Vorsteher und Töchter zu bedanken, nicht die dramatische Kunst. Dann auch dadurch, daß unsere Poeten, wenn sie sich einmal zum Volk herniederließen, weil ihnen einfiel, daß man doch vielleicht bloß ein Mensch sein dürfe, um ein Schicksal, und unter Umständen ein ungeheures Schicksal haben zu können, die gemeinen Menschen, mit denen sie sich in solchen verlorenen Stunden befaßten, immer erst durch schöne Reden, die sie ihnen aus ihrem eigenen Schatz vorstreckten, adeln, oder auch durch stöckige Bornirtheit noch unter ihren wirklichen Standpunkt in der Welt hinab drücken zu müssen glaubten, so daß ihre Personen uns zum Theil als verwunschene Prinzen und Prinzessinnen vorkamen, die der Zauberer aus Malice nicht einmal in Drachen und Löwen und andere respectable Notabilitäten der Thierwelt, son-

dern in ſchnöde Bäckermädchen und Schneidergeſellen verwandelt hatte, zum Theil aber auch als belebte Klötze, an denen es uns ſchon Wunder nehmen mußte, daß ſie Ja und Nein ſagen konnten. Dieß war nun, wo möglich, noch ſchlimmer, es fügte dem Trivialen das Abſurde und Lächerliche hinzu, und obendrein auf eine ſehr in die Augen fallende Weiſe, denn Jeder weiß, daß Bürger und Bauern ihre Tropen, deren ſie ſich eben ſo gut bedienen, wie die Helden des Salons und der Promenaden, nicht am Sternenhimmel pflücken und nicht aus dem Meer fiſchen, ſondern daß der Handwerker ſie ſich in ſeiner Werkſtatt, der Pflüger ſie hinter ſeinem Pflug zuſammen lieſ't, und Mancher macht wohl auch die Erfahrung, daß dieſe ſimplen Leute ſich, wenn auch nicht auf's Converſiren, ſo doch recht gut auf's lebendige Reden, auf das Miſchen und Veranſchaulichen ihrer Gedanken, verſtehen. Dieſe beiden Uebelſtände machen das Vorurtheil gegen das bürgerliche Trauerſpiel begreiflich, aber ſie können es nicht rechtfertigen, denn ſie fallen augenſcheinlich nicht der Gattung, ſondern nur den Pfuſchern, die in ihr geſtümpert haben, zur Laſt. Es iſt an und für ſich gleichgültig, ob der Zeiger der Uhr von Gold oder von Meſſing iſt, und es kommt nicht darauf an, ob eine in ſich bedeutende, d. h. ſymboliſche, Handlung ſich in einer

niederen, oder einer gesellschaftlich höheren Sphäre ereignet. Aber freilich, wenn in der heroischen Tragödie die Schwere des Stoffs, das Gewicht der sich unmittelbar daran knüpfenden Reflexionen eher bis auf einen gewissen Grad für die Mängel der tragischen Form entschädigt, so hängt im bürgerlichen Trauerspiel Alles davon ab, ob der Ring der tragischen Form geschlossen, d. h. ob der Punkt erreicht wurde, wo uns einestheils nicht mehr die kümmerliche Theilnahme an dem Einzel-Geschick einer von dem Dichter willkürlich aufgegriffenen Person zugemuthet, sondern dieses in ein allgemein menschliches, wenn auch nur in extremen Fällen so schneidend hervortretendes, aufgelöst wird, und wo uns anderntheils neben dem, von der sogenannten Versöhnung unserer Aesthetici, welche sie in einem in der wahren Tragödie — die es mit dem durchaus Unauflöslichen und nur durch ein unfruchtbares Hinwegdenken des von vorn herein zuzugebenden Factums zu Beseitigenden zu thun hat — unmöglichen, in der auf conventionelle Verwirrungen gebauten aber leicht herbei zu führenden schließlichen Embrassement der Anfangs auf Tod und Leben entzweiten Gegensätze zu erblicken pflegen, auf's Strengste zu unterscheidenden Resultat des Kampfes, zugleich auch die Nothwendig-

keit, es gerade auf dieſem und keinem andern Wege zu erreichen, entgegen tritt. In dem letzten Punkt, der Erläuterung wegen werde es bemerkt, iſt die Ottilie der Wahlverwandtſchaften ein vielleicht für alle Zeiten unerreichbares Meiſterſtück und gerade hierin, hierin aber auch allein, lag Goethe's künſtleriſches Recht, ein ſo ungeheures Schickſal aus einer an den Oedyp erinnernden Willenloſigkeit abzuleiten, da die himmliſche Schönheit einer ſo ganz innerlichen Natur ſich nicht in einem ruhigen, ſondern nur im allergewaltſamſten Zuſtande aufdecken konnte. Hiernach, zu allernächſt z. B. nach dem Verhältniß der Anecdote zu den im Hintergrund derſelben ſich mit ihren poſitiven und negativen Seiten bewegenden ſittlichen Mächten der Familie, der Ehre und der Moral, wäre denn auch bei meinem Stück allein zu fragen, nicht aber nach der ſogenannten „blühenden Diction," dieſem jammervollen bunten Kattun, worin die Marionnetten ſich ſpreizen, oder nach der Zahl der hübſchen Bilder, der Pracht-Sentenzen und Beſchreibungen und anderen Unter-Schönheiten, an denen arm zu ſein, die erſte Folge des Reichthums iſt. Die Erbfehler des bürgerlichen Trauerſpiels, deren ich oben gedachte, habe ich vermieden, das weiß ich, unſtreitig habe ich andere dafür begangen. Welche? Das mögte ich am liebſten von den einſichtsvollen Beurtheilern

meiner Genoveva im Vaterland und in den Blättern für literariſche Unterhaltung, denen ich hier für ihre gründlichen und geiſtreichen Recenſionen öffentlich meinen Dank ausſpreche, erfahren.

Paris, den 4. März 1844.

Ueber den Styl des Dramas.

Der Dialog iſt leicht! Der Dialog iſt ſchwerfällig! Das iſt das Einzige, was die Recenſenten, und ſelbſt die beſſeren, über den Styl eines Dramas zu bemerken pflegen. Dieſe Bemerkungen zeigen ihre Flachheit aber ſchon durch ihre Allgemeinheit. Denn gingen ſie aus wahrer Sachkenntniß hervor, ſo müßten ſie auf einzelne Scenen, ja auf einzelne Reden, beſchränkt werden, da die Leichtigkeit oder Schwerfälligkeit des Dialogs gar kein charakteriſtiſches Kennzeichen eines ganzen Dramas ſein kann.

Unſtreitig iſt die Sprache das allerwichtigſte Element wie der Poeſie überhaupt, ſo ſpeciell auch des Dramas, und die Kritik thut ſchon darum wohl, bei ihr zu beginnen, weil ſie, wenn ſie hier nicht befriedigt wird, gar nicht weiter zu gehen braucht. In der Idee, ſelbſt in den Charakteren, verſteckt ſich das Abſtracte ſehr tief und wird um ſo ſchwerer entdeckt, als in dieſem Kreiſe auch das Concreteſte bei ſeiner ſymboliſchen Natur darauf zurückführt,

es ſich alſo um die immer äußerſt ſchwierige Ermittelung handelt, ob eine an ſich ſchon bis zur Unmerklichkeit feine Linie überſchritten wurde, oder nicht. In der Sprache offenbart es ſich dem äſthetiſchen Sinn ſogleich, denn nur durch ſie und in ihr wird die lange adjectivloſe Arbeit des poetiſchen Geiſtes, die in einigen Stadien ſogar mit dem Geſchäft des Denkers, der Thätigkeit des Pſychologen in freilich modificirter Form zuſammentrifft, zur entſchiedenen Dichterthat. Aber allerdings muß man, um ſich an die Analyſe der Sprache wagen und aus ihrer Beſchaffenheit das Urtheil ableiten zu dürfen, den ſpecifiſchen Unterſchied zwiſchen einer Relation und einer Darſtellung erkannt haben und dieſe Erkenntniß ſcheint ſelten zu ſein.

An der Sprache iſt es die wunderbarſte Seite, wie der allgemeine Geiſt des Volks, deſſen Product ſie iſt, und der individuelle, der ſich ihrer zu ſeinen Einzelzwecken bedient, in einander wirken und, ſich gegenſeitig ergänzend und beſchränkend, ein Drittes erzeugen, das Beiden gemeinſchaftlich angehört. Der allgemeine Geiſt und der individuelle ſtehen ſich in dieſem Proceß wie Zeichner und Coloriſt gegenüber; der Eine zieht die Linien, hält ſich deshalb ſtreng in der Sphäre des Fundamentalen, und trennt, um dieß zu können, alles Begleitende auf's Schärfſte vom Weſentlichen; der Andere gibt die Farben und ſieht ſich hierin eben durch dieſe Trennung, die

nicht allein die Eigenschaften, Zustände und Verhältnisse an sich von den Dingen abgeschnitten, sondern auch für die graduelle Bestimmung derselben eine mehr oder weniger ausgedehnte Freiheit übrig gelassen hat, vorgearbeitet und unterstützt. Die Sprache erscheint hiebei als fest und flüssig zugleich; als fest, indem sie die Ueberschreitung des nach den ihr zu Grunde liegenden Ur-Anschauungen und Erfahrungen einmal gezogenen Kreises, der sie zur Trägerin einer bestimmten Nationalität macht, nicht gestattet; als flüssig indem sie sich der freien Bewegung innerhalb dieses Kreises, der größeren Vertiefung in diese Anschauungen und Erfahrungen und der weiteren Verknüpfung derselben nicht widersetzt. Dieß gilt von allen Sprachen ohne Ausnahme; von dem Maaß der Enthaltsamkeit, die der allgemeine Geist an seinen Theil bewies, und der Freiheit, die demgemäß der individuelle vorfindet, hängt der Werth jeder einzelnen ab, nicht aber von dem Grade des an sich relativen, weil climatisch und sonst, bedingten Wohllauts, denn eine Sprache kann äußerst musikalisch und nichts desto weniger geistlos und unpoetisch sein, ihre Zeichen können dem Ohr durch Vocal-Fülle schmeicheln und dennoch dem Geist durch Dürftigkeit des Sinnes und Mischungs-Unfähigkeit trotzen. Darauf aber kommt es an, daß der Geist in der Sprache möglichst vollständig zur Erscheinung gelange, daß er hier an der Gränze der

ſich bereits verflüchtigenden materiellen Welt den letzten, durchſichtigen Leib erhalte; nicht darauf, daß durch unendliches Sichten, Wägen und Meſſen ein Zwitter-Medium heraus gebracht werde, das doch nicht Muſik wird, noch bei der zwiefachen Verwendbarkeit des Tons zu werden braucht, das aber die Eitelkeit, ſich der Muſik um Einen Schritt zu nähern, mit dem unſchätzbaren Vorzug, den Geiſt mit jeder ſeiner Lebens-Regungen unverkürzt und unverdunkelt in ſich aufzunehmen, bezahlen muß.

Das Leben des Geiſtes tritt nun in doppelter Geſtalt, als Denken und Dichten, in der Sprache hervor. Natürlich iſt dieß ſchon in der Sprachbildung ſelbſt, ſeiner erſten und größten That, zu der alle übrigen ſich verhalten, wie die Kinder zur Mutter, der Fall, und wenn hier die Thätigkeit dieſer beiden Factoren auch unmittelbar zuſammen ging, ſo geſchah das doch nicht auf eine in dem Product nicht mehr zu unterſcheidende Weiſe. Im Gegentheil ſetzen ſich Denker und Dichter nur durch ſtrenge Sonderung der einem jeden dieſer Factoren angehörigen Formen und Zeichen gründlich in den Beſitz der Sprache und verſichern ſich ihrer Kraft, machen aber freilich auch zuweilen, und nicht ſelten zur Unzeit, die Erfahrung, daß der eine hie und da für den anderen, aushelfend oder vorgreifend, eingetreten, oder gar daß die ganze Arbeit, nach irgend einer Seite hin, z. B. ſehr oft, wo die geſpenſtiſch-abſtracte Vor-

ſylbe un ſich aufdringt, zu früh eingeſtellt worden iſt. Hier iſt der Punkt, auf dem der Gedanke an eine Univerſal-Sprache, gegen die ſich die verſchiedenen Nationalſprachen wie eben ſo viele ihr vorhergegangene Exercitien verhielten, deren Zweck auf relative Ermittelungen und Vorbereitungen hinaus liefe, wenigſtens nicht unvernünftig und willkürlich erſcheint. Allerdings deckt in den letzteren immer eine die Lücken der anderen, auch ſind dieſe Lücken ſelbſt durchaus charakteriſtiſch, müſſen alſo nicht als rohe Zufälligkeiten betrachtet werden, ſondern als nothwendige Conſequenzen des den ganzen Schöpfungsproceß beherrſchenden Individualiſirungs-Geſetzes, als ſtumpfe Linien an den geiſtigen Phyſiognomien der Völker, die ſich vor dem rechten Auge ganz von ſelbſt in ſprechende an der Phyſiognomie der Menſchheit verwandeln. Aber die Kenntniß der Rahmen erweitert nicht die Spiegel, und die Hoffnung, ſie alle dereinſt näher und näher zuſammen rücken, dann zerbrechen und auf dem Gipfel der Civiliſation in einem einzigen verſchmelzen zu ſehen, ermangelt keineswegs des Fundaments. Denn es handelt ſich hiebei nicht um die Abfindung eines unberechtigten, nicht aus dem Weſen der Sache ſelbſt hervorgehenden, ſondern nur von einer ihr fremden Sphäre aus an ſie angeknüpften Gelüſtes, etwa nach größerer Gemächlichkeit im äußern Verkehr, im Handel und Wandel; es handelt ſich um die Befriedigung des

tief in der Natur des Geistes begründeten Bedürfnisses, in jedem Kreise, und also auch in dem der Sprache, von den niedrigeren Organismen in allmäliger Erhebung zu den höheren und zum höchsten, sie alle in sich aufnehmenden, vorzudringen. Auch soll, um zu diesem Ziel zu gelangen, nicht aus dem Stegreife ein Sprung unternommen, es soll nur einfach fortgeschritten werden, da man, wenn kein Stillstand eintritt, auf demselben Weg, und ungefähr auch mit denselben Opfern in Bezug auf das dahinter zu lassende gar zu individuelle Beiwerk, von der National-Sprache zur Universal-Sprache kommen muß, auf dem und mit denen man von der Individual-Sprache, um die ersten stammelnden Verständigungs- und Mittheilungs-Versuche so zu nennen, zur Familien-, Provinzial- und National-Sprache kam.

Weiter nun und entschiedener gehen Denken und Dichten in dem Individuum, das sich der Sprache zu seinen Einzelzwecken bedient, auseinander; doch muß man sich auch hier keine absolute Trennung vorstellen. Der menschliche Geist wirkt immer in ungebrochener Totalität, und wenn er sich auch gewöhnlich nur mit der einen oder der andern seiner Facultäten gegen die Welt heraus kehrt, so sind die übrigen darum nicht minder vorhanden, weil sie die bescheidene Arbeit der Ernährung verrichten und auf das Zeugungsgeschäft Verzicht leisten. Uns interessirt

hier vornehmlich der specifische Unterschied, der zwischen dem Denk- und dem Dichtungs-Vermögen besteht; an die höhere Einheit derselben müssen wir uns aber auch erinnern, weil Beide eine Seite haben, worin sie zusammenlaufen und weil gerade diese Seite das Hervortreten gewisser Zwitter-Erscheinungen und die Verwechselung derselben mit den normalen erklärt, die sonst unerklärlich sein würde. Das Denk-Vermögen bethätigt sich in der Bildung reiner Begriffe und gelangt zur Form im philosophischen System; das Dichtungs-Vermögen in der unmittelbaren Aufnahme und freien Reproduction symbolischer Anschauungen und gipfelt im geschlossenen Kunstwerk. Der Begriff wurzelt aber in der Anschauung und tritt zunächst als Vorstellung auf; die dichterische Anschauung participirt durch ihre symbolische Beschaffenheit, die sie eben über die gemeine erhebt, am Begriff, und Beide unterscheiden sich ihrer Richtung nach darin, daß der Begriff in unendlicher Ausbreitung alles Besondere in's Allgemeine auflöst, die dichterische Anschauung in eben so unendlicher Vertiefung das Allgemeine im Besonderen aufdeckt. Wenn man dieses Grund-Verhältniß gehörig erwägt und dabei berücksichtigt, wie schwer überall ein Letztes zu fassen ist und wie viele Stufen hinauf- und hinunter führen, so wird man nicht allein die Entstehung einer sogenannten poetischen Philosophie und einer philosophischen, bald didactischen, bald rheto-

rischen Poesie begreifen, sondern es auch natürlich finden, daß Philosophie und Poesie die Masse in der Regel um so mehr anziehen, je weniger sie ganz sind, was sie sein sollen. Es wird nicht Alles Philosophie, was dazu ansetzt, nicht Alles Poesie oder gar Kunst, was sich poetisch anläßt, und dieß schnöde Mittlere, das im Werdeproceß stecken bleibt und die rohen Elemente zu wohlfeilem und müheloſem Genuß darbietet, verursacht alle jene Verwirrungen, die den Künstler in seinem instinctiven Bewußtsein, den Philosophen in seinem Princip beirren könnten, wenn Beide die Unvermeidlichkeit und Consequenzlosigkeit derselben nicht gerade vermöge dieses Bewußtseins und dieses Princips erkennen lernten.

Die Dichtung erwächst also aus der Anschauung, sie hat es mit dem Leben zu thun und ist dessen Spitze. Das sprachliche Product, das entsteht, wenn ein positiv individueller Geist (denn negativ individuell sind alle) den allgemeinen auf die oben entwickelte Weise durchdringt und befruchtet, wird Styl genannt; es setzt beide Factoren mit gleicher Nothwendigkeit voraus, ist darum Ausdruck zugleich der Bildung, wie der Artung eines Individuums, und kann schon deßwegen nicht, wozu die leere Schönschreiberei unserer Tage es gern machen mögte, eine beiläufige Eigenschaft des Nichts sein, der Zähler einer Null, das Fleisch einer Luftblase. Anschauungen beruhen, näher oder entfernter, auf

Ueberlieferungen der Sinne, der poetiſche Styl iſt daher, dem Grund-Element nach, ein ſinnlicher; er bedient ſich, ſo weit der Schatz reicht, nur der lebendigen Wörter, das heißt derjenigen, welche den Dingen nicht, wie die todten, zahlenhaften, willkürlich eingeſchrieben, ſondern ihnen durch Ohr und Auge abgewonnen wurden; er reiht ſie ſo an einander, daß ſie ſich durch den Schatten, den ſie werfen, den Glanz, den ſie verbreiten, gegenſeitig nach jedesmaligem Bedürfniß des Colorits verdunkeln oder heben; er wird die ihm nothwendige Bildlichkeit aber nie durch die Verſtandes-Operation der Bilderhäufung erreichen wollen, denn er weiß, daß ein ſogenanntes Bild, wenn es nicht aus der Sprache heraus geboren, ſondern mühſam aufgejagt und umſtändlich ausgemalt wird, ſelten etwas Anderes iſt, als eine chineſiſche Laterne, die der banquerotte Poet neben einer grauen Abſtraction aufhängt, um Blödſichtige zu täuſchen. Dieß gilt von aller Poeſie, alſo auch von der dramatiſchen; für dieſe ergeben ſich jedoch in Bezug auf Sprache und Styl noch ganz beſondere Geſetze. Das Drama iſt die höchſte Form der Poeſie und der Kunſt überhaupt, hat aber nichtsdeſtoweniger die Aufgabe, das Leben in ſeiner Unmittelbarkeit zur Anſchauung zu bringen, und den Alles umfaſſenden Verſtand, der ihm im Ganzen zu Grunde liegen muß, im Einzelnen hinter anſcheinender Willkür zu verſtecken; es ſoll eine Welt ſein,

keine Uhr. Die Löſung dieſer Aufgabe hängt nun zwar zunächſt von dem Wechſel-Geflecht der Charaktere und Situationen ab, von dem Grade, wie dieſe ſich gegenſeitig bedingen und dem Verhältniß, worin ſie zum Ideen-Centrum ſtehen, ſie findet ihre vollſtändige Realiſirung aber erſt in der Sprache. Alles Uebrige mag beſchaffen ſein, wie es will, es iſt bloßer Chylus, oder, wenn es hoch kommt, Blut vor dem Athemzug; nur durch die Sprache wird es, was es werden ſoll oder kann: Darſtellung oder Relation, die Sache ſelbſt oder ein Bericht über die Sache. Die Darſtellung giebt den Werdeproceß in ſeiner ganzen Tiefe und begleitet Alles, was ſie in ihren Kreis aufnimmt, von der Wurzel bis zum Gipfel-Punkt, die Menſchen, ihre Neigungen und Leidenſchaften, zum Theil ſogar das Medium, deſſen ſie ſelbſt ſich bedient, die Sprache; ſie führt das Leben in der ihm weſentlichen Geſtalt eines raſtloſen Sich-Umgebärens vor, bei dem das Kind augenblicklich wieder zum Vater wird, und erzwingt ſich darum auch einen unbedingten Glauben, denn ſie iſt die Probe ihrer ſelbſt. Die Relation dagegen iſt an das Fertige ſei es auch das Fertige im Werdenden, gebunden, ſie legt das Leben wohl den entſcheidenden Momenten nach aus einander und zieht ein Reſultat, aber ſie bringt nicht in die Uebergänge; deshalb nöthigt ſie uns auch nie ein: So iſt es! ab, ſondern höchſtens ein: So kann es ſein! und es ändert

hieran Nichts, ob das Individuum aus ſich ſelbſt ſchöpft oder aus der Welt. Es iſt dieß Alles nicht etwa ſo aufzufaſſen, als ob der auf Relationen beſchränkte Geiſt erſt in der Sprache anfinge, ſich von dem darſtellenden zu unterſcheiden; es wird nur behauptet, daß ſobald er ſich in ihr zu verleiblichen ſucht, jede Täuſchung über die eigentliche Beſchaffenheit ſeines Vermögens aufhört und daß ſie das einzige Kriterium iſt, das niemals trügt. Das Charakteriſtiſche des dramatiſchen Relationen-Styls im Gegenſatz zu der Natur der Darſtellung ergiebt ſich aus den vorhergehenden Bemerkungen von ſelbſt; er wird immer kurz oder phraſenhaft ſein, kurz, weil er meiſtens nur eine oder einige Linien zu ziehen hat, phraſenhaft, weil er hiemit zu früh fertig zu werden fürchtet und dann allerlei überflüſſige Schnörkel hinzufügt. Die Kürze iſt ſeine Tugend, man kann ihm kein größeres Lob beilegen, als daß er leicht und gedrungen ſei. Ganz anders verhält es ſich mit der Darſtellung. Bei jedem Schritt, den ſie thut, drängt ſich ihr eine Welt von Anſchauungen und Beziehungen auf, die zugleich rückwärts und vorwärts deuten, und die ſie alle mitnehmen muß; die Lebensäußerungen kreuzen ſich und heben ſich auf, der Gedankenfaden reißt, bevor er abgeſponnen wurde, die Empfindung ſpringt um, das Wort ſogar verſelbſtändigt ſich und kehrt einen geheimen Sinn hervor, der den gewöhnlichen paralyſirt, denn jedes iſt ein auf mehr als einer

Seite gezeichneter Würfel. Hier wäre der Häckerling kleiner Sätze, der Blutkügelchen nach Blutkügelchen, Faſer nach Faſer hinzählt, ſehr wenig am Platz; es handelt ſich um Vergegenwärtigung der Zuſtände in ihrer organiſchen Geſammtheit, nicht bloß ihrer Ergebniſſe, wie bei der Relation, und Rauhigkeit des Versbaus, Verwickelung und Verworrenheit des Periodengefüges, Widerſpruch der Bilder erheben ſich zu wirkſamen und unumgänglichen Darſtellungsmitteln, wenn ſie auch dem oberflächlichen Blick, der nicht erkennt, daß auch das Ringen um Ausdruck, Ausdruck iſt, als Ungeſchicklichkeiten und Schwerfälligkeiten erſcheinen mögen. Bei dieſen Andeutungen über das Unſagbare laſſe ich es bewenden, ich habe ſie an den Sprachbildungsproceß ſelbſt anknüpfen zu müſſen geglaubt, weil das Räthſel, das ich einigermaßen ins Enge zu bringen ſuchte, unmittelbar auf ihn zurückführt und keine einzige Frage anregt, die, wenn überhaupt, nicht dort ihre Erledigung fände. Es ſollte mich freuen, wenn ich gezeigt hätte, daß Shakeſpeare nicht ohne zureichenden inneren Grund ſeinen Dialog vor ſich herwälzt, wie Siſyphus den Stein, und daß man kein Recht hat, ihn etwa auf den Kotzebueſchen, als auf ein Muſter, zu verweiſen, obgleich dieſer zierlich tanzt und hüpft, wie der Kreiſel vor der Peitſche des Knaben.

Wie verhalten ſich im Dichter Kraft und Erkenntniß zu einander?

Wenn die Poeten unſ'rer Zeit, namentlich die dramatiſchen, das Ziel verfehlen, ſo redet man ſich und ihnen gewöhnlich ein, das rühre daher, weil ſie einen verkehrten Weg einſchlagen, und erſpart ſich die Unterſuchung, ob denn auch von vorn herein die nöthigen Mittel vorhanden geweſen ſind, und ob die meiſten derſelben, wenn ſie ſich auch über die Anlage ſelbſt nicht täuſchten, ſich doch nicht über den Grad derſelben getäuſcht haben. Unſtreitig iſt der Verſtandes-Irrthum, der ſo heraus kommt, auch leichter zu ertragen, als der innere Mangel, der ſonſt eingeräumt werden müßte, und darin mag der Grund liegen, warum man ſo hartnäckig an ihm feſthält; in dieſen müßte man ſich ein für alle Mal mit unbedingter Reſignation ergeben, jenem dagegen wäre abzuhelfen, wenigſtens ſcheinbar, da eine Legion mißlungener Verſuche die Befugniß, immer neue wieder anzuſtellen und die Hoffnung, endlich

einmal das Rechte zu treffen, nicht ausſchlöſſe, der Tag der letzten Rechenſchaft alſo niemals käme. Aber wenn nun der Beweis geliefert werden ſollte, daß ein ſolcher Irrthum ohne einen ſolchen Mangel auch nur möglich wäre, ſo würde ſich's ſchnell zeigen, welch eine Widerſinnigkeit man behauptet hätte. Denn, daß die ſchaffende Natur auf jeder Stufe, die ſie auf ihrem langen Wege von der Baſis bis zur Spitze zurücklegt, eine Weile ausruht und das hervorruft, was ſie auf ihr ſchon hervorrufen kann, iſt klar, und nicht minder, daß auf dieſe Weiſe in der phyſiſchen, wie in der geiſtigen Sphäre hin und wider an gewiſſen Punkten mit Nothwendigkeit ein Uebergangsgeſchöpf hervortreten muß, das der Idee nach einer höheren Gattung angehört, als es durch ſeine noch mangelhaften Organe zu realiſiren vermag. Wie könnte ſolch ein Geſchöpf nun aber wohl dem Widerſpruch zwiſchen Wollen und Vollbringen entfliehen? Der fliegende Fiſch wird aus dem leichten Element, in das er hinein ſtrebt, immer wieder in das ſchwerere, dem er ſich zu entziehen ſucht, zurückfallen, die Fledermaus wird niemals Vogel und iſt doch unläugbar mehr, als das Thier, mit dem ſie den Namen theilt, der unzulänglich begabte Dichter zieht im Traum phantaſtiſche Fäden, bringt es aber nie zum Gewebe und iſt darum das Spiel jedes Windes, der in ſeine luftige Schöpfung hinein bläſ't. Das Alles iſt einfach; wie jedoch mit entſchiedener Kraft

eine unentſchiedene Richtung, mit dem Vermögen für das Beſtimmteſte, worin eine ſolche Kraft eben beſteht, ein unbeſtimmtes Abirren in's Wüſte und Leere hinein vereinbar ſein könne, iſt durchaus nicht zu begreifen.

Man wird daher wohl zu der entgegengeſetzten Betrachtungsweiſe zurückkehren und einräumen müſſen, daß der Poet, der den rechten Weg nicht zu finden weiß, ſchon darum nicht der rechte ſein kann, wenn damit auch die meiſten unſ'rer ſogenannten Literatur-Hoffnungen wegfallen. Kraft und Erkenntniß bedingen ſich im Dichter, wie überall, gegenſeitig. Die Natur iſt nicht ſo grauſam, dem Individuum, dem ſie die Kraft verſagte, die Erkenntniß aufzubringen, denn ſie würde es dadurch vernichten, ſie iſt noch weniger ſo unverſtändig, dem Individuum, dem ſie die Kraft verlieh, die Erkenntniß vorzuenthalten, denn ſie würde dadurch die höchſten Wirkungen, die ſie durch dasſelbe bezweckt, ſchwächen, ja aufheben. Wo die Erkenntniß mangelt, da gebricht es ſicher an der Kraft, ihr zu genügen, und wo die Kraft ausreicht, da kann es an der Erkenntniß nimmermehr fehlen. Man hat ſich in Deutſchland freilich den Begriff des Naiven, den man noch inſtinctmäßig als die Grundbedingung alles künſtleriſchen Schaffens feſthielt, auf eine Weiſe zurecht gemacht, die dieſem Axiom widerſpricht, aber das iſt eben ein Unbegriff. Man ſetzt das Naive in einen beharrlichen Zuſtand dumpfer Un-

bewußtheit, in dem das Schöne nicht bloß, wie allerdings geſchieht, empfangen, ſondern auch geboren werde, und reducirt ſo die zwei Momente, in die der ſchöpferiſche Proceß zerfällt, ohne daß eins das andere beeinträchtigt, auf einen. Es iſt nun zwar ſeltſam genug, daß ſich dieſe Vorſtellung gerade bei uns feſtſetzen konnte, da wir doch in dem Briefwechſel, den unſ're beiden größten Dichter in der Fülle ihrer Kraft, zu der Zeit, wo ſie ihr Beſtes lieferten, mit einander führten, die ſchlagendſte Widerlegung derſelben haben; oder waren Schiller und Goethe ſich nicht faſt bis zur Durchſichtigkeit klar? Sie ſteht aber offenbar noch bis auf dieſen Tag in Anſehen, und der Grund iſt, wie öfter in äſthetiſchen Dingen, in der Verwechſelung der Carricatur mit dem Weſen der Sache zu ſuchen. Es giebt nämlich eine doppelte Naivetät, die triviale, deren ſich der Beſitzer nicht rühmen würde, wenn er wüßte, daß ſie auf lauter Negationen beruht, und die echte, die nicht den Geiſt, und alſo auch nicht das von dieſem unzertrennliche Bewußtſein ausſchließt, wohl aber eine beſtimmte Form des Geiſtes, die Reflexion. Beide muß ich etwas näher charakteriſiren.

Die triviale Naivetät wurzelt allerdings, jener Vorſtellung gemäß, im vollſtändigſten Erkenntnißmangel und wird nur durch dieſen, nur durch das, was ihr fehlt, in Thätigkeit geſetzt. In ihr feiert die Natur den poſſirlichſten ihrer Triumphe und

erreicht durch Verſagen und Nehmen, was ſie durch Gewähren und Geben nie erreichen wird, unerſchütterliche Selbſtgefälligkeit und unerſchöpfliche Productivität. Ihr beweiſ't die Abweſenheit einer Eigenſchaft immer die Anweſenheit einer andern, die Leere an allem idealen Gehalt z. B. die Fülle concreten Lebens. Sie weiß von keinem Geſetz, weil kein Geſetz auf ſie rechnet und kann ſich deshalb auch an keins ſtoßen; ſie ſoll nur ſpielen und ſie ſpielt das Königsſpiel in dem ſchrankenloſen Bereich des Nichts. Deßungeachtet erlaubt ſich die Natur nicht etwa bloß einen neckiſchen Scherz mit ihr, ſondern erfüllt eine mütterliche Pflicht gegen ſie, wenn ſie das Licht von ihr abhält. Uebergehen konnte ſie ſie nicht, ſie war möglich und darum nothwendig, aber eben weil ſie ihr alle und jede Ausſtattung für That und Wirkung vorenthielt, war ſie ihr einen Erſatz in erhöhtem Selbſtgenuß ſchuldig und den hat ſie. Freilich giebt es auch, und das iſt natürlich, da ja jede Stufe weiter führt und alle Uebergänge ſich in einander verlaufen, in dieſer trivialen Naivetät Grade, und es finden ſich Individuen, die zuweilen eine Ahnung des inneren Deficits durchfröſtelt; ſo haben wir jetzt in Deutſchland einen erwachten Iffland, der ſicher mehr iſt, wie der frühere ſchlafende und der doch wie weniger ausſieht, weil er ſich ſelbſt bezweifelt. Doch das geſchieht nur in einzelnen ſelt'nen Momenten und von einem Durchbruch der

Erkenntniß ist nicht die Rede, sie unterdrücken ihn mit Gewalt. Der fliegende Fisch tröstet sich, wenn er wieder herunter taumelt: ich bin Bruder des Adlers und des Leviathans zugleich, und die Fledermaus denkt: mir gehört der Tag, wie die Nacht! Dennoch tritt, solchen Individuen gegenüber unbedingt die Zurechnung ein, die bei den übrigen, noch unter sie gestellten, wegfällt, denn wenn sie ein mangelhaftes Talent, dessen Lückenhaftigkeit sie, ungleich diesen, selbst fühlen, mit entschlossener Resignation wegwürfen, so könnten sie sich als Geister vollenden und aus den letzten Producenten die ersten Kritiker werden. Sie ziehen vor, sich und die Welt zu betrügen und büßen als Menschen, was sie als Künstler verbrechen, da ästhetische Sünden so gut, wie moralische, ethische Nachwirkungen haben, wenn sie auch keine criminelle Strafen nach sich ziehen, sondern nur innerlich am Kern des Wesens zehren. Hier gilt Schillers tiefer Ausspruch: „Das kleine Ich, was sich nicht so weit zu erweitern vermag, daß es dem Ideal genügt, verengert das Ideal nach sich!“ Das ist ein Frevel, aber doch gewiß auch ein Fluch!

Von diesem Allen trifft nun Nichts die echte Naivetät. Nichts? Doch, der Schein, und aus diesem Schein eben ist die widersinnige Vorstellung, die uns hier beschäftigt, hervorgegangen. Das werden wir gleich sehen. Wenn die triviale Naivetät vom Gesetz Nichts weiß und Nichts wissen darf, weil

ſie eben des Selbſtgenuſſes wegen hervor bringen muß und doch Nichts hervor bringen kann, was vor dem Geſetz Beſtand hätte, ſo iſt die echte, als reinſte Erſcheinung des Genies und als einzige des vollen und ganzen, ſo geſetzmäßig organiſirt, daß das Geſetz ſich ganz von ſelbſt in ihr vollzieht, daß ſie ſich auf dasſelbe nicht erſt zu beſinnen, nicht erſt die Probe zu machen braucht. Bei der einen fällt alſo, wie bei der anderen, das Moment der Reflexion weg; aus den verſchiedenartigſten Gründen zwar, aber was thuts, der gemeine Beobachter findet einen Vergleichungspunkt heraus und confundirt nun nach Luſt und Belieben. Ein Denken, das, wie ſchon A. W. Schlegel bemerkt, nur darum nicht als Nachdenken auftritt, weil es zu ſchnell von Statten geht, iſt ihm überhaupt kein Denken und fällt mit dem trivialen Denk-Unvermögen zuſammen; der Blitz iſt kein Feuer, weil er ohne Zündhölzchen zu Stande kommt, Ideen, die wie Goldadern den Berg, das Kunſtwerk in ſeiner Tiefe durchkreuzen, ſich aber nirgends in klingende Sentenzen-Scheidemünzen umſetzen, ſind keine oder doch nur zufällig, ohne Wiſſen und Wollen des Künſtlers hinein gerathen und eher dem, der ſie entdeckt, als ihm ſelbſt anzurechnen, wie dem Erwachſenen die Reflexion über ein Kinderſpiel, dem er zuſieht. Es liegt der ganzen Betrachtungsweiſe offenbar außer der Oberflächlichkeit des Geiſtes auch einige Gemeinheit des Herzens

zu Grunde. Man wollte der unbequemen Ehrfurcht vor dem Urſprünglichen, das im Genie zur Erſcheinung gelang, los ſein und erfand ſich deswegen von der Naivetät, die es unzertrennlich begleitet, einen Begriff, der es an ſich zwar in ſeiner Würde und Bedeutung unangetaſtet läßt, den Träger aber, das damit ausgeſtattete und nach der Meinung von ehedem bevorzugte Individuum, noch unter die gewöhnlich begabte Menſchen-Natur hinabdrückt. Wenn ein Kind ſpielend eine Uhr zuſammenſetzte, aber gar nicht ahnte, daß ſich damit die Zeit meſſen ließe, ſondern ſie zum Kegeln benutzen wollte, könnte man ihm das Ding nicht aus der Hand nehmen und es brauchen, das Werk hochſchätzen und doch über das Kind lächeln? Solch ein Kind wollte man gern aus dem Genius machen!

Wir haben uns überzeugt, daß dieſer Unbegriff nur das Weſen der trivialen Naivetät ausſpricht und auf die echte nicht paßt; er kann alſo gegen das oben ausgeſprochene Axiom Nichts beweiſen.

Das Komma im Frack.

Demjenigen, welcher der Literatur und der Kunst eine mehr als oberflächliche Aufmerksamkeit zuwendet, kann es nicht entgangen sein, daß jetzt in allen Gebieten der Genre eine ganz unverhältnißmäßige Rolle spielt. Er wird nicht allein an sich in seinen sämmtlichen zahllosen Spielarten auf das Sorgfältigste gehegt und gepflegt, er greift auch mehr und mehr aus dem ihm angewiesenen Kreise in die höheren Sphären hinüber, indem die idealen Formen in seinem Sinne behandelt und dadurch zerstört, wenigstens verrückt und verunstaltet werden. Es wimmelt z. B. auf unseren Gemälde-Ausstellungen nicht bloß an allen Ecken und Enden von spielenden Kindern und säugenden Müttern, sondern auch das historische Bild nimmt Zwitter-Elemente in sich auf, die es scheinbar dem Gemüth näher führen, es in demselben Grade aber auch dem Geist entfremden und es im Grunde vernichten.

Die Erſcheinung iſt an und für ſich keineswegs unnatürlich oder unerklärbar. Die Kunſt drängt nach ihrem ewigen Entwicklungs-Prinzip zunächſt unaufhaltſam zur Spitze und verweilt auf den untergeordneten Stufen nicht länger, als ſie durchaus muß, um ihre Kräfte zu erproben und auszubilden. Wenn ſie aber auf der Höhe angelangt iſt, ſteht ſie ebenſo wenig ſtill, um nun fort und fort Univerſal-Schöpfungen zu produciren oder, wie Gott der Herr nach der Hervorbringung des Menſchen, zu feiern, ſondern ſie mißt den ganzen Weg zurück und vertieft ſich, in treuem Ernſt nachholend, was ſie in der erſten Begeiſterung überſprang, bei jedem Schritt inniger in's Detail. So entſpringt der Genre und mit ihm die einzige Quelle äſthetiſchen Genuſſes für alle diejenigen, die nicht im Stande ſind, ein Ganzes aufzufaſſen und in ſich aufzunehmen, wohl aber, ſich am Einzelnen zu erfreuen.

Das iſt nun kein Unglück, im Gegentheil, es wird auf dieſe Weiſe wirklich eine neue Seite der Welt erſchloſſen, in die ſich auch der noch mit Vergnügen einlebt, der über dem Moos, trotz ſeiner Zierlichkeit, den Eichbaum nicht vergißt, auf dem es wächſt, und über dem Eichbaum nicht den Wald, zu dem er gehört. Schlimm iſt nur, daß die Grenze leicht überſchritten und das Maaß verrückt wird, und das geſchieht immer, früher oder ſpäter. Weil das Moos ſich viel anſehnlicher ausnimmt, wenn

der Maler ſich um den Baum nicht bekümmert, und der Baum ganz anders hervortritt, wenn der Wald verſchwindet, ſo entſteht ein allgemeiner Jubel, und Kräfte, die eben für das Kleinleben der Natur ausreichen und ſich auch inſtinctiv die Aufgabe nicht höher ſtellen, werden weit über andere erhoben, die den Mückentanz ſchon darum nicht ſchildern, weil er neben dem Planetentanz gar nicht ſichtbar iſt. Da fängt das „Nebenbei“ überall an zu floriren; der Koth auf Napoleons Stiefeln wird, wenn es ſich um den großen Abdicationsmoment des Helden handelt, ebenſo ängſtlich treu gemalt, wie der Seelenkampf auf ſeinem Geſicht; dem Jambus der Tragödie wird es als eine poſitive That angerechnet, wenn er den Hiatus zu vermeiden weiß, und die Wucht des Gedankens wird ihm dafür erlaſſen; die Statue buhlt mit der Nips-Figur um ihre Reize und unterſcheidet ſich zuletzt nur noch durch die Dimenſionen von ihr u. ſ. w. Kurz, das Komma zieht den Frack an und lächelt ſtolz und ſelbſtgefällig auf den Satz herab, dem es doch allein ſeine Exiſtenz verdankt.

Es iſt vollkommen hinreichend, die Erſcheinung zu markiren, und darum überflüſſig, ſie in allen Kreiſen der Kunſt im Einzelnen nachzuweiſen; wir wollen ſie daher nur in einer Branche der Literatur verfolgen, in der ſie am ſchlagendſten hervortritt, und hier den Moment aufzeigen, wo ſie ſich vermöge der ſich mit unausweichbarer Nothwendigkeit erge-

benden letzten Conſequenzen ſelbſt wieder aufhebt. Das ſie vorhanden iſt, wird Niemand läugnen, der ſich an den Dorfgeſchichten-Schwindel unſerer Tage erinnert und ſich dabei vergegenwärtigt, welch' eine beſcheidene Rolle die eigentlichen Schöpfer dieſes Genre, Jung-Stilling, Peſtalozzi und Ulrich Hegner, deren Leiſtungen ihre Zeitgenoſſen doch auch zu würdigen wußten, geſpielt haben. Unterſtützt wird ſie durch eine Theorie, die das Ideal und das Abſtracte mit einander verwechſelt und dem ſtumpfen Realismus, der die Warze ebenſo wichtig nimmt, wie die Naſe, auf der ſie ſitzt, eifrig das Wort redet, weil ſie nicht ahnt, daß jedes Bild ohne Ausnahme ein hieroglyphiſches Element in ſich aufnehmen muß, welches nach allen Seiten die Grenzen zieht. Dem Maler, der die perſpectiviſchen Geſetze beobachtet und Vordergrund und Hintergrund durch Zeichnung und Colorit gehörig auseinanderhält, wird nicht vorgeworfen, daß ihm bei den Figuren, die nicht in greller Beleuchtung daſtehen, die Linien mißrathen und die Farben ausgegangen ſeien; aber der Dichter, der nicht im Genre ſtecken bleibt, muß dieſen Vorwurf alle Tage hören. Darum ſtürzen ſich auch alle mittleren Talente Hals über Kopf in den Genre hinein und die großen müſſen ihren mühevollen Weg einſam fortſetzen und werden um die raſche Wirkung gebracht. Als Immermann die Dorfgeſchichte, um endlich auf dieſe zurückzukommen, durch ſeinen Hofſchulzen wieder

in's Leben rief, fand er noch nöthig, ſeinem markigen weſtphäliſchen Idyll ein allgemeines Weltgemälde gegenüber zu ſtellen, das freilich in den forcirten komiſchen Partien nicht beſonders gelungen war, das aber doch den Blick in's Weite und Freie offen ließ. Seine nächſten und bedeutendſten Nachfolger ſchloſſen die Fenſter ſchon zu und waren auf den erſtickenden Brodem, der ſich bei dem Mangel an Luftzug nun in ihren Bauernſtuben entwickeln mußte, nicht wenig ſtolz. Sie hielten aber doch wenigſtens noch den Menſchen feſt, wenn auch nur auf höchſt untergeordneter Stufe, und der hervorragendſte von ihnen, Jeremias Gotthelf, knüpfte immer, wenn auch nicht an Ideen, ſo doch an didactiſche Geſichtspunkte an, um der Stagnation vorzubeugen. Erſt dem Mann der ewigen Studien, dem behäbigen Adalbert Stifter, war es vorbehalten, den Menſchen ganz aus dem Auge zu verlieren, und in dieſem vollzog ſich denn auch die Selbſtaufhebung der ganzen Richtung, die in ſeinem „Nachſommer“ entſchieden den letzten denkbaren Schritt gethan hat. Denn dieß Product iſt ſchon bei Erſch und Gruber oder bei Junker's „Handbuch gemeinnütziger Kenntniſſe“ angelangt, und ſelbſt derjenige, der dem Verfaſſer noch durch das Gebiet der Botanik mit Ruhe und Geduld gefolgt iſt, muß einſehen, daß die äſthetiſche That aufhört, wo die Recepte anfangen. Es iſt aber durchaus kein Zufall, daß ein Stifter kam und daß dieſer Stifter einen „Nachſommer“ ſchrieb, bei dem

er offenbar Adam und Eva als Leſer vorausſetzte, weil nur dieſe mit den Dingen unbekannt ſein können, die er breit und weitläufig beſchreibt. Darin liegt Folgerichtigkeit nach beiden Seiten. Der ausartende Genre reißt ſich mehr und mehr vom Alles bedingenden, aber auch Alles zuſammenhaltenden Centrum los und zerfällt in demſelben Moment in ſich ſelbſt, wo er ſich ganz befreit zu haben glaubt. Und das überſchätzte Diminutiv-Talent kommt eben ſo natürlich vom Aufdröſeln der Form zum Zerbröckeln und Zerkrümeln der Materie, ſchließt damit aber auch den ganzen Kreis vollſtändig ab.

Abfertigung eines aeſthetiſchen Kannegießers.

(S. Gränzboten, IV. 1850. Seite 721—733.)

Andere Zeiten, andere Erſcheinungen und andere Nothwendigkeiten! Schiller beſchwerte ſich einmal bitterlich über Leute, die im Schweiß ihres Angeſichts das Schöne richteten; was würde er zu Leuten geſagt haben, die es ohne dieſen Schweiß richten, die vom Specifiſchen der Kunſt Nichts wiſſen, und doch wie Orakel ſprechen. Leute dieſer Art führen jetzt an vielen Orten das große Wort und verpflanzen die politiſche Kannegießerei, die bekanntlich darin beſteht, daß der Philiſter, dem die erſten Begriffe der Kriegskunſt fehlen, hinter ſeinem Ofen die Feldzüge der Cäſaren und Napoleone corrigirt und die Heroen zehn Mal orfeigt, ehe er ihnen einmal ein ſparſames Lob ertheilt, in's aeſthetiſche Gebiet. Da ihre Zahl ſich mehrt und ihre Frechheit ſteigt, ſo iſt es nöthig geworden, die Species einmal gründlich zu beleuchten, und wenn ich zu dieſem Ende den jetzigen Redacteur der Gränz-

boten, den Herrn Julian Schmidt in Leipzig, vornehme, so geschieht es zunächst, weil er ein höchst ausgezeichnetes Exemplar ist, indem sich in ihm alle Eigenschaften vereinigt finden, die ich sonst getrennt aufsuchen müßte, und dann auch, weil er sich vorzugsweise, von schüchternen Angriffen zu den maaßlosesten fortschreitend, mit mir zu schaffen macht. Herr Schmidt nimmt in seinem letzten Aufsatz Alles wieder auf, was jemals gegen mich eingewendet wurde, auch das, was die respectabelste Kritik längst erledigt hat; er denuncirt mich der Nation als ein krankes Individuum, das sich unablässig in der Region des Widerwärtigen, Scheußlichen, Wahnwitzigen und also Unsittlichen (oder ergiebt sich, wenn er das Wort auch vermeidet, aus solchen Factoren die Unsittlichkeit nicht von selbst?) herum treibe; er insinuirt meinen dramatischen Mitbewerben, daß ich von ihnen allen, ja sogar von den Todten, mit der größten Verachtung spreche und mich selbst als den Propheten einer neuen Zeit hinstelle; er carrikirt, um Alles dieß glaubhaft zu machen, meine Praxis und thut meiner Theorie Gewalt an. Und dieß geschieht mit augenscheinlicher Berechnung in einem Moment, wo vermöge der eingetretenen politischen Constellationen jede etwas kühnere Leistung der Kunst und der Wissenschaft wieder mit den mißtrauischsten Augen angesehen wird,

und wo ich mit fünf neuen Werken, mit der Erzählung Schnock und mit den Dramen Herodes, Rubin, Trauerspiel in Sicilien und Julia vor dem Publicum erscheine. Darum muß ich meinen Freunden Recht geben, wenn sie glauben, daß ich ein Stillschweigen, was ich sonst zu beobachten pflege, bei diesem Anlaß einmal brechen müsse, weil die Schwere der vorgebrachten Anschuldigungen das Physiognomielose der Person, von der sie ausgehen, überwiege. Ich hoffe, daß der geneigte Leser an der Detail-Erörterung, die ich ihm nicht erlassen kann, aus dem Grunde ein lebhafteres Interesse nehmen soll, weil er dadurch Gelegenheit erhält, in unsere jetzigen literarischen Zustände einige Blicke zu thun, die zwar unerfreulich, aber belehrend sind und ihn in dem hoffentlich längst gefaßten heilsamen Entschluß bestärken werden, in allen Fällen selbst zu prüfen, wo ihm nicht eine Autorität durch gediegene Leistungen in dem zu beurtheilenden Kreise die nöthigen Garantien bietet.

Herr Schmidt hat schon einmal über mich geschrieben, damals, wie Arnold Ruge mir sagte, aus Geist des Widerspruchs, und nach dem Anfang seines gegenwärtigen Aufsatzes sollte man glauben, daß er einen erkannten Irrthum zurücknehmen und für verübten Unglimpf Satisfaction geben wolle. Aber davon ist er weit entfernt. Er hat sich freilich überzeugt, daß ich nicht, wie er sich früher ein-

bildete, Gefahr laufe, verrückt zu werden; er meint, daß er die Anarchie, die er in meiner Poesie entdecken will, zu voreilig in meine eigene Seele hinein gelegt habe, wo sie sich übrigens auch jedenfalls auffinden lassen müßte, wenn sie in der Poesie wirklich vorhanden wäre. Dafür spricht er mir nun aber auch alle positiven Eigenschaften ab, die er mir früher einräumte, und ist also ein Kritiker, welcher einen Dichter so lange für außerordentlich erklärt, als er in ihm mit dem verhüllten Wahnsinn zu thun zu haben glaubt, ihn aber in demselben Augenblick vom Postament herunter stößt und mit Füßen tritt, wo er eingestehen muß, daß es mit seinem gesunden Menschen-Verstand nicht so ganz übel bestellt ist. Herr Schmidt wird hiegegen Protest einlegen und auf die großen Vorzüge verweisen, die er mir auch jetzt noch gleich zu Anfang seines Aufsatzes zugesteht. Aber was er mit der rechten Hand giebt, nimmt er mit der linken vollständig wieder zurück, wenn er auch, für einen solchen Dialectiker auffallend genug, versichert, daß das nicht geschehen solle, und geräth dadurch in den heillosesten Widerspruch mit sich selbst. Dieß ist zunächst darzuthun. Es wird mir zugestanden:

1) eine unerbittliche Consequenz in der Zeichnung der Charaktere und in Erfindung und Durchführung der Fabel; jede Erfindung, jeder Einfall, jede Handlung stehen in directer Verbindung mit dem beab-

fichtigten Grundton. Dieß Verdienſt — fügt der Verfaſſer hinzu — iſt um ſo größer und anerkennungswerther, je ſeltener es in einer Zeit iſt, wo die Reflexion alle Beſtimmtheit ſo zerſetzt und zerfreſſen hat, daß die meiſten poetiſchen Figuren nach dem Bilde ihrer Urheber in der Form von Mollusken auftreten.

Das Gloſſarium hiezu lautet einige Seiten ſpäter:

Jene Conſequenz iſt im ſtrengſten Sinne des Worts eine gemachte. Hebbel führt den Entſchluß, ſeine Perſonen nichts Anderes ſprechen und thun zu laſſen, als was ihre Eigenthümlichkeit an's Licht ſetzen kann, und dieſe Eigenthümlichkeit durch alle Mittel aus ihnen heraus zu forciren, mit einem Eifer und einer Gewiſſenhaftigkeit durch, die etwas Aengſtliches hat; er läßt ſie Nichts ſprechen, als Epigramme, aber eine Sammlung von Epigrammen nach einer beſtimmten gleichen Richtung hin macht ſo wenig einen organiſchen Charakter, wie die Figuren La Bruyère's, und dieſer iſt ſein directes Vorbild. Ja, zuletzt werden die Motive ſo ſubtiliſirt, daß ſeine ſcheinbar in äußerſter Feſtigkeit erſtarrten Charaktere ſich in Staub auflöſen und in alle vier Winde verfliegen.

Nun verſuche man einmal Text und Gloſſarium in Einklang zu bringen! wie kann man von der unerbittlichen Conſequenz in der Durchführung der Charaktere reden, wie kann man in derſelben ein

anerkennungswerthes Verdienſt erblicken, wenn gar keine Charaktere vorhanden ſind, wenn man in meinen Dramen nur Sammlungen von Epigrammen und La Bruyèreſchen Schablonen antrifft, ja, wenn ſelbſt dieſe Schablonen ſich in Staub auflöſen und in alle vier Winde verfliegen! Kann man nicht mit dem nämlichen Recht ſagen: mein Nachbar, der Schmid, liefert ſcharfe Meſſer, aber freilich, es ſind keine Meſſer, und ſie ſind auch nicht ſcharf, ja ſie ſind nicht einmal von Eiſen? Alſo: der ſchreiendſte Widerſpruch! Aber eben deshalb darf man die Wahrheit mit demſelben Recht im Gloſſarium, wie im Text ſuchen, und vielleicht iſt ein Charakter von mir wirklich nur eine La Bruyèreſche Schablone, ein Haufen von zuſammen getragenen abſtracten Zügen, dem, wie bei Calderon, ein nomen proprium vorgeſetzt wird. Nun, das wollen wir gleich ſehen, denn zwiſchen einer bloßen Abſtraction und einem lebendigen Charakter beſteht der empiriſche Unterſchied, daß die eine uns kalt läßt, während der andere uns hinreißt, und dieſer Unterſchied iſt entſcheidend, da das Leben ſich dem Begriff entzieht und nicht definirt, nur empfunden werden kann. Vermuthlich bleibt Herr Schmidt ſo kalt bei meinen Dramen, wie bei der Lectüre La Bruyères, und dann habe ich wenigſtens einen Zeugen gegen mich, der erſt durch einen andern aufgewogen werden muß. Doch nein. Es wird mir ausdrücklich weiter zugeſtanden:

2) Er verſteht das Fieber der Leidenſchaft mit einer Virtuoſität, einer hinreißenden Gewalt zu ſchildern, daß ſie unter den jetzt lebenden Dichtern nirgend, vielleicht unter allen deutſchen Dichtern überhaupt nicht ihres Gleichen findet. Ich führe nur die Scene an, in welcher Holofernes der Judith Gewalt anthut, incl. des Vorſpiels und der Nachwirkungen. Die Schilderung wird vielleicht empören, aber ſie wird hinreißen; eben ſo die Reihenfolge der Empfindungen Claras in der Maria Magdalena. Hebbel hat ſcharf genug beobachtet, und die Saiten ſeines Innern vibriren lebhaft genug, daß ihm dieſes Fieber im Detail aufgeht. Ich möchte ihn darin mit der Rachel vergleichen, die eben darum Hebbels Stücke unter keiner Bedingung ſpielen würde, weil die Production des Dichters ihre eigene Schöpfungskraft einengt, wie ſie auch Victor Hugo verſchmäht, der wenigſtens in der Intention, ungewöhnliche Leidenſchaften zu detailliren, wenn auch keineswegs in der Sicherheit der Ausführung, mit Hebbel verglichen werden kann.

Hieraus folgt, daß Herr Schmidt bei meinen Dramen nicht kalt bleibt, auch jetzt noch nicht, und daraus wieder, daß —— Doch, nicht zu eilig, hören wir erſt das Gloſſarium. Dieß lautet:

Er wendet, um ſeine knöchernen Figuren in Fluß zu bringen, zweierlei Mittel an. Zunächſt ein mechaniſches: er erregt einen ſo heftigen Wirbelwind,

daß sie alle mit ihren Gebeinen krampfhaft schlottern und klappern. Dann auch ein chemisches: er schärft die Hitze der Leidenschaft dadurch, daß er das physicalische, thierische, unverständlich trübe und darum geheimnißvoll dunkle Moment über das menschliche hervor treten läßt.

Damit ist nun die mir zugestandene Virtuosität in der Schilderung der Leidenschaft ebenfalls wieder aufgehoben. Wie? Es wäre die Stimme der Leidenschaft, wenn ein Beingeripp im Wirbelwind klappert oder wenn ein Mensch im Thier ertrinkt und etwa noch ein letztes Gewimmer ausstößt? Nichts da! In dem einen Fall hören wir nichts Besseres, als ein materielles Geräusch, wie von Steinen, die geschüttelt werden, in dem andern hören wir bestialische Töne, wie von Hunden, die sich beißen, oder von Pferden, die sich anwiehern. Und um Herrn Schmidt von den Consequenzen seiner abgeschmackten Gleichnisse zu erlösen: es ist absurd, von den Leidenschaften knöchener Figuren zu reden; Leidenschaften — dieß wollte ich oben sagen, als ich abbrach — setzen Charaktere voraus, und nur ein Blödsinniger wird behaupten, daß das Ebben und Fluthen eines Stroms vortrefflich dargestellt sei, daß der Strom selbst aber nicht existire. Also abermals ein schreiender Widerspruch! Man kann allerdings ein materielles Feuer auf einem steinernen Herde anmachen, zu dem es nicht im wahlverwandtschaftlichen Verhältniß

ſteht, doch das edle geiſtige Feuer, das ſich in der Leidenſchaft zur Flamme entzündet, iſt das ausſchließliche Reſultat eines lebendigen Organismus, und wer dieß leugnet, wer Urſache und Wirkung trennen zu können glaubt, der weiß Nichts vom Specifiſchen der Kunſt, der zeigt, daß ihm die nothwendigſten Grundanſchauungen fehlen, der iſt, trotz ſeines dialectiſchen Geklappers, ein aeſthetiſcher Kannegießer.

Zu meinen Vorzügen rechnet Herr Schmidt endlich auch noch eine hohe Auffaſſung der Kunſt. Da aber dieſe Auffaſſung mich, wie ſich ſpäter aus dem Gloſſarium ergiebt, zu lauter Irrthümern in der Praxis verleitet, ſo hätte auch ſie zu meinen Fehlern gerechnet werden ſollen. Wir haben daher wiederum einen ſchreienden Widerſpruch vor uns.

Hiermit iſt dargethan, daß Herr Schmidt mir, wie ich oben ſagte, alle früher eingeräumten poſitiven Eigenſchaften abſpricht, nun er mich nicht mehr für einen Irrenhaus-Candidaten erklären darf, denn ſein Gloſſarium hebt den Text, den es nach ſeiner Verſicherung nur einſchränken ſoll, vollſtändig auf, und es iſt evident, daß er die ſcheinbaren Zugeſtändniſſe nur macht, damit die Kluft zwiſchen ſeinem zweiten und ſeinem erſten Aufſatz nicht gar zu groß ſei. Bei einem Kunſtrichter iſt nun, wie bei jedem andern Richter, Conſequenz die Hauptſache; unterſuchen wir daher, ehe wir weiter gehen, wie ſich der Herr Schmidt von 1850 zu dem Herrn Schmidt

von 1847 verhält. Der Herr Schmidt von 1847 (S. A. Allg. Zeit. vom 7. Juli) ist in seinem Innersten von der ursprünglichen Kraft und grandiosen Naturwahrheit ergriffen, womit ich dem blasirten Zeitalter einmal wieder das Bild ganzer Menschen entgegen halte. Er hat sich von dem Hauch des Genius erquickt gefühlt, und die Reflexion, die ihm das süße Gefühl der Bewunderung verkümmern will, thut ihm ordentlich weh. Ich bin ein größerer Dichter, wie Lenz, Hölderlin, Grabbe und Kleist, wenn auch ihr Geistesverwandter. Freilich sind die Probleme, die ich mir stelle, anonyme, individuelle Krankheits-Geschichten, die nicht dem historischen Gebiet, sondern dem pathologischen angehören. Aber was thut's? Alle meine Verirrungen tragen das Gepräge eines großen Talents; die dämonische Glut des Hasses wird von mir mit eben so sinnlicher Wahrheit vor die Seele geführt, als das schmeichelnde Geflüster der Liebe. Außer Lessing und Kleist kennt Herr Schmidt keinen deutschen Dramatiker, dessen Zeichnung so scharf und bestimmt ausgeführt, mit solcher unerbitterlichen Härte gehalten wäre. Ich habe vor diesen Beiden sogar den Vorzug, daß meine Dichtungen auch den musikalischen Reiz nicht entbehrten, den poetischen Duft, der jene harten Formen dem Gemüth näher führt. Die Abschieds-Scene zwischen Siegfried und Genoveva ist eines der reizendsten Bilder, welche die deutsche Poesie

hervorgebracht, und mein Meiſter Anton eine der kühnſten Conceptionen, die überhaupt ein Poet gewagt hat. Aber allerdings ſtehe ich überall an dem ſchmalen Rande, welcher genialen Geiſt vom Unſinn ſcheidet, und mein Tritt iſt nicht ſicher genug, Herr Schmidt ſchwebt in der Furcht, ich werde hinüber gleiten. Dieſe Furcht von 1847 hat ihn getäuſcht, ich bin 1850 nach ſeiner eigenen Verſicherung gerettet, aber nun er mir keine Thränen nachweinen kann, reißt er mir meine Helmzier wieder ab. Eine charakteriſtiſche ethiſche Erſcheinung! Mit Uebereilung, mit Berufung auf den übermächtigen unmittelbaren Eindruck muß man dergleichen nicht decken wollen; es wäre ja möglich, daß man ſich noch einmal übereilte, daß man jetzt die negativen Eigenſchaften, die ſich nach Abſtumpfung des erſten Reizes immer geltend machen, zu ſtark auf ſich wirken ließe, wie ehemals die poſitiven, und das Urtheil fiele in dem einen, wie in dem andern Fall in den Brunnen!

Wir wiſſen nun auch, wie ſich der Herr Schmidt von 1850 zu dem Herrn Schmidt von 1847 verhält und kennen ſeine Conſequenz. Gehen wir jetzt weiter und prüfen wir, wie es mit ſeiner „Analyſe“ der Werke ausſieht, durch die er ſeine neugewonnene, der frühern nachgewieſenermaaßen geradezu entgegengeſetzte Anſicht zu begründen ſucht.

Man kennt Voltaire's Charakteriſtik des Hamlet, wenn auch nur aus dem Gervinus, und wird ſich

ſagen müſſen, daß man in dieſem perfiden Lapidarſtyl des boshaften Witzes, der überall die Motive und Uebergänge ausläßt, jedes Shakeſpeareſche Stück, ja den ganzen Shakeſpeare charakteriſiren, d. h. parodiren kann. Nun, wie Voltaire mit dem Shakeſpeare, nur noch plumper, geht Herr Schmidt mit mir um, und ihm ſtehen nicht, wie dieſem, zur Entſchuldigung eig'ne große Leiſtungen anderer Art zur Seite. Dabei erlaubt er ſich ſogar, alle Chronologie über den Haufen zu werfen und nach jugendlichen Skizzen, die nur als Staffeln Bedeutung haben können, den Mann zu meſſen. Das Studentenſtück Nepomuck Schlägel auf der Freudenjagd (bei der Herausgabe im Salon ausdrücklich von mir, wie alles Aehnliche, mit dem Geburtsſchein verſehen, um Irrthümern entgegen zu treten) beſchäftigt ihn länger, als Judith, Genoveva, Maria Magdalena und Diamant zuſammen genommen. Recht ehrlich, nicht wahr? Doch Herr Schmidt hängt ſich an den Schlägel, und ich muß ihm wider Willen folgen; er preßt mich gewaltſam in meine Wiege hinein und ich bitte den Leſer nur, es nicht für eine freiwillige Handlung von mir zu nehmen. Er nennt den Charakter ſchwarzgallig; das iſt er. Er ſoll aber auch der Jaques aus: „Wie es euch gefällt," ſein! Das iſt er nicht. Der Neid, der ſich innerhalb des armſeligſten Kreiſes abhetzt und zufrieden geſtellt wäre, wenn er von Hinz den Rock und von Kunz die Beinkleider anziehen dürfte,

iſt mit einer Melancholie, die ſich nicht darein finden kann, daß die Sonne Flecken hat, nicht einmal verwandt. Alſo eine grobe und abſichtliche Entſtellung! Es wundert Herrn Schmidt, daß Schlägel den Stoff, ſich zu ärgern, immer in den ſcheinbar am wenigſten dazu geeigneten Veranlaſſungen antrifft. Als ob darin nicht eben die Spitze der Aufgabe läge, als ob der Neid, der in einem Schneidermeiſter entſteht, wenn er Rothſchild eine Million abzählen ſieht, noch eines Malers bedürfte! Doch ſo wenig weiß Herr Schmidt vom Specifiſchen der Kunſt, daß er ſie jedesmal auf einem Abwege erblickt, wenn ſie ihr Eigentlichſtes leiſtet, daß er den Zweck will, weil dieſer ihm von Hörenſagen bekannt iſt, daß er die Mittel aber verwirft und von widerſinnigen Combinationen radotirt, wenn der Künſtler Stahl und Stein zuſammenbringt, um den Funken hervorzulocken. Schlägel ſchreitet durch eine bunte Reihe von mannigfaltigen Situationen hindurch, die freilich, wie es ſich für ein kleines Bild geziemt, ſtark zuſammengedrängt, aber nichts deſto weniger gemalt ſind; für Herrn Schmidt ſind dieſe Situationen Einfälle, und er unterſteht ſich, ſie mit den theophraſtiſchen Abſtractionen zu vergleichen. Der Unterſchied iſt ſo groß, wie der zwiſchen dem abgezogenen Blut eines Menſchen und dem Menſchen ſelbſt, in dem es cirkulirt; Theophraſt (und vermuthlich auch La Bruyère, den ich nicht kenne, obgleich er nach Herrn Schmidt mein directes Vorbild ſein ſoll)

zerlegt die Leidenſchaften und die Temperamente, bei mir ſind ſie in Handlung geſetzt und das undefinirbare Etwas, das alles Allgemeine in ein Beſonderes auflöſt und das Leben erzeugt, hat außer Herrn Schmidt (d. h. dem Herrn Schmidt vom Jahre 1850, denn der Herr Schmidt vom Jahre 1847 fühlte ſich, wie der Leſer ſich erinnert, auch mächtig davon ergriffen) noch Niemand bei mir vermißt. Alſo eine Abſurdität und eine ſolche, die den Aeſthetiker, der ſie behauptet, dahin ſtellt, wohin der Mathematiker gehört, der von der Congruenz des Dreiecks und des Vierecks ſpricht. Herr Schmidt meint, dieſe Situationen, die er Einfälle nennt, hätten ſich in's Unendliche fortſpinnen laſſen. So weit dies von allen Darſtellungen dieſer Art gilt, fällt es mir nicht ein, es zu beſtreiten; ſelbſt der Don Quixotte hätte noch mehr Abenteuer beſtehen können, und Shakeſpeare machte ſeinen Falſtaff auf den Wink der Königin zum Träger eines neuen Stücks, an das er vorher gar nicht gedacht hatte. Wenn aber damit geſagt werden ſoll, daß es der Skizze an einem Höhepunkt fehle, ſo iſt das nicht wahr; der Charakter gipfelt in dem Zuge, daß Schlägel dahin gelangt, ſich ſelbſt wegen ſeiner früheren Jahre zu beneiden, und die Situationen haben in der häuslichen, womit das Ganze ſchließt, ihre natürliche Spitze. Herr Schmidt hat daher an dieſem ſingulairen Werk entweder eine materielle Eigenſchaft, nämlich

die Dehnbarkeit des Stoffes, getadelt, und das wäre abermals abſurd, oder er hat eine formelle Eigenſchaft, die allerdings nicht fehlen darf, die aber auch wirklich nicht fehlt, in Abrede geſtellt, und das iſt unehrlich. Es iſt ſchrecklich genug, daß ich zu einem harmloſen Jugendſtück einen Commentar geben muß; aber wenn man meinen Stiefel angreift, darf ich meinen Helm nicht vertheidigen. So beſteht die Kritik des Herrn Schmidt von der letzten meiner Skizzen, die nur derjenige in den Vordergrund ſchieben konnte, der bei einer von mir einmal neben anderen über das Semikolon veröffentlichten Bemerkung, die wenigſtens beweiſ't, wie genau ich mein Handwerkszeug zu prüfen pflege, hämiſch verweilt und dafür eine Abhandlung über den Styl des Dramas, ja zwei Bände Gedichte, mit Stillſchweigen übergeht. Die Novelle: Herr Haidvogel und ſeine Familie, die einer viel ſpäteren Zeit angehört und darum unter meinen Productionen freilich einen höheren Rang einnimmt, fertigt er mit den Worten ab: ſie ſei eine Sammlung von Variationen über das Thema liederlicher Lump! Die Spitze dieſer Darſtellung beſteht nun gerade darin, daß Haidvogel, als er äußerlich in beſſere Umſtände verſetzt wird, ſeine innere Unverbeſſerlichkeit noch einmal zeigen muß, damit ſeine gedrückte Frau, ein Pabſt Sixtus im Weiberrock, wie Ruge ſich ausdrückte, den Muth bekomme, aus dem Winkel

hervorzutreten und ihrerſeits das Heft in die Hand zu nehmen. Er bringt ſich dadurch um ſeine Zukunft, daß er im erſten Rauſch der Freude ſeine Pläne für die Zukunft zu voreilig aufdeckt, und nur ſo konnte er diejenige Züchtigung erhalten, für die er allein empfindlich war, denn Naturen ſeiner Art haben mit dem jüngſten Gericht und dem Erzengel Michael nichts zu ſchaffen, für ſie iſt der Gaſtwirth, der den Kopf ſchüttelt, wenn ſie borgen wollen, die Nemeſis. Herrn Schmidt's Bemerkung, die übrigens nicht einmal materiell richtig iſt, denn Haidvogel iſt kein Lump aus Liederlichkeit, ſondern aus Großprahlerei, aus Sucht den vornehmen Herrn zu ſpielen, trifft alſo blos das Subſtrat, und da nach einem allgemeinen Geſetz jedes Subſtrat, das in der Form aufgeht, eben hierin ſeine Rechtfertigung findet, ſo hat er, wenn es nicht auf eine abſichtliche Verläumdung abgeſehen war, wiederum einen höchſt naiven Beweis gegeben, daß er vom Specifiſchen der Kunſt nichts verſteht. Der Kritiker wird ſich nun noch an die Wahl der Gegenſtände anklammern und über das Verkehrte einer Jagd auf Mücken und Spinnen in Menſchengeſtalt greinen, denn daß der Maler des Malens wegen malt, und daß ſeine Schöpferfreude nicht vom Stofflichen ſeiner Bilder dependirt, kann er nicht wiſſen, da er ſo viel Anderes über dieſen Punkt nicht weiß. Nun, zum Aufhängen in Kirchen und Parlamentshäuſern ſind die Teniers und Douws

nicht beſtimmt, ſie begnügen ſich mit einem beſcheidenen Platze in der Bauernſchenke, und wenn Herr Schmidt ihnen trotzdem die Exiſtenz-Berechtigung abſprechen will, ſo erkläre er der ganzen Gattung den Krieg und kehre zu meinen Verſuchen in ihr erſt zurück, nachdem er dieſe vernichtet hat. Daſſelbe gilt von ſeinen Einwänden gegen die beiden Nachtſtücke Anna und die Kuh; ſie ſtehen und fallen mit der Gattung und es iſt der perfideſte Kniff einer Afterkritik, für die in jeder Form der Kunſt aufzuzeigenden negativen Seiten das ſingulaire Product zur Verantwortung zu ziehen. Nichts daher über die Schrecken, die hier übermäßig gehäuft ſein ſollen und über das daran geknüpfte Raiſonnement; es trifft nur die Gattung, ſo weit es in ſeiner Fadenſcheinigkeit überhaupt trifft. Wenn aber Herr Schmidt keck genug iſt, einen von mir über das bürgerliche Trauerſpiel gefällten Ausſpruch gegen dieſe Stücke zu kehren und alſo auf die Novelle auszudehnen, ſo muß ich ihn fragen, ob er nicht weiß, wenn auch nur aus dem Wilhelm Meiſter, daß die dramatiſche und epiſche Poeſie verſchiedene Geſetze haben, daß das Verhältniß von Charakter und Begebenheit ſich in ihnen geradezu umdreht, und daß die Novelle von dem Pragmatismus des Zufalls, den er hier wie dort ausſchließen will, ſogar den Namen trägt. Kann man unwiſſender ſein

oder unredlicher zu Werke gehn? Die Kuh ist für ihn eine zweite Auflage der Anna, weil in beiden das Feuer eine Rolle spielt; nach der nämlichen Logik wäre König Lear eine zweite Auflage des Agamemnon, weil in beiden Blut fließt. Daß dabei der einsam in einem Dorf wohnende Bauer zum Bürger von Wien avancirt, die ganze Atmosphäre also verrückt und obendrein der Alles bedingende Ausgangspunkt des Bildes auf den Kopf gestellt wird, kann Niemand mehr wundern. Bei mir verbrennt das Kind die Thalerscheine aus unschuldiger Lust am Geflacker des Papiers, weil es seinen Vater vorher das Zeitungsblatt, in das sie eingewickelt waren, verbrennen sah und zwischen Inhalt und Umschlag noch nicht unterscheiden kann; Herr Schmidt läßt es einen kleinen Jungen aus Unbedacht, also ganz aus sich selbst thun, und hat schon damit, auch ohne den Wiener Bürgerbrief, den ganzen Organismus zerstört. Vielleicht schüttelt er hiezu den Kopf und spricht von Subtilitäten, vielleicht weiß er nichts davon, daß in einem Kunstwerk die erste Linie die letzte recensirt und die letzte die erste, das beweist dann aber wiederum auf's Schlagendste, daß er vom Specifischen der Kunst nicht das Mindeste versteht. Doch die Krone setzt Herr Schmidt sich erst in seiner Analyse des Trauerspiels in Sicilien auf, welches ihm natürlich die glänzendste Gelegenheit zur Carrikirung darbot, da es ein Gränz-

Product ist, das die Extreme nach beiden Seiten berühren muß und soll. Mit dieser wollen wir schließen. Zunächst erklärt er sich gegen die Gattung, sie soll nicht existiren; denn ein tragisches Geschick soll immer in tragischer Form, der Form der Nothwendigkeit, auftreten, sonst hat es kein Interesse und keine Wirkung. Er hätte sagen sollen: „kein rein tragisches Interesse," aber dann hätte er dasselbe gesagt, was ich in meinem Sendschreiben an Rötscher sage, dem er die Ausdrücke entlehnt. So stellt er meinen dort entwickelten Gedanken eine vage Behauptung entgegen, die Nichts wiegt und also auch Nichts gilt. Freilich citirt er aus dem Sendschreiben die Stelle: „Wenn sich die Diener der Gerechtigkeit in Mörder verwandeln, und der Verbrecher, der sich zitternd vor ihnen verkroch, ihr Ankläger wird, so ist das eben so furchtbar als barock, aber auch eben so barock als furchtbar. Man mögte vor Grausen erstarren, doch die Lachmuskeln zucken zugleich; man mögte sich durch ein Gelächter von dem ganzen unheimlichen Eindruck befreien, doch ein Fröfteln beschleicht uns wieder, ehe uns das gelingt!" und fragt dann, ob eine Individualität, die so empfinde, nicht krankhaft zu nennen sei? Ich glaube, ich kann fragen, ob ein Individuum, das *nicht* so empfindet, das entweder gegen die *Materie* (das Furchtbare) oder gegen die *Form* (das Barocke) eines solchen Eindrucks fühllos ist, nicht eben so nüchtern und

trivial sein muß, wie der selige Nicolai, der auch nicht begriff, wie ein Mensch von gesunden Sinnen Ammenstücklein, wie Goethe's Haiden-Röslein, Erlkönig u. s. w. machen könne. Weiter bemerkt Herr Schmidt, daß mir eine wahre Anekdote imponirt habe und meint, die Symbolisirung der gemeinen Empirie sei überhaupt für mich charakteristisch; vier Seiten nachher wirft er mir die Verachtung der Anekdote vor. Auf einen Widerspruch mehr oder weniger kommt es ihm natürlich nicht an; die Wahrheit ist, daß der Künstler die Anekdote, als Substrat, so wenig imponirend finden, als verachten wird, und daß, wer mir das Eine oder das Andere unterschiebt, meinen Worten im Sendschreiben oder in der Vorrede Gewalt anthut. In dem einen erzähle ich, daß eine Masse von Anschauungen mir zum dramatischen Bilde zusammengeronnen sei, als ich die Anekdote erfuhr; ein Aehnliches berichtet Goethe von sich über die Conception des Werther. In der andern verlange ich, daß der Dichter nicht bei der Anekdote stehen bleiben soll; setze ich ihren Werth darum herab? Das sind Fechterstreiche, die kaum einem hölzernen Roland gegenüber ungestraft hingehen. Nun kommt die Inhalts-Anzeige des Stücks, ganz im Voltaire-schen Sinn, ungefähr so. Ein junges Mädchen, Desdemona mit Namen, verliebt sich in einen garstigen Neger, Othello geheißen, der ihr viel von seinen Heldenthaten vorschwadronirt hat. Der Fähn-

drich Jago, eine ſchöne Seele, bei der alle Teufel noch in die Schule gehen könnten, iſt auf ſeinen ſchwarzen General aus den ordinärſten Gründen erboſt, weil dieſer ſtatt ſeiner den Caſſio zu ſeinem Lieutnant machte. Er entſchließt ſich deshalb, den Neger, ſein Weib, und den ihm vorgezogenen Caſſio zu verderben, theilt uns das auch des Breiteren in buntſcheckigen Monologen mit, wie ſie noch nie unter dem Monde gehalten wurden. Als Werkzeug muß ihm ein gewiſſer Roderich dienen, ein liederlicher Burſch, der in die Desdemona verſchoſſen iſt und vortrefflich zu den Uebrigen paßt. Es tritt ſogar eine öffentliche Dirne auf, wie man denn dergleichen bei'm Verfaſſer ſchon kennt. Nun hetzt Jago Einen auf den Andern, und es gelingt ihm über die Maßen leicht, denn der Dichter hat beſſer dafür geſorgt, als der liebe Gott in ſolchen Fällen zu thun pflegt, er hat ihm lauter leichtgläubige Thoren, lauter Kegel, die von ſelbſt umfallen, in den Weg geſtellt. Es giebt Eiferſucht an allen Ecken und ein Taſchentuch ſpielt, ſo unglaublich es auch ſcheinen mag, die Hauptrolle dabei; das Ende aber iſt, daß der Neger erſt die Desdemona, dann, unter gräulichem Renommiren, ſich ſelbſt erſticht, und die Moral läuft darauf hinaus, daß Schwarz und Weiß ſich nicht mit einander vermiſchen ſollen. — Ich bitte den Leſer mit dieſer Charakteriſtik des Othello die Schmidt'ſche des Trauerſpiels in Sicilien zu vergleichen und ſich überzeugen,

daß Beide ſich ſo ähnlich ſind, wie ein Ei dem andern. Eben ſo werden die Charaktere behandelt. Die edlen, Sebaſtiano und Angiolina, werden kaum genannt, obgleich die Angiolina zum Beſten gehört, was mir je gelang, mag mein Beſtes ſich nun zum Vortrefflichen verhalten, wie es will; die andern werden zu Zerrbildern entſtellt, und doch bedingt nach dem erſten Grundſatz der Compoſition, das Licht auf der rechten Seite den Schatten auf der linken, ſogar dem Grade nach. Einzelne Reden, aus dem Zuſammenhang herausgeriſſen, werden auf Nadeln geſteckt und nehmen ſich nun natürlich aus, wie ſich etwa die Zunge des Herrn Schmidt ausnehmen würde, wenn ein Tartar ſie ihm ausſchnitte und auf den Rücken nagelte. Einer der Banditen ſagt z. B. in meinem Stück, als er von einer großmüthigen Handlung des Sebaſtiano hört: Ein frommer Burſch, den untern Tiſch zu ſaufen und dann vor eine Kirchenthür zu legen, das müßte eine Götterwolluſt ſein! Dieß erklärt Herr Schmidt für — man rathe! nun, für Renommage, und doch liegt der Aeußerung, wie ein Pſycholog auf den erſten Blick erkennen muß, das ganz allgemeine Gefühl zu Grunde, welches im Laſter immer den Haß gegen die Tugend erweckt, und welches z. B. das gefallene Mädchen ſo oft zur Verführerin des noch unſchuldigen macht, das es durch ſeine bloße Exiſtenz beſchämt. Was würde Herr Schmidt über die Reden des Baſtard zum

Hubert, als ſie ſich bei der Leiche des jungen Arthur treffen, geſagt, wie würde er das Ertrinken in einem Löffel Waſſer, das Erhängen an einem Spinnwebsfaden verſpottet haben, wenn der König Johann im Jahre 1850 erſchienen wäre! Dennoch wußte Shakeſpeare ſehr gut, was er mit der an ſich ungereimten Vorſtellung wollte; der Baſtard meint, daß die Natur, wenn ſie auf der einen Seite ſo weit aus ihren gewöhnlichen Schranken gewichen ſei, um den Mord zuzulaſſen, auch auf der andern ſo weit aus dieſen Schranken weichen müſſe, um ihn zu ſtrafen. Allerdings ſtammen derartige Züge aus jenem den ganzen Menſchen herum drehenden Wirbel, in den Phantaſien und Gedanken unabläſſig, wie Wolkenbilder, in einander verlaufen und darum hat die triviale Nüchternheit es leicht ſie auf's delirium tremens zurückzuführen. Herr Schmidt nennt den Greis Gregorio, den des Genuſſes unfähig gewordenen Repräſentanten der modernen Geldmacht, der ſich durch Mißbrauch des Beſitzes für die langen Entbehrungen, durch die er zum Beſitz gelangte, zu entſchädigen ſucht, eine zweite Auflage des Nepomuk Schlägel; mit demſelben Recht, womit er früher die Kuh eine zweite Auflage der Anna nannte, nämlich weil beide Arme, Beine und Köpfe haben, denn andere Aehnlichkeiten ſind nicht vorhanden. Ja, er geht ſo weit, zu behaupten, daß die Gemüths- und Geiſtes-Eigenſchaften, die den Gregorio machen, für

das Stück unweſentlich ſeien, zur Entwickelung der Handlung wenig beitrügen und nur ihrer ſelbſt wegen aufgedeckt würden. Dieß iſt die äußerſte Spitze der Keckheit, und hier iſt auch gar keine Täuſchung mehr denkbar, denn ganz umgekehrt verhält es ſich. Ohne den gerade ſo und nicht anders beſchaffenen Gregorio, der dem Anſelmo Geld zum Spielen vorſchießt, weil er auf ſeine Tochter ſpeculirt und ihm dann an Zahlungsſtatt die Tochter abfordert, wäre das Stück von Anfang bis Ende nicht möglich; Angiolina würde nicht fliehen, wenn ihr Vater ſie nicht zur Zwangsehe nöthigte, und Ambroſio und Bartolino würden, anſtatt ſie zu ermorden, höchſtens noch einen zweiten Käfer zertreten; es fällt mit dem Gregorio ſogar das Faktum weg. Ich könnte hier von unſerem Analytiker Abſchied nehmen, denn weiter kann er's nicht treiben, und die Kleinigkeit, daß er den ſchließlichen Stoßſeufzer Gregorio's: wie jählings kommt der Tod! dieſen letzten Strich am Charakterbild, für die Moral des Stückes ausgiebt, fällt neben dem Uebrigen nicht mehr ins Gewicht. Aber ſeine totale Unfähigkeit, das Specifiſche in der Kunſt zu erfaſſen, tritt noch einmal auf's Grellſte hervor, wenn er es beſtreitet, daß das Trauerſpiel in Sicilien wirklich einen faulen Sumpf von Verhältniſſen zur Anſchauung bringe, und auf dieſe will ich noch ein letztes Schlaglicht fallen laſſen. Er meint, wir lernten in dem Stücke

nicht „die ſittliche Grundlage der Zeit“, ſondern nur einzelne unſittliche Menſchen kennen. Nun, wodurch ſollen wir „die ſittliche Grundlage der Zeit“ kennen lernen, als durch einzelne unſittliche Menſchen; wodurch iſt die Beſchaffenheit des Erdreichs zu malen, als durch die Pflanzen, die es treibt! Verlangt Herr Schmidt, daß die geſammte Einwohnerſchaft Siciliens im Stücke auftreten ſoll? Oder will er, wenn er der Kunſt auch im Allgemeinen die Nothwendigkeit der Abbreviatur zugiebt, wie er wohl muß, etwa die Richtigkeit meiner Abbreviatur anfechten? Das dürfte nicht glücken, denn Familie und Staat repräſentiren Volk und Land, und Familie und Staat ſind im Trauerſpiel von Sicilien repräſentirt! Ohne Zweifel kann Herr Schmidt den Rubin und die Julia, auch den Herodes und was er will, auf ähnliche Weiſe analyſiren. Nichts iſt leichter, als das, aber die kritiſche That wiegt auch nicht ſchwerer, wie der Bart, der in Rom den Statuen zuweilen von Talenten, die ſich beſcheiden der öffentlichen Dankbarkeit entziehen, bei nächtlicher Weile mit Holzkohle gemacht wird. In Griechenland fügten die tragiſchen Dichter ihren Werken gleich ein Satyrſpiel hinzu; da die modernen Poeten das unterlaſſen, ſucht der Recenſent die Lücke durch eine Parodie zu ſtopfen.

So carrikirt Herr Schmidt meine Praxis; ich mußte in's Detail eingehen, denn nur am Detail

läßt sich die Entstellung aufzeigen. Kein Wunder, daß er viel Widerwärtiges, Scheußliches, Wahnwitziges und Unsittliches heraus bekommt; wenn er meine Stücke von hinten läse und die Katastrophe für die Exposition nähme, die Exposition für die Katastrophe, könnte das Resultat kaum ausgiebiger sein. Untersuchen wir nun noch, wie er sich zu meiner Theorie verhält; einen Fingerzeig darüber hatten wir schon bei Gelegenheit der Anna und der Kuh, wo er auf die Novelle bezieht, was ich über das bürgerliche Trauerspiel aussprach.

Ich sage in der Vorrede zur Maria Magdalena: das Drama soll den jedesmaligen Welt- und Menschen-Zustand in seinem Verhältniß zur Idee, d. h. hier zu dem Alles bedingenden sittlichen Centrum des Weltorganismus veranschaulichen, und also im höchsten Sinne Geschichtschreibung sein. Das Alles wird näher entwickelt und auf Gründe zurückgeführt, die Jedermann nur noch die Wahl gestatten, ob er ihnen beistimmen oder mit Hegel annehmen will, daß der Standpunkt der Kunst überwunden sei, daß daher Niemand mehr produciren dürfe, daß folgerecht die Natur aber auch keinen productiven Geist mehr in's Leben rufen könne, ohne mit ihrer eigenen Oeconomie in Widerspruch zu gerathen. Dabei wird ausdrücklich (Seite 14) gegen die tendenziöse Auffassung meines Gedankenganges Verwahrung eingelegt und der Dichtungs-

Proceß auf eine Weiſe beleuchtet, die gar keinen Zweifel übrig laſſen kann, daß es mir nicht von fern in den Sinn kam, ein Adjectiv, das die reinſten Erſcheinungen der Gattung charakteriſirt, in einen Imperativ für den hervorbringenden Künſtler, der eines ſolchen nach meiner eigenen Darſtellung nicht bedarf, weil die Schöpfung unbewußt und unwillkürlich in ihm vor ſich geht und er nur Organ iſt, zu verwandeln. Welche Wechſelbälge hat nur Herr Schmidt mittelſt des gleich auf der erſten Seite der nämlichen Vorrede von mir vorahnend beſchriebenen Manövers mit meinem Gedankengange erzeugt?

1) Läßt er mich behaupten, der moderne Dichter ſolle ſich hinſetzen und mit Abſicht eine Welt-Anſchauung erſchaffen. Iſt das nach dem Vorangeſchickten nicht ſelbſt im Jahre 1850 unglaublich? Ich reiche dem Schiffer einen Compaß für die Reiſe, und Herr Schmidt ſagt, ich hätte ihm aufgegeben, des Compaſſes wegen zu reiſen. Dabei macht er die ſehr richtige Bemerkung, daß das Wort Welt-Anſchauung, das durch den Fauſt in den aeſthetiſchen Katechismus gekommen ſei, viel Unheil angerichtet habe. Aber die Bemerkung trifft mich und meine Productionen nicht im mindeſten und iſt alſo übel placirt. Meine Forderung, den jedesmaligen Welt- und Menſchen-Zuſtand zu veranſchaulichen, verlegt der albernen Jagd auf eine Welt-Anſchauung ge-

radezu den Weg, verweis't den Dichter entschieden auf's Endliche und Begränzte und schneidet alle Abstractionen ab, erlaubt ihm nicht einmal die unfruchtbare Liebäugelei mit dem reinen Schönen, wenn die Elemente desselben nicht in Welt und Zeit vorhanden sind. Eben so verhält es sich mit meinen Productionen; sie gehen nie und nirgends so wenig im Ganzen als in einzelnen Figuren im Sinne des Faust auf eine Welt-Anschauung aus, sie beschäftigen sich ausschließlich mit der Erde, nicht mit Himmel und Hölle, so weit die Kunstformen selbst, in denen freilich Endliches und Unendliches zusammen fällt, es nicht verlangen; sie reflectiren nicht einmal über den Welt- und Menschen-Zustand, den sie abspiegeln, sie geben dem Zuschauer und dem Leser nur Gelegenheit, es zu thun, und das soll geschehen. Uebrigens irrt Herr Schmidt, wenn er mich einen Schüler Hegel's nennt; ich bin es so wenig im weiteren, wie im engeren Sinn.

2) Versichert er, ich producirte nicht, oder wenigstens nicht bloß, aus reiner, natürlicher Freude am Schaffen, sondern aus bewußter Reaction gegen eine verkehrte Richtung der Zeit. Woher weiß er das? In der Vorrede zur Maria Magdalena, die er mein Glaubensbekenntniß nennt, steht das gerade Gegentheil, dort wird der Schöpfungsact sogar in Bezug auf die Wahl des Stoffs dem Willen entrückt, und mit dieser, doch sicher aus meinen innersten

Erfahrungen gewonnenen Grund-Anſchauung iſt ein bewußtes Reagiren gegen eine verkehrte Richtung der Zeit gerade ſo vereinbar, wie mit dem, was der Phyſiolog uns über den Embryo-Zuſtand des Menſchen berichtet, ein Reflectiren der Mutter darüber, ob er blond oder braun zur Welt kommen ſolle. Heillos! Nie und nirgends wird ein Dichter aus einem anderen Grunde produciren, als aus Luſt am Schaffen; ſollte er es etwa thun, um ſich von Herrn Schmidt und ſeines Gleichen recenſiren zu laſſen? In Deutſchland am wenigſten kann er dem Verdacht ausgeſetzt ſein, daß ihn nicht die unbedingteſte Nöthigung ſeiner Natur treibe; hier winken ihm keine National-Belohnungen, hier iſt er nicht einmal gegen das Verhungern geſchützt, und wenn der Staat noch einer Rechtfertigung ſeiner Gleichgültigkeit gegen das Talent bedürfte, ſo wird der Kritikus ſich beeilen, ſie ihm durch den Nachweis zu geben, daß die jedesmaligen Repräſentanten desſelben garnicht zu Anſprüchen berechtigt ſind.

3) Behauptet er, ich ließe nur Sophokles Shakeſpeare und Goethe als dramatiſche Dichter gelten und ſpräche von allen übrigen mit der größten Verachtung. Die Wahrheit iſt, daß ich in dem Augenblick, wo ich von denjenigen dramatiſchen

Dichtern ſprach, die in dem von mir entwickelten höchſten Sinne Epoche gemacht haben, diejenigen nicht mit aufzählte, die in dieſem Sinne nicht Epoche gemacht haben. Das iſt nun doch ſehr einfach; wenn man es nur mit den Centralſonnen zu thun hat, muß man die Planeten auslaſſen, und daraus, daß man ſie an einem Ort nicht nennt, wo ſie nicht genannt werden können, wird kein Vernünftiger folgern, daß man ſie überhaupt nicht mit zum Sternenhimmel rechnet. Herr Schmidt, der ſich ſogar, wie wir ſahen, eine kleine Bemerkung über die Unterſcheidungszeichen von mir notirte, ſollte doch wiſſen, mit welcher Verehrung und Bewunderung ich, wenn der Anlaß ſich dazu ergab, von Schiller, Kleiſt und Anderen ſprach, die nicht in die erſte Reihe gehören; er ſollte doch wiſſen, mit welcher Anerkennung ich ſchon jüngere dramatiſche Autoren bei ihrem Eintritt in die Literatur begrüßte; er ſollte doch wiſſen, daß ich ſelbſt Productionen, wie z. B. Gutzkows Urbild des Tartüffe, bei ihrem Erſcheinen auf der Wiener Bühne wegen ihrer formalen Abrundung und Geſchloſſenheit mit Wärme willkommen hieß, obgleich ſie Richtungen angehören, die der meinigen entgegengeſetzt ſind. Mit Verachtung ſpreche ich von den Fabrikarbeitern, von ſolchen Leuten, die das Converſations-Lexicon nach „piquanten Stoffen“ durchſtöbern, um Tantièmen zu gewinnen, und für die wird doch Niemand Achtung reclamiren wollen.

4) Giebt er mir Schuld, ich ſtellte mich als den Propheten einer neuen Zeit hin. Wo thu' ich das? Direct? Das wagt Herr Schmidt ſelbſt nicht zu behaupten. Indirect? Dadurch, daß ich, als ich die alten Geſetztafeln im Tempel einmal wieder abgeleſen hatte, nicht mit erhobener Simme hinzu fügte, ich machte mich keineswegs anheiſchig, ſie in allen Punkten zu erfüllen? Nach meinem Gefühl wäre gerade das anmaßend geweſen, und man hätte mir erwiedern können: wer erwartet's denn von Dir? Zur Antwort auf dieſe Inſinuation diene das Sonett an einen Freund, das ſich Seite 114 in meinen neueren Gedichten findet. Es lautet:

Du rühmſt mich oft um meine Dichtergaben
Und nennſt mich reich, weil Vieles, was ich dachte,
Dich mit dem ſelt'nen Schatz vertrauter machte,
Den milde Götter Dir geſpendet haben.

Ich wär's genug, um eine Welt zu laben,
Vermögt' ich Alles, was in Dir erwachte,
Als ſich Dein Geiſt an meinem Wort entfachte,
Bis zu der tiefſten Wurzel aufzugraben.

Jetzt bin ich's nicht. Denn das, was mir die Muſen
Verliehen, mag vom Nichts mich unterſcheiden,
Doch den Heroen kann's mich nicht geſellen.

Zwar, Mancher trägt noch weniger im Buſen,
Der glaubt, die Welt als erſter Hirt zu weiden,
Und iſt, o Zeit, doch Kork auf Deinen Wellen!

Ich laſſe einiges Andere auf ſich beruhen, weil es nur durch den kategoriſchen Imperativ erledigt werden kann. Dahin gehört die Frage, wo die nothwendige Concentration, auf der alle Kunſt beruht, und die viele Natürlichkeits-Forderungen, z. B. manche in Bezug auf die Diction, eben ſo unbedingt vom Drama abweiſ't, wie die Reſtauration der Helden durch Eſſen und Trinken, in Uebertreibung übergeht. Es läßt ſich hierüber im Allgemeinen Nichts feſtſetzen, man muß daher im ſpeciellen Fall die Stimmen ſammeln und wägen, und ſolcher Punkte giebt es viele.

Zum Schluß. Die Geſammt-Ausgabe meiner dramatiſchen Schriften, mit deren Vorbereitung ich beſchäftigt bin, wird beweiſen, daß die Kritik mir nicht eine einzige begründete Bemerkung gemacht hat, die ich nicht beherzigt hätte; wer wäre nicht dankbar für den Spiegel, in dem er ſeine Flecken ſieht! Hohle Abſprecherei, die ſich auf Verdrehung meiner Theorie und Carrikirung meiner Praxis ſtützt, darf ich ſo lange verachten, bis ſie ſich in ihr Gegentheil verwandelt. Vielleicht wundert ſich der geneigte Leſer, daß ich ſo viel Arbeit an ein offenbares Nichts ſetzen konnte. Aber wir Alle ſind Soldaten und müſſen unſeren Schild rein halten! Deutſchland hat ohne allen Zweifel bedeutendere Dichter gehabt, wie ich bin; aber in Einem Punkt bin ich den größten meiner Vorgänger gleich: in dem heiligen Ernſt

und der ſittlichen Strenge, womit ich meine Kunſt ausübe, weiche ich keinem, und wenn ich auch Nichts über meine Zukunft weiß, dieß weiß ich, daß meine Zeit einer ſpäteren gegenüber ihre eigene Moralität gar nicht ärger verdächtigen kann, als durch die Zweifel, die ſie in die meinige ſetzt!

Kritiſche Schriften von Ludwig Tieck.

An den Wirren des Jahres 1848 iſt ein Werk faſt untergegangen, das in einer friedlichen Zeit ohne Zweifel Gegenſtand ſorgfältiger und ehrenvoller Beſprechung geworden wäre. Der alte ehrwürdige Tieck hat ſeine Kritiken, ſeine Abhandlungen und Vorreden herausgegeben, aber faſt Niemand hat von der Gabe Notiz genommen, denn zum Leſen fehlte die Muße und zu Patronen brauchte man noch keine Bücher. Der Sturm hat ſich wieder verzogen, die Fluth, die alle Dämme zu überſchwemmen drohte, iſt wieder in ihr Bett zurückgekehrt und es dürfte Pflicht ſein, die Schätze zu ſammeln, die ſie nicht für immer begraben hat. Zu dieſen gehören aber Tieck's kritiſche Schriften.

Die Wiſſenſchaft der Kunſt, die bei uns ein Jahrhundert lang in Windeln lag und von der Philoſophie ſo wenig frei gegeben, als mit mütterlicher Liebe gepflegt wurde, iſt ſeit Solger und Hegel ſelbſtſtändig geworden. Jedermann weiß, wie reich

dieſe beiden Philoſophen, vorzüglich der Erſtere, ſie bei ihrer Emanzipation im Allgemeinen ausgeſtattet, und was Männer, wie Viſcher, Rötſcher, Ulrici u. ſ. w. ſpäter im Beſonderen für ſie gethan haben. Niemand, dem es um gründliche äſthetiſche Bildung zu thun iſt, darf ihre großartigen Leiſtungen ignoriren. Kein Künſtler höheren Ranges wird die Mühe ſcheuen, ſich die Reſultate derſelben anzueignen. Nur die gebornen Kunſtſchwätzer, die Einfälle für Gedanken halten und die das einer wohlgeordneten Menſchennatur innewohnende Bedürfniß, ſich in jedem Kreiſe bis zum Centrum durchzuarbeiten, nicht kennen, die eben darum aber auch zu ewiger Nullität verdammt ſind, werden ſich dieſer Aufgabe entziehen. Nur die unmittelbar an's Nichts gränzenden kleinen Talente, die inſtinctartig vor dem Sonnenſtrahl der Erkenntniß zittern, weil ſie ahnen, daß er ſie verzehren würde, wenn ſie ſich ihm unvorſichtiger Weiſe ausſetzen wollten, werden ſich zu ihnen ſchlagen. Jene werden ſich mit dem Hochmuth der Dummheit wohl gar über Koryphäen, wie Solger oder Viſcher erheben und ſich einreden, ſie beſiegt zu haben, wenn ſie ihnen nach Bajazzo-Art einen Kreideſtrich auf dem Rücken beibrachten, oder ihnen die Schellenkappe an den Kopf warfen. Dieſe werden ihnen den Reſpect freilich nicht unbedingt verweigern, aber ſie werden ſie nur ganz von ferne verehren, wie der Wandsbecker Bote den Kaiſer von

Japan, weil sie ihre Naivetät nur auf diese Art glauben sichern zu können, und darin haben sie auch Recht, denn man sündigt nur so lange mit Gemüthsruhe gegen ein Gesetz, als man es nicht kennt.

Die Wissenschaft der Kunst hat jedoch, so hoch sie auch bereits steht, eine Seite, nach welcher hin sie erweitert werden kann und muß, und diese Erweiterung wird ihr nur durch den Künstler kommen, der Rechenschaft über sich selbst giebt und seine Erfahrungen über den mysteriösen Proceß, den man den schöpferischen nennt, mittheilt. Denn wenn derjenige, dem es an der ästhetischen Bildung fehlt, die Poesie gewöhnlich schon in der rohen Vorstellung, in der noch nicht einmal zum Gedanken gesteigerten sinnlichen Hieroglyphe erblickt, und darum das leere, wurzellose Spielen mit Bildern und Gleichnissen, auf dem die klägliche Celebrität einiger unserer neuern Lyriker fast allein beruht, höchlich bewundert, so kann es demjenigen, der diese Bildung in sich aufnahm, bei der gegenwärtigen Beschaffenheit der Theorie noch immer begegnen, daß er den rein intellektuellen Gehalt mit dem specifisch künstlerischen verwechselt und dem Denker, dem Ideen-Erzeuger einen Kranz aufsetzt, der nur dem Dichter gebührt. Das Erstere geschieht alle Tage, aber auch das Letztere ereignet sich nicht eben selten; man braucht sich nur an die Glorifikation zu erinnern, die den Wanderjahren zu Theil geworden ist. Der Grund

liegt darin, daß die Linien, die das letzte Stadium des ſchöpferiſchen Proceſſes von den vorhergehenden trennen, noch nicht ſcharf genug gezogen, und daß eben deshalb die Merkmale, welche die reine Geburt vom Abortus unterſcheiden, noch nicht mit hinreichender Klarheit feſtgeſtellt ſind. Zu dieſem Stadium bringt es nämlich mancher, ſonſt reich begabte Geiſt niemals, und Keiner iſt noch da geweſen, der es jedes Mal dazu gebracht hätte. Daher rührt das Heer von Miß- und Zwittergebilden, das ſelbſt in den höchſten Sphären ſich zwiſchen die ewigen Typen, die vollendeten Götter- und Heroengeſtalten, miſcht.

Dieſe Linien aber werden erſt gezogen, dieſe Merkmale erſt angegeben werden können, wenn der Philoſoph ſich für ſeine abſtrakten und darum viel zu weit ausgefallenen Begriffs-Beſtimmungen die Materie vom Künſtler borgt. Dazu war er bis jetzt, den Vorwurf kann ich ihm nicht erſparen, zu vornehm; ſtatt den Künſtler zu Confeſſionen, die ihm wichtig ſein mußten, aufzumuntern, wies er ihn vielmehr damit zurück, mußte das aber auch dadurch büßen, daß er ein Netz ſtrickte, in dem der Fiſch, der gefangen werden ſollte, ſich nicht fangen ließ. So wenig die bloße Kenntniß der telluriſchen Geſetze genügt, den Proceß zu erklären, aus welchem der Organismus und ſein höchſtes Wunder, das individuelle Leben, hervorgeht, eben ſo wenig genügt die Kenntniß der allgemeinen Kategorien des Geiſtes,

den Geſtaltungsproceß, der jenem in allen Stadien entſpricht und ihn nur wiederholt, zu begreifen. Wer dieß Ziel erreichen will, der darf den empiriſchen Weg nicht verſchmähen und muß mit dem Künſtler durchaus Hand in Hand gehen. Zwar wird man hier nie zur abſoluten, zur mathematiſchen Beſtimmtheit gelangen, aber man kann unendlich viel weiter kommen, als man bis jetzt gekommen iſt, man kann ſo weit kommen, daß nur noch über ſolche Produkte, die, wie im Phyſiſchen die Thierpflanze und das Pflanzenthier, ganz an der Grenze ſtehen, Meinungsverſchiedenheiten möglich bleiben.

Wenn dereinſt dieß Verhältniß zwiſchen dem Philoſophen und dem Künſtler eintritt, ſo wird der Letztere auch die Scheu überwinden, die ihn ſelbſt bisher von ſolchen Confeſſionen abhielt, denn dieſe Scheu geht weit weniger aus der Sache ſelbſt hervor, als ſie aus der Furcht vor Mißdeutungen entſpringt. Die Geneſis eines Kunſtwerkes iſt die Geneſis der Kunſt, und wer z. B. wiſſen mögte, wie der menſchliche Geiſt überhaupt zur Tragödie kam, der würde Belehrung darüber empfangen, wenn Shakeſpeare uns geſagt hätte, wie er zum Hamlet oder zum Lear kam. Der allgemeine Proceß ſpiegelt ſich im beſonderen ab, er kann jedoch nur erfahren nicht a priori conſtruirt werden. Es hat nun ſchon Künſtler gegeben, die ſich wenigſtens fragmentariſch über den einen oder den anderen der hier in Betracht

kommenden Punkte äußerten. Raphaels und Mozarts Bekenntniſſe ſind Jedermann im Gedächtniß, Alfieri, der freilich kein ganz vollgültiger Zeuge iſt, giebt in ſeiner Biographie ebenfalls intereſſante Fingerzeige, auch Byrons Briefe und Tagebücher ſind an Aufſchlüſſen reich. Das Meiſte bieten Goethe und Schiller, theils in der Correſpondenz, die ſie mit einander und mit Geiſtesverwandten führten, theils in beſonderen Denkblättern und in einzelnen Stellen ihrer Abhandlungen und Aufſätze, die man freilich zu deuten verſtehen muß. Schiller allein jedoch hat in ſeinen Briefen über den Don Carlos einen entſchiedenen Schritt in das Gebiet hinein gethan, das noch faſt ganz im Dunkel liegt, weil die Fackel des Philoſophen erliſcht, ſobald er es ohne den Künſtler betritt. Dieß iſt nicht ſo zu verſtehen, als ob ich glaubte, daß die Ideen und Anſchauungen, auf denen der Don Carlos beruht, nicht ohne den Dichter zu entziffern geweſen wären.

Ich habe hier vielmehr die Veranſchaulichung des Werde-Proceſſes vor Augen, welche die Entwickelung des Ideen-Gehalts begleitet, und ſich mit ihr auf eine Weiſe verkreuzt, die das Document wahrhaft unſchätzbar macht. Es hätte nicht ſo lange einzig bleiben ſollen.

Jetzt kann ich endlich auf Tieck zurück kommen. Es verſteht ſich ohne weitere Bemerkung, daß die Sammlung ſeiner kritiſchen Schriften Jedem, dem

er ſelbſt als dichteriſches Individuum wichtig iſt, intereſſant ſein muß. Das verbürgt ihr denn ohne Zweifel ſchon ein höchſt zahlreiches Publicum, denn die Zahl derer, die wahre, wenn auch zuweilen kränkliche Poeſie von ſchillernder Mache zu unterſcheiden wiſſen, iſt noch immer ſehr groß. Allein ſie hat noch einen viel höheren, von dieſem Intereſſe zwar nicht unabhängigen, aber doch weit über daſſelbe hinausgehenden Werth. Sie enthält eben, neben unbedeutenderen, eine ganze Reihe von Beiträgen zur Philoſophie der Kunſt, und das iſt der Grund, warum ich meine obigen Betrachtungen an ſie angeknüpft habe. Tieck beſpricht freilich nicht ſeine eigenen Produktionen, aber er führt manche fremde bis auf ihren erſten Keimpunkt zurück, wie namentlich die Kleiſt'ſchen, und er deckt wie z. B. in dem Aufſatz über Shakeſpeares Gebrauch des Wunderbaren, hin und wieder die innerſten Geheimniſſe der Compoſition auf. Darum iſt ſein Werk nicht bloß ein ſchätzbares Suplement ſeiner dichteriſchen Leiſtungen, ſondern eine wahre Bereicherung der Literatur und verdient von dem Kunſtphiloſophen wie vom Künſtler ſtudirt zu werden.

Zur Anthologien-Literatur.

Museum aus den deutschen Dichtungen österreichischer Lyriker und Epiker der früheſten bis zur neueſten Zeit. Von S. H. Moſenthal.

Album hundert ungariſcher Dichter in eigenen und fremden Ueberſetzungen. Von C. M. Kertbeny.

Wir leben in der Zeit der Anthologien. Wie die Folianten längſt zu Quartanten zuſammen ſchrumpften und die Quartanten dem Groß- und Klein-Oktav wichen, wie das Schweinsleder und der Saffian dem gepreßten Papier Platz machten und die meſſingenen oder ehernen Krampen, die ehemals ſo ſicher an jedem Theſaurus zu hangen pflegten, wie Schloß und Riegel an der Thür, ganz und gar verſchwanden, ſo hat ſich auch das Innere der Bücher vollſtändig metamorphoſirt und manches bloße Regiſter der verſchwundenen Periode iſt umfangreicher, als jetzt ganze Werke. Aber ſo winzig die Produkte unſerer Preſſe auch ſchon an und für ſich ſind und ſo gewiß es iſt, daß ſelbſt ein anſpruchloſer alter Roman, wie z. B. der Amadis, bei ſeinem Leibes-

umfang mit einiger Geringſchätzung auf unſere modernen Univerſal-Geſchichten und Philoſophien herabſehen würde, wenn irgend ein boshafter Zufall ihn damit zuſammenführte: für uns ſind ſie noch viel zu groß, uns wird das Glas unſerer Vorfahren noch wieder zum Faß, das nicht im raſchen Zug geleert, nur langſam ausgezapft werden kann, wir vertragen nur noch die Quinteſſenz der Quinteſſenz und fragen nach dem Kern des Kerns. Sogar der Mann der Wiſſenſchaft muß darauf gefaßt ſein, daß ſein Kollege nicht ſein Buch, ſondern die Rezenſion desſelben lieſt und der Dichter, ſo weit er nicht von der Bühne herab unmittelbar zum Volk redet, iſt dem Anthologiſten mit Haut und Haar verfallen. Iſt das ein Unglück? Kein Unbefangener wird die Frage mit einem unbedingten Ja beantworten, denn wer wüßte nicht, daß jene von Gelehrſamkeit ſtrotzenden Folianten und Quartanten, die ſo ehrwürdig erſcheinen, ihr Fleiſch zum größten Theil dem Exzerptenkaſten abgewonnen und ihr Fett der ungeſunden, unfruchtbar mit ſich ſelbſt ſpielenden Scholaſtik des Mittelalters entſogen haben, oder wer wünſchte ſich im belletriſtiſchen Gebiet Beſchreibungen und Dialoge, wie ſie z. B. die aſiatiſche Baniſe aufſchwemmen, zurück? Im Gegentheil, es iſt nur heilſam, daß Schriftſteller und Dichter ſich jetzt kurz faſſen und in geſteigertſter Konzentration ihr Eigenſtes bieten müſſen, wenn ihre Leiſtung

nicht auf der Stelle zum bloßen Substrat für eine fremde Geistes-Operation herabsinken soll. Ja, es schadet nicht einmal, wenn sie trotzdem rascher wie sonst mit ihrer Gesammtthätigkeit einem höheren Ganzen als untergeordnete Glieder einverleibt, und in gewissem Sinne wieder zur Materie gemacht werden, denn je schneller man zu den übersichtlichen Punkten und den Endresultaten gelangt, um so größer ist der Gewinn, und wo es sich um's Fleisch und Blut handelt, kann der Federnschmuck des Vogels oder die Mähne des Löwen nicht in Betracht kommen, so farbenschillernd und majestätisch sie an sich auch sein mögen. Nur freilich wird die Aufgabe, die Quintessenz in der einen oder der anderen Gestalt herauszuziehen, den Kern seiner letzten Haut zu entkleiden, auch in demselben Grade schwerer, als die Production, sei es nun die wissenschaftliche oder die künstlerische, alles Fremdartige schon von selbst ausstößt und sich fest im wohlabgesteckten Kreise zusammenschließt. Diese Aufgabe ist nur mit der des Malers zu vergleichen, welcher ein Bild im verjüngten Maßstabe wiedergeben soll, ohne daß es in den engeren Dimensionen etwas Wesentliches verliert und ihr wird so wenig durch das flache, objektivlos in der Luft zerflatternde Raisonnement, das sich jetzt so gern für absolute Kritik verkauft, als durch das Anzeichnen schöner Stellen und das Hervorheben einzelner markanter Züge oder ganzer

Gedichte u. ſ. w. genügt. Es kommt auf vollſtändige Reproduction des wiſſenſchaftlichen oder künſtleriſchen Organismus an und hierbei iſt vor Allem nicht aus den Augen zu laſſen, daß zwiſchen beiden ein wichtiger Unterſchied beſteht, der eine ganz entgegengeſetzte Behandlung nöthig macht. Warum verzehrt, wie die Geſchichte der Philoſophie unwiderſprechlich lehrt, ein wiſſenſchaftlicher Gedanke immer den andern, ſo daß auf den tiefen immer ein noch tieferer, auf den weiten ein weiterer, noch mehr umfaſſender folgt? Nur deshalb, weil dieſer Gedanke nothwendig auf's Allgemeine ausgeht und alles ihm anhängende Individuelle, das er doch, weil er nun einmal im Individuum erzeugt wird, nie völlig los werden kann, ſeiner Natur nach in ſteter Wandlung abzuſtreifen ſuchen muß. Warum löſt nicht eben ſo auch eine poetiſche Idee die andere auf, warum ſchlägt nicht eine Geſtalt die andere todt, warum behauptet ſich Homer neben den Nibelungen und Sophokles neben dem Shakeſpeare? Offenbar nur, weil hier der ganz umgekehrte Proceß Statt findet, weil das Verhältniß zwiſchen Baſis und Spitze ſich geradezu umdreht. Und ſo iſts: die wiſſenſchaftliche That iſt nur ſo weit vollbracht, als das Individuelle zurücktritt und die künſtleriſche nur ſo weit, als das Allgemeine verſchwindet. Die Konſequenzen ergeben ſich von ſelbſt.

Die beiden Anthologien, die mir vorliegen, machten es nothwendig, daß ich dieſe Betrachtungen vorausſchickte; in der Beurtheilung derſelben kann ich mich nun um ſo kürzer faſſen. Beide ſind als zeitgemäße Erſcheinungen zu begrüßen, denn Beide haben ſich augenſcheinlich einen Zweck geſetzt, der über das vielbeliebte Kranzwinden und Straußbinden hinausgeht und mit den von mir im Eingang ausgeſprochenen Anſichten übereinſtimmt. Moſenthals Muſeum gibt eine Entwicklung der öſterreichiſchen Poeſie, ſo weit es ohne Rückſichtnahme auf das Drama geſchehen kann, Kertbeny's Album ein Bild der gerade jetzt friſch aufblühenden ungariſchen Dichtung und Einer wie der Andere hat ſich, theils mit Bewußtſein, theils unwillkürlich durch die Natur der Aufgabe dazu gedrängt, auf den hiſtoriſchen Standpunkt geſtellt. Indem ich mich zuerſt Moſenthal zuwende, kann ich ihm die Anerkennung nicht verſagen, daß ihm in hohem Grade gelungen iſt, was er unternahm. Er führt uns jene Entwicklung in allen ihren Stadien treu und lebendig vor, und findet faſt für jedes den rechten Dichter und das rechte Gedicht. Dabei iſt rühmend hervorzuheben, daß er ſich nicht durch übertriebenen Reſpect vor dem Alten zur Ungerechtigkeit gegen das Neue verleiten ließ und mit Ruhe manchen Namen überging, bei dem die Sache ihm nicht zu verweilen gebot. Das Gegentheil kommt ſo oft vor, daß eine flüchtige Unterſuchung des

in dieſer Beziehung zwiſchen der Gegenwart und der Vergangenheit beſtehenden Verhältniſſes ſich gewiß der Mühe verlohnt. Es gibt eine doppelte Art von Production, eine abſolut ſchöpferiſche, die, wie Schiller ſagt, „in der Natur die Natur vermehrt,“ weil ſie den Weg zu dem Brunnen ſelbſt findet, aus dem die ewigen Bildungen aufſteigen, und eine untergeordnete, auf die Reflexion angewieſene, die aus der zweiten Hand lebt und den Ideengehalt der Zeit, ſei dieſer nun ein vorzugsweiſe religiöſer, philoſophiſcher oder politiſcher, verarbeitet. Jene wird nie überwunden, denn ſie erzeugt im Einklang mit den geheimnißvollen Geſetzen alles Werdens und alles Seins jedesmal einen rund für ſich abgeſchloſſenen Kryſtall, den das größte Talent, was im Lauf der Jahrhunderte nachfolgt, nicht wieder auflöſen oder gar zerſchlagen, dem es höchſtens einen gleichen an die Seite ſtellen kann. Dieſe wird oft ſchon durch das nächſte Dezennium überholt, denn die Stimmung der Welt, die ſie auffing und wiedergab, braucht nur zu wechſeln, oder auch nur in eine neue Phaſe mit neuen Fernſichten auf neue Verhältniſſe zu treten und es iſt um ſie geſchehen. Beide Arten kommen in jeder Form der Poeſie vor; man trifft reine Kryſtalle in der Aeſopiſchen Fabel, es fehlt nicht an Reflexions-Dramen in irgend einer Literatur. Mit Definitionen wird wenig ausgerichtet, wo die Grenzen oft auf kaum unterſcheidbare Weiſe durch-

einander laufen, wie hier, aber es giebt ein empiriſches Kriterium, welches niemals trügt. Man braucht ſich, wenn man im einzelnen Fall wiſſen will, ob man es mit einem Kryſtall, oder mit einer Reflexionsſpitze zu thun habe, nur einfach zu fragen, ob eine Leiter zu dem Product hinauf führt, oder nicht, d. h. ob es die bloße höhere Potenz einer längſt vorhandenen Gedankenreihe iſt, oder ob es an die Minerva mahnt, die plötzlich aus Jupiters Haupt entſprang. So wird Niemand die Genealogie des Goethe'ſchen Erlkönigs, des Uhland'ſchen Glücks von Edenhall, der Heineſchen Meerlilie nachweiſen können; ſo hat das fallende Lindenblatt der Nibelungen, dem Siegfried ſeine Verwundbarkeit verdankt, und das Homers Achillesferſe an Schönheit unendlich übertrifft, weil die in ihrem Recht gekränkte äußere Natur hier motivirt, was dort aus mütterlichem Unverſtand hervorgeht, kein Vorher und kein Nachher gehabt; ſo ſteht die Mordnacht in Macbeth einzig da. Umgekehrt aber haben Didaktik und Description, gleichviel, ob ſie mit offenem Viſir in ihren eigenen Formen hervortreten oder incognito in fremden erſcheinen, immer Ahnen und Enkel. Ich brauche die Unterſuchung nicht fortzuführen; für meinen Zweck iſt genug feſtgeſtellt. Der Anthologiſt ſoll einem Kryſtall der alten Literaturperiode das böhmiſche Glas der neueren nie vorziehen, wenn es auch noch ſo gut geſchliffen wäre; er ſoll aber auch

eben ſo wenig die Reflexionpoeſie der neueren Periode gegen die der alten zurückſetzen, denn das Kapitel, deſſen Erträgniß ſie iſt, hat ſich inzwiſchen bedeutend vermehrt und die Rente mit ihm. Gerade in dieſem Punkt hat Moſenthal die Mittellinie vortrefflich einzuhalten gewußt, und das verbürgt ſeinem Buch Ausbreitung und practiſche Wirkung. Finde ich nun ſeine Leiſtung ſelbſt in Zweck und Ausführung nur zu loben, ſo iſt an dem hors d'oeuvre derſelben, beſtehend in kurzen Dichterbiographien und eingemiſchten kritiſchen Entſcheidungen, Manches zu tadeln. Er thut ganz im Vorbeigehen die wichtigſten wiſſenſchaftlichen Proceſſe ab und beſetzt die Dichterſtühle, wo er einen vacant findet, ohne ſich im mindeſten daran zu kehren, daß er dadurch in die allerbedenklichſten Händel, auf der einen Seite mit der altdeutſchen Philologie und Archäologie, auf der andern mit der kompetenteſten Kritik und der reſpektabelſten Geſchichtſchreibung gerathen muß. Wie Lachmann's Schüler und Wilhelm Grimm ſeinen Ausſpruch über die Nibelungen, dem übrigens Holtzmann's neueſte Unterſuchungen zu Statten kommen, aufnehmen werden, iſt abzuwarten; was Gervinus, um von Anderen zu ſchweigen, zu den von ihm aus eigener Machtvollkommenheit kreirten Großwürdenträgern Apollo's ſagt, iſt in dem großen und auf lange hin entſcheidenden Werke des gewiegten Mannes nachzuleſen. Ich meines Orts will nur einer einzigen

dieſer Ernennungen aus dem Stegreif beſcheiden entgegentreten und auch dies blos aus Pietät, denn wenn ich auch für einen Lebenden gegen einen Todten das Wort ergreife, ſo iſt es leider kein Lebender, der ſich mit friſchen Roſen bekränzt, ſondern ein ſolcher, dem ſeit lange nur noch ſein Lorbeer blieb. Es heißt Seite 348 des Muſeums: „Nikolaus Lenau war der größte Lyriker der Neuzeit.“ Hat der Verfaſſer dabei blos Oeſterreich im Auge gehabt, ſo iſt nichts einzuwenden; ſonſt aber muß ich die Krone für Heinrich Heine reklamiren und das unbedingt. Es ſei mir vergönnt, hier eine kurze Charakteriſtik dieſes ſchwer zu beurtheilenden, aber höchſt bedeutenden Dichters, deſſen einzige Meerlilie den ganzen Savonarola aufwiegt und der an ähnlichen blitzenden Kryſtallen (ich erinnere nur noch an den Asra im Romancero) überreich iſt, zur Motivirung meines Widerſpruchs einzuſchalten, wie ich ſie neulich an einem andern Orte gab. „In der Lyrik fand Heine eine Form, worin die deſparateſten Töne, der Ausdruck einer vom Krampf ergriffenen Welt gellend zuſammenklingen, um als reizende Muſik wieder davon zu ſäuſeln; ſeine Liederſammlung mahnt an den fabelhaften ehernen Stier des Phalaris, welcher nach der Sage ſo eingerichtet war, daß das Verzweiflungsgeſchrei des Sclaven, der in ſeinem glühenden Bauche den Tod erlitt, als ſchmeichelnde Harmonie zur Ergötzung des Königs hervor-

drang und die Ergötzung ist hier um so erlaubter, als Quäler und Gequälter in einer und derselben Person zusammenfallen.“ Kein Einsichtiger wird in Abrede stellen, daß der freie, starke Geist, dem das gelang, den Vorrang vor einem Dichter verdient, der nie über die Passivität hinaus kam und dessen ganze Entwicklung darin bestand, daß er den kleinen Familien-Friedhof, auf dem er Anfangs als Todtenvogel brütete, zuletzt wenigstens mit der ungeheuren Schädelstätte der Geschichte vertauschte, auf der man sich eine Melancholie ohne Ende eher gefallen lassen kann. Lenau stellt sich der Welt mit seiner Lupe so gegenüber, wie etwa der auf's Detail ausgehende Physiolog dem Menschen-Angesicht; vor seinem krampfhaft festgehaltenen Glase verschwinden die schönen Linien, die jeder Unbefangene erblickt, die Poren aber, die sonst unsichtbar sind, klaffen weit auf, als ob es Klüfte und Abgründe wären, und er setzt die starre Betrachtung so lange fort, bis er die Lupe, die im Einzelnen richtig, im Ganzen aber betrügerisch reflectirt, für sein Auge hält. Das führt denn freilich nicht zu jener göttlichen Befreiung, von der Goethe meinte, daß sie die erste und letzte Aufgabe aller Poesie sei. Heine läßt die Weltkugel zwar auch nicht im hellen Sonnenschein auf der Fingerspitze tanzen, wie Goethe, sondern er zerschlägt sie, aber er thut es nur, wie er mir selbst einmal höchst bezeichnend sagte, als er mit

mir bei Gelegenheit der Judith über den Unterſchied unſeres gegenſeitigen Producirens ſprach, um den einzelnen Stücken dann den reinſten Schliff zu geben. Dabei kommt noch immer Luſt und Leben heraus.

Um nun endlich auch auf Kertbeny in einigen Worten zurück zu kommen, ſo muß ich auch ihm das ausdrückliche Zeugniß geben, daß er eine charakteriſtiſche Auswahl getroffen und den Leſer in den Stand geſetzt hat, die ungariſche Literatur in ihren verſchiedenen Entwicklungsphaſen zu überblicken. Seine Ueberſetzungen leiden freilich noch immer an einer gewiſſen Schwerfälligkeit, doch läßt ſich nicht verkennen, daß ſie ſchon um ein Bedeutendes leichter und freier ſind, wie ſeine früheren Verſuche waren, und ſo darf ich auch ihn aufrichtig willkommen heißen und ihn ermuntern, das übernommene Vermittlungsgeſchäft zwiſchen zwei Nationen mit Ernſt und Eifer fortzuſetzen.

Ludovico.

Eine Tragödie in fünf Acten von Maſſinger.
Bearbeitet von Deinhardſtein.

Der Angelpunkt dieſer Tragödie wird dem geſchichtskundigen Leſer aus dem Joſephus bekannt ſein. Erdichtet im vulgairen Sinn des Wortes hat Maſſinger ſie ſo wenig, wie Deinhardſtein. Sie beruht auf einem hiſtoriſchen Factum und auf einem ungeheuren, das einzig, wie kaum ein zweites, in den Jahrbüchern der Menſchheit daſteht. Das müſſen wir uns vor allem in's Gedächtniß zurückrufen.

Der jüdiſche König Herodes, durch den bethlehemitiſchen Kindermord grauenvoll und düſter in's Evangelium eingezeichnet, hat das in Wahrheit und Wirklichkeit gethan, was Maſſinger ſeinen Herzog von Mailand thun läßt. Aber unter ganz anderen Umſtänden und auf ganz andere Weiſe, ſo daß ein einfacher Auszug aus dem Joſephus die beſte Kritik des engliſchen Dichters ſein dürfte. Herodes ging blutbeſpritzt und als Ungeheuer aus der Welt. Sein letzter Befehl war, daß man in dem Augenblicke,

wo er ausgeathmet haben würde, die vornehmſten Bewohner Jeruſalems, aus jedem Hauſe Einen, niederhauen ſolle; er wollte beweint werden, und er glaubte, ſeinen Unterthanen nur auf ſolche Art noch Thränen entlocken zu können. Herodes trat aber nicht als Ungeheuer in die Welt. Groß und edel, mit allen herrlichen Eigenſchaften ausgeſtattet, die den Helden und den Mann machen, erſcheint er als Jüngling und bleibt er lange Zeit; ſiegreich wirft er die ihm heimlich trotzende Gemeinheit darnieder, wie den einen offenen Kampf wagenden Unverſtand; wahlverwandtſchaftlich ſchlägt ihm Antonius' ſtolzes Römerherz entgegen; kühn und unerſchrocken verfolgt er ſeine Bahn, ſich ſeiner Feinde, nach ihrem Verdienſt und ihrer Würdigkeit bald mit dem gezogenen Schwert, bald mit der ſtampfenden Ferſe entledigend; das ſchönſte Weib, die leuchtende Blüthe des Maccabäer-Stammes, die weit und breit geprieſene Mariamne, wird ihm als Belohnung zu Theil, obgleich ihre Mutter Alexandra den Emporkömmling haßt, ihr hoherprieſterlicher Oheim Hyrkan ihn nicht liebt, nur fürchtet; Antonius fügt die Krone hinzu. Wer auch nur ſo viel vom König Herodes weiß, und nun Anfang und Ende mit einander vergleicht, der ſagt ſich ohne Zweifel: Hier liegt der Stoff zu einer erſchütternden Tragödie erſten Ranges vor, zu einer ſolchen nämlich, die die menſchliche Natur an ſich in ihrem Abhängigkeits-Verhältniß

zu den Schickſals-Mächten darſtellt, die alſo nicht einen Kreis im Kreiſe beſchreibt, ſondern den Kreis ſelbſt, der alle übrigen in ſich faßt. Wenn er dann zugleich einigen Kunſtverſtand beſitzt, ſo wird er augenblicklich hinzuſetzen: nur Derjenige wird dieſen Schatz heben, der das Ende aus dem Anfang mit überzeugender Nothwendigkeit hervorgehen zu laſſen verſteht.

Mariamne hatte einen Bruder, den Ariſtobolus, welchen Herodes, ſo wie er heranwuchs, an des verſtorbenen Hyrkans Statt zum Hohenprieſter ernennen mußte, um ſeiner Schwiegermutter zu genügen. Er that es ungern, denn der Jüngling, wie tief er ſonſt auch unter ihm ſtehen mogte, beſaß Alles, was der Maſſe wohlgefällt und ſie hinreißt, er war ſchön, wie ſeine Schweſter, ein einnehmendes Weſen war ihm angeboren und obendrein rollte in ſeinen Adern königliches Blut. Herodes' Abneigung vor dieſem, ſeine Machtvollkommenheit und ſeinen Thron ſelbſt gefährdenden Schritt rechtfertigte ſich nur zu bald; als Ariſtobolus ſich am Laubhüttenfeſt dem wankelmüthigen Volk in ſeiner neuen Würde zeigte, jauchzte es ihm wie betrunken zu, und daß Alexandra ihre längſt gehegten ehrgeizigen Pläne durch ihren Sohn durchzuſetzen beabſichtigte, war klar. Herodes ſtand auf einem Platz, den die Natur ihm beſtimmt und den er durch ein Leben voll Arbeit und Mühe bezahlt hatte; jetzt, da er im höchſten Sinne erſt

zu wirken beginnen, da er ſein noch immer in den engen moſaiſchen Anſchauungen befangenes und dadurch dem Untergange entgegeneilendes Volk von dem Fluch des Buchſtabens und dem Joch der Phariſäer befreien wollte, begann der Boden unter ihm zu wanken. Aber ein raſcher Entſchluß konnte noch Alles retten, und dieſen faßte er vielleicht um ſo eher, je ſicherer er ſich ſagen durfte, daß er etwas Höheres vertheidigte, als ſich ſelbſt. Er lud den Ariſtobolus ein, ſich mit ihm zu baden; der argloſe Jüngling that es und wurde bei dieſer Gelegenheit von einigen vertrauten Hofleuten, die Anfangs zum Scherz mit ihm rangen, im Waſſer erſtickt. Es war ein Mord, der wie ein Unglück ausſah und nur den Verdacht, nicht die offene Anklage zuließ. Dennoch täuſchte Herodes, trotz der Trauerkleider, die er anlegte, und trotz des prachtvollen Leichenbegängniſſes, das er ſeinem Opfer ausrichtete, Niemand, und am wenigſten ſeine Schwiegermutter. Sie verbiß zwar nach dem erſten Verzweiflungsanfall ihren Schmerz und lieh ihrem Argwohn keine Zunge; aber ſie wandte ſich durch die Königin von Egypten, mit der ſie auf freundſchaftlichem Fuße ſtand, um Hilfe und Gerechtigkeit an Antonius, und dieſer, längſt ein Sclave Cleopatras und ohnehin auch als Lüſtling durch die ihm zugeſandten Bildniſſe des Ariſtobolus und der Mariamne geködert, zog Herodes auf Tod und Leben zur Verantwortung. Herodes liebte Ma-

riamne mit fieberiſcher Leidenſchaftlichkeit, er fürchtete, daß ihre Schönheit auf den Richterſpruch des Antonius einen größeren Einfluß ausüben möge, wie der an ihrem Bruder verübte und aus politiſchen Gründen leicht zu rechtfertigende Mord, und um den Römer für dieſen Fall um den Preis zu betrügen, ſich ſelbſt aber gegen das zu ſichern, was ihm das Entſetzlichſte dünkte, gab er einem Verwandten, ſeinem Oheim Joſeph, heimlich den Befehl, Mariamne zu tödten, wenn er ſelbſt nicht wiederkehren ſollte. Nun reiſte er getroſten Muthes ab. Und es geſchah, was ſeine Anklägerin nicht erwartet hatte, und was doch das Natürlichſte war. Antonius war nicht klein und Herodes war nicht ſchlecht. Als ſie ſich wieder Aug' in Auge ſahen, reichten ſie ſich auch wieder die Hände, und nicht bloß losgeſprochen, ſondern hochgeehrt, wie jemals, wurde der Juden-König von dem römiſchen Duumvir entlaſſen; der ſich ſchon als unausweichbar ankündigende Kampf um die Welt mit dem zähen und ſchlauen Octavian mogte mit dazu beigetragen haben. Herodes flog nach Jeruſalem zurück und fand ein verſteinertes Weib. Joſeph hatte ſein Geheimniß verrathen, er hatte Mariamnen geſagt, welch' ein Befehl ihm in Bezug auf ſie zu Theil geworden ſei; er hatte es nach dem jüdiſchen Geſchichtſchreiber gethan, um ihr zu zeigen, wie unendlich Herodes ſie liebe. Das kann nicht wahr ſein! Nicht, als ob es nicht einen ſolchen

Schwachkopf in Jeruſalem hätte geben können; das wird Keiner beſtreiten wollen. Aber nimmermehr hätte Herodes ſich über dieſen Schwachkopf getäuſcht und ihm den Befehl anvertraut. Hier iſt Joſephus ſchlecht unterrichtet, und wenn der Hiſtoriker das auch nicht ohne äußere Beweiſe einräumen will, der Dichter wird die inneren unbedingt anerkennen und einen anderen Schlüſſel ſuchen müſſen. Genug, Mariamne wußte, was ſie ſo wenig wieder vergeſſen, als verzeihen konnte. Wie kann ſie's wiſſen? fragte ſich Herodes, mußte er ſich fragen. „Durch meinen Mann, durch Joſeph," flüſterte ſeine Schweſter Salome ihm in's Ohr, die, wie die ganze herodianiſche Familie, auf Mariamne, ihres Maccabäer-Stolzes wegen, längſt aufgebracht geweſen, und nun auch noch eiferſüchtig auf ſie geworden war, vermuthlich, weil Joſeph, um ſich die Vollziehung des ihm ertheilten Auftrags möglich zu machen, ſich in Heuchelei und Verſtellung Mariamnen und ihrer Mutter öfter, wie ſonſt, genähert hatte. Herodes glaubte ſeiner Schweſter und ließ ſeinen Oheim mit der fieberhaften Voreiligkeit, die ihn überhaupt charakteriſirte, tödten, ohne ihn zuvor auch nur zu hören. Dadurch beraubte er ſich jedes Mittels, klar in die Sache zu ſehen, und Mariamne wurde ihm ein unheimliches Räthſel; er wagte nicht die Hand an ſie zu legen und konnte ſie doch auch nicht mehr küſſen ohne zu ſchaudern. Nun brach das Welt-Ungewitter los. Antonius

und Octavian rüſteten ſich gegen einander und Jeder ſchaarte ſeine Freunde um ſich herum. Herodes ließ ſich nicht ſäumig finden, er machte ſich ſogleich auf den Weg, um Antonius bei Actium zu Hilfe zu kommen. Zuvor jedoch gab er dem Soemus, demjenigen ſeiner Diener, den er für den treueſten hielt, denſelben Befehl, welchen er bei ſeiner erſten Abreiſe ſeinem hingerichteten Oheim Joſeph gegeben hatte. Nach Actium kam er nicht, weil Antonius ihm einen Boten entgegen ſchickte, der ihm den Auftrag brachte, ſich gegen die aufrühreriſchen Araber zu wenden. Das that er und bezwang ſie. Während deſſen verlor Antonius die Schlacht und fiel bald darauf durch Selbſtmord; nun hatte die Welt nur Einen Herrn mehr. Dadurch war Herodes Lage in ihr Gegentheil verkehrt worden; was Antonius als Verdienſt belohnt hätte, konnte Octavian nur als Verbrechen ſtrafen. So glaubten Alle, ſo glaubte namentlich Soemus, der jetzt, wie Joſeph, ſein Geheimniß verrieth, aber aus andern Gründen wie dieſer. Er erblickte in Mariamne ſchon die Thronfolgerin und wollte ſich für alle Zeiten ihre Gunſt erwerben, bis zum Untergang des Antonius hatte er es treu bewahrt.

Doch Alle irrten ſich. Herodes begab ſich ſtehenden Fußes zu Octavian und ſagte: welch' ein Freund ich bin, haſt du geſehen; ich war Antonius treu bis in den Tod. Aber Antonius lebt nicht mehr, und da ich nur ſeinetwegen dein Feind war, ſo

kann ich von jetzt an dein Freund ſein! Dabei hatte er die Krone abgelegt, aber nicht das Schwert und nicht das königliche Gewand. Auch Octavian war Mann genug, um einen Mann ſchätzen zu können; ſtatt dem Herodes den Kopf zu nehmen, ſetzte er ihm die Krone wieder auf und gab ihm noch eine neue Provinz. Abermals kehrte Herodes nach Jeruſalem zurück, ſtolz auf ſein Glück und trunken von erlaubtem Selbſtgefühl. Abermals trifft er ein verwirrtes, ödes Haus und ein verſteinertes Weib. Die ganze Welt iſt voll Sonnenſchein für ihn, aber unter ſeinem Dach wohnt die Nacht und das Grauſen. Auch Soemus! Er erträgt's nicht mehr. Der hätte ihn, was er auch ſagen mag, ſicher nicht verrathen, wenn Mariamne ihm nicht den höchſten Preis gezahlt hätte, und dann hat auch Joſeph an ſeiner Göttertafel geſchwelgt! Das ſteht feſt für ihn, und die Schweſter, die der Mariamne ſeit dem Tode ihres Mannes zwiefach grollende Schweſter, hetzt und treibt! Was kann er noch thun als ſein Weib tödten! Was bleibt ihm, nachdem er ſich dazu endlich hinreißen läßt, noch übrig, als die Krone, die kahle Krone, deretwegen er den Ariſtobolus aus der Welt ſchaffte! Darum wird er auch immer eiferſüchtiger auf dieſe, und entſchließt ſich ihretwegen, wie im Anfange zum Einzelmord, am Ende, als die alten Prophezeiungen in Erfüllung zu gehen drohen, als die Bibel ihm in Jeſus Chriſtus

den gewaltigſten, unheimlichſten ſeiner Feinde entgegen ſtellt, zu der Bethlehemitiſchen Kindermetzelei. Was weiter folgt, iſt für die Kunſt von keinem Intereſſe; ſie muß ihr Auge abwenden, wenn der Gräuel der Verweſung beginnt.

Das Alles liegt im Joſephus, zum Theil klar ausgeſprochen, zum Theil nur dunkel angedeutet, und freilich nicht, wie hier, zu einer Kette zuſammengeſchmiedet, ſondern abgeriſſen und zerſtreut. Es rundet ſich faſt von ſelbſt zur Tragödie, wie ſchon dieſe Reproduction zeigen wird; ja, wer nicht tief in das Weſen der Kunſt geblickt hat, der könnte ausrufen: was will hier noch der Dichter, die Geſchichte ſelbſt hat dießmal ſein Amt verrichtet. Das wäre nun allerdings ein Irrthum, aber die Geſchichte hat hier wirklich gethan, was ſie überhaupt thun kann und ein ordinärer Anecdoten-Jäger, der in aller Naivetät ein Drama hervorzubringen glaubt, wenn er irgend ein ihm aufgefallenes hiſtoriſches Factum ſcenirt und dialogiſirt, dürfte ſchmählich wegkommen, wenn er ſich an dieſes wagen wollte. Es iſt ſchon an und für ſich, ſo wie es da liegt, durch die ihm an- und eingeborene Form über ſeine Region weit hinausgehoben und bedarf einer Kraft, welche die ſonſt trotz ihrer documentariſch nachzuweiſenden Richtigkeit unglaublich und unwahrſcheinlich bleibenden ſpeciellen Ereigniſſe und Handlungen aus den allgemeinen Zuſtänden der Welt,

des Volks und der Zeit hervorgehen zu lassen versteht, die das Fieber des Herodes aus der Atmosphäre, in der er athmete, und diese aus dem dampfenden, vulkanischen Boden, auf dem er stand, zu entwickeln weiß. Hier ergiebt sich nun der Uebergang auf Massinger ganz von selbst.

Massingers Tragödie spielt in Italien, nicht in Judäa, er führt uns den Herzog Ludwig Sforza vor, nicht den König Herodes, das Zeitalter Carls des Fünften, nicht das des Antonius und des Octavianus. Das ist schlimm, das ist sehr schlimm, das zeigt uns gleich auf den ersten Blick, daß auch er dem ungeheuren Vorfall, auf den er sein Stück gründet, nur die triviale anecdotische Seite abgewonnen hat. Wo bleibt die untergehende, ihrem Schicksal noch im Erliegen trotzende und krampfhaft zuckende alte Welt, wo die in rührender Hilflosigkeit aufsteigende, noch markloſe und ungestaltete neue! Dieser Geschichtmoment gehörte aber mit eben so großer Nothwendigkeit zu diesem Bilde, wie Syriens Sonne zu Syriens Palmen; er war gar nicht zu entbehren und das Stück gleicht jetzt einem fremdartig und traurig dastehenden asiatischen Gewächs unter europäischem Himmel. Es ist dadurch nicht etwa bloß farblos geworden, es hat seine Seele selbst eingebüßt, man begreift es nicht mehr. Doch die Kritik muß diesen Gesichtspunkt und überhaupt jeden höheren aufgeben, es besteht zwischen

dem Maſſinger'ſchen Werk und dem durch den Joſephus dargebotenen Stoff gar kein Verhältniß: der Dichter hat auch nicht die leiſeſte Ahnung von ſeiner Aufgabe gehabt und ich habe die letztere nur deßwegen in der Einleitung entwickelt, um in Jedermann die Ueberzeugung hervorzurufen, daß der köſtliche Schatz noch ganz unberührt daliegt, und daß der Engländer ihm nicht einmal, was unſerem deutſchen Raupach leider ſo oft glückte, den anecdotiſchen Reiz abgeſtreift hat. Man höre und vergleiche.

Ludovico hat eine Gemahlin, Marcelia, die er liebt, wie Herodes ſeine Mariamne. Aber er hat daneben treue, aufopfernde Freunde; Herodes ſteht ganz einſam da und gerade das macht das Uebermaaß ſeiner Liebe, das leidenſchaftliche Umklammern des ihm allein wahrhaft ergebenen Weſens ſo begreiflich und natürlich. Ludovico feiert den Geburtstag ſeiner Gemahlin, während eine über ſeine ganze Zukunft entſcheidende Schlacht zwiſchen König Franz und Kaiſer Carl geſchlagen wird, in Saus und Braus. Herodes hätte dieſen Geburtstag ohne Zweifel dadurch am beſten zu feiern geglaubt, daß er an der Schlacht Theil genommen und durch Aufbietung aller ſeiner Kräfte das ſeinem Weibe wie ihm ſelbſt drohende Schickſal abzuwenden geſucht hätte: das wäre für einen Mann, an deſſen Heldennatur man glauben ſoll, ſogar unbedingt nothwendig geweſen. Die Schlacht geht verloren, Ludovico ſieht ſeinen

Untergang vor Augen, aber er findet ſich in den Verluſt ſeines Glücks, ja ſeines Lebens, und nur das iſt ihm entſetzlich, daß er, wenn der äußerſte Fall eintritt, Marcelia hinter ſich zurücklaſſen muß. Doch, ſie ſchwört ihm zu, daß ſie ſich tödten will, ſobald er ſelbſt ſtirbt, und da er ſie als treu und edel kennt, ſo ſollte man denken, daß er beruhigt ſein könnte. Jetzt entſchließt er ſich auf den Rath eines Freundes, zu dem Sieger, zu dem Kaiſer Carl, zu gehen, und deſſen Großmuth, nicht anzuflehen, ſondern zu erproben; dieſer Entſchluß hätte aber aus ihm ſelbſt kommen und die Ausführung ihm von ſeinem Freunde eher ängſtlich abgerathen werden müſſen, wenn ſein ſpäteres Auftreten, dem Kaiſer gegenüber, gehörig motivirt erſcheinen ſollte. Genug, er thut's, zuvor aber gibt er ſeinem Schwager Francesco, dem Gemahl ſeiner Schweſter Marianne, den Auftrag, die Marcelia zu ermorden, falls er nicht wiederkehrt und obendrein in höchſter Unvorſichtigkeit ſchriftlich, um dieſen nach vollbrachter That zu ſichern; Marcelias Schwur iſt ihm Nichts. Dann reiſt er ab. Kaum iſt er fort, als Marianne, die auf Marcelia ihres Ranges und Einfluſſes halber eiferſüchtig iſt, in den Vorgrund tritt und die Letztere dadurch zu ärgern und zu kränken ſucht, daß ſie, unbekümmert um ihren Gram und Schmerz, ſich luſtig etwas vormuſiciren läßt, um doch auch einmal „ihren Tag" zu haben. Marcelia verläßt

ihr einſames Gemach und ſtellt Marianne wegen ſolcher Frechheit zur Rede; dieſe trotzt ihr, doch Francesco kommt herzu und läßt ſie in enge Haft bringen, als er erfährt, wie ſie ſich vergangen hat. Darauf giebt er Marcelia zahlloſe Verſicherungen ſeiner unbedingten Ergebenheit, die aber immer glühender werden und mit einer Liebeserklärung enden. Verächtlich zurückgewieſen und des ſchnödeſten Undanks gegen ſeinen ihm immer gütig und großmüthig geweſenen Herzog in harten Worten geziehen, mißbraucht er den in ſeinen Händen befindlichen ſchriftlichen Mordbefehl und zeigt ihn vor. Marcelia wird durch das verhängnißvolle Blatt freilich bis in's Innerſte erſchüttert, aber Francesco erlangt nichts von ihr, ſie bleibt feſt, und als er ihr zuletzt mit dem Tode droht, erwidert ſie ihm, ihre Kammer werde ihm offen ſtehen, ſobald er als Henker komme. Nun ſcheinen denn wirklich zwei Menſchen tragiſch gegen einander geſpannt zu ſein, denn Francesco muß das Weib, das er liebt, tödten, wenn es ihn nicht tödten ſoll, und *das iſt ein Conflict, der nicht rein gelöſt werden kann, ein ſolcher aber iſt ein ſpecifiſch tragiſcher.* Doch wir irren uns, Francesco liebt Marcelia keineswegs, er hat ihr nur Liebe geheuchelt, er will nicht eine unwiderſtehliche Neigung befriedigen, er will, wie wir ſehr ſpät und zu ſpät erfahren, ſeine durch Ludovico verführte und wahnſinnig gewordene Schweſter rächen.

Wir werden daher aus der heißen Region der Leidenſchaft auf einmal in die kalte der Berechnung verſchlagen, und wir empfinden es bitter, wir gefrieren wieder. Francesco weiß ſich durch eine andere Art von Heuchelei wieder bei Marcelia in Gunſt zu ſetzen; er ſtellt ſich, als ob ſie ihn bekehrt, ihn von ſeinem böſen Gelüſt geheilt habe, und das ſchmeichelt ihrer Eitelkeit ſo ſehr, daß ſie ihm verſpricht, ihn nicht zu verrathen. Wie ſie das kann, iſt ſchwer zu begreifen, ſie muß ja doch fühlen, daß ſie nicht mehr im Stande iſt, ihren Gemahl bei ſeiner Wiederkehr zu empfangen, wie ſonſt, und daß er ſie mit Nothwendigkeit verkennen, ihr Wankelmüthigkeit, und mehr, Schuld geben muß, wenn ſie ihn über den Grund ihres veränderten Benehmens im Unklaren läßt. Zwar droht Francesco ihr, ſich ſelbſt zu erſtechen, wenn ſie ihm das Verſprechen verweigert, aber ihre Ehre muß ihr mehr gelten, wie ſein Leben. Uebrigens ſagt er ihr bei dieſer Gelegenheit, was er ihr früher verhehlte, daß Ludovico ihren Tod nicht aus Haß, ſondern aus übermäßiger Liebe und weil er ihren Beſitz keinem Andern gönne, befohlen hat; daß er dieß thut, iſt wieder unerklärlich; der Trieb der Rache, der ihn beſeelt, hätte ihn beſtimmen müſſen, Marcelia über dieſen furchtbaren Punkt im Dunkeln zu laſſen. Marcelia faßt die Sache überraſchend eigenthümlich auf. Statt über den eigenmächtigen Eingriff in ihr Leben empört zu ſein,

der ſie nach dem von ihr freiwillig abgelegten, der ganzen Verwicklung des Dramas freilich von vornherein die Spitze abbrechenden Schwur doppelt ſchmerzlich berühren mußte, zieht ſie aus dem ungeheuren Vorgang den ſpitzfindigen Schluß, daß ſie von Ludovico nur ſinnlich geliebt wird und faßt deswegen, wohlgemerkt, ausdrücklich deswegen, den Vorſatz, ihn kalt und mit Zurückhaltung zu begrüßen. Ludovico kommt; Kaiſer Carl hat ſeinen Feind großmüthig behandelt, weil dieſer ihm Großmuth zutraute. Die Scene zwiſchen beiden iſt vortrefflich, weil wörtlich aus dem Joſephus entlehnt; aber ſie nimmt ſich in Maſſingers Stück aus, wie die einem Königspalaſt geraubte Marmorſäule in einer italieniſchen Bauernhütte, wo der Fremde zuweilen kopfſchüttelnd eine antrifft. Marcelia benimmt ſich ſo gegen ihren Gemahl, daß dieſer ſich Anfangs vor Erſtaunen, dann vor Entrüſtung nicht zu faſſen weiß, und ſie im gerechten Zorne von ſich jagt. Sie geht und ſagt ihm nichts, denn ſie darf ihm nichts ſagen, ſie hat es Francesco ja gelobt, und dieß Gelöbniß, wie ſehr es auch mit der Natur der Dinge und mit höheren Pflichten im Widerſpruch ſtehe, darf nach der in dieſer Art von Trauerſpielen einmal beliebten Convention erſt gebrochen werden, wenn es zu ſpät iſt. So kommt's denn auch. Ludovico wird eiferſüchtig, und, wie es natürlich war, immer eiferſüchtiger, Marianne, die aus ihrem Kerker zu

rechter Zeit wieder hervorgeſtiegene, lenkt ſeine zuerſt gegenſtandloſe Eiferſucht auf Francesco, Marcelia ſelbſt beſtärkt ſeinen Verdacht, indem ſie Francesco unbegreiflicherweiſe heimlich bei ſich aus- und eingehen läßt, und dieſer edle, nur für ſeine Schweſter lebende Francesco iſt ſchamlos genug, demſelben, als Ludovico ihn offen und ehrlich fragt, durch die niederträchtigſte Lüge das Siegel aufzudrücken. Nun erdolcht Ludovico ſeine Gemahlin, im Sterben beichtet ſie ihm natürlich und es wird ihm klar, daß und wie er betrogen wurde. Der fünfte Act bringt darauf noch eine Art von Nachſpiel. Ludovico iſt wahnſinnig, der entflohene Francesco kommt, als Arzt verkleidet, zurück und macht ſich anheiſchig, den Unglücklichen zu heilen. Das will er dadurch vollbringen, daß er der noch unbegraben daliegenden Marcelia durch eine an der Leiche vorzunehmende geheimnißvolle Procedur den Schein des Lebens wieder giebt. Die Diener und Freunde des Herzogs laſſen ihn gewähren; als er ſich allein mit ihm ſieht, reicht er ihm, ungerührt von ſeinem ſelbſt Cannibalen entwaffnenden Zuſtand, in einem Becher Gift, ſtatt Arznei und zeigt ihm dann, daß die verſchleiert daſitzende Geſtalt nicht Marcelia iſt, wofür der arme Irre ſie bis dahin hielt, ſondern die jetzt vollkommen gerächte Schweſter. Dann wird er ſelbſt entdeckt und erhält, was ihm gebührt.

Durch dieſe ſimple Analyſe iſt nun wohl erwieſen, was ich behauptete, daß der Dichter auch nicht von

fern an ſeine Aufgabe gereicht, ja nicht einmal die anekdotiſche Seite des Stoffs ihres friſchen Reizes beraubt hat. Hinzufügen muß ich, daß Maſſingers Originalwerk mir nicht vorliegt, und daß ich darum nicht auseinanderſetzen kann, wie viel von dem bei uns aufgeführten Stück dem urſprünglichen Verfaſſer, wie viel dem deutſchen Bearbeiter angehört. Jedenfalls ſteht feſt, daß ſchon Maſſinger in die allgemeine Heerſtraße einlenkte, denn das geht aus der Anlage des Ganzen hervor. Derjenige, der den Befehl erhielt, die Mariamne oder Marcelia zu tödten, mußte ſich in ſie verlieben, oder ſich doch ſo ſtellen, als ob er's wäre. Freilich, wem wäre das nicht eingefallen! Aber eben darum hätte der Dichter ſich für dieſe Trivialität bedanken ſollen. Den Sperling, den ſich Jeder ſelbſt einzufangen vermag, muß er Niemand ſchenken wollen.

Das Stück ließ trotz des ungeheuern Factums, auf welchem es beruht, das Publicum kalt und theilnamlos. Ganz natürlich, denn alle Wirkung geht von den Motiven aus, und dieſe ſind nirgends ſtichhaltig und ausreichend, ja, ſie fehlen oft ganz und gar, und zuweilen deuten ſie nach Norden und die Menſchen wenden ſich gegen Süden. Ueberall rohe Willkür und flache Lückenhaftigkeit! Man halte aber einmal gegen dieſen mit Allem, was an ihm baumelt, in der Luft ſchwebenden, hohlen Ludovico, den zu jedem ſeiner verhängnißvollen Schritte durch die gebieteriſche Nothwendigkeit fortgeſtoßenen

Herodes! Um den Thron zu retten, muß er den Ariſtobolus tödten; dieſer Mord ſtraft ſich augenblicklich, denn er geräth durch ihn in die noch größere Gefahr, Leben und Reich mit einander einzubüßen; Antonius zieht ihn zur Rechenſchaft. Das Bewußtſein, an Mariamne, die doch immer die Schweſter ihres Bruders blieb, furchtbar gefrevelt und ihr die Rache faſt zur Pflicht gemacht zu haben, erſchüttert in ihm das Vertrauen auf ſie; er weiß, daß ſeine bis aufs Aeußerſte gebrachte böſe Schwiegermutter in ſeiner Abweſenheit Alles aufbieten wird, ſie von ihm abzuziehen; er weiß ſogar, daß dieſe dem wüſten Römer ſchon das Bild ihrer Tochter zugeſchickt hat, wodurch ſeine Furcht und ſein Argwohn gleich die ſo wichtige beſtimmte Richtung erhalten und er liebt ſein Weib darum ſo gränzenlos, weil er ſo gänzlich allein ſteht. Aus einer ſolchen Situation ergiebt ſich das Fieberhafte ſeiner Leidenſchaft, das Ungeheure ſeiner Entſchlüſſe ganz von ſelbſt. Alles, wie weit es auch das Maaß des Gewöhnlichen überſchreite, erſcheint natürlich und menſchlich, weil es tief begründet und unausweichbar iſt; wir ſchaudern vor der dämoniſchen Kette, die ſich bildet, aber wir müſſen ſie Glied für Glied gelten laſſen. Daß Maſſinger den Brudermord über Bord werfen konnte, iſt mir noch unbegreiflicher wie alles Uebrige; er wollte eine Uhr in den Gang bringen und vergaß das treibende Gewicht daran zu hängen.

Struenſee.

Eine Betrachtung über den Stoff.

Niemals iſt auf dem Welttheater eine furchtbarere Tragödie aufgeführt worden, wie diejenige, die den Namen des Grafen Johann Friedrich v. Struenſee trägt. Das kleine, meerumfloſſene, in Nebel eingehüllte Dänemark ſcheint dazu beſtimmt zu ſein, dem tragiſchen Dichter die ungeheuerſten Stoffe zu liefern. Als Shakſpeare das erſchütterndſte, die Abgründe der Menſchennatur am tiefſten und unbarmherzigſten aufreißende ſeiner Gebilde, den „Hamlet“, hervorbrachte, da hatte er ſich zuvor vom Saxo Grammaticus die Familiengeheimniſſe eines uralten, längſt verſchollenen däniſchen Königsgeſchlechtes erzählen laſſen. Und wenn einer ſeiner Nachfolger dereinſt der ſchaudernden Menſchheit an einem erſchöpfenden Beiſpiel wird veranſchaulichen wollen, welch' ein Aeußerſtes in der Welt möglich iſt, ſo lange ſie unbedingt von der unumſchränkten Willkür eines einzelnen, jeder menſchlichen Schwäche

unterworfenen und nicht einmal gegen Wahn- und Blödsinn geschützten Individuums abhängt, so wird er den Schatten Struensee's heraufbeschwören. Am Schlusse der dann entstehenden Tragödie wird sich nicht blos jedes Volk nachdrücklicher wie jemals an das erste Gebot: „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir!" gemahnt fühlen, sondern auch jeder Kronenträger wird demuthsvoll ausrufen: „Ich will kein Gott mehr sein!" Geschieht dies nicht, so ist das Werk verfehlt.

Christian der Siebente bestieg als Jüngling von siebzehn Jahren den dänischen Königsthron. Die Natur hatte ihn nicht karg ausgestattet und er wäre in einfachen Verhältnissen ohne Zweifel etwas Tüchtiges geblieben oder geworden. Aber den Lockungen und Verführungen, die sich an den höchsten Platz der Gesellschaft knüpfen, war er nicht gewachsen, und in kürzester Frist bezahlte er seine Erhöhung durch einen physischen und moralischen Bankerott, der ihn noch unter das Thier herabstürzte. Ob hiebei ein teuflischer Plan mit im Spiele war, oder ob ihn blos seine schrankenlose Vergnügungssucht und die damit verbundene Arbeitsscheu so weit brachte, läßt die Geschichte unentschieden. Gewiß ist, daß der absolute Monarch, der über allen Widerspruch erhabene Stellvertreter Gottes auf Erden, sehr bald auf den Punkt zurückglitt, wo er wieder zu seinen

Kinderſpielen griff, wo er ſich täglich mit einem Mohrenknaben und einem Mohrenmädchen balgte und biß, und wo er nur noch die Fenſterſcheiben des Schloſſes, die er zertrümmerte, und die Statuen des Gartens, denen er die Köpfe abſchlug, ſeine Souveränetät empfinden ließ. Gewiß iſt nicht weniger, daß ſich in ſeiner eigenen Umgebung eine Perſon fand, die ſeinen Stumpfſinn für ihre Zwecke auszubeuten und den Donnerkeil in ſeiner Hand geſchickt zu brauchen verſtand. Neben dem entmarkten Chriſtian ſtand ein junges, feuriges, begehrendes Weib, die Königin Caroline Mathilde, eine Tochter Albions und erſt fünfzehn Jahre alt, als ſie mit ihm verbunden wurde. Aber ſie hatte trotz ihrer Jugend und ihrer Schönheit ihm nie einen Eindruck abgewonnen; kaum daß zum Beweis der wirklich vollzogenen Vermälung aus Mathildens Schoß in dem ſiechen Kronprinzen ein ſchwächlicher Zeuge hervorging. Im Hintergrunde, die kümmerliche Ehe mit Argusaugen überwachend und die Verhältniſſe beobachtend, lauerte die Königin-Mutter Juliana, ihren in jedem Betracht elenden, aber von ihr mit Affenzärtlichkeit geliebten Sohn Friedrich an der Hand und, eine zweite Livia, feſt entſchloſſen, ihm um jeden Preis und durch welches Mittel es immer ſei, die däniſche Königskrone zu verſchaffen. Dabei ein ausgeſogenes, unter der verkehrteſten Verwaltung faſt erliegendes und jeglichem Glücksritter preisge-

gebenes Land, bewohnt von einem zwar gutmüthigen, aber doch nach und nach in Folge des materiellen Druckes aus ſeiner Bewußtloſigkeit erwachenden Volke.

In dieſen Kreis der ſchon brütenden Eumeniden trat, vom König ſelbſt bei der Wiederkehr von einer zu ſeiner Auffriſchung unternommenen Reiſe nach Kopenhagen mitgebracht, der ſchleswig-holſtein'ſche Superintendenten-Sohn Johann Friedrich Struenſee ein, und zwar zunächſt als Arzt. Chriſtian ſtellte ihn ſeiner Gemahlin vor, und als er bemerkte, daß ſie ihn nicht gerne ſah, drängte er ihr — ein verhängnißvoller Zug! — ihn hartnäckig ſelber auf; wenn aber ſein damaliger eigentlicher Günſtling, der Graf Holk, ſich darin gefiel, den Widerwillen, den ſie auch gegen ihn hegte, zu ſteigern und ihren Haß herauszufordern, ſo benahm ſich Struenſee ſo zart und ehrfurchtsvoll gegen ſie, daß er ſich in nicht gar langer Zeit ihre Hochachtung und ihr Vertrauen erwarb. Noch raſcher wuchs er in der Gnade ſeines Herrn, den er viel früher beherrſchte, als es Jemand gewahrte oder auch nur ahnte; es war freilich leicht, zu dieſem Ziele zu gelangen — die Gabe, den Blödſinnigen zu amüſiren, reichte dazu hin. Bald theilte die Königin ihm ihre verſchwiegenen Wünſche und ihre weitgehenden Zwecke mit; er verband ſich mit ihr und gab ihr gleich darauf einen ſchlagenden Beweis ſeiner im Stillen gewachſenen Macht, indem er Holk zum Falle brachte und ihr ihren Gemal wieder zuführte.

Jetzt wurden alle Waffen mit Erbitterung gegen ihn gekehrt. Die Minister, die auswärtigen Diplomaten, das Hofgesinde, Alles verschwor sich gegen ihn. Aber Niemand richtete etwas aus, und die Versuche, ihn zu stürzen, zeigten nur, wie fest er stand. Vom Erzieher des Kronprinzen und dem Lector des königlichen Paares stieg er mit Schwindel erregender Schnelligkeit, einem Nachtwandler nicht unähnlich, der, dem glänzenden Gestirn des Himmels folgend, vom Erdgeschosse aus den Gipfel des Hauses erklimmt, zum Geheimen Cabinetsminister, wurde in den Grafenstand erhoben und fungirte bald mit unumschränkter Machtvollkommenheit als Alter ego des Monarchen. Nun befand er sich auf einer Höhe, auf welcher sich zu behaupten allerdings nicht leicht, aber den Umständen nach doch auch nicht unmöglich, ja nicht einmal zu schwer war. Und was hätte er wirken können, wenn er das verstanden hätte! Manche der nothwendigen Vorsichtsmaßregeln ergriff er auch in der That. Der König, der Automat in Menschengestalt, ward für Jedermann, der nicht zu Struensee's Freunden oder Creaturen gehörte, unzugänglich gemacht und von den Anhängern desselben wie von einer lebendigen Mauer umgeben. An die Stelle Holk's, die nicht unbesetzt bleiben durfte, da der Minister doch nicht immer mit der Majestät Karten spielen konnte, trat der Graf Brandt, den Struensee sich unbedingt zugethan wußte. Auch der

früher verbannte Graf Ranzau-Aſchberg, auf den er eben ſo feſt bauen zu dürfen glaubte, ward zurückberufen. Im Hauptpunkte aber ließ er es durchaus ermangeln, und von dem hing Alles ab. Statt mit der Macht ſelbſt zufrieden zu ſein, griff er auch mit unkluger Begier nach ihren äußeren Zeichen; ſtatt, wie Richelieu in einem bekannten Fall, dem König wie ein Höfling auf dem Ball die Lichter vorzutragen und ſich dafür durch die Dictatur im Cabinet zu entſchädigen, ſtellte er ſich bei jeder Gelegenheit prahleriſch in den Vordergrund und zerſtörte dadurch muthwilliger- und unnützerweiſe den letzten Reſt eines Scheins, der ihm heilig hätte ſein ſollen, wenn auch nur aus dem einfachen Grunde der Selbſterhaltung. Ebenſowenig konnte er es über ſich gewinnen, die erlangte Macht mit Maß und mit der nöthigen Rückſicht auf beſtehende Verhältniſſe zu gebrauchen. Entſchlüſſe, die dem römiſchen Senat Kopfzerbrechen gekoſtet haben würden, faßte er in einem Augenblick. Anordnungen, bei denen Julius Cäſar geſtutzt hätte, wie z. B. die Aufhebung des Staatsrathes, ſetzte er ſo unbedenklich in Vollzug, als ob von der Realiſirung eines unſchuldigen Einfalls die Rede geweſen wäre. Und die verletzendſte Form war ihm die liebſte. Er ging mit dem Donnerkeil in ſeinen Händen um, wie die Kinder mit einem neuen Spielzeug, das ſie gewöhnlich zerbrechen, weil ſie unaufhörlich damit klappern. Darum iſt es

auch unentſchieden geblieben, ob er ſich aus wahrer Begeiſterung, aus unwiderſtehlichem inneren Drange, oder aus Eitelkeit und Sucht, zu glänzen, zum Reformator in Dänemark aufwarf. Gerade dies macht ihn aber zum tragiſchen Charakter, und zwar in dem Sinne, daß er das Rechte allerdings gewollt, daß er jedoch aus zweideutigen Motiven gehandelt und aus dieſem Grunde nach dem gerechten Schluſſe des Schickſals nur ſäen, nicht auch ernten durfte.

Auch die Königin ergab ſich dem Genuſſe ihres Triumphes bis zur Trunkenheit und forderte die Scheelſucht heraus, wie Struenſee den Haß und die Rache. Ein Feſt drängte das andere bei ihr, wie Struenſee eine tollkühne Maßregel auf die andere folgen ließ. Dabei wurde die Verbindung Beider immer inniger, und die Unvorſichtigkeit, mit welcher ſie gepflogen wurde, erreichte bald einen Grad, welcher der Verleumdung die frechſte Zunge löſen mußte. Als die Königin mit einer Prinzeſſin niederkam, drangen die zweideutigſten Gerüchte, die boshafteſten Bonmots ſchon bis zu ihrem Bett. Sie fand den verlorenen Schwerpunkt jetzt wieder und ſetzte dem vertrauten Umgang mit Struenſee für eine Zeitlang engere Schranken. Das half auch, die Ehrfurcht vor der Majeſtät kehrte noch einmal zurück; man glaubte zu weit gegangen zu ſein und hatte wohl auch Recht. Aber ſie gerieth wieder in's Schwanken, als dieſes Ziel erreicht war, und ſetzte

ſich nun über Alles hinaus. Was war begreiflicher? An ein Geſpenſt gekettet, und im vollen Glanz der Jugend und der Schönheit ſtehend, unterlag ſie nur einer Naturnothwendigkeit, wenn ſie ſich von ihrem Ekel, ihrem Schauder und Abſcheu vor dem Gemal in den Armen eines Mannes zu erholen ſuchte, an dem ſie damals nur noch edle, hinreißende Seiten kannte. Daß es geſchah, iſt keinem Zweifel unterworfen: aber Niemand braucht ſich zu bemühen, ſie zu entſchuldigen, weil Niemand es wagen wird, ſie zu verdammen. Doch es hatte furchtbare Folgen, denn nun war den Feinden eine Waffe in die Hand gegeben, mit der ſie die Königin ſelbſt, die ſonſt unverletzlich wie unverantwortlich geweſen wäre, tödtlich treffen konnten, und ſie wußten ſie zu brauchen. Als Ehebrecherin konnte ſie vor Gericht gezogen werden, mit ihr aber ſtand und fiel Struenſee. Dieſer führte nun gerade in dem gefährlichen Momente, wo nicht blos Einzelne mehr, ſondern faſt alle Stände des Reiches gegen ihn erbittert waren und wo es nur noch am Mittel zur gemeinſchaftlichen Verſtändigung fehlte, um entweder eine Verſchwörung oder eine offene Revolution zu Stande zu bringen, die Preßfreiheit ein. Nun war das Mittel da. Wie die Preßfreiheit ausgebeutet wurde, zeigte ſich dadurch, daß ſie unbedingt zurückgenommen werden mußte. Aber wie ſchnell das auch geſchah, es war ſchon zu ſpät, das ganze Land war ſchon

mit den niederträchtigsten Pasquillen auf den Cabinets-Minister, ja auf König und Königin überschwemmt, und die Saat ging wuchernd auf.

Alles murrte oder fluchte, auch die Bauern, obgleich Struensee sie aus Sklaven zu Menschen gemacht hatte. Sogar nach dem fernen Holstein hinüber hatte der freche Strom der Schmähungen und Verdächtigungen sich ergossen; ich habe selbst als Knabe, sechzig Jahre später, noch vergilbte Exemplare der damals vom Adel ausgestreuten Flugblätter in meinem Vaterlande Dithmarschen in Händen gehabt, die, sorgfältig aufbewahrt, von Geschlecht auf Geschlecht wie ein Evangelium übergegangen waren. Europa jubelte dem kühnen Manne, den es seiner Verwegenheit halber für einen großen hielt, freilich zu. Aber an dem Kranze, den das Ausland ihm ausgesetzt hatte, konnte er sich nicht festhalten, als in Dänemark der Boden unter seinen Füßen wich.

Allerdings hätte er nur in Wahrheit zu sein brauchen, was er zu sein schien, und er würde jeden Sturm bestanden haben. Aber es ergab sich eben ein Bruch in seiner Natur, als es zur Probe, ja als es nur zur Vorprobe kam. Sein Benehmen bei einem an sich höchst unbedeutenden, aus ganz partiellen Ursachen hervorgegangenen Matrosen-Aufstande ward entscheidend für sein Schicksal. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, daß ihm der Muth fehlte, und nicht blos der physische, wohl mehr oder weniger

von der Stimmung der Nerven abhängige, sondern auch der höhere, der Alles an Alles setzt, wenn es gilt, und nicht lange marktet und mäkelt. Man sah, daß er den Donnerkeil, den er so gerne unnütz zu schwingen pflegte, im rechten Momente nicht zu schleudern wagte. Dieß Geheimniß ward von den Matrosen am Hafen ausgeschrien, es kam in der Kinder Mund, und nun war seinen Feinden die Parole zum raschen Handeln gegeben und der Weg vorgezeichnet. Man mußte den der Furcht Zugänglichen überrumpeln. Natürlich bildete die Königin Mutter Juliane den Mittelpunkt, um den herum die Meisten sich gruppirten. Sie hatte sich bisher mit strenger Consequenz noch immer im Hintergrunde gehalten und nur schüchtern für den einen oder anderen Fall einige Vorbereitungen getroffen; sie hatte jede offene Feindseligkeit ängstlich vermieden und die Heuchelei so weit getrieben, daß sie bei der neugeborenen Prinzessin zu Gevatter gestanden hatte. Jetzt faßte sie bestimmte Verschwörungspläne und sah sich nach einem Werkzeug um. Zuerst warf sie ihr Auge auf Ranzau-Aschberg, der seit der Auflösung des Staatsrathes Struensee's entschiedenster Widersacher geworden war. Aber sie brauchte nur einen Arm, und Ranzau hatte auch einen Kopf Darum ließ sie es einstweilen dabei bewenden, daß sie ihm im Allgemeinen schmeichelte, jedoch nicht entschieden gegen ihn herausging. Wie sie sich noch

nach einem Erſatzmann für ihn umſah, trug ſich ihr der Oberſt Köller aus freien Stücken an, der eines der in Copenhagen liegenden Regimenter commandirte und Struenſee aus kleinlichen Gründen tödtlich haßte. Sie griff begierig zu und zog nun auch Ranzau in's Vertrauen, der in einem unwillkürlichen Anflug von alter Theilnahme für Struenſee oder in einer Regung von Pflichtgefühl ihn kurz zuvor dringend gewarnt, aber durch ſeine Vorſtellungen bei ihm ſo wenig ausgerichtet hatte, daß er in doppelt großer Erbitterung von ihm geſchieden war und ſich deshalb für Alles bereit finden ließ. Der Commandant der Dragoner, Oberſt Eichſtädt, ein eben ſo unbedeutendes als obſcures Individuum, wurde blos dadurch gewonnen, daß eine Königin ihm die Ehre erwies, ſich um ihn zu bekümmern; er ſollte in Köller's Fauſt das Schwert vorſtellen. Während dies Alles geſchah, häufte Struenſee ſeine Fehler, war in einem und demſelben Augenblicke tollkühn und feige zugleich, löſte die aus lauter Norwegern beſtehende königliche Leibgarde durch einen unüberlegten Gewaltſtreich auf und ließ ſich darauf von ihr im offenen Aufſtand die ungehörigſten Zugeſtändniſſe abtrotzen; führte, als ob er Muth oder Vertrauen hätte, den Hof von Friedrichsburg in die aufgeregte Reſidenz zurück und umringte, um den dadurch vielleicht entſtandenen günſtigen Eindruck doch ja wieder zu vernichten, das Schloß dann mit geladenen

Kanonen. Am 16. Jänner 1772 fand ein Ball bei Hofe ſtatt. Die darauffolgende Nacht wurde zum Ausbruch der Verſchwörung feſtgeſetzt, weil Köller's Regiment die Wache im Schloſſe hatte. Der Ball wurde um 1 Uhr geendigt, die Gäſte entfernten ſich, die Majeſtäten zogen ſich zurück. Nun umzingelte Eichſtädt mit ſeinen Dragonern den Schloßhof und Köller erklärte ſeinen Officieren, er habe vom Könige den Befehl, die Königin Mathilde, den Cabinets-Miniſter und ihre ſämmtlichen Anhänger zu verhaften. Vom König! Jeder wußte, wie es mit dem Könige ſtand; Köller hätte ebenſo gut erklären können, er habe dieſen Befehl von Caroline Mathilde und von Struenſee ſelbſt. Dennoch ſtieß er auf keinen Widerſpruch, auf keine vorwitzige Frage. Nun verfügte er ſich ſtehenden Fußes zu Struenſee, den er im Bette traf und der, anſtatt ihm Widerſtand zu leiſten, wodurch er ſich, da es an der Königsordre fehlte, hätte retten können, ihm willenlos in das Gefängniß folgte. Ranzau begab ſich dagegen, von der Königin Juliane und dem Prinzen Friedrich begleitet, zum König Chriſtian, dem er durch die Vorſpiegelung, daß ſein Leben in Gefahr ſtehe, daß das Volk das Schloß ſtürme und den Verräther Struenſee ausgeliefert haben wolle, die Unterſchrift der Verhaftsbefehle abdrang, auf die hin bereits gehandelt worden war. Hierauf eilte er zur Königin Caroline Mathilde. Bei dieſer fand er aber, was Köller bei Struenſee

nicht gefunden hatte, Besonnenheit und Widerstand. Nur durch Anwendung der rohesten Gewalt konnte die heldenmüthige Engländerin in den Wagen hineingezwungen werden, der sie noch in derselben Nacht nach der Festung Kronenberg abführen sollte. Der absolute Monarch war also durch Anwendung der nichtswürdigsten Mittel dahin gebracht worden, die Menschen, die ihm die liebsten waren, ihren Todfeinden zu überliefern, und die Königin, die Theilnehmerin seiner Macht und Glorie, hatte von Aristokratenhänden eine Behandlung erfahren müssen, wie sie der gemeinsten Verbrecherin nicht ärger von fahndenden Gendarmen zugefügt wird. Der Proceß, der nun folgte, dürfte das Scheußlichste sein, was die Jahrbücher der Justiz zu berichten haben. Dem zerknirschten und in sich zusammengebrochenen Struensee wurde das Geständniß des Ehebruches mit der Königin durch die schändlichste Lüge, daß das Verbrechen von ihr bereits eingestanden sei, abgelistet; der Königin durch das umgekehrte Vorgeben. Bei ihr mußte man sich, aus Furcht vor England, damit begnügen, sie völlig in der öffentlichen Meinung zu vernichten und dann aus dem Lande zu verbannen. Struensee durfte aber, sonst wäre die Rache nicht vollständig gewesen, nicht mit dem Leben davonkommen, ja sogar Brandt mußte die seinem Gönner und Freunde bewiesene Anhänglichkeit und Treue mit seinem Blute bezahlen. Todesurtheile, die in ihrer Motivirung der offen-

kundigen Wahrheit und der gesunden Vernunft auf frechere Weise Hohn sprachen, wie die in diesem Proceß gefällten, sind nicht denkbar. Brandt hatte zum Beispiel einmal mit Christian ringen müssen, weil dieser durchaus seine Kräfte an ihm prüfen wollte. Das erklärten die Richter für ein todeswürdiges Attentat auf den Monarchen. Struensee hatte als Arzt dem siechen Kronprinzen eine Lebensweise vorgeschrieben, die freilich hart war, die ihn aber gesund und kräftig gemacht hatte; das war ein Angriff auf den Thronerben. Die Unterschriften des Königs waren leicht zu erlangen. Er las nichts von Allem, was ihm vorgelegt wurde. Es wird erzählt, daß er während des Unterschreibens nach Struensee und Brandt, wovon der Eine oder der Andere ihm während dieser seiner einzigen Regierungsarbeit sonst vielleicht die Feder zu reichen oder die Papiere zu unterbreiten pflegte, mehrmals mit Ungeduld gerufen haben soll. Das hätte denn recht gründlich dargethan, wie viel er davon wußte, daß er sie eben durch einen Federzug in's Grab sendete. Sie wurden gleich darauf enthauptet und ihre Leichname nach dem Tode geviertheilt; der erwartete Jubel des mißbrauchten und methodisch irregeleiteten Volkes blieb jedoch aus. Die Königin Carolina Mathilde wurde nach Celle in die Einsamkeit verbannt, wo sie, getrennt von ihren in den schlimmsten Händen zurückgebliebenen Kindern, wenige Jahre

nachher an .gebrochenem Herzen ſtarb. Chriſtian vegetirte noch dreißig Jahre fort, und dieſelben Menſchen, die den unglücklichen Brandt wegen ſeines unfreiwilligen Ringens mit ihm hatten hinrichten laſſen, mißhandelten ihn, wie ſie nur konnten, und ehrten in ihm ſo wenig den Kronenträger, als ſie den Wahnſinnigen ſchonten. Ich hörte in Copenhagen eine charakteriſtiſche Anekdote, die wenig bekannt zu ſein ſcheint. Einmal bei Tiſche unter dem Hofgeſinde ſitzend und von allen Seiten wie gewöhnlich verhöhnt und verſpottet, erhebt er ſich plötzlich, ſchaut mit Majeſtät um ſich und ruft: „Kennt ihr mich nicht? Ich bin der König von Dänemark!“ Alle erſtarren, Jeder fürchtet, einen Lear, dem die Beſinnung zurückgekommen iſt, vor ſich zu ſehen, und durchliest ſein Schuldbuch. Aber der lichte Moment geht ſo raſch vorüber, wie er kam; Chriſtian ſetzt ſich wieder, dreht Brotkügelchen und wirft ſie ſeinem Nachbar in's Geſicht.

Hier der Stoff in ſeiner Gliederung und Gruppirung nach allen Seiten und mit ihm die Tragödie ſelbſt, denn ich bin der Ueberzeugung, daß nicht Ein Element weggelaſſen, verändert oder abgeſchwächt werden darf, wenn der Dichter nicht gegen den heiligen Geiſt der Kunſt wie der Geſchichte zugleich ſündigen und ſeinem Werke die Spitze abbrechen will. Nicht als ob nicht auch auf andere Weiſe etwas in ſeiner Art Schätzbares und Dankenswerthes zu Stande kommen könnte! Das iſt allenfalls ſchon bewieſen,

kann alſo nicht mehr beſtritten werden. Aber ich bin der Meinung, daß man, wenn ein hiſtoriſches Ereigniß in einem der ſeltenſten Fälle die runde, vollendete Kunſtform gleich mit auf die Welt bringt, dieſe nicht zerſchlagen, oder auch nur verletzen kann, ohne ihm unmittelbar an's Leben zu gehen. Das iſt ebenſowenig möglich, als es möglich iſt, einem Menſchen den aus ſeinem eigenen Rumpf hervorgewachſenen Kopf abzuhauen, ihm einen neuen aufzuſetzen und ihn doch nicht zu tödten. Zu dieſem Bilde gehört aber mit gleicher Nothwendigkeit der ſich ſelbſt zerſtörende König und die in Folge der ſie umgebenden unnatürlichen Verhältniſſe den ſittlichen Schwerpunkt verlierende Königin, wie der abenteuerliche Arzt und die hinterliſtige Ariſtokratie, die ſich gegen ihn verſchwört, weil er ihr den Todesſtoß verſetzt. Denn das Bild, in ſeiner innerſten Bedeutung erfaßt, ſtellt den Abſolutismus dar, der ſich ſelbſt durch ſeine Schrankenloſigkeit vernichtet und noch mehr Weh über ſein eigenes Haupt bringt, wie über die Welt. So betrachtet, ſteht es einzig in der Geſchichte da und predigt allen Parteien eine ernſte Lehre, die, wie ich im Anfang ſagte, von jeglicher, wenn auch zum Theil widerſtrebend, beherzigt werden wird. Von dieſer Höhe herabgezogen und aus conventionellen oder anderen Gründen verſtümmelt und verengert, wird es ein Dutzendſtück, wobei man ſich fragen muß: Warum iſt Struenſee hier zu

Gevatter gebeten worden? Hans, Peter oder Paul hätten ja denſelben Dienſt gethan! Ja, ich behaupte, das Bild wird nur dann verletzend, wenn man es nicht in ſeiner vollen Totalität hinzuſtellen wagt. Ein König Chriſtian, der nicht ſelbſt Schuld an ſeinem moraliſchen Elend iſt, oder deſſen Schuld uns verhüllt bleibt, darf im Drama durchaus nicht auftreten; eine Königin, die nur liebelt, die von der Naturmacht nicht unwiderſtehlich fortgeriſſen erſcheint, ſondern nur mit ihr ſpielt, darf es ebenſowenig. Der Eine iſt ein unäſthetiſcher, die Zweite ſogar ein verächtlicher, entſchieden widerwärtiger Gegenſtand, denn mit einem Unglück, dem der Wille nirgends begegnen konnte, hat die tragiſche Kunſt nichts zu ſchaffen, und mit Leidenſchaften, die keine ſind, die ſich wie ein Kaminfeuer bei einem gewiſſen Grad willkürlich auslöſchen laſſen, hat ſie auch nichts zu thun. Dagegen kann die ungeheuerſte Wirkung nicht ausbleiben, wenn man ſieht, wie die Maßloſigkeit, mit welcher der König ſich dem Genuſſe ſeiner Allgewalt hingiebt, ſich zunächſt dadurch an ihm rächt, daß er des Genuſſes unfähig wird; wie ſie dann eine unendliche Reihe fremder Maßloſigkeiten hervorruft, die ohne die ſeinige und ihre unabwendbaren Folgen nicht möglich geweſen wären; wie dieſe fremden Maßloſigkeiten darin gipfeln, daß die furchtbarſten Juſtizmorde in ſeinem Namen an den einzigen Perſonen, für die er noch etwas em-

pfindet, begangen werden, und wie er endlich nach blutiger Beſeitigung dieſer ſeiner letzten Stützen ſeinen bitterſten Feinden hülf- und widerſtandslos in die Hände fällt. In dieſem Sinn, in dieſem aber auch allein, würde das Stück dann auch für die liberalen Ideen, zu deren eigentlichem Träger man Struenſee kaum machen dürfte, kämpfen und vielleicht den letzten Opponenten überwinden. Was nun noch Struenſee als Charakter betrifft, ſo hätte der Dichter Gelegenheit, in ihm, ohne den hiſtoriſchen Ueberlieferungen den geringſten Zwang anzuthun, ein Gegenſtück des „Hamlet" hinzuſtellen. Denn wenn Hamlet vor lauter Denken nicht zum Handeln kam, ſo kam Struenſee vor lauter Handeln nicht zum Denken! Beides liefert aber das gleiche Reſultat.

Charakteriſtiken.

Schiller und Körner.

Schiller's Briefwechsel mit Körner.
Berlin, Verlag von Veit und Comp., 1847. Vier Theile.

Die Briefwechsel-Literatur, die früher kaum in den dürftigsten Anfängen vorhandene, häuft sich in Deutschland, und in der letzten Zeit ist neben manchem Bedeutenden auch viel Unbedeutendes erschienen; Einiges sogar, was offenbar nur der Adressen und Unterschriften wegen gedruckt worden ist. Die Kritik, die dem Unkraut überall entgegentreten und es auch dann nicht schonen soll, wenn es auf Gräbern wuchert, hat das Recht, diese Literatur einer ernsten Prüfung zu unterziehen, keineswegs aber die Pflicht, die Pietät gegen die Todten auf Kosten der Lebendigen zu üben. Was dem Publicum vorgelegt wird, soll Gehalt haben, gleichgültig, ob es von den Autoren selbst ausgeht oder von ihren Testamentsvollstreckern; denn wenn jene schwach genug waren, die werthlosen Schnitzel und Abfälle ihrer geistigen Thätigkeit zur Veröffentlichung zu bestimmen, so sollen diese stark

genug ſein, ſie zurück zu halten, und das eben ſo ſehr im Intereſſe der Abgeſchiedenen als der Welt. Freilich iſt aber auch kein Gehalt zu verlangen als der ſpecifiſche, den die Sphäre mit ſich bringt, und worin dieſer beſteht, haben wir zu unterſuchen. Er wird natürlich, je nachdem die Briefe von einem Manne der That oder einem des Gedankens, von einem Kriegführer und Staatsmanne oder einem Philoſophen und Künſtler ausgehen, ein verſchiedenartiger ſein. Er wird in dem einen Falle eine hiſtoriſche, in dem zweiten eine allgemein literariſche Ausbeute gewähren, in beiden aber wird ſeine innere Bedeutung von den mehr oder minder tiefen Einblicken abhängen, die er uns in das eigentliche Verhältniß der Individuen zu ihren Leiſtungen und Lebensreſultaten thun läßt. Was ein Staatsmann gewirkt und ein Held gethan, was ein Philoſoph gedacht und ein Dichter geſchaffen hat, weiß man allenfalls, wird als bekannt vorausgeſetzt. Wie viel von dieſem jedoch dem Individuum durch die Zeit, in die es fiel, abgedrungen oder aufgenöthigt wurde, und wie viel es der Zeit gab, weiß man nicht. Das aber erfährt man am Beſten durch echte Briefe. Dieſe ſind daher nicht nach ihrem anekdotiſchen oder ihrem Ideenreichthume abzuſchätzen, ſondern man hat ſie darauf anzuſehen; ob ſie uns ringende und kämpfende Individuen vorführen oder fertige und abgeſchloſſene. Darnach beſtimmt ſich ihr Werth.

Wohl Keiner hat die kleine Biographie, die der Appellationsrath Körner aufsetzte und mit der die Cotta'sche Buchhandlung alle Ausgaben der Schiller'schen Werke ausstattete, gelesen, ohne nach den zwischen Schiller und Körner gewechselten und dort hin und wieder citirten Briefen zu fragen. Die aus diesen Briefen, d. h. aus den Schiller angehörigen, mitgetheilten Fragmente trugen ein so charakteristisches Gepräge und waren in ihrer Einfachheit so bedeutend, daß sie das größte Interesse erwecken und den lebhaftesten Wunsch, sie in ihrer Totalität kennen zu lernen, hervorrufen mußten. Dieser Wunsch hat nun endlich durch die uns jetzt zur Besprechung vorliegende Sammlung seine Befriedigung erhalten, und gewiß sind auch die gespanntesten Erwartungen, die sich an ihn knüpfen mogten, durch dieselbe noch übertroffen worden. Denn wenn man auch voraus wissen konnte, daß der Schiller'sche Antheil an dieser Correspondenz die Ansprüche, die Schiller's Name überall rege macht, nicht unerfüllt lassen würde, so war doch schwerlich Jeder darauf gefaßt, den trotz seiner Horen-Aufsätze und seines berühmten Sohnes immer im Hintergrunde der Literatur verloren stehen gebliebenen Körner fast eben so vortheilhaft, wie seinen großen Freund selbst hervortreten zu sehen. Das ist aber der Fall, und dieser Briefwechsel ist daher in jedem Sinne als eine Bereicherung unserer Literatur zu bezeichnen.

Von den meiſten Leſern wird nun wohl zunächſt die Frage aufgeworfen werden, warum ein Briefwechſel, den die Kritik ſo hoch ſtellen muß, erſt jetzt, volle 43 Jahre nach dem Tode Schiller's, erſcheint. Darauf giebt ein dem vierten Bande vorgedrucktes kurzes Vorwort der Verleger die Antwort, die ich hier um ſo weniger zurückhalten will, als ſie mir jede Charakteriſtik Körner's erſpart, da ſie ſelbſt eine ſolche iſt. „Körner — heißt es dort — mochte ſich nicht entſchließen können, zu veröffentlichen, was als der beſte Theil ſeines geiſtigen Lebens ihm an's Herz gewachſen war, und ſeine überlebende Frau ehrte das Gefühl des Hingeſchiedenen. So fand ſich das Manuſcript des Briefwechſels, vollſtändig geordnet, im Nachlaſſe Körner's vor und ging in den Beſitz ſeines Adoptivſohn's, des Gutsbeſitzers Ulrich in Steinbeck, über, der in richtiger Würdigung deſſen, was der Eigenthümer eines ſolchen Schatzes der Nation ſchuldig ſei, den Abdruck geſtattete." Man ſieht mit Rührung in ein wohlgeordnetes Gemüth hinein, und denkt mit Schaudern an einen modernen Literaten. Dort ein einfacher und dennoch ſo tief durchgebildeter Mann, der ſich keuſch mit dem Vermächtniſſe des Genius in ſeine Kammer verſchließt, um ſich in den Weiheſtunden heiliger Einſamkeit daran zu erquicken und zu erbauen; hier ein haſtiger Buchſchreiber, der, wenn ein Schiller ihm eine Reihe von Mittheilungen über ſein Innerſtes

gemacht hätte, sich versucht fühlen könnte, den Heros zu erschlagen, um nur zur Herausgabe zu gelangen. Mancher wird sagen: nun ja, es sind eben verschiedene Zeiten; ich aber bin der Ueberzeugung, es sind nur verschiedene Menschen. Es gab auch damals einen Böttiger, der Goethe'n, wenn ihm in der Erregung des Moments ein leidenschaftliches Wort über Herder entfahren war, ohne Zweifel einen Schlagfluß wünschte, um es schnell in Umlauf bringen zu können; es wird auch jetzt an einem Körner, an einer im würdigsten Sinne receptiven Natur nicht fehlen. Wenn aber eine solche der Gelegenheit, sich zu entwickeln, ermangeln, wenn es wahr sein sollte, was ein Freund einmal bei Gelegenheit dieses Briefwechsels gegen mich behauptete, daß die Dichter des Tags keine Briefe ähnlicher Art mehr schrieben, weil sie den Briefstoff gleich zu Aufsätzen und Journal-Artikeln verarbeiteten, so würde dieß nur beweisen, daß sie keine Dichter sind. Der Dichter kann der brieflichen Entäußerung seiner selbst durchaus nicht entbehren, er ist mit Nothwendigkeit auf sie hingewiesen, denn er befindet sich zu oft in jenem Dämmerzustande des Geistes, der so wenig ein völliges Beisichbehalten der aufsteigenden Gedanken und Bilder verträgt, als ein rückhaltloses Preisgeben derselben an die Welt, und dem nur der Brief, die Mittelstufe zwischen Monolog und Production, entspricht. Wer diesen Zustand im

Jahre 1848 nicht kennt, der würde ihn auch im Jahre 1789 nicht gekannt haben, und die Nachwelt wird ihn, und wenn er auch zu jeder Saison Dutzende von Trauer- und Lustspielen liefert, nicht als Dichter gelten lassen. Der Briefwechsel, der uns hier beschäftigt, spiegelt jenen Dämmerzustand auf das Treueste ab und entlehnt von ihm seinen höchsten Reiz. Er führt uns Schiller's Hauptwerke als Embryonen vor, seine tiefsten philosophischen Ideen sogar hin und wieder in der Gestalt flüchtiger Aperçus. Wir sehen das werden und entstehen, was nun schon über ein halbes Jahrhundert als Gewordenes so mächtig auf Kunst und Literatur einwirkt. Eine Charakteristik ist bei dem vorhandenen großen Reichthume schwer. Ich werde hauptsächlich die psychologische und die historische Seite hervorzuheben suchen.

Der erste Theil der Sammlung bringt die Briefe von 1784 bis 1788, und also auch die beiden ersten, die zwischen den Freunden ausgetauscht wurden. „In einer Zeit — schreibt Körner 1784 im Juni aus Leipzig — da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sclavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Mensch auch jetzt noch vermag. Der bessere Theil der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühle ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete, löscht seinen Durst,

fühlt in ſich einen Schwung, der ihn über ſeine Zeitgenoſſen erhebt, und Stärkung auf der mühevollſten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern ſeinem Wohlthäter die Hand drücken, ihn in ſeinen Augen die Thränen der Freude und der Begeiſterung ſehen laſſen — daß er auch ihn ſtärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte: ob ſeine Zeitgenoſſen werth wären, daß er für ſie arbeitete. — Dieß iſt die Veranlaſſung, daß ich mich mit drei Perſonen, die insgeſammt werth ſind, Ihre Werke zu leſen, vereinigte, Ihnen zu danken und zu huldigen. Zur Probe, ob ich Sie verſtanden, habe ich ein Lied von Ihnen zu componiren verſucht. Außer der Art, die ich gewählt habe, gab es noch zwei: jede Strophe anders, oder wenigſtens drei Melodien, für die erſte und dritte, für die zweite und vierte und für die letzte. Aber beides ſchien mir dem Charakter eines für ſich beſtehenden Liedes weniger angemeſſen. Abänderungen in Rückſicht auf Tempo, Tact, Stärke und Schwäche bleiben natürlicher Weiſe bei jeder Strophe nothwendig, und die angegebenen ſind bloß die unentbehrlichſten.

„Wenn ich, obwohl in einem anderen Fache, als das Ihrige iſt, werde gezeigt haben, daß auch ich zum Salze der Erde gehöre, dann ſollen Sie meinen Namen wiſſen. Jetzt kann es zu Nichts helfen!“ Man ſieht, es ging keine perſönliche Bekanntſchaft vorher; als nothdürftiges Surrogat ſchloß

Körner ſein Porträt bei und fügte das ſeiner Verlobten und noch zwei andere hinzu. Die Art, wie der verſtändige junge Mann ſich dem Dichter, der ſeinen Enthuſiasmus erregt hatte, nähert, iſt eigentlich ſchwunghafter, als es in ſeinem Charakter lag; er ſcheint eben von den Räubern, vom Fiesko und Kabale und Liebe herzukommen; die Ausdrücke, deren er ſich bedient, ſind ihm in der Atmoſphäre dieſer Stücke angeflogen. Schiller antwortet erſt am 7. December. „Nimmermehr — läßt er ſich vernehmen — können Sie mir's verzeihen, meine Wertheſten, daß ich auf Ihre freundſchaftsvollen Briefe, auf Briefe, die ſo viel Enthuſiasmus und Wohlwollen gegen mich athmeten, und von den ſchätzbarſten Zeichen Ihrer Güte begleitet waren, ſieben Monate ſchweigen konnte. Ich geſtehe es Ihnen, daß ich den jetzigen Brief mit einer Schamröthe niederſchreibe, welche mich vor mir ſelbſt demüthigt, und daß ich meine Augen in dieſem Moment wie ein Feiger vor Ihren Zeichnungen niederſchlage, die über meinem Schreibtiſche hangen, und in dem Augenblicke zu leben und mich anzuklagen ſcheinen. Gewiß, meine vortrefflichen Freunde und Freundinnen, die Beſchämung und die Verlegenheit, welche ich gegenwärtig leide, iſt Rache genug. Nehmen Sie keine andere mehr. Aber erlauben Sie mir nur einige Worte — nicht um dieſe unerhörte Nachläſſigkeit zu entſchuldigen, nur ſie Ihnen einigermaßen begreiflich zu machen.

„Ihre Briefe, die mich unbeſchreiblich erfreuten und eine Stunde in meinem Leben auf das Angenehmſte aufgehellt haben, trafen mich in einer der traurigſten Stimmungen meines Herzens, worüber ich Ihnen in Briefen kein Licht geben kann. Meine damalige Gemüthsfaſſung war diejenige nicht, worin man ſich ſolchen Menſchen, wie ich Sie mir denke, gern zum erſten Male vor's Auge bringt. Ihre ſchmeichelhafte Meinung von mir war freilich nur eine angenehme Illuſion — aber dennoch war ich ſchwach genug zu wünſchen, daß ſie nicht allzu ſchnell aufhören möchte. Darum, meine Theuerſten, behielt ich mir die Antwort auf eine beſſere Stunde vor — auf einen Beſuch meines Genius, wenn ich einmal, in einer ſchöneren Laune meines Schickſals, ſchöneren Gefühlen würde geöffnet ſein. Dieſe Schäferſtunden blieben aus, und in einer traurigen Stufenreihe von Gram und Widerwärtigkeit vertrocknete mein Herz für Freundſchaft und Freude. Unglückſelige Zerſtreuungen, deren Andenken mir in dieſem Augenblicke noch Wunden ſchlägt, löſchten dieſen Vorſatz nach und nach in meinem harmvollen Herzen aus. Ein Zufall, ein wehmüthiger Abend erinnert mich plötzlich wieder an Sie und mein Vergehen; ich eile an den Schreibtiſch, Ihnen, meine Lieben, dieſe ſchändliche Vergeſſenheit abzubitten, die ich auf keine Weiſe aus meinem Herzen mir erklären kann. Wie empfindlich mußte Ihnen der Gedanke ſein, einen Menſchen geliebt

zu haben, der fähig war, Ihre zuvorkommende Güte ſo wie ich zu beantworten! Wie mußten Sie ſich eine That reuen laſſen, die Sie an den Undankbarſten auf dem Erdboden verſchwendeten! — Aber nein. Das letztere bin ich niemals geweſen, und habe ſchlechterdings keine Anlage es zu ſein. Wenn Sie wenige Funken von der Wärme übrig behielten, die Sie damals gegen mich hegten, ſo fordere ich Sie auf, mein Herz auf die ſtrengſten Proben zu ſetzen, und mich dieſe bisherige Nachläſſigkeit auf alle Arten wieder erſetzen zu laſſen.

„Und nun genug von einer Materie, wobei ich eine ſo nachtheilige Rolle ſpiele.

„Wenn ich Ihnen bekenne, daß Ihre Briefe und Geſchenke das Angenehmſte waren, was mir — vor und nach — in der ganzen Zeit meiner Schriftſtellerei widerfahren iſt, daß dieſe fröhliche Erſcheinung mich für die mancherlei verdrießlichen Schickſale ſchadlos hielt, welche in der Jünglingsepoche meines Lebens mich verfolgten — daß, ich ſage nicht zu viel, daß Sie, meine Theuerſten, es ſich zuzuſchreiben haben, wenn ich die Verwünſchung meines Dichterberufes, die mein widriges Verhängniß mir ſchon aus der Seele preßte, zurücknahm, und mich endlich wieder glücklich fühlte; — wenn ich Ihnen dieſes ſage, ſo weiß ich, daß Ihre gütigen Geſtändniſſe gegen mich Sie nicht gereuen werden. Wenn ſolche Menſchen, ſolche ſchöne Seelen den Dichter nicht belohnen, wer thut es denn?“

„Ich habe nicht ohne Grund gehofft, Sie dieſes Jahr noch von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, weil es im Werke war, daß ich nach Berlin gehen wollte. Die Dazwiſchenkunft einiger Umſtände macht dieſen Vorſatz wenigſtens für ein Jahr rückgängig; doch könnte es kommen, daß ich auf der Jubilatemeſſe Leipzig beſuchte. Welche ſüße Momente, wenn ich Sie da treffe, und Ihre wirkliche Gegenwart auch ſogar die geringſte Freudenerinnerung an ihre Bilder verdunkelt! — Minna und Dora werden es wohl geſchehen laſſen müſſen, wenn ſie mich bei meinen neueren poetiſchen Idealen über einen kleinen Diebſtahl an ihren Umriſſen ertappen ſollten.

„Ich weiß nicht, ob Sie, meine Wertheſten, nach meinem vergangenen Betragen mich noch der Fortſetzung Ihres Wohlwollens und eines ferneren Briefwechſels würdig halten können, doch bitte ich Sie mit aller Wärme es zu thun. Nur eine engere Bekanntſchaft mit mir und meinem Weſen kann Ihnen vielleicht einige Schatten derjenigen Ideen zurückgeben, die Sie einſt von mir hegten, und nunmehr unterdrückt haben werden. Ich habe wenig Freuden des Lebens genoſſen, aber (das iſt das Stolzeſte, was ich über mich ausſprechen kann) dieſe wenigen habe ich meinem Herzen zu danken.

„Hier erhalten Sie auch etwas Neues von meiner Feder, die Ankündigung eines Journals. Auffallen mag es Ihnen immer, daß ich dieſe Rolle in der

Welt spielen will; aber vielleicht söhnt die Sache selbst Sie wieder mit ihrer Vorstellung aus. Ueberdem zwingt ja das deutsche Publicum seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genius, sondern nach Speculationen des Handels zu wählen. Ich werde dieser Thalia alle meine Kräfte hingeben, aber das läugne ich nicht, das ich sie (wenn meine Verfassung mich über Kaufmannsrücksichten hinwegsetzte) in einer anderen Sphäre würde beschäftigt haben.

„Wenn ich nur in einigen Zeilen Ihrer Verzeihung gewiß geworden bin, so soll diesem Briefe auf das schleunigste ein zweiter folgen. Frauenzimmer sind sonst unversöhnlicher als wir, also muß ich den Pardon von solchen Händen unterschrieben lesen!“

Gewiß war die Entschuldigung seines allerdings auffallend langen Stillschweigens nicht aus der Luft gegriffen; ein Dichter, wie er, kann nicht heucheln und mag nicht klagen, er bleibt lieber stumm, als daß er sich der Gefahr aussetzte, eine fremde Existenz durch die seinige zu verfinstern, oder die seinige in einem freundlicheren Lichte darzustellen, als sich mit der Wahrheit verträgt. Die Verzeihung wird daher auch unweigerlich gewährt; nun aber schüttelt Körner sogleich alles Phrasenhafte ab und zeigt sich klar und nüchtern, wie er es seinem innersten Wesen nach ist. „Die erste Absicht unserer Briefe an Sie — schreibt er — ist nunmehr erreicht. Wir wissen, daß unsere Aeußerungen den Eindruck auf Sie gemacht

haben, den wir wünſchten, und nun könnten wir unſeren Briefwechſel ſchließen. Soll er fortgeſetzt werden, ſo müſſen wir Freunde ſein, ſonſt hat er für beide Theile in der Folge mehr Beſchwerliches als Anziehendes. Wir wiſſen genug von Ihnen, um Ihnen nach Ihrem Briefe unſere ganze Freundſchaft anzubieten; aber Sie kennen uns noch nicht genug. Alſo kommen Sie ſelbſt ſobald als möglich, dann wird ſich manches ſagen laſſen, was ſich jetzt noch nicht ſchreiben läßt. Es ſchmerzt uns, daß ein Mann, der uns ſo theuer iſt, Kummer zu haben ſcheint. Wir ſchmeicheln uns, ihn lindern zu können und dieß macht uns ihre Freundſchaft zum Bedürfniß." Dieſer raſche Uebergang von der reſpectvollen Verbeugung zum herzhaften Händedruck iſt nur wohlthuend. Schiller'n gelingt er nicht ganz ſo gut; ſeiner langen Antwort vom 10. Februar 1785 fehlt das Natürliche. „Wenn Sie zuweilen — heißt es unter Anderem — mitten unter den berauſchenden Zerſtreuungen Ihres Lebens von einer plötzlichen Wehmuth überraſcht werden, die Sie nicht gleich erklären können; ſo wiſſen Sie von jetzt an, daß in der Minute Schiller an Sie gedacht hat — dann hat ſich mein Geiſt bei Ihnen gemeldet." Er fühlt das Uebertriebene ſelbſt und recenſirt ſich. „Dieſer Eingang, fürchte ich, wird einer Schwärmerei gleicher ſehen als meiner wahren Empfindung, und doch iſt er ganz, ganz Stimmung meines Gefühls!" Deſſen

ungeachtet fällt er gleich wieder in denſelben Ton zurück. Aber dann bringt es ſein Herz zu einer Eruption und es kommt die vortreffliche Stelle: „Wenn Sie mit einem Menſchen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine gethan hat; der bis jetzt nur aus ſeinen Thorheiten ſchließen kann, daß die Natur ein eigenes Project mit ihm vor hatte; der in ſeiner Liebe ſchrecklich viel fordert und bisher noch nicht einmal weiß wie viel er leiſten kann; der aber etwas anderes mehr lieben kann als ſich ſelbſt, und keinen nagenderen Kummer hat als daß er das ſo wenig iſt, was er ſo gern ſein möchte — wenn Ihnen ein Menſch wie dieſer lieb und theuer werden kann, ſo iſt unſere Freundſchaft ewig, denn ich bin dieſer Menſch. Vielleicht, daß Sie Schiller'n noch eben ſo gut ſind wie heute, wenn ihre Achtung für den Dichter ſchon längſt widerlegt ſein wird.“ Weiter folgt dann das erſchütternde Geſtändniß: „Bei Ihnen will ich, werde ich Alles doppelt, dreifach wieder ſein, was ich ehemals geweſen bin, und mehr als das Alles, o meine Beſten, ich werde glücklich ſein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein ſolches Geſtändniß thun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftſtellerei wägen auch nicht Einen Moment auf, den Freundſchaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei.“ Und die naive Erklärung,

daß er alle seine Verhältnisse in Mannheim, wo er damals lebte, aufgegeben und sich zur Reise nach Leipzig entschlossen hat, weil er ahnt, daß ihm dort „etwas Großes, etwas Unaussprechlich-Angenehmes" aufgehoben sein muß. Der Brief ist durch die Form fast noch merkwürdiger als durch den Inhalt. Ueberall die hohle Geschraubtheit des Jahrhunderts, die dadurch poetisch zu werden glaubt, daß sie für triviale Gedanken unerhörte Ausdrücke erfindet. Zwischendurch aber ein Aufblitzen der großen Schiller'schen Individualität, das sich immer zur rechten Zeit einstellt, wenn eben der Widerwille aufsteigen will. Man wird an Klopstock und seinen Kreis erinnert; man denkt an Gleim's Tafel, die er bei einer Quelle anbringen ließ, weil der Hamburger Barde daraus getrunken hatte; an Meta's Jubelbrief über „eine gute That," weil es ihr gelungen war, einen Kupferstecher, der nach England ging, zur Porträtirung Richardson's zu überreden. Man fühlt jedoch zugleich, daß der närrische Purpurmantel des alten Königs zu Windeln für den neuen verschnitten worden ist, und bleibt guter Dinge.

Ich habe die ersten Briefe, die das ganze Freundschaftsverhältniß begründeten, mit einiger Vollständigkeit mittheilen zu müssen geglaubt; von jetzt an kann ich mich kürzer fassen. Körner schüttet zunächst gegen Schiller sein Herz aus. Er ist glücklich, und weil er glücklich ist, will er Gutes wirken. Das

wollten ſie zur Zeit des Herder'ſchen Humanismus Alle, ſo wie ſie ſeit Byron Alle an der Vernichtung unſerer „ſchlechten“ Welt arbeiten, ſie in den Grund bohren mögten. Ueber das Wie iſt er aber im Unklaren. Die Rechte hat er ſtudirt, weil er die Theologie wegen der ihm frühzeitig eingeimpften philoſophiſchen Zweifel nicht ſtudiren konnte, und die Medicin, wegen des ihn abſtoßenden Thuns und Treibens eines praktiſchen Arztes nicht ſtudiren mogte. Juriſt iſt er alſo geworden, aber freilich nur, weil er doch etwas werden mußte, denn die „willkürlichen“ Sätze, die den poſitiven Schatz der Jurisprudenz ausmachen, widerten ihn an. Philoſophirt hat er inzwiſchen auch, die Naturwiſſenſchaften hat er ebenfalls aufgenommen, er iſt ſogar gereiſ't und treibt Muſik. So weit gleicht er einem unſerer modernen jungen Männer bis auf's Haar, iſt mit Talenten und Fähigkeiten beſetzt, wie ein Tannapfel mit Spitzen. Aber nun kommt der Unterſchied. In früher Jugend iſt ihm der Gedanke eingeprägt worden, der Künſtler arbeite nur für das Vergnügen, und erſt ſpäter hat er ſich zu der Anſchauung erhoben, daß „die Kunſt nichts Anderes ſei, als das Mittel, wodurch eine Seele beſſerer Art ſich anderen verſinnliche.“ Nun hätte er ſich denn gern der Kunſt widmen mögen, aber — „Jetzt fehlt mir's nicht an Luſt zu eigener Arbeit von dieſer Gattung, aber an Hoffnung des Erfolges; nicht an

leiſen Ahnungen glücklicher Ideen, aber an Vermögen ſie darzuſtellen. Jeder große Künſtler muß mit unumſchränkter Macht über den Stoff herrſchen, aus dem er ſeine Welten ſchafft, oder wodurch ſich ſein Genius verkörpert. Er ſpricht, ſo geſchieht's, er gebeut, ſo ſteht es da. Wehe dem, der noch mit widerſpänſtigen Elementen zu kämpfen hat, wenn ihn eine begeiſternde Idee durchglüht! — Hätte ich mich frühe der Muſik ganz gewidmet, ſo würde ich etwas darin geleiſtet haben. Jetzt fühle ich zu ſehr, was mir noch vom Studium darin fehlt, um das Ideal zu erreichen, wonach ich ſtreben würde. Und nachholen läßt ſich dieß nicht, wenigſtens nicht beiläufig!" Darin ſind die Modernen nicht ſo gewiſſenhaft. Das Leiſten iſt freilich in Kunſt und Wiſſenſchaft um Nichts leichter geworden, aber da die Einſicht in das Echte niemals weit verbreitet ſein kann, ſo greifen ſie, um ihre Pfuſchereien in die Höhe zu bringen, zu dem Mittel, die Meiſterwerke und die ſtrengen Principien, wonach ſie gearbeitet werden, herabzuſetzen und erreichen natürlich ihren Zweck, da, wenn die neun Muſen einmal für Fiſchweiber gelten, die Fiſchweiber natürlich als Muſen figuriren können. In einem Punkte iſt jedoch Körner ihnen gleich, darin, daß er, wie ſie es auch gern zu thun pflegen, auf äußere Umſtände ſchiebt, was innere Gründe hat. Wäre er für die Kunſt beſtimmt geweſen, ſo hätte ihm die Erziehung nie einen falſchen Begriff

von der Kunſt aufzudringen vermogt, er hätte den wahren mit auf die Welt gebracht. Daran kann man nicht oft genug erinnern. Schiller antwortet dem Schwankenden, dem in der Irre hin und her Taumelnden vortrefflich. „Danken Sie dem Himmel — ſagt er — für Ihr Talent zur Begeiſterung!“ — Damit traf er den Nagel auf den Kopf, das war Körners, das iſt aller Menſchen, die ihm ähnlich ſind, eigentlichſter Beſitz. Der Begeiſterte iſt genial im Genießen; er kommt nicht in Gefahr, den Becher mit Wein auszuſpülen und dann mit Waſſer zu füllen, aus der Poeſie das allerdings auch vorhandene, aber hier nicht in's Gewicht fallende Verſtandes-Moment hervorzuklauben und das Uebrige höchſtens mit in den Kauf zu nehmen. Das fühlte Körner auch, und in ſeinem nächſten Briefe weiß er auf einmal, was er will. Er denkt an eine Geſchichte der ausgearteten Kultur und an eine Simplificirung der Jurisprudenz. So war's recht. Keine Spur von der heilloſen Kleinkinderlogik: weil ich die Sonne nicht von ihren Flecken befreien kann, ſo bedank' ich mich, Lichter zu putzen! Er entſchloß ſich kurz und gut, das, was er an allgemeiner Bildung erworben hatte, auf den ihm für ſeine ſpecielle Thätigkeit angewieſenen Berufskreis anzuwenden, und er that wohl daran. Man folgt ihm mit Luſt auf ſeinem Wege, denn man ſieht, daß der Weg nicht in's Wüſte und Leere führt. Uebrigens bringt er

in dieſem Briefe auch auf das Du zwiſchen Schiller und ihm; er kann nicht länger Sie ſagen. Nun endlich ſehen ſich die Freunde von Angeſicht zu Angeſicht und Schiller ſchreibt Briefe aus Gohlis, aus jenem Gohlis, wo das Lied an die Freude entſtand. Exaltation über Exaltation, aber nicht mehr ohne Wurzel und Kern, alſo auch nicht ohne Reſultat. „Beſter Freund — heißt es am 3. Juli 1785 — der geſtrige Tag, der zweite des Julius, wird mir unvergeßlich bleiben, ſo lange ich lebe. Gäbe es Geiſter, die uns dienſtbar ſind und unſere Gefühle und Stimmungen durch eine ſympathetiſche Magie fortpflanzen und übertragen, Du hätteſt die Stunde zwiſchen halb acht und halb neun Vormittags in der ſüßeſten Ahnung empfinden müſſen. Ich weiß nicht mehr, wie wir eigentlich darauf kamen, von Entwürfen für die Zukunft zu reden. Mein Herz wurde warm. Es war nicht Schwärmerei, — philoſophiſch-feſte Gewißheit war's, was ich in der herrlichen Perſpective der Zeit vor mir liegen ſah. Mit welcher Beſchämung, die nicht niederdrückt, ſondern männlich emporrafft, ſah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichſte Verſchwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnſinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schickſals, die zweite und größere aber durch mich

ſelber zernichtet. Tief, beſter Freund, habe ich das empfunden, und in der allgemeinen feurigen Gährung meiner Gefühle haben ſich Kopf und Herz zu dem herkuliſchen Gelübde vereinigt — die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum höchſten Ziele von vorn anzufangen.“ Hieher ſchau', deutſche Jugend, das thu' deinem Lieblingsdichter nach! Es iſt gewiß, daß die bedeutendere Kraft ſich leichter verirrt, als die geringere, weil ſie länger, als dieſe, mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt bleibt, weil ſie der niederen Sphäre, in der ſich Tauſende mit Behagen bewegen, oft ſchon entwachſen iſt, ohne für die höhere noch völlig reif zu ſein. Das iſt der Zuſtand, in welchem Jeder den Fauſt, oder vielmehr den Vater desſelben, den Hamlet, auf ſeine eigene Hand durchſpielt, und es hat wirklich nicht ſo viel zu ſagen, als beſorgte Mütter glauben, wenn der Sohn Monate lang am Hörſaal vorbeiſchleicht und in's Kaffeehaus hineinſchlüpft. Nur muß der junge Menſch ſich freilich nicht einbilden, er ſei deßwegen dem Schöpfer des Hamlet gleich und ein großer Mann geworden, weil er ihm nachfühlen, weil er Sonne, Mond und Sterne allenfalls auch einmal für ein bloßes Feuerwerk halten kann. Er muß den Zuſtand ſelbſt nicht für eine That nehmen, ſondern die That, wie tief er auch hinein gerathen, wie lange er auch darin verharren mag, ſtets in die Ueberwindung desſelben ſetzen, ſonſt iſt er verloren,

ſonſt kann er Gefahr laufen, einen Grabbe und einen Shakeſpeare mit einander zu verwechſeln, den Gräuel der Verweſung mit der Welt des Lichts, zu der allerdings auch der Kirchhof gehört. Er arbeite, ſei es Anfangs auch ohne Freude; die Freude wird ſchon kommen, denn der Moment wird nicht ausbleiben, wo er ſich plötzlich im „wüſten Garten“ als geſundes Kraut fühlt und ſich im Stande ſieht, den Prinzen Hamlet und ſeine ganze Sippſchaft in die Kur zu nehmen. — Der nämliche Brief läßt auch einen Einblick thun in die Buchhändlerverhältniſſe jener Zeit. „S. und G. haben die Indiscretion gegen mich gehabt, meinen Fiesko, ohne mir nur ein Wort zu gönnen, neu auflegen zu laſſen, nachdem die erſte Edition vergriffen war — und G. trieb es ſo weit, daß ich einige Exemplare, die ich zu meinem Gebrauche aus ſeiner Handlung nahm, bezahlen mußte. Dieſer niederträchtige Zug hebt alle meine Verbindlichkeit gegen dieſe Buchhandlung auf, und ich bin vollkommen berechtigt, ſelbſt eine neue Auflage meiner Stücke zu veranſtalten. Mehrere Gründe ſind es, die mich dazu bewegen. Erſtlich bin ich es meiner ſchriftſtelleriſchen Ehre ſchuldig, die Plümike'ſche Verhunzung meiner Stücke wieder gut zu machen. Zweitens weiß das Publikum, daß ich mit meinem Fiesko große Veränderungen vorgenommen habe, welche noch nicht im Druck erſchienen ſind. Drittens kann ich vorausſetzen, daß

eine durchgängige correctere Behandlung der Räuber und des Fiesko dem Publikum intereſſant und für meinen Namen von wichtigen Folgen ſein werde; und dann bin ich viertens geſonnen, zu den Räubern einen Nachtrag in einem Acte: Räuber Moor's letztes Schickſal, herauszugeben, wodurch das Stück neuerdings in Schwung kommen ſoll. Die Ausgabe müßte auch alle äußerliche Verſchönerung haben, und es iſt keine Frage, daß die Speculation einſchlagen werde." Das Alles hat ſich bis auf den heutigen Tag wohl wenig verändert, wird aber jetzt ohne Zweifel eine andere Geſtalt gewinnen; ſeit der Wiener und Berliner März-Revolution läßt ſich mit Sicherheit darauf rechnen. Der berühmteſte Schriftſteller war einmal ein unberühmter und mußte zufrieden ſein, unter welchen Bedingungen es auch immer ſei, für die Sachen, die ihn berühmt machen ſollten, einen Verleger aufzutreiben. Dieſer Verleger hätte ihn vielleicht ſchnöde abgewieſen, wenn er ſich durch contractliche Stipulationen die Zukunft hätte ſichern wollen, und es wäre doch arg, wenn der Mann bloß deßwegen, weil nicht geſchah, was der Natur der Sache nach nicht geſchehen konnte, um einen Spottpreis bleibende Werke der Literatur als ewiges Eigenthum an ſich gebracht hätte. Es iſt rührend, den armen Schiller auch einmal im Buchhändlerſinn ſpeculiren zu ſehen: die Noth mußte groß ſein, die ihm einen ſolchen Plan

und den Gedanken an ein kaufmänniſches Ausbeuten der letzten Schickſale Räuber Moor's abdringen konnte. Körner dagegen ſah den Freund nicht ſobald in Verlegenheit, als er ſich auch glücklich pries, ihm heraushelfen zu können; er machte augenblicklich den Zahlmeiſter der deutſchen Nation, wie Frau von Wolzogen früher aus ihrem Gütchen Bauerbach ein vorläufiges Prytaneum gemacht hatte, und das Vorſchießen war ſeitdem Jahrelang ſein gern geübtes Amt. Schiller greift auch ſogleich herzhaft zu und ſeine Exiſtenz iſt denn einſtweilen auch nach dieſer Seite hin geordnet. Sehr ſchön ſagt er in ſeiner Antwort: „Ich hätte ja zu mir ſelbſt ſagen können: Dein Freund kann unmöglich einen größeren Werth in ſeine Glücksgüter ſetzen, als in ſein Herz, und ſein Herz gab er dir ja ſchon. Ich hätte mir ſelbſt ſagen ſollen: Derjenige Menſch, der gegen deine Fehler und Schwächen ſo duldend war, wird es noch mehr gegen dein Schickſal ſein. Warum ſollte er dir Blößen von dieſer Art zum Verbrechen machen, da er dir jene vergab!“ Und: „Werde ich das, was ich jetzt träume, wer iſt glücklicher als du?“ S. 46, in dem Briefe, den Schiller ſeinem Freunde an deſſen Hochzeitstage ſchrieb, kommt eine Stelle vor, bei der Guſtav Schwab aufgejauchzt haben wird: „An dem Morgen des Tags, der Euch gränzenlos glücklich macht, bete ich freudiger zu der Allmacht!“ „Seht Ihr — wird der

Verfaſſer der populärſten Schiller-Biographie ſeinen Recenſenten zurufen — ſeht Ihr, wie richtig ich meinen Helden aufgefaßt hatte, als ich mich niederſetzte, ihn zu zeichnen? Ein Chriſt war er, trotz ſeiner Götter Griechenlands, ja trotz ſeiner philoſophiſchen Aufſätze. Dieſe meinte er eben, wenn er ſeine ſchönſten Sünden verfluchte. Er betete, giebt's einen beſſeren Beweis?“ Ich gönne ihm ſeine Freude, muß aber proteſtiren und mich überhaupt bei dieſer Gelegenheit gegen die Logik, mit der Schwab in ſeiner Biographie die religiöſe Frage in Bezug auf Schiller abmacht, entſchieden ausſprechen; ſie hinkt gar zu kläglich auf ihren hölzernen etymologiſchen Füßen einher und wird durch den flüchtigſten Hinweis auf die Beſchaffenheit der unter dem beſtändigen Einfluſſe chriſtlicher Inſtitutionen ausgebildeten Sprache entkräftet. Man iſt darum noch kein orthodoxer Gläubiger, weil man helf Gott! ſagt, wenn der Nachbar nieſ't. Der Grund bedeutet nicht viel mehr, als der S. 67 aus Schiller's Sollicitation um einen Leipziger Stollen zur Feier der Weihnacht allenfalls zu abſtrahirende. S. 72 iſt endlich einmal ausdrücklich vom Carlos die Rede, der damals entſtand; bis dahin wird immer nur im Allgemeinen von Arbeiten geſprochen. „Willſt Du wiſſen — heißt es — wie weit ich in meiner Arbeit gekommen bin? Mitten in der letzten Scene des Marquis mit der Königin, die Du ja kennſt.

Jetzt fängt es an ſehr intereſſant zu werden, aber ich zweifle, ob meine Ausarbeitung nicht unter, tief unter meinem Ideale und dem Intereſſe der Situation bleiben wird. Noch habe ich keinen Pulsſchlag dieſer Empfindungen, von denen ich eigentlich bei dieſer Arbeit durchdrungen ſein ſollte. Ich habe keine Zeit ſie abzuwarten. Wiſſentlich muß ich mich übereilen — Dein Herz wird kalt bleiben, wo Du die höchſte Rührung erwartet hätteſt. Hier und da ein Funke unter der Aſche, und das iſt Alles!“ Intereſſanter Ausdruck einer Gemüths-Situation, in die nur ein Dichter hineingerathen kann, und an der ſich ſchärfer, wie an irgend einer, die Differenz veranſchaulichen läßt, die zwiſchen der Dichterkraft, als ſolcher, und dem allgemeinen geiſtigen Vermögen, deſſen ſpecifiſcher Ausfluß ſie iſt, wie jede andere, beſteht. Der Dichter weiß oft ſehr gut, was er machen ſoll, und kann es doch nicht machen; er hat alle Elemente beiſammen, aber ſie wollen nicht in einander aufgehen, und wenn er ſich zwingt, d. h. wenn er als Geiſt auszuführen ſucht, was er als Dichter nicht auszuführen vermag, ſo wird er immer etwas Vernunftgemäßes, dem Geſetz des zureichenden Grundes nicht Widerſprechendes, zugleich aber auch etwas Kaltes, Unlebendiges hervorbringen, das kein Herz ergreift und keine Phantaſie entflammt. Da nur wenig Dichter ſtreng genug gegen ſich ſelbſt ſind, um von den ihnen kommenden Ideen die-

jenigen, die ſich entweder überhaupt nicht, oder doch nicht ſogleich poetiſch geſtalten und darſtellen laſſen wollen, ganz und gar zu unterdrücken, ſo iſt es natürlich, daß uns eben ſo oft ein poetiſcher Gehalt in proſaiſcher Form geboten wird, als uns ein proſaiſcher Gehalt in poetiſcher Form ein Zeitungsartikel z. B. in Reimen, entgegentritt. Goethe in ſeinen ſpäteren Werken, in den Wanderjahren und im zweiten Theile des Fauſt, zeigt am beſten, was dabei herauskommt. S. 79, der Curioſität wegen werde es bemerkt, rühmt Schiller eine Blumauer'ſche Ode an den Nachtſtuhl und findet ſie ganz charmant. Da muß ſein hoher Geiſt in einer äußerſt milden Stimmung geweſen ſein; ſpäter verdammte er den guten Blumauer, ſo tief er verdammt werden konnte, und fand ſogar an dem in manchem Betracht doch einzigen Thümmel kaum noch eine genießbare Seite heraus. Ein Aufenthalt auf dem Lande bei ſchlechtem Wetter zwingt den Dichter, ſich durch Springen im Zimmer Motion zu machen; das Haus zittert dabei, und der Wirth fragt erſchrocken, was er befiehlt. Das iſt auch eine überraſchende Situation. S. 34, aus einem Briefe von Körner, erfährt man, daß der Verfaſſer der Räuber und des Fiesko keine Zeitungen lieſ't; Körner theilt ihm dafür einige politiſche Neuigkeiten mit, ſie betreffen Necker's Exil und Calonne's Entlaſſung, alſo die nächſten Vorboten der franzöſiſchen Staatsumwälzung. Ein Brief

vom 23 Juli 1787 zeigt uns den Dichter auf einmal, ohne daß vorher auch nur von der Reiſe die Rede geweſen wäre, in Weimar, und führt uns in ſein indefinibles, weil unklar bleibendes Verhältniß zu Charlotte von Kalb ein. Er bezeichnet ſie als eine „große, ſonderbare weibliche Seele, die einem größern Geiſt, als dem ſeinigen, zu ſchaffen geben könne.“ Dann kommt es zu Beſuchen bei Wieland, Herder, der Herzogin Mutter u. ſ. w., und wir erhalten eine köſtliche Gallerie von Miniatur-Bildern, die freilich nicht immer mit den in unſern Literaturgeſchichten ausgehängten übereinſtimmen. Zuerſt tritt uns der alte, gute Wieland entgegen, der Schiller'n ſchon bei der erſten Zuſammenkunft langweilt, der heute warm iſt, morgen wieder kalt, und deſſen ganzes Leben in raſchen und unvermittelten Umſprüngen beſteht. Dann erſcheint Herder, der von Schiller „nichts weiß, als daß er für etwas gehalten wird;“ der einen Tyrannen, den Herzog von Würtemberg, mit „Tyrannenhaß“ haßt; der Goethe mit „Leidenſchaft, mit einer Art von Vergötterung“ liebt, und überhaupt nur haſſen oder lieben kann. Ich glaube, Herder iſt durch dieſe wenigen Worte beſſer charakteriſirt, als durch die zweibändige Biographie ſeiner Frau. Poſſirlich taucht Vulpius auf; er will das Glück haben, den Herrn Rath Schiller zu ſehen und nimmt es, trotz ſeines weit und breit renommirten Rinaldo Rinaldini, nicht übel, ihm nicht

bekannt zu ſein. Nun kommt die Herzogin Mutter an die Reihe, die Schiller'n durchaus nicht gefällt. Deſto mehr iſt er während der Vorſtellung mit ſich ſelbſt zufrieden; man ſieht, ſeine Verbeugungen ſind ihm geglückt, er ſtaunt über ſeinen eigenen Anſtand. Das Reſultat der erſten Tage des Aufenthalts in Weimar iſt erhöhtes Selbſtvertrauen. „Die nähere Bekanntſchaft mit dieſen Weimar'ſchen Rieſen hat meine Meinung von mir ſelbſt verbeſſert!“ So erging es ſpäter auch Jean Paul. Freilich war Goethe nicht dort, ſondern in Italien, aber er wird gelegentlich von ſeinen Freunden gemalt, mitunter ſogar in effigie von ihnen gehenkt, dermalen mit Ausnahme Herders, desſelben Herders, der ihn nachher für eine Wolfsnatur erklärte. Im Ganzen hat man einen Eindruck, als ob man mit dem einen Auge den Sonnenuntergang ſähe, mit dem andern den Sonnenaufgang. Am 5. Auguſt 1787 ſchreibt Schiller: „Deinen Brief vom 2. Auguſt habe ich erhalten, er verſetzte mich wieder ganz zu Euch, und das war meine wohlthätigſte Empfindung ſeit langer Zeit. Es giebt für mich kein gewiſſeres und kein höheres Glück in der Welt mehr, als der vollſtändige Genuß unſerer Freundſchaft, die ganze unzertrennbare Vermengung unſeres Daſeins, unſerer Freuden und Leiden. Wir haben dieſes Ziel noch nicht erreicht, aber ich denke, wir ſollen es noch erreichen. Welchen Weg ich dazu einſchlagen werde,

wird der Gegenstand meiner folgenden Briefe sein. Ich bin darüber mit mir einig, aber ich muß Dir's und den Anderen erst abgewinnen, wenn ich meine Ideen Euch mittheilen darf. Der Anfang und der Umriß unserer Verbindung war Schwärmerei, und das mußte er sein; aber Schwärmerei, glaube mir's, würde auch nothwendig ihr Grab sein. Jetzt muß ein ernsthafteres Nachdenken und eine langsame Prüfung ihr Consistenz und Zuverlässigkeit geben. Jedes unter uns muß dem Interesse des Ganzen einige kleine Leidenschaften abtreten, und eine herzliche Liebe für Jedes unter uns muß in uns allen die erste und die herrschende sein. Seid Ihr hierin mit mir einig? Wohl. So versichere ich Euch, daß es die Grundlage aller Vorkehrungen sein wird, die ich jetzt für mein künftiges Leben treffe, und davon für jetzt genug." Das sind köstliche, gar nicht genug zu beherzigende Worte. Die wenigsten Menschen haben von einem wahren Freundschaftsverhältniß einen Begriff. Sie sehen nicht ein, daß ein solches Verhältniß eine Aufgabe ist, die von beiden Seiten mit Ernst und Anstrengung gelöst sein will, und daß es, statt im Genuß, in gemeinschäftlicher Thätigkeit, im gemeinschaftlichen Streben nach einem gleichen, aber auf doppeltem Wege von zwei, trotz aller Sympathie von einander verschiedenen Individuen zu erreichenden Ziel eine feste Basis haben muß, wenn es dauern soll. Sie finden sich darum immer in

ihren Erwartungen getäuſcht und oft am bitterſten, wenn ſie an den rechten Mann gerathen, denn dieſer erkennt bald, daß ſie nicht das Rechte von ihm wollen; ſie aber, ſtolz auf ihr von Empfindungen ſtrotzendes Herz, begreifen nicht, daß zwiſchen dem Stehenden und dem Gehenden ſo wenig ein Bund möglich iſt, wie zwiſchen dem Todten und dem Lebendigen. „Kannſt Du mir glauben, lieber Körner — heißt es in demſelben Brief dann weiter — daß es mir ſchwer — ja beinahe unmöglich fällt, Euch über Charlotte zu ſchreiben? Und ich kann Dir nicht einmal ſagen, warum. Unſer Verhältniß iſt — wenn Du dieſen Ausdruck verſtehen kannſt — wie die geoffenbarte Religion, auf den Glauben geſtützt. Die Reſultate langer Prüfungen, langſamer Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes ſind bei dieſer auf eine myſtiſche Weiſe avancirt, weil die Vernunft zu langſam dahin gelangt ſein würde. Derſelbe Fall iſt mit Charlotten und mir. Wir haben mit der Ahnung des Reſultates angefangen, und müſſen jetzt unſere Religion durch den Verſtand unterſuchen und befeſtigen. Hier wie dort zeigen ſich alſo nothwendig alle Epochen des Fanatismus, Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und dann wahrſcheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der allein ſeligmachende iſt. Es iſt mir wahrſcheinlich, daß der Keim einer unerſchütterlichen Freundſchaft in uns Beiden vorhanden iſt, aber er

wartet noch auf ſeine Entwickelung. In Charlottens Gemüth iſt übrigens mehr Einheit, als in dem meinigen, wenn ſie ſchon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen iſt. Lange Einſamkeit und ein eigenſinniger Hang ihres Weſens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und feſter gegründet, als bei mir der Fall ſein konnte mit dem ihrigen.

Ich habe Dir nicht geſchrieben, welche ſonderbare Folge meine Erſcheinung auf ſie gehabt hat. Vieles, was ſie vorbereitete, kann ich jetzt auch nicht wohl ſchreiben. Sie hat mich mit einer heftigen, bangen Ungeduld erwartet. Mein letzter Brief, der ihr meine Ankunft gewiß verſicherte, ſetzte ſie in eine Unruhe, die auf ihre Geſundheit wirkte. Ihre Seele hing nur noch an dieſem Gedanken — und als ſie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte ſie erſchöpft, und Freude wirkte bei ihr Lähmung. Sie war fünf, ſechs Tage nach der erſten Woche meines Hierſeins faſt jedem Gefühle abgeſtorben, nur die Empfindung dieſer Ohnmacht blieb ihr, und machte ſie elend. Ihr Daſein war nur noch durch konvulſiviſche Spannungen des Augenblicks hingehalten. Du kannſt urtheilen, wie mir in dieſer Zeit hier zu Muthe war. Ihre Krankheit, ihre Stimmung und dann die Spannung, die ich hieher brachte, die Aufforderung, die ich hier hatte! Jetzt fängt ſie an, ſich zu erholen, ihre Geſundheit ſtellt ſich wieder her, und ihr Geiſt

wird freier. Jetzt erſt können wir einander etwas ſein. Aber noch genießen wir uns nicht in einem zweckmäßigen Lebensplan, wie ich mir verſprochen hatte. Alles iſt nur Zurüſtung für die Zukunft. Jetzt erwarte ich mit Ungeduld eine Antwort von ihrem Manne auf einen wichtigen Brief, den ich ihm geſchrieben!“ Gewiß ein Verhältniß, womit Schiller's Biograph ſich gründlicher hätte beſchäftigen ſollen, da es auf Zeiten und Sitten, wie auf die betheiligten Perſonen ein gleich ſeltſames Licht wirft. Auch Gotter tritt noch in dieſem Briefe auf; er lieſ't den Don Karlos vor, um ihn zu discreditiren. Seite 133 kommt das erſte Wort über Goethe. „Dieſer Tage bin ich auch in Goethes Garten geweſen, beim Major von Knebel, ſeinem intimen Freunde. Goethes Geiſt hat alle Menſchen, die ſich zu ſeinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine ſtolze philoſophiſche Verachtung aller Spekulation und Unterſuchung, mit einem bis zur Affektion getriebenen Attachement an die Natur und einer Reſignation in ſeine fünf Sinne; kurz eine gewiſſe kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und ſeine ganze hieſige Secte. Da ſucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man ſich in leeren Demonſtrationen verfinge. Die Idee kann ganz geſund und gut ſein, aber man kann auch viel übertreiben. Aus dieſem Knebel wird hier erſtaunlich viel gemacht, und unſtreitig iſt er auch ein Mann

von Sinn und Charakter. Er hat viele Kenntniſſe und einen planen hellen Verſtand — wie geſagt, er kann Recht haben; aber es iſt ſo viel Gelebtes, ſo viel Sattes und grämlich Hypochondriſches in dieſer Vernünftigkeit, daß es einen beinahe mehr reizen könnte, nach der entgegengeſetzten Weiſe ein Thor zu ſein. Es wurde mir als eine nothwendige Rückſicht empfohlen, die Bekanntſchaft dieſes Menſchen zu machen, theils weil er hier für einen der geſcheidteſten Köpfe gilt, und zwar mit Recht, theils weil er nach Goethe den meiſten Einfluß auf den Herzog hat.“ Seite 136 heißt es: „Goethe wird von ſehr vielen Menſchen, auch außer Herder, mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Menſch, denn als Schriftſteller geliebt und bewundert. Herder gibt ihm einen klaren univerſaliſchen Verſtand, das wahrſte und innigſte Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles, was er iſt, iſt er ganz, und er kann, wie Julius Cäſar, vieles zugleich ſein. Nach Herder's Behauptung iſt er rein von allem Intriguengeiſt, er hat wiſſentlich noch Niemand verfolgt, noch keines Andern Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, ſelbſt im Kleinen ſeiner politiſchen Geſchäfte, und mit eben dieſem Eifer haßt er Myſtik, Geſchraubtheit, Verworrenheit.“ Leider kommt es ſpäter ganz anders. Aber ſchon dieſe Mittheilungen über Goethe, die doch durchaus wohlwollender Art ſind, geben Körner

zu herbem Tadel des Mannes, den sie betreffen, Anlaß. „Nach und nach wird mir das Bild von der dortigen Welt immer heller, aber ich kann nicht sagen, daß es mir den Wunsch erregte, unter solchen Menschen zu leben. Besonders gilt dieß von der Goethe'schen Secte, wenn ich anders Deine Schilderung von ihr recht gefaßt habe. Für den großen Haufen ist eine solche Beschränkung heilsam, und sie allgemeiner zu machen, ist gewiß ein Verdienst. Aber sich, selbst und seinesgleichen muß der größere Mensch davon ausschließen. Es fehlt nicht an Veranlassungen zu fruchtbarer Thätigkeit für jede höhere Seelenkraft, und diese ungebraucht zu lassen, ist Diebstahl an seinem Zeitalter. Freilich ist es bequemer, unter kleinen Menschen zu herrschen, als unter größeren seinen Platz zu behaupten. So lange noch im politischen oder schriftstellerischen Wirkungskreise für Goethe etwas zu thun übrig bleibt, das seines Geistes würdig ist, — und kann's ihm wohl daran fehlen? — so ist es unverantwortlich, seine Zeit im Naturgenusse zu verschwelgen, und mit Kräutern und Steinen zu vertändeln. Ich ehre die wahre Simplicität. Sie ist das Gepräge der Vollendung in aller menschlichen Thätigkeit, aber sie wird nicht blos durch Lavater'sche Kindlichkeit erreicht. Die höchste Anstrengung des menschlichen Geistes wird oft dazu erfordert, um da, wo Verworrenheit, Künstelei, Pedantismus herrschen, sie

wieder herzuſtellen oder zu ſchaffen. — Ich gebe zu, daß echter Naturgenuß uns in eine günſtige Stimmung für jede Thätigkeit verſetzt. Aber nicht die Natur als Natur erzeugt Begeiſterung, ſondern der Schatz von Vortrefflichkeiten, die ſie dem beſſeren Menſchen im Zuſtande der Unbefangenheit zur Betrachtung darbietet. Alſo nicht die lebloſe, die thieriſche Natur allein. Alle Spuren höherer menſchlicher Thätigkeit müſſen bei dem, der Sinn dafür hat, dieſelbe Wirkung hervorbringen, und warum dieſen Sinn ertödten? Verdient der Geiſt eines Raphael, eines Leibniz, eines Shakeſpear, eines Friedrich weniger Aufmerkſamkeit, als ein Gras, das ich zertrete? Und dieſe Begeiſterung kann bei dem großen Menſchen nicht zum unthätigen Schwelgen führen. Es iſt leicht geſagt, daß unſere Zeiten und Verhältniſſe uns zu keiner begeiſterungswürdigen Wirkſamkeit auffordern. Mit eben dem Rechte konnten die Griechen zu Sokrates Zeiten klagen, daß keine Ungeheuer mehr zu erlegen, keine Rieſen mehr zu bekämpfen waren, wie zu den Zeiten der Heroen. Andere Zeiten, andere Ungeheuer; Stoff zur Wirkſamkeit bleibt immer genug für den großen Mann. Er muß nur das Schwere herausſuchen, woran kleinere Menſchen ſich nicht wagen!“ Es iſt dieß ein äußerſt wichtiger Punkt, wegen deſſen man Goethe unendlich oft angegriffen hat, aber mit größtem Unrecht. Er wußte, daß man den Baum an der

Wurzel begießen muß, wenn die Zweige blühen ſollen. Andere glauben, ſie dürfen den Baum verſäumen, wenn ſie nur die Zweige pflegen, und dabei kommt denn Nichts heraus als verkrüppeltes Weſen. Derſelbe Körner'ſche Brief enthält eine vortreffliche Kritik der Herder'ſchen Philoſophie-Methode. „Sein ganzes Syſtem hat, ſo wie das Spinoza'ſche, einen großen Einwurf wider ſich, den er nicht weggeräumt hat. Wenn nämlich Gott das einzige Princip aller Thätigkeit in allen einzelnen exiſtirenden Weſen iſt, wo bleibt die Individualität? Was gewinnt man durch eine Hypotheſe, wogegen ſich das Selbſtgefühl der Perſönlichkeit ſträubt, als den troſtloſen Gedanken, daß alles, was der ausgebildetſte Menſch zu ſeiner Vervollkommnung gethan hat, nach ſeinem Tode keine Spur zurück läßt? Die unendliche Kraft, die ihn beſeelte, iſt keines Wachsthums fähig. Sie vertauſcht nur ihren Wirkungskreis, und kann durch dieſen Tauſch nichts gewinnen. Auch im Kleinſten iſt ſie unendlich; und iſt Dir der Begriff einer Gottheit denkbar, die ſich ſelbſt auf unendliche mannigfaltige Weiſe beſchränkt, um durch dieſe Beſchränkungen Individuen hervorzubringen?“ Das iſt der Knoten, den auch Hegel's Ausdruck, der Geiſt ſpiele mit ſich ſelbſt, der Löſung um Nichts näher brachte. Das Allgemeine mit ſeinem Trieb, ſich zu individualiſiren, das Individualiſirte mit ſeiner Unfähigkeit, ſich als ſolches zu behaupten, wer will dieſen Dua-

lismus in der Weltwurzel auf eine Einheit zurückführen! Nun macht Schiller in Jena Reinhold's Bekanntschaft, und wird durch diesen zu Kant geführt. „Gegen Reinhold bist Du ein Verächter Kant's, denn er behauptet, daß dieser nach hundert Jahren die Reputation von Jesus Christus besitzen müsse." Die Schilderung, die er von Reinhold macht, zeugt von seinem Tiefblick in Bezug auf Menschen. „Uebrigens — schreibt er — folgere nicht, das Reinhold und ich Freunde sein müssen oder schon sind. Reinhold kann nie mein Freund werden, ich nie der Seinige, ob er es gleich zu ahnen glaubt. Wir sind sehr entgegengesetzte Wesen. Er hat einen kalten, klarsehenden, tiefen Verstand, den ich nicht habe und nicht würdigen kann; aber seine Phantasie ist arm und enge, und sein Geist begrenzter als der Meinige. Die lebhafte Empfindung, die er im Umgange über alle Gegenstände des Schönen und Sittlichen ergiebig und verschwenderisch verbreitet, ist aus einem fast vertrockneten, ausgesogenen Kopfe und Herzen unnatürlich hervorgepreßt. Er ermüdet mit Gefühlen, die er suchen und zusammenscharren muß. Das Reich der Phantasie ist ihm eine fremde Zone, worin er sich nicht wohl zu orientiren weiß. Seine Moral ist ängstlicher als die Meinige, und seine Weichheit sieht nicht selten der Schlappheit, der Feigheit ähnlich. Er wird sie nie zu kühnen Tugenden oder Verbrechen, weder im

zu herbem Tadel des Mannes, den sie betreffen, Anlaß. „Nach und nach wird mir das Bild von der dortigen Welt immer heller, aber ich kann nicht sagen, daß es mir den Wunsch erregte, unter solchen Menschen zu leben. Besonders gilt dieß von der Goethe'schen Secte, wenn ich anders Deine Schilderung von ihr recht gefaßt habe. Für den großen Haufen ist eine solche Beschränkung heilsam, und sie allgemeiner zu machen, ist gewiß ein Verdienst. Aber sich selbst und seinesgleichen muß der größere Mensch davon ausschließen. Es fehlt nicht an Veranlassungen zu fruchtbarer Thätigkeit für jede höhere Seelenkraft, und diese ungebraucht zu lassen, ist Diebstahl an seinem Zeitalter. Freilich ist es bequemer, unter kleinen Menschen zu herrschen, als unter größeren seinen Platz zu behaupten. So lange noch im politischen oder schriftstellerischen Wirkungskreise für Goethe etwas zu thun übrig bleibt, das seines Geistes würdig ist, — und kann's ihm wohl daran fehlen? — so ist es unverantwortlich, seine Zeit im Naturgenusse zu verschwelgen, und mit Kräutern und Steinen zu vertändeln. Ich ehre die wahre Simplicität. Sie ist das Gepräge der Vollendung in aller menschlichen Thätigkeit, aber sie wird nicht blos durch Lavater'sche Kindlichkeit erreicht. Die höchste Anstrengung des menschlichen Geistes wird oft dazu erfordert, um da, wo Verworrenheit, Künstelei, Pedantismus herrschen, sie

wieder herzuſtellen oder zu ſchaffen. — Ich gebe zu, daß echter Naturgenuß uns in eine günſtige Stimmung für jede Thätigkeit verſetzt. Aber nicht die Natur als Natur erzeugt Begeiſterung, ſondern der Schatz von Vortrefflichkeiten, die ſie dem beſſeren Menſchen im Zuſtande der Unbefangenheit zur Betrachtung darbietet. Alſo nicht die lebloſe, die thieriſche Natur allein. Alle Spuren höherer menſchlicher Thätigkeit müſſen bei dem, der Sinn dafür hat, dieſelbe Wirkung hervorbringen, und warum dieſen Sinn ertödten? Verdient der Geiſt eines Raphael, eines Leibniz, eines Shakeſpear, eines Friedrich weniger Aufmerkſamkeit, als ein Gras, das ich zertrete? Und dieſe Begeiſterung kann bei dem großen Menſchen nicht zum unthätigen Schwelgen führen. Es iſt leicht geſagt, daß unſere Zeiten und Verhältniſſe uns zu keiner begeiſterungswürdigen Wirkſamkeit auffordern. Mit eben dem Rechte konnten die Griechen zu Sokrates Zeiten klagen, daß keine Ungeheuer mehr zu erlegen, keine Rieſen mehr zu bekämpfen waren, wie zu den Zeiten der Heroen. Andere Zeiten, andere Ungeheuer; Stoff zur Wirkſamkeit bleibt immer genug für den großen Mann. Er muß nur das Schwere herausſuchen, woran kleinere Menſchen ſich nicht wagen!“ Es iſt dieß ein äußerſt wichtiger Punkt, wegen deſſen man Goethe unendlich oft angegriffen hat, aber mit größtem Unrecht. Er wußte, daß man den Baum an der

ganz abgeneigt, Wieland's Schwiegersohn zu werden. „Ich glaube — schreibt er am 19. November 1787 — Wieland kennt mich noch wenig genug, um mir seinen Liebling, seine zweite Tochter nicht abzuschlagen, selbst jetzt nicht, da ich nichts habe. Das Mädchen kenne ich nicht, gar nicht, aber siehst Du, ich würde sie ihm heute abfordern, wenn ich glaubte, daß ich sie verdiente. Es ist sonderbar, ich verehre, ich liebe die herzliche, empfindende Natur, und eine Kokette, jede Kokette kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich, durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug. Ich habe hohe Begriffe von häuslicher Freude, und doch nicht einmal so viel Sinn dafür um mir sie zu wünschen. Ich werde ewig isolirt bleiben in der Welt, ich werde von allen Glückseligkeiten naschen, ohne sie zu genießen. Auf die Wieland zurückzukommen: ich sage Dir, ich glaube, daß mich ein Geschöpf, wie dieses, glücklich machen könnte, wenn ich so viel Egoismus hätte, glücklich sein zu können, ohne glücklich zu machen, und an dem letztern zweifle ich sehr. Bei einer ewigen Verbindung, die ich eingehen soll, darf Leidenschaft nicht sein, und darum habe ich bei diesem Falle mich schon verweilt. Ich kenne weder das Mädchen, noch weniger fühle ich einen Grad von Liebe, weder Sinnlichkeit noch Platonismus — aber die innigste Gewißheit, daß es ein gutes Wesen ist, daß es tief

empfindet und ſich innig attachiren kann, mit der Rückſicht zugleich, daß ſie zu einer Frau ganz vortrefflich erzogen iſt, äußerſt wenig Bedürfniſſe und unendlich viel Wirthſchaftlichkeit hat!“ Man wird ſpäter ſehen, wie dieſes Sichſelbſtkonſtruiren, das dem höheren Menſchen nun einmal eigen iſt, Schiller täuſchte, und daß er ſo gut glücklich zu machen verſtand, als er glücklich zu werden fähig war. Vortrefflich antwortet ihm Körner. Ein Ausflug Schiller's nach Meiningen gibt ihm zu einem allerliebſten Genre-Bildchen Gelegenheit, daß er ſo gewandt auffängt, wie ein hurtiger Knabe den Schmetterling, der an ihm vorüber fliegt. „Ich habe in der Gegend einige intereſſante Familien gefunden. Z. B. da iſt auf einem Dorfe Hochheim eine edelmänniſche Familie von fünf Fräulein, und zuſammen von zehn Perſonen, die die alten Patriarchen- oder Ritterzeiten wieder aufleben läßt. Niemand in der Familie trägt etwas, was nicht da gemacht wird. Schuhe, Tuch, Seide, alle Meubles, alle Bedürfniſſe des Lebens und faſt alle des Luxus, werden auf dem Gute erzeugt und fabricirt, vieles von den Händen des Frauenzimmers, wie die Prinzeſſinnen in der Bibel und in den Zeiten der Chevalerie zu thun pflegten. Die äußerſte Reinlichkeit, Ordnung ſelbſt nicht ohne Glanz und Schönheit gefällt dem Auge; von den Fräulein ſind einige ſchön, und alle ſind einfach und wahr wie die Natur, in der ſie leben. Der Vater iſt ein wackerer,

braver Landjunker, ein vortrefflicher Jäger und ein gutherziger Wirth, auch ein burschikoser Tabakscompagnon. Zwei Stunden von da sieht man auf einem anderen Dorfe gerade das Gegentheil. Hier wohnt der Kammerherr von S., den Ihr in Dresden gesehen habt, mit einer Frau und neun Kindern auf einem hochtrabenden, fürstlichen Fuß. Hier ist statt eines Hauses ein Schloß, Hof statt Gesellschaft, Tafel statt Mittagessen. Die Frau ein vaporöses, falsches, intriguantes Geschöpf, dabei aber häßlich wie die Falschheit, und übrigens voll guten französischen Tons. Ein Fräulein ist recht hübsch, aber der Teufel regierte die Mutter, das sie sie nicht mit uns reisen lassen wollte. Herr von S. ist ein imposanter Mensch von sehr viel guten und glänzenden Eigenschaften, voll Unterhaltung und Anstand, dabei ein Libertin in hohem Grade. Er ist der Onkel Charlottens, und schätzt sie sehr hoch." Aus Rudolstadt berichtet er: „ich habe wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen gelernt. Eine Frau von Lengenfeld lebt da mit einer verheiratheten und einer noch ledigen Tochter. Beide Geschöpfe sind, ohne schön zu sein, anziehend, und gefallen mir sehr!" Eins dieser „anziehenden" Geschöpfe brachte es später bekanntlich weit bei ihm, es wurde seine Frau, trotz dem, daß er noch in demselben Briefe sagt: „Eine Frau, die ein vorzügliches Wesen ist, macht mich nicht glücklich, oder ich habe mich nie

gekannt!“ Don Carlos führt ihn auf die Geschichte des Abfalls der Niederlande, und Strada, Grotius, Reid u. s. w. werden eine Zeitlang seine Vertrauten. „Meine niederländische Rebellion kann ein schönes Produkt werden; und wahrscheinlich wird es viel thun. Im Merkur des folgenden Januars erscheint etwas davon, das Euch vorläufig eine Idee geben wird. Alles macht mir hier seine Glückwünsche, daß ich mich in die Geschichte geworfen, und am Ende bin ich ein solcher Narr, es selbst für vernünftig zu halten. Wenigstens versichere ich Dir, daß es mir ungemein viel Genuß bei der Arbeit giebt, und daß auch die Idee von etwas Solidem, das heißt etwas, das ohne Erleuchtung des Verstandes dafür gehalten wird, mich dabei sehr unterstützt; denn bis hieher war ich doch fast immer mit dem Fluche belastet, den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt hat!“ In Weimar hätte man eher Condolationen erwarten sollen. „Goethe's Zurückkunft ist ungewiß, und seine ewige Trennung von Staatsgeschäften bei Vielen schon wie entschieden. Während er in Italien malt, müssen die Voigts und Schmidts für ihn wie die Lastthiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Besoldung von achtzehnhundert Thalern, und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Last tragen.“ Ein Pröbchen von der Malerei der guten Freunde,

auf die ich oben aufmerkſam machte. Daß Schiller's Verhältniß zu Wieland ein immer intimeres wird, macht Körner nicht eiferſüchtig, aber ängſtlich. „Deine faſt ausſchließende Anhänglichkeit an Wieland erregt einige Beſorgniſſe bei mir, über die ich eine befriedigende Antwort von Dir wünſchte. Alles kommt darauf an, ob Wieland mehr als ein geſchickter Künſtler, mehr als ein ausgebildeter Menſch iſt. Wäre er nur dieß, ſo könnte es leicht kommen, daß Du ihm das, was er an Geſchmack, Beleſenheit, Kunſtfertigkeit in einigen Gattungen, Studium der Formen, kurz an Kultur als Menſch und Künſtler vor Dir voraus hat, zu hoch anrechneteſt; daß es ihm gelänge, Dich zu ſich herabzuziehen, da er ſich zu Dir nicht aufſchwingen könnte; daß er Dich endlich dahin brächte, Dich unter das Joch einer ängſtlichen, auf Convention gegründeten Kritik zu beugen, und „Deinen ſchönſten Sünden zu fluchen.“ Ich kenne kein Produkt von Wieland, das ſich durch Größe auszeichnete, und es ſollte mich daher ſehr wundern, wenn er für fremde Größe echtes Gefühl hätte. Haſt Du ihn auch geprüft, ob es der Gehalt Deiner Ideen oder Deine Talente in Anſehung der Form ſind, was er an dir ſchätzt? Ich gebe zu, daß es Gewinn für Dich iſt, wenn ſein verfeinerter Geſchmack Dich auf Fehler in Deinen Arbeiten, in Rückſicht auf Zweckmäßigkeit, in Anordnung des Ganzen, auf Präciſion des Ausdrucks, auf relative Wahrheit des

Gedankens aufmerksam macht, die Dir entwischt sind. Aber es giebt eine Verzärtelung des Geschmacks, bei der jede Größe Carricatur scheint, die jede Idee zurückweist, welche keiner niedlichen Einkleidung fähig ist. Und selbst eine zu ängstliche Beobachtung aller Kunstvortheile muß die Begeisterung lähmen. Wer ein Raphael sein kann, darf kein Correggio werden wollen. Mag dieser immer für den Künstler in der Art der Darstellung Vorzüge haben; jener wird unter den edleren Menschen aller Zeitalter nie seine Wirkung verfehlen. Ich komme immer darauf zurück, daß Du Herder nicht vernachläßigen solltest. Er hat Proben eines emporstrebenden, vielumfassenden Geistes gegeben. Eure Köpfe, dächte ich, müßten sich gegenseitig befruchten. Wie ich mir Herder denke, so kann er Dir kecker unter die Augen treten, als Wieland, und je weniger Ihr mit einander collidirt, desto mehr unerwartete Berührungspunkte müßt Ihr gegenseitig finden." Alles dieß ist nicht allein wahr und wichtig für den vorliegenden Fall, es gilt für alle Fälle. Auch die Beschäftigung Schiller's mit der Geschichte ist dem Freunde bedenklich. Hier verfällt er aber, so viel Richtiges er auch über die Geschichte als Wissenschaft ausspricht, in denselben Fehler, in den er verfiel, als er Goethe's Versenkung in die Natur anfocht. Der Dichter, wenn er anders als solcher nicht bloß in Commersbüchern und Vergißmeinnicht-Almanachen prangen

will, hat gar nichts Wichtigeres zu thun, als ſich des ganzen Gehaltes der Welt und der Zeit nach Kräften zu bemächtigen, denn dieſer iſt es ja, dem er eine neue Form aufdrücken ſoll. Er wagt weit weniger, wenn er das, was vor ihm gedichtet wurde, auf ſich beruhen läßt, als wenn er ſich träge an einer der großen Schatzkammern vorbeiſchleicht, in denen die Menſchheit ihre Schätze aufbewahrt, und zu dieſen gehört doch wohl auch die Geſchichte. Wenn Schiller's Gegengründe daher auch nur wenig beſagen wollen, da er ſie hauptſächlich von der Nützlichkeit und Gründlichkeit der Geſchichte und von den Ausſichten, die ſie für's bürgerliche Leben eröffnet, hernimmt, ſo hat er dennoch Recht. Er läßt ſich auch nicht ablenken und ſpricht bei dieſer Gelegenheit zugleich, ohne ſich an ſeinen früheren Zweifel, ob er ein weibliches Weſen auch wohl werde glücklich machen können, länger zu kehren, ſeinen feſten Entſchluß aus, zu heirathen. „Mein Lieber — ſchreibt er — dabei bleibt es, daß ich heirathe. Könnteſt Du in meiner Seele ſo leſen wie ich ſelbſt, Du würdeſt keine Minute darüber unentſchieden ſein. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit ſind in mir abgenützt; dieſen einzigen habe ich noch nicht verſucht. Ich führe eine elende Exiſtenz, elend durch den inneren Zuſtand meines Weſens. Ich muß ein Geſchöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an deſſen

Daſein mein Eigenes ſich erfriſchen kann. Du weißt nicht, wie verwüſtet mein Gemüth, wie verfinſtert mein Kopf iſt — und alles dieſes nicht durch äußeres Schickſal, denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut, ſondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung, in mein Daſein verflechte, Hoffnung, die faſt ganz aus mir verſchwunden iſt; wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, ſo iſt es um mich geſchehen. Eine philoſophiſche Hypochondrie verzehrt meine Seele, alle ihre Blüten drohen abzufallen. Glaube nicht, daß ich Dir hier die Laune eines Augenblicks gebe. So war ich noch bei Euch, ohne es mir ſelbſt klar zu machen, ſo bin ich faſt die ganze Zeit meines Hierſeins geweſen, ſo kennt mich Charlotte ſeit langer Zeit. Mein Weſen leidet durch dieſe Armuth, und ich fürchte für die Kräfte meines Geiſtes.

Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. Freundſchaft, Geſchmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohlthätiger, häuslicher Empfindungen mich für die Freude ſtimmt und mein erſtarrtes Weſen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt als ein iſolirter, fremder Menſch in der Natur herumgeirrt, und habe nichts als Eigenthum beſeſſen. Alle Weſen, an die ich mich feſſelte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war,

als ich, und damit kann ſich mein Herz nicht behelfen. Ich ſehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Exiſtenz, und das iſt das Einzige, was ich jetzt noch hoffe.“ Jetzt giebt es zwiſchen beiden Freunden eine höchſt poſſirliche Controverſe. Schiller iſt ſo peinlich-ſolide, daß er im Gefühl, bloß zur Kurzweil anderer Leute zu exiſtiren, nach Körner's Ausdruck kaum noch einem Brotbäcker unter die Augen zu treten wagt. Körner, der praktiſche Juriſt, muß ſich in Athem ſetzen, dem Verfaſſer des Carlos die Dichtkunſt, die er in den Winkel geworfen hat, wie eine abgeſchabte Weihnachtsnuß, wieder ein wenig zu vergolden, damit er ſie nur nicht obendrein mit Füßen tritt. Das war übrigens einer der beſten Beweiſe für Schiller's wahren Beruf. Wer immer vor der Muſe auf den Knien liegt, den hat ſie nie erhört. Nun erſcheint eine Probe aus der Geſchichte des Abfalls der Niederlande. Körner lobt ſie, findet den Styl aber zu ſehr überladen mit Schmuck. Schiller räumt das ohne Weiteres ein, und führt nur zu ſeiner Entſchuldigung an, daß der Uebergang vom Dichter zum Geſchichtſchreiber kein leichter ſei. Gleich darauf taucht der Geiſterſeher auf, von dem es heißt, daß er fortgeſetzt werde, von dem der Anfang alſo in eine frühere Zeit fällt. „Er wird ſchlecht, ſchlecht, ich kann nicht helfen!“ Vergebens ſieht man ſich in der ganzen Correſpondenz nach einem Fingerzeig über den Urſprung dieſes merkwür-

digen Torso's um, der unter Schiller's poetischen Werken wahrlich höher anzuschlagen ist, als der Verfasser hier zu thun scheint. Einen sehr trüben Eindruck macht folgende Stelle: „Falsche Discretion hat mich abgehalten, von Wieland zu fordern, den ich gerade jetzt nicht solvendo glaubte; zugleich fürchtete ich, durch ein voreiliges Fordern meinem Kontrakte überhaupt Schaden zu thun, wenn er allenfalls Willens gewesen wäre, mich en gros und nicht pro Bogen zu bezahlen. Da dieses indessen noch sehr zweifelhaft ist, so glaube ich ganz recht gethan zu haben, daß ich Deinem Rathe folgte, und mir fünfzig Thaler auf Abschlag von ihm bezahlen ließ, welches ganz ohne Schwierigkeit ablief. Ich bin also meiner Verlegenheit überhoben, und an der Brit'schen Schuld sind doch hundert Thaler abgetragen. Die anderen will ich durch Crusius besorgen lassen, weil ich mich hier recht gut durch die Einnahme von der Thalia und dem Merkur hinhalten kann. Die Dalberg'schen Gelder rechne ich nicht, weil er mich immer mit meinem Wechsel bei der deutschen Gesellschaft chicaniren kann. Im Ganzen genommen ist mir doch jetzt leichter um's Herz, weil ich ohne Mühe, d. h. ohne mich zu überspannen, jetzt mehr erwerbe, als ich aufgehen lasse. Ich bin also doch auf dem Wege zur Genesung, und so langsam vielleicht auch mein Schuldenzahlen geht, so geht es doch, und das ist mehr als ich seit neun

und zwanzig Jahren mich erinnern kann. Schlägt die niederländiſche Rebellion ein, daß innerhalb zweier Jahre eine neue Auflage zu machen iſt, ſo habe ich gleich gegen vierhundert Thaler bar und ohne Mühe verdient; denn unter vier Alphabeten beträgt ſie nicht, und Cruſius hat mir für die zweite Edition vier Thaler zugeſagt. Da mich Riga bezahlt hat, ſo kann ich dieſes Theater auch künftig bei meinen Stücken rechnen, und dann habe ich Ausſichten auf's weimarſche, weil mein Fiesko dort, wie Du weißt, eingeſchlagen, uud meines Namens Gedächtniß alſo dort geſtiftet iſt. In einigen Jahren verhilft mir eine General-Edition meiner Stücke dann auch zu einer baren Summe. Kleinere Aufſätze für den Merkur, die ich in dieſer Zeit zu Stande bringen muß, nebſt den ſchon vorhandenen in der Thalia und anderswo, geben Stoff zu einigen Bänden vermiſchter Schriften, ſo wie meine Gedichte ſich bis dahin zu einer honetten Sammlung häufen. Das ſind alſo meine Ruhepunkte für's Künftige, die ich mir darum gegenwärtig mache, um Muth und Freude bei mir zu erhalten; auch Dir, denke ich, ſollen ſie, in meiner Seele, angenehm ſein, und übertrieben wirſt Du ſie nicht finden.

Laß mich doch wiſſen, ob Du wegen Deiner Ausgaben nicht verlegen biſt, oder werden kannſt; dieß wird mich ſehr beruhigen. Es kränkte mich längſt, daß ich Dir bis jetzt noch gar nicht habe Wort halten können, weil Du vielleicht doch bei

Deinem Arrangement darauf gerechnet hatteſt. Du kennſt zwar meine ganze Lage und mein Weſen, und daß es Dir nie einfallen konnte, mir darüber böſe zu ſein, weiß ich auch — aber dann ſehe ich wieder nicht ein, warum Du von meinem ſchlimmen Schickſale leiden ſollſt, und warum ich Dich darein verflochten habe? Biſt Du aber nicht genirt, ſo tröſte ich mich mit der Ausſicht, auch dieſen Berg endlich abzuwälzen und die angenehme Zeit zu erleben, wo das fatale Wort: Geld, nie unter Dir und mir mehr genannt werden wird." Das macht ſo viel begreiflich. Gelegentlich trat zwar das Schickſal in's Mittel, indem es ihm eine Rathsherrnſtelle in Schweinfurt mit leidlichem Gehalt und mit einer wohl conditionirten Frau obendrein offerirte. Er ſtieß ſein Glück von ſich und „die Götter waren gerettet," ſahen alſo auch geduldig zu, wenn die Mannheimer Buchhändler Auflage nach Auflage von ſeinen Werken veranſtalteten, ohne ihn zu bezahlen. Zu einigem Erſatz wird Schiller Recenſent an der Jenaer Literatur-Zeitung, und erhält unter den erſten Novitäten Goethe's Egmont zur Beſprechung zugeſandt, über den er denn die bekannte Recenſion ſchreibt, die kein Leſer des Stückes billigen wird, aber Jeder, der es aufführen ſieht. Während deſſen erſcheint der alte Gleim in Weimar und gewinnt Schiller's Intereſſe in ſo hohem Grade, wie ſeine liebevolle Natur es verdiente. Auch Goethe's Rück-

kehr aus Italien naht heran. Wie dieſer aber nach Weimar kommt, iſt Schiller nicht da, ſondern in Volkſtädt, und verliert ſein Herz. Herder wird, wie wir Seite 326 erfahren, im Glauben geſtärkt, und erlebt ein Wunder; ihm werden von unbekannter Hand 2000 Thaler zum Geſchenk gemacht. Das kam damals öfter vor, denn es beſtand zwiſchen Publikum und Schriftſteller ein ganz anderes Verhältniß, wie jetzt; man denke an Asmus, an Hamann, an Jean Paul. Schiller, der Verfaſſer der Götter Griechenlands, erlebte nichts Aehnliches, doch erhielt er auch keine Fauſtſchläge auf den Kopf für ſeine contreband'nen Gedanken, wie Shelley, und war alſo noch immer bevorzugt. Der deutſche Merkur bringt die Briefe über den Don Carlos, die Körner ſehr lobt, und mit gutem Grund. Leider ſind ſie bis jetzt noch einzig in ihrer Art, und werden es wohl noch lange bleiben; denn obgleich wir Alle wiſſen, wie vortrefflich unſere Dutzend-Kritiker ſich auf die Zergliederung eines tiefſinnigen Kunſtwerkes verſtehen, und obgleich bei uns noch nie ein's hervorgetreten iſt, das nicht im Anfange auf den Kopf geſtellt worden wäre, ſo ſind wir doch weit davon entfernt, dem Verfaſſer auch nur das Recht auf ein den ärgſten Mißverſtändniſſen vorbeugendes Vorwort einzuräumen, geſchweige auf ähnliche Abhandlungen, die doch eben deswegen, weil ſie die allgemeinen Kunſtgeſetze ſtets auf einen concreten Fall beziehen

würden, ſo unendlich fruchtbar ſein könnten. Ueber Goethe heißt es: „Ich bin ſehr neugierig auf Goethe; im Grunde bin ich ihm gut, und es ſind Wenige, deren Geiſt ich ſo verehre!“ Im Grunde! Warum auch nicht? Man ſieht, die alte bekannte Regel, daß immer etwas hängen bleibe, beſtätigt ſich ſelbſt an einem Schiller. Der Menſchenfeind, das nicht fertig gewordene bürgerliche Trauerſpiel, wird mehrfach hervorgenommen, aber immer nur, um wieder bei Seite gelegt zu werden. Es war, nach den uns erhaltenen Scenen zu urtheilen, nicht großartig genug angelegt, um nach dem Carlos noch möglich zu ſein. Das bürgerliche Trauerſpiel vermag ſich nur dann neben dem hiſtoriſchen zu erhalten, wenn es ſeinen Gehalt aus den Verhältniſſen ſchöpft und ſich vor aller überflüſſigen Miniaturmalerei hütet. Der Schiller'ſche Menſchenfeind aber ging auf Pſychologie aus, und war ſchon im Problem ohne Tiefe. Am 12. September 1788 kann Schiller endlich von Goethe erzählen: „Ich habe — ſchreibt er — vergangenen Sonntag beinahe ganz in ſeiner Geſellſchaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau v. Stein und der Frau v. S., der, die Du im Bade geſehen haſt, beſuchte. Sein erſter Anblick ſtimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieſer anziehenden und ſchönen Figur beigebracht hatte. Er iſt von mittlerer Größe, trägt ſich ſteif und geht auch ſo; ſein Geſicht iſt verſchloſſen, aber

ſein Auge ſehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an ſeinem Blicke. Bei vielem Ernſt hat ſeine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er iſt brünett und ſchien mir älter auszuſehen, als er meiner Berechnung nach wirklich ſein kann. Seine Stimme iſt überaus angenehm, ſeine Erzählung fließend, geiſtvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor iſt, welches diesmal ſo ziemlich der Fall war, ſpricht er gern und mit Intereſſe. — Unſere Bekanntſchaft war bald gemacht und ohne den mindeſten Zwang; freilich war die Geſellſchaft zu groß und alles auf ſeinen Umgang eiferſüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte ſein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm ſprechen können. Er ſpricht gern und mit leidenſchaftlichen Erinnerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendſte und gegenwärtigſte Vorſtellung von dieſem Lande und dieſen Menſchen. Vorzüglich weiß er einem anſchaulich zu machen, daß dieſe Nation mehr als jede andere europäiſche in gegenwärtigen Genüſſen lebt, weil die Milde und Fruchtbarkeit des Himmelsſtriches die Bedürfniſſe einfacher macht und ihre Erwerbung erleichtert. — Alle ihre Laſter und Tugenden ſind die natürlichen Folgen einer feurigen Sinnlichkeit. Er eifert ſehr gegen die Behauptung, daß in Neapel ſo viele müßige Menſchen ſeien. Das Kind von fünf Jahren

ſoll dort ſchon anfangen zu erwerben; aber freilich iſt es ihnen weder nöthig noch möglich, ganze Tage, wie wir thun, der Arbeit zu widmen. In Rom iſt keine Debauche mit ledigen Frauenzimmern, aber deſto hergebrachter mit verheiratheten. Umgekehrt iſt es in Neapel. Ueberhaupt ſoll man in der Behandlung des anderen Geſchlechts hier die Annäherung an den Orient ſehr ſtark wahrnehmen. Rom, meint er, müſſe ſich erſt durch einen längeren Aufenthalt den Ausländern empfehlen. In Italien ſoll ſich's nicht theuer und kaum ſo theuer leben, als in der Schweiz. Die Unſauberkeit ſei einem Fremden faſt ganz unausſtehlich." Körner antwortet darauf: „Freundſchaft erwarte ich nicht (zwiſchen Euch Beiden), aber gegenſeitige Reibung und dadurch Intereſſe für einander." Eigentlich war das ein prophetiſches Wort. Körner macht ihm bei Gelegenheit einer Lectüre der Histoire de mon temps den wunderlichen und doch von Schiller nicht zurückgewieſenen Vorſchlag zu einem epiſchen Gedicht aus der Geſchichte Friedrichs des Großen. Glücklicherweiſe iſt davon nie etwas ausgeführt worden; es wäre noch mehr Zeit- und Kraftverſchwendung geweſen, wie Goethe's Achilleis. Recht dagegen hat Schiller, wenn er meint, daß er die Schwierigkeiten, die aus der ſo nahen Modernität des Sujets entſtänden, nicht zu fürchten brauche, denn was geſtern geſchah, kann ſchon heute ein Stoff für die Kunſt ſein, und

wenn das Werk mißlingt, ſo liegt die Schuld am Dichter, deſſen unzulängliche Kraft einer Aufgabe aus der Gegenwart gegenüber allerdings leichter Blößen gibt, als wenn ſie es mit einer in Nebel eingehüllten Vergangenheit zu thun hat, ſie liegt nie am Gegenſtand. Das Verhältniß mit Charlotte von Kalb geht zu Ende. „Es iſt eine Verſtimmung unter uns — ſchreibt Schiller — worüber ich Dir mündlich einmal mehr ſagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe, ſie iſt ein geiſtvolles, edles Geſchöpf, ihr Einfluß auf mich aber iſt nicht wohlthätig geweſen!“ Ein neues Räthſel am Schluß, ſtatt der Löſung. Körner iſt fruchtbar an Vorſchlägen; es kommt noch einer zu hiſtoriſchen Romanen, wie Walter von Montbarri und Hermann von Unna. Dießmal acceptirt Schiller freilich nicht. Auch Huber, der ſpätere Mann der Thereſe Forſter-Heyne, der bisher immer wie ein blaſſer Schatten neben den Freunden herlief, tritt hervor, und zwar als Dramatiker mit ſeinem heimlichen Gericht. Bei dieſer Gelegenheit ſpricht Schiller ein köſtliches Wort. „Er hat — ſagt er — keinen dramatiſchen Styl, ſein Fehler iſt, daß er ſich über einen Gedanken ganz ausſchüttet, und das ſoll man nie.“ Am Schluß des Bandes realiſirt ſich für Schiller endlich eine Ausſicht. Er wird Profeſſor extraordinarius ohne Fixum und mit der Verpflichtung, vorher zu disputiren. Körner iſt damit ſehr

unzufrieden und meint, Schiller gewinne nichts durch den Professor-Titel, wohl aber gewinne die Akademie durch ihn.

Wir müssen hier, wo wir von Schiller, dem Strebenden, Abschied nehmen, eine Pause machen. Die spätern Bände führen uns den Mann vor, der weiß, was er will und soll. Sie bieten uns vielfache Gelegenheit, auf den ersten zurück zu kommen.

„Mit 1788 hat meine bisherige weltbürgerische Lebensart ein Ende, und ich werde in diesem als ein unnützer Diener des Staats erscheinen.“ So beginnt Schiller seinen Neujahrswunsch an Körner, und er hatte Ursache, den Lebensabschnitt mit einem rothen Strich zu bezeichnen, denn die Zeit, wo sich zu seinen fruchtbaren inneren Kämpfen auch noch die schmählichen äußeren mit Noth und Mangel gesellten, war vorüber. Wir können jedoch die Leidensperiode, die jetzt hinter ihm lag, nicht verlassen, ohne uns noch einen kurzen Rückblick zu erlauben und einige Betrachtungen, die für die Gegenwart wichtig sind, an diesen zu knüpfen. Während des ganzen ersten Bandes, der doch eine beträchtliche Reihe von Jahren umfaßt, sahen wir Schiller nicht aus der Misere herauskommen; dennoch that er in diesem Zeitraume den Riesenschritt von den Räubern zum Carlos. Dies beweist, daß die innere Entwicklung

eines von der Natur hinreichend ausgeſtatteten Geiſtes nicht ſo ſehr von der äußeren Lage abhängt, wie man gewöhnlich annimmt, und daß ein Jeder ſich irrt, der der Welt ſeine Meiſterſtücke nur darum ſchuldig zu bleiben glaubt, weil die Welt ihm ſeine Renten ſchuldig geblieben iſt. Jean Paul that der Armuth in ſeinen lyriſch-idylliſchen Romanen ſicher zu viel Ehre an, als er ſie zu verherrlichen ſuchte; ſie iſt ein Fluch unter allen Umſtänden, und wenn er das enge Schulhaus ſeines Quintus Fixlein mit holländiſcher Sorgſamkeit herausputzte, und ſich und uns einreden wollte, daß ein anderes als das Begräbnißfeſt darin gefeiert werden könne, ſo ging das eben aus ſeinem Bedürfniß hervor, ſich mit dieſem Fluch durch eine poetiſche Verklärung individuell auszuſöhnen, und zeigt nur, wie tief er ſelbſt ihn empfunden hat. Man legt der Armuth aber auch umgekehrt zu viel Gewicht bei, wenn man meint, ſie könne Talente erdrücken, die nicht auch unter den günſtigſten Verhältniſſen unbedeutend geblieben wären; das kann ſie nicht. Sie hat nur auf die Richtung Einfluß, die die Talente ſpäter nehmen; dieſer Einfluß iſt aber freilich ſo groß, daß der Menſch, wenn er zum vollen Bewußtſein gelangt, ſeine ganze ſittliche Kraft aufbieten muß, um ihn wieder zu beſeitigen, wenn er nicht Zeitlebens Unerquickliches hervorbringen will. Jean Paul gelang das nicht, obgleich er weiter kam, als der bis an ſein Ende grollende Herder, er

blieb beim Selbſtbetrug ſtehen; Schiller that ſeine Vergangenheit vollſtändig in ſich ab, und das war ſein glänzendſter Sieg. Dieſe Bemerkungen ſollen den Staat nicht etwa in ſeiner bisherigen kalten Gleichgültigkeit gegen ſeine beſten Kräfte beſtärken; ſie ſollen den Literaturhiſtoriker nur zur Vorſicht ermahnen, wenn es einmal wieder gilt, einer „Hoffnung“ die Grabſchrift zu ſetzen, die ohne Erfüllung blieb, weil ein früher Tod, dem Noth und Elend vorhergingen, ſie erſtickte. Man erblickt zwar jetzt in jeder geſpitzten Feder einen Gewinn der Literatur, und in jeder zerknickten einen Verluſt; man zählt die Schreiber, ſtatt die Leiſtungen zu wägen, und iſt nahe daran, den Werth des Literaturzuſtandes nach der Maſſe derer, die er ernährt und beſchäftigt, abzuſchätzen. Doch man ſage, was man wolle, die Literatur hat es nur mit dem Hervorragenden zu thun, ſie beſteht nur aus Spitzen, und wenn es völlig gelingen ſollte, ſie, wie man verſucht, in eine Art von Colonie für das geiſtige Proletariat umzuwandeln, ſo iſt es mit Kunſt und Wiſſenſchaft vorbei. Es iſt noch niemals ein ſo unſinniger Kampf geführt worden, als derjenige iſt, den dies Proletariat jetzt gegen das Talent oder, wie es ſich auszudrücken beliebt, gegen die „Ariſtokratie“ des Talents zu führen beginnt. Das Vorhandenſein dieſer „Ariſtokratie“ läßt ſich allerdings nicht abläugnen, und

eben ſo wenig kann man es beſtreiten, daß ſie der Mittelmäßigkeit im Wege ſteht, d. h. daß ſie es ihr erſchwert, die Produkte des auf ein Gelüſt der Menge ſpeculirenden Magens, denen mit dem Gehalt jede Exiſtenzberechtigung fehlt, neben den Reſultaten eines für Welt und Nachwelt wichtigen, weil ſich niemals in gleicher Form wiederholenden geiſtigen Entwicklungsprozeſſes geltend zu machen. Doch nur ein mit der größten Gemeinheit der Geſinnung gepaarter Unverſtand, nur eine Logik, die dem Affen allenfalls auch das Recht einräumte, den ihn beſchämenden Menſchen aus der Welt zu ſchaffen, nur eine vollkommene Verthierung kann den Schluß daraus ziehen, der doch ſchon hin und wieder gezogen ward, den Schluß, daß auch der in der Natur der Dinge gegründeten Herrſchaft dieſer „Ariſtokratie“ ein Ende gemacht werden müſſe. Man ſei aber nur conſequent, man bleibe nicht ſtehen, ſobald dem eigenen Egoismus genug geſchah, ſondern gehe weiter! Dann wird man, nachdem man die Talente der Gegenwart zum Schweigen gebracht und die noch gefährlicheren der Vergangenheit durch Omar's Radicalmittel beſeitigt, allenfalls auch, der Weißbinder und Steinmetzen wegen, die uns übrig gebliebenen Statuen des Alterthums, zerſchlagen und die Gemäldegallerien zerſtört hat, nicht umhin können, mit dem Selbſtmord aufzuhören. Denn, ſo wie das Talent abgethan iſt, tritt der gewöhnliche Menſchenverſtand,

der ja auch nicht Jedermanns Sache zu ſein pflegt, an ſeine Stelle, und muß, wenn er nicht ſein Princip aufgeben will, den Platz räumen; das muß aber ſo fort und fort gehen, bis der letzte Menſch und die erſte Beſtie als Thronprätendenten zuſammenſtoßen, wenn nicht dieſes unvermeidlichen Ausgangs halber der Anfang noch einmal in Ueberlegung gezogen und die Ueberzeugung gewonnen wird, daß die höchſte menſchliche Thätigkeit ſich nicht zum Handwerk erniedrigen läßt, ohne ſich in ihr Gegentheil zu verkehren. Die Literatur iſt nicht dazu da, die Leute, die nirgends unterzukommen wiſſen, zu verſorgen, und es iſt ein beſſerer Zuſtand, wenn ſie dem Begabteſten das Nothwendige verſagt, als wenn ſie es dem Unbegabten gewährt. Denn das Talent iſt nicht, wie die erworbene Fertigkeit, ein Nebenbei, das der Beſitzer bei Seite wirft und mit etwas Erſprießlicherem vertauſcht, wenn es nichts einträgt; es iſt der geſteigerte Menſch in ſeiner unzerſtörbaren Weſenhaftigkeit, und es ſteht gar nicht in ſeiner Macht, von ſich ſelbſt abzufallen. Es wird daher, ohne nach äußeren Accidentien viel zu fragen, zu allen Zeiten und unter allen Umſtänden das Seinige thun, und den Hauptzweck der Literatur, der Menſchheit durch treue Fixirung jedes ſymboliſchen Lebens- und Entwicklungsprozeſſes zu einem immer klareren Selbſtbewußtſein zu ver-

helfen, ſtets im Auge behalten; es wird in der dämmernden Idee, die ihm aufgeht, ſeine Aufmunterung, in der ſtrahlend hervorbrechenden ſeinen Lohn erblicken, und, des Bedürfniſſes wegen, lieber mit Spinoza Brillen ſchleifen, als mit der Mittelmäßigkeit Leihbibliothekenromane und Hoftheaterſtücke verfertigen. Das beweiſt Schiller, das beweiſt ein Jeder vor und nach ihm, der genannt zu werden verdient, und es iſt nicht überflüſſig, daran zu erinnern!

Gehen wir jetzt zum zweiten Bande über. Der Schluß des erſten zeigte uns Schiller, wie er ſich entſchloß, in Jena eine Profeſſur der Geſchichte zu übernehmen; aus dem Anfang des zweiten erſehen wir, wie er ſich vorbereitet. „Dieſe Woche — ſchreibt er — habe ich faſt nichts gethan, als Schmidt's Geſchichte der Deutſchen vorgenommen und Pütter's Grundriß der deutſchen Staatsverfaſſung, welcher letztere meinen ganzen Beifall hat. Beſonders muß ſich ihr ganzer Werth alsdann erſt ergeben, wenn man durch eine gründliche Geſchichte des deutſchen Reiches im Detail bereits in den Stand geſetzt iſt, dieſe Reſultate gleichſam ſelbſt daraus zu ziehen, und ſolche alſo im Pütter'ſchen Buche nur recapitulirt. Das Ganze iſt ein ſehr klar auseinander geſetztes Gemälde aller allmäligen Fortſchritte, welche jede politiſche und geiſtliche Macht im Laufe der Geſchichte in Deutſchland gethan hat. Schmidt iſt unendlich ſchätzbar durch die Menge der Quellen, die

er benutzt hat, und in seiner Zusammenstellung ist kritische Prüfung; aber er verliert durch seine befangene prateiische Darstellung wieder sehr. Im Ganzen freue ich mich doch auf dieses unendliche Feld, das durchzuwandern ist, und die deutsche Geschichte besonders will ich in der Folge ganz aus ihren Quellen studiren." Dabei wird die Ueberarbeitung und Herausgabe der historischen Memoiren unternommen und Körner zur fleißigsten Theilnahme aufgefordert. Trotzdem entsteht eines der bedeutendsten Gedichte: die Künstler! und wird Gegenstand sorgfältigster Erörterung. Der Briefwechsel ist gerade an diesem Punkt wieder höchst interessant und instructiv. Er wirft zunächst auf Schillers dichterische Individualität helles Licht. Wie später im mündlichen Gespräch mit Goethe, so wird das halb entstandene, halb im Entstehen begriffene Product hier in der schriftlichen Unterhaltung mit Körner nach allen Seiten besprochen und in Folge dessen beschnitten und ergänzt. Ja, nicht bloß Körner hat Einfluß darauf, auch Wieland und Jeder, mit dem Schiller gerade verkehrt. „Nun folgt — heißt es — aber ein ganz neues Glied, wozu mir eine Unterredung mit Wieland Anlaß gegeben hatte, und welches dem Ganzen eine schöne Rundung gibt. Wieland nämlich empfand es sehr unhold, daß die Kunst nach dieser bisherigen Vorstellung doch nur die Dienerin einer höheren Kultur sei; daß also der

Herbſt immer weiter gerückt ſei, als der Lenz — und er iſt ſehr weit von dieſer Demuth entfernt. Alles, was wiſſenſchaftliche Kultur in ſich begreift, ſtellt er tief unter die Kunſt, und behauptet vielmehr, daß jene dieſer diene. Wenn ein wiſſenſchaftliches Ganze über ein Ganzes der Kunſt ſich erhebe, ſo ſei es nur in dem Falle, wenn es ſelbſt ein Kunſtwerk werde. Es iſt ſehr vieles an dieſer Vorſtellung wahr, und für mein Gedicht vollends wahr genug. Zugleich ſchien dieſe Idee ſchon in meinem Gedichte unentwickelt zu liegen, und nur der Herausheburg noch zu bedürfen. Dieſes iſt nun geſchehen. Nachdem alſo der Gedanke philoſophiſch und hiſtoriſch ausgeführt iſt, daß die Kunſt die wiſſenſchaftliche und ſittliche Cultur vorbereitet habe, ſo wird nun geſagt, daß dieſe letzere noch nicht das Ziel ſelbſt ſei, ſondern nur eine zweite Stufe zu demſelben, obgleich der Forſcher und Denker ſich vorſchnell ſchon in den Beſitz der Krone geſetzt und dem Künſtler den Platz unter ſich angewieſen: dann erſt ſei die Vollendung des Menſchen da, wenn ſich wiſſenſchaftliche und ſittliche Cultur wieder in die Schönheit auflöſe.“ Das beweiſt auf's Schlagendſte, was die gründliche Analyſe ſeiner Arbeiten denn auch, freilich zu ihrem großen Nachtheil, beſtätigt, daß der Schöpfungsact bei ihm kein reiner war, daß Zeugen und Machen bei ihm nicht unmittelbar zuſammenging, ſondern weit auseinander fiel. Es tritt natür-

lich nicht überall so schneidend hervor, wie bei den Künstlern, einem Product, das schon seiner Art nach mehr ein Zeugniß für Schiller's gründliche Erkenntniß der Kunst sein muß, als eine über allen Zweifel erhabene künstlerische That; es verläugnet sich jedoch fast nirgends ganz und giebt seinen Compositionen, den dramatischen sowohl wie den lyrischen, im Ganzen und im Einzelnen etwas Zwitterhaftes, das ihnen, wie den Rousseau'schen, zwischen glühenden Phantasiegeburten und kalten Verstandeshervorbringungen einen Platz in der Mitte anweist. Der Briefwechsel giebt uns hier aber nicht weniger ein Maß für Körners kritische Capacität, und zeigt uns, wie weit wir seine Urtheile adoptiren dürfen. „Daß Du die Kunst — schreibt er — der wissenschaftlichen Cultur nachsetztest, habe ich nicht gefunden. Die Wahrheit, welche Du für das Urbild der Schönheit erklärst, ist etwas ganz anderes, als die Bruchstücke menschlicher Kenntnisse und die Vorschriften der gemeinen Moral. Ich verstehe darunter das Ideensystem eines vollkommenen Geistes, der keiner dunkeln Begriffe fähig ist, der bloß erkennt, ohne zu empfinden. Ist das Wesen, welches jetzt Mensch ist, bestimmt, sich mit jeder Revolution seiner Existenz jenem Ideale stufenweise zu nähern, so läßt sich behaupten, daß die Entwickelung des Gefühls für Schönheit eine Vorbereitung zu einem künftigen Zustande sei. Es giebt etwas Höheres für denkende Wesen überhaupt, nicht für den Menschen insbesondere.

Ausschließendes Bestreben nach Wahrheit beschränkt den Menschen. Erkenntniß ist ihm sparsam zugemessen, fast nur so viel, als für seine anderen Bedürfnisse zureicht. Seine Sphäre zu erweitern bleibt ihm nichts übrig, als Ahnung durch Phantasie. Gefühl für Schönheit ist es, was das Chaos der Erfahrungen ordnet und zu Ergänzung der Lücken auffordert. Dieß ist der Ursprung der erhabensten Systeme, aber zugleich auch der ausschweifendsten Verirrungen der Einbildungskraft. Diese zu verhüten und jene zu bewähren, ist das Geschäft der vollkommenen Kritik. Es giebt aber eine Kritik des Wahren und eine Kritik des Schönen. Die Kritik des Wahren sucht in der Erfahrung die Belege zu den Dichtungen der Phantasie. Die Kritik des Schönen prüft das Ideal als ein Geistesproduct, unabhängig von Wahrheit, entdeckt seine Mängel und sucht seine Vollkommenheit zu erhöhen. Dieses trifft zusammen mit Deiner und Wielands Idee von dem Ziele der wissenschaftlichen Cultur. Die Kritik des Schönen nämlich ist noch zurück, und sie ist es allein, die die Wissenschaft zum Kunstwerk adeln kann. Ohne sie wird durch die Kritik des Wahren die Schöpfung der Phantasie nur zerstört, und bei allem Gewinn an zuverlässiger Erkenntniß bleibt der ganze Vorrath von Erfahrungen doch immer ein unübersehbares Chaos. Das neue Glied paßt also sehr gut zu dem übrigen Inhalte Deines Gedichts, und nach

dem, was Du mir von der Anordnung des Ganzen ſchreibſt, wird meine Erwartung immer höher geſpannt. Es kann Dein erſtes claſſiſches Product werden. Du kannſt kühn alle jetzt lebenden Dichter Deutſchlands auffordern, einen Pendant dazu zu liefern.“ An dieſem auffallenden Ausſpruch iſt vor Allem die Unbedingtheit hervorzuheben, mit welcher er hingeſtellt wird. Gewiß, ſo wenig Goethe, der Verfaſſer des Fiſchers und des Königs in Thule, als Bürger, der Verfaſſer der Lenore, Schillers Zeitgenoſſen, wären im Stande geweſen, den Künſtlern einen Pendant zu geben. Aber, das ſpricht nicht für, ſondern gegen die Künſtler, denn was die anerkannt erſten Meiſter der lyriſchen Poeſie nicht machen können, das kann nicht lyriſch ſein, das kann höchſtens neben anderen auch lyriſche Elemente in ſich haben. Der Ausſpruch war daher jedenfalls zu beſchränken, hier auf das Didactiſche, und Körner verfiel in den Fehler, die unendliche Kunſt mit ihren zahlloſen Spielarten der individuellen Richtung ſeines Freundes zu ſubſumiren, ſtatt es umgekehrt zu machen. Von dieſem Fehler iſt er aber nirgends frei; der Kreis, in dem Schiller waltet, iſt ihm der Kreis der Kunſt an ſich, woher es denn kommt, daß er manche Erſcheinung entweder gar nicht, oder doch nur halb, nur von der Linie ſeines Erkenntnißkreiſes durchſchnitten, erblickt; in dieſem Kreiſe ſelbſt ſieht er dagegen ſehr ſcharf, und wenn Schiller einmal

nicht leiſtet, was in ihm geleiſtet werden kann, ſo geht es ihm ſchlecht. Uebrigens iſt hinzuzufügen, daß dieſer Fehler Körners nicht ausſchließlich aus ſeinem ſpeciellen Freundſchaftsverhältniß zu Schiller hervorgegangen iſt, ſondern eben ſo ſehr aus ſeinem deutſchen Naturell. Denn dem Deutſchen müſſen vermöge der Grundzüge ſeines Nationalcharakters Schiller's Schwächen als Vorzüge gelten; er liebt das Unbeſtimmt-Verſchwimmende, das Eines ſein und doch daneben etwas Anderes ſcheinen will, und darum iſt Schiller, der ihm nie etwas ganz Excluſives, etwas durchaus nur Poetiſches bietet, ſein Lieblingsdichter. Es entſteht hier die intereſſante Frage, ob ein dichteriſches Individuum bei einem eintretenden Conflict der Eigenthümlichkeit ſeines Volks, für das es ſchafft, ſeine eigene Eigenthümlichkeit, aus der und mit der es ſchafft, unterzuordnen hat oder nicht; ich will ſie unentſchieden auf ſich beruhen laſſen, aber ſo viel iſt klar, daß es in dem einen Fall auf eine ausgebreitete Wirkung in der Gegenwart verzichten, in dem anderen die Quelle ſeiner Kraft ſelbſt verſtopfen und ſich die Zukunft verengen muß. Wenn Schiller z. B. als dramatiſcher Dichter, ſtatt ſeiner bekannten Vorliebe, einen unbeſiegbaren Widerwillen gegen alles Sentenzenweſen gehabt und hinreichendes Geſtaltungsvermögen beſeſſen hätte, um den Ausfall, der dadurch in der Oeconomie ſeiner Stücke entſtanden

wäre, zu decken: was würde, ſeiner Nation gegenüber, die Folge davon geweſen ſein? So gewiß er dann vor dem höchſten Forum der Aeſthetik ganz anders beſtehen würde, wie jetzt, eben ſo gewiß würde er drei Viertheile ſeines großen Publicums verloren haben, denn der Deutſche kann und will nun einmal in den Charakteren eines Drama nicht eine Art von höherem Alphabet erblicken, aus dem er ſich das Löſungswort ſelbſt zuſammenſetzen ſoll; ihm iſt eine Figur, der kein Zettel aus dem Munde hängt, ſogleich eine räthſelhafte, und er wird nie befriedigt, wenn der Poet ſich herausnimmt die Kunſt befriedigen zu wollen. Das geht aber im Lyriſchen eben ſo; ein Bild ohne Unterſchrift iſt ihm auch hier ein Bild ohne Sinn, deßhalb zieht er alles Reflectirende vor, reflectire es nun, wie Schiller, tief und genial über die Philoſophie, oder, wie ein Georg Herwegh, flach und oberflächlich über die Politik, und Körner erwies ſich nur als echter Deutſcher, wenn er in den Künſtlern ſo lange, bis das Lied von der Glocke kam, die Krone aller Lyrik erblickte. Es fehlt ſicher nicht an Leuten, welche mit Rückſicht auf dieſes zweifellos feſtſtehende Factum geneigt ſind, die oben aufgeworfene Frage ohne Umſtände dahin zu beantworten, daß das Individuum ſich unbedingt in den Nationalcharakter ſchicken müſſe. Dieſe mögen jedoch, ehe ſie ſprechen, bedenken, daß es ein doppeltes Publicum gibt,

ein im Raum beisammen lebendes und ein in der Zeit aufeinander folgendes, und daß sich zwischen beiden im Lauf der Jahrhunderte sogar das numerische Verhältniß umkehrt. Heinrich Clauren war in seinen Absichten äußerst faßlich und fand Tausende von Lesern; Heinrich Kleist war es nicht und fand deren wenige; dennoch dürfte es nicht lange mehr dauern und der Verfasser des Kohlhaas hat auch der Zahl nach ein bedeutenderes Publicum, wie der Verfasser des Mimili jemals gehabt hat.

Schiller replicirt auf Körners enthusiastischen Erguß: „Das lyrische Fach, das Du mir anweist, sehe ich eher für ein Exilium als für eine eroberte Provinz an. Es ist das kleinlichste und auch undankbarste unter allen. Zuweilen ein Gedicht lasse ich mir gefallen; wiewohl mich die Zeit und Mühe, die mir die Künstler gekostet haben, auf viele Jahre davon abschrecken. Mit dem Dramatischen will ich es noch auf mehrere Versuche ankommen lassen. Aber mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit, und zu allem diesen einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn; was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente und hätte ich nicht so viel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten

in das Gebiet des Drama's herüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein. Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewisse Excellence darin giebt, eben weil es mein eigen ist. Will ich in das natürliche Drama einlenken, so fühl' ich die Superiorität, die er und viele andere Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, sehr lebhaft. Deßwegen lasse ich mich aber nicht abschrecken; denn eben, je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente oder Erfordernisse mir fehlen, so überzeuge ich mich desto lebhafter von der Realität und Stärke desjenigen Talents, welches, jenes Mangels ungeachtet, mich so weit gebracht hat, als ich schon bin. Denn ohne ein großes Talent von der einen Seite hätte ich einen so großen Mangel von der andern nicht so weit bedecken können als geschehen ist, und es überhaupt nicht so weit bringen können, um auf Köpfe zu wirken." Dies Urtheil in seiner edlen Strenge erinnert an den bekannten Ausspruch, den Lessing einst über sich selbst that, als bestochene Freunde den großen Dialectiker, dem als solchen bis auf einen gewissen Grad auch die poetischen Formen zugänglich waren, durchaus zum großen Dichter machen wollten. Es ist ein glänzendes Zeugniß für Schillers durchdringende Selbst-Erkenntniß sowohl, als für seine sittliche Energie und den Adel seines Charakters. Seine

unbedingten Verehrer werden freilich nichts darin ſehen, als den Ausdruck einer momentanen Stimmung, aber ſie irren ſich, es iſt vollkommen richtig, daß Schiller ſich nach der Beſchaffenheit ſeines Talents ein ganz apartes Drama gebildet, und nur dadurch ſeine außerordentlichen Wirkungen hervorgebracht hat. Den dramatiſchen Dichter macht vor Allem, wenigſtens in der modernen Welt, die Kunſt zu individualiſiren, d. h. auf jedem Punkt der Darſtellung Allgemeines und Beſonderes ſo in einander zu miſchen, daß eins das andere niemals ganz verdeckt, daß das nackte Geſetz, dem alles Lebendige gehorcht, der Faden, der durch alle Erſcheinungen hindurch läuft, niemals nackt zum Vorſchein kommt und niemals, ſelbſt in den abnormſten Verzerrungen nicht, völlig vermißt wird. Von dieſer Kunſt beſaß Schiller nun allerdings zu wenig, und wenn ſeine Figuren zwiſchen den mit Nothwendigkeit in Basreliefſtyl gehaltenen Charakteren der Alten und den markigen, bis in die letzte Faſer hinab ſelbſtſtändig gewordenen Geſtalten der Neueren in der Mitte ſtehen, ſo war das keineswegs Abſicht, ging keineswegs, wie man glauben könnte, aus einem etwa in höheren Principien begründeten Vermittlungsverſuch hervor, ſondern war die einfache Folge eines inneren Mangels. Aber eben weil Schiller den Mangel genau kannte, weil er wußte, daß er im „natürlichen“ Drama die Rivalen zu ſcheuen hatte, gereichte er

ihm nicht zum Verderben, denn nun ſteckte er ſich die Sphäre ſo ab, daß derſelbe, wenn auch nicht ganz und gar unbemerkt bleiben, ſo doch durch den Erſatz, den er dafür bot, hinreichend aufgewogen erſcheinen konnte. Er floh zunächſt aus der realen Welt in die ideale, aus der Welt der Verworrenheit und des Zickzacks in die der vorherbeſtimmten Harmonie und der reinen Kreislinie, und richtete ſich dann dieſer Welt gemäß auch die Menſchen zu, mit welchen er ſie bevölkerte. Das wurde ihm ohne Widerrede, ja mit Jauchzen und Jubeln, geſtattet, und nun hatte er ſchon gewonnen, nun brauchte er von der Individualiſirungskunſt nicht mehr, als ihm zu Gebote ſtand; der blaue Hintergund ſeiner idealen Welt, mit den wenigen Wölkchen, die er zuließ, war leicht gemalt, und eben ſo leicht waren die durchaus noblen Helden und Heldinnen mit ihrem einſeitigen, ſich nie verirrenden Pathos hingeſtellt, die ſich in ihr bewegten. Zwar verlor ſein Drama eben dadurch auch bis auf einen unberechenbaren Grad an Energie und wurde ſchwächlich, denn an der eigentlichen Aufgabe der dramatiſchen Kunſt ſchlich es ſich doch vorbei. Dieſe beſteht nämlich nicht darin, eine ideale Welt in die reale als ein Bild hinein zu hängen und das Bild mit bengaliſcher Flamme zu beleuchten, ſondern darin, dieſe ideale aus der realen ſelbſt hervor zu arbeiten, und es bedarf wohl nicht erſt eines Beweiſes, daß es

leichter ſein muß, die letztere zum Rahmen zu erniedrigen, als zum Gemälde zu erhöhen. In dem einen Fall braucht man nur einfach Tabula rasa zu machen, in dem zweiten ſoll man den Standpunkt ſo zu nehmen wiſſen, daß alle Widerſprüche ſich von ſelbſt und ohne Zuthat eines fremden Mittelgliedes in Harmonie auflöſen, und ſicher läßt ſich ein blatternarbiges Geſicht ſchneller ſchminken, als an einen Ort ſtellen, wo es in ſeiner natürlichen Beſchaffenheit mit zur Schönheit beiträgt, weil es in einer von einem höheren Geſichtskreis aus gezogenen Linie nur noch einen Punkt neben andern Punkten bildet. Schiller hat ſeiner ganzen Anlage nach mit keinem Dichter weniger Verwandtſchaft wie mit Shakeſpeare, mit dem man ihn früher ſo oft verglich, und mit keinem mehr als mit Calderon, mit dem man ihn, ſo weit ich mich erinnere, noch nie paralleliſirte; er übertrifft dieſen jedoch, noch ganz abgeſehen von den nationalen Verſchiedenheiten, unendlich durch die hohe Begeiſterung, die ihm inne wohnt. Freilich iſt auch dieſe Begeiſterung nur ein Beweis mehr für die Richtigkeit des hervorgehenden Raiſonnements, denn es iſt nicht die des Künſtlers, die, eben weil ſie auf die Totalität der Welt geht und Alles umfaßt, was in ihr lebt und webt, nicht an die Einzelheiten ihre ganze Glut verſchwenden kann; es iſt die des Menſchen, der ſich aus der Welt das, was ihm gefällt, herausnimmt, und ſich um das

Uebrige nicht kümmert. Aber die Begeisterung ist echt, sie ist die eines großen Individuums, das nur zum Höchsten in wahlverwandtschaftlicher Beziehung steht und das seine Träume beseelt, indem es sie erzählt, darum reißt sie unwiderstehlich fort und leistet Ersatz für das, was dem Dichter mangelt. Körner antwortet: „Vom lyrischen Fach scheinst Du nicht gerecht zu urtheilen oder ihm zu enge Grenzen zu setzen. Ich rechne alle die Mittelgattungen dazu, durch welche es in's Lehrgedicht übergeht. Uebrigens bin ich weit entfernt, Dich von dramatischen Arbeiten abzumahnen, und Deine Vergleichung zwischen Dir und Goethe kann ich nicht ganz unterschreiben. Du hast Dich meines Erachtens in Bescheidenheit übersprungen. Daß Goethe mehr Genie habe als Du, zweifle ich sehr. Aber mehr Kunstfertigkeit in einigen Fächern kann er haben, und diesen Vorzug kannst Du ihm abgewinnen, auch im dramatischen Fache. Was Huber mir neulich über ihn schrieb, hat mir sehr eingeleuchtet. Er glaubt, daß eine gewisse Kälte und ein Mangel an Individualität ihm als Künstler zu Statten kommt; und in der That ist mir sehr begreiflich, wie eine Darstellung eben dadurch unvollkommener ausfallen kann, daß man sich mehr für seine Ideale als für seinen schriftstellerischen Ruhm begeistert. Ein Künstler, der mit Wärme arbeitet, erkennt leicht das Bild seiner Phantasie in wenigen hingeworfenen Zügen, und

glaubt, daß es jedem Anderen eben ſo anſchaulich ſein muß. So entſteht oft eine Skizze ſtatt eines Gemäldes. Der kalte Künſtler iſt gleichgültig gegen ſeine Ideen und denkt nur auf die größte mögliche Wirkung bei ſeinem Publicum. Er fordert alle Kunſt der Täuſchung auf, und ruht nicht eher, als bis ſein Werk die höchſte Vollendung erreicht hat.“ Hier ſteht der helle Kopf ausnahmsweiſe einmal als Confuſionär da, und eben aus dem Grunde, den ich vorhin anführte, weil Schiller's Kreis ihm für den Kreis der Kunſt gilt. Goethe's höherer Kunſtverſtand und ſein größeres Kunſtvermögen ſetzt er ſich zur Kunſtfertigkeit herab und tadelt Alles, was zu loben wäre, lobt, was er tadeln ſollte. Die Begeiſterung, die ein Künſtler für ſeine Ideale hegt, kann er nur dadurch beweiſen, daß er ſie mit allen ihm und der Kunſt zu Gebote ſtehenden Mitteln zu verleiblichen ſucht; dadurch, daß Jemand verzückt in die Wolken ſchaut und ausruft: welch' eine Göttin erblick' ich! kommt keine Göttin auf die Leinwand. Ja, es iſt nicht einmal wahr, daß er ſelbſt eine ſieht, er erobert ſie ſich erſt durch's Malen, er würde in ſeinem ganzen Leben nicht zum Pinſel greifen, wenn ſie vor ihm ſchon alle ihre Schleier abgelegt hätte. Mit den „wenigen hingeworfenen Zügen“ iſt es alſo nichts; ſie ſind dasſelbe, was für den Philoſophen eine Notiz im Denkbuch iſt. Uebrigens kann ſich für den nackten ſchriftſtelleriſchen Ruhm

nur ein Narr begeistern, und der wird dann für seine lächerliche Eitelkeit dadurch bestraft, daß er ihn nicht erhält; bei Goethe, dem sie hier imputirt wird, war eine solche Art Begeisterung unmöglich, aber eben, weil er die echte für seine „Ideale“ hatte, bot er „alle Kunst der Täuschung“ auf, um die Werke, durch die sie auf Welt und Nachwelt wirken sollten, zu vollenden. Eigentlich widerlegt Körner sich selbst gleich im nächsten Brief, wo er die Fortsetzung vom Geisterseher recensirt. „In Ansehung des Zusammenhangs der Geschichte — sagt er — find' ich es sehr natürlich, daß der Armenier jetzt eine Zeitlang verschwindet, weil er dem Prinzen nach dem Schlusse des zweiten Stücks verdächtig geworden ist. Indessen wären vielleicht ein Paar Worte nicht überflüssig gewesen, den Leser auf diesen Umstand aufmerksam zu machen, weil mancher doch wohl sich wundert, daß, nach Allem, was vorher sich ereignet hatte, jetzt vom Armenier oder Sicilianer gar nicht mehr die Rede ist. Im philosophischen Gespräch ist es Dir, glaub' ich, sehr gelungen, den Zweifel an Unsterblichkeit zu veredeln. Menschenwerth und Moralität wird freilich bei dem Systeme des Prinzen gerettet. Aber eine andere Frage wäre, ob dieß System zu der damaligen Stimmung des Prinzen paßt? Seine Abhängigkeit von Außendingen und überhaupt Alles, was Du für Verderbniß seines Charakters angiebst, wird nicht daraus erklärt. Er

konnte dieß System haben und übrigens ganz derselbe geblieben sein, der er vorher war: er konnte in der Gegenwart schwelgen, aber auf eine edle Art. Und insofern könnte man vielleicht einwenden, daß dieses Gespräch kein nothwendiges Glied des Ganzen und als Episode zu lang wäre. Käme es darauf an, das ganze Gespräch streng zu kritisiren, so würde ich einige Stellen auszeichnen, die dramatisch vortrefflich sind, als: die Allegorie vom Vorhange, einige Stellen vom Genuß der Gegenwart ꝛc.; andere, die philosophisch richtig und sehr schön gesagt sind, als: vom Virtuosen, von Entstehung der Immoralität aus Mangel an Kraft ꝛc.; dagegen aber andere, wo theils die Sophisterei zu sehr überwiegt, theils der Ton zu didaktisch wird. Wie ich mir den dramatisch-philosophischen Dialog denke, muß jeder Trugschluß, jede einseitige und gewagte Aeußerung in dem Charakter und der momentanen Stimmung der redenden Person gegründet sein. Dich scheint manchmal eine einzelne Idee selbst interessirt zu haben, und indem Du Dich ihr überließest, vergaßest Du, daß es hier eigentlich bloß darauf ankam, die Denkart des Prinzen überhaupt zu schildern." Allerdings, aber das gilt allenthalben, und gerade darum ist im Kreise der Kunst mit dem ganzen Reichthum eines ausgestatteten Menschengeistes, mit Gedankenfülle und Witz, mit Scharfsinn und Gefühlstiefe noch nichts gethan, so

ſchwer das den Tauſenden auch begreiflich zu machen ſein mag, die im Kunſtgebilde nur dieſe allgemeinen Elemente, ſo weit ſie erkennbar geblieben ſind, gewahr werden oder gar nichts erblicken. Es ſoll eben die Form hinzu kommen, die das Alles einſchmilzt und durch dieſen, in ſeinen Phaſen nicht weiter zu verfolgenden Proceß etwas hervorbringt, was der phyſiologiſchen Faſer analog iſt, zu der die Natur auch nur durch unendliche Metamorphoſen gelangt, die in der Spirallinie aufwärts führen. Bald darauf ſchreibt Schiller: „Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich Dir von und über Goethe geſchrieben haben mag. Du wirſt mich wohl recht in meiner Schwäche geſehen und im Herzen über mich gelacht haben, aber mag es immer. Ich will mich gern von Dir kennen laſſen, wie ich bin. Dieſer Menſch, dieſer Goethe iſt mir einmal im Wege, und er erinnert mich ſo oft, daß das Schickſal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward ſein Genie von ſeinem Schickſal getragen, und wie muß ich bis auf dieſe Minute noch kämpfen! Einholen läßt ſich alles Verlorene für mich nun nicht mehr — nach dem Dreißigſten bildet man ſich nicht mehr um — und ich könnte ja ſelbſt dieſe Umbildung vor den nächſten drei oder vier Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich vier Jahre wenigſtens meinem Schickſale noch opfern muß. Aber ich habe noch guten Muth und glaube

an eine glückliche Revolution für die Zukunft.“ Es mag die Menschheit solche Augenblicke haben, doch siegen muß das bessere Gefühl! heißt es im Wallenstein. Räthselhaft ist die Stelle: „Warum müssen wir getrennt von einander leben? Hätte ich nicht die Degradation meines Geistes so tief gefühlt, ehe ich von Euch ging, ich hätte Euch nie verlassen, oder hätte mich bald wieder zu Euch gefunden. Aber es ist traurig, daß die Glückseligkeit, die unser ruhiges Zusammenleben mir verschaffte, mit der einzigen Angelegenheit, die ich der Freundschaft selbst nicht zum Opfer bringen kann, mit dem inneren Leben meines Geistes, unverträglich war. Dieser Schritt wird mich nie gereuen, weil er gut und nothwendig war; aber es ist doch eine harte Beraubung, ein hartes Opfer für ein ungewisses Gut!“ Sie ist vielleicht durch Körner's ausnehmend klare Natur zu lösen, mit der Schiller, als er mit sich selbst noch nicht ganz fertig war, sich nicht täglich und stündlich zu berühren vermogte; ich wenigstens wüßte die Degradation des Geistes, die er im Umgang mit seinem Freunde gefühlt haben will, nicht anders zu deuten. Körner war sein Spiegel, aber er mogte sein Bild nur noch selten sehen. Es liegt auch durchaus kein Widerspruch darin, wenn er trotz dieser Erfahrung sich für spätere Jahre auf's Lebhafteste wieder ein beständiges Beisammensein wünscht und Schritte dazu thut. Nachdem er mit

ſich ſelbſt abgeſchloſſen hatte, mußte ihm willkommen ſein, was ihn früher nur niederſchlagen konnte: der reine Reflex ſeines Ichs, aufgefangen und wiedergegeben durch ein ihm Verwandtes! S. 69 ſchreibt Schiller: „Eigentlich ſollten Kirchengeſchichte, Geſchichte der Philoſophie, Geſchichte der Kunſt, der Sitten und Geſchichte des Handels mit der politiſchen in Eins zuſammengefaßt werden, und dieſes erſt kann Univerſalhiſtorie ſein!“ Wann werden wir Geſchichtſchreiber erhalten, die conſequent von dieſem Princip ausgehen! Auch Schloſſer iſt doch nur ein Anfang. Ein bemerkenswerthes Curioſum findet ſich S. 77: „Jemand von hier, der viel Geſchmack haben ſoll und viel Gefühl haben will, bekam auch die Künſtler zu leſen. Ich hatte einige Zeit darauf Gelegenheit, mit ihm zu ſprechen. In den Künſtlern, fing er an, habe ihm Einiges (er accentuirte wie ich ſchreibe) recht wohl gefallen; Einiges aber nicht, und beſonders wo ein Unterſchied zwiſchen Seele und Körper vorausgeſetzt worden ſei. (Dieſer Jemand iſt ſehr materiell, mußt Du wiſſen.) Die Verſe, komme ihm vor, ſeien auch gut und fließend. Der Anfang des Gedichts habe ihm mißfallen. Als ich fragte, warum? war die Antwort, die Urſache liege in dem Ausdrucke: O Menſch! Dieſes Wort habe eine ſo häßliche Nebenidee u. ſ. w. Ich wünſche, Du ſchriebſt mir über dieſes Urtheil, und bezögeſt Dich namentlich auf das, was ich Dir anführte.

Was ich damit will, ſollſt Du einmal erfahren. NB. Dieſer Menſch wollte und ſollte gewiſſermaßen, und glaubte, mir etwas Angenehmes zu ſagen. Er ſagte mir ſelbſt ein andermal, er habe ein ſo lebhaftes Gefühl für Schönheit der Poeſie, daß er kaum widerſtehen könne, das Buch zu küſſen, das ihm gefiele.“ Man ſieht, auch in Weimar war die Arche Noäh vollſtändig beiſammen. Körner läßt ſich S. 81 vernehmen: „Goethe's achten Theil habe ich geleſen. Ich bewundere ſein Talent, die mannigfaltigſten Arten von Ton zu treffen. Oft iſt dieß das einzige Verdienſt eines Gedichts. Ideen und Verſe ſind oft von weniger Bedeutung. Das wichtigſte iſt wohl das letzte Gedicht: Die Geheimniſſe. Ich zerbreche mir ſehr den Kopf über dieſes Räthſel.“ Die Geheimniſſe, das bedeutendſte der Goethe'ſchen Gedichte! Aber in ſolch' einem Verhältniß ſtehen ſelbſt durchgebildete Menſchen oft zur lyriſchen Poeſie! Was wird denn durch dieſe Melodie bewieſen? Darnach wird gewöhnlich gefragt, und wenn nicht, ſo werden Flöte und Dudelſack mit einander verwechſelt. Eine wichtige Frage wirft Körner S. 84 auf: „Ueberhaupt — ſchreibt er — muß ich Dir geſtehen, daß ich dergleichen Zierathe in Deinen Arbeiten nicht gern ſehe. Du haſt einen Hang, Deine Producte durch Schmuck im Einzelnen zu überladen. Manche ſchöne Idee geht dadurch verloren, daß man ſie bloß im Vorübergehen mitneh-

men ſoll, da ſie doch die ganze Aufmerkſamkeit erfordert. Ideen dieſer Art können, däucht mich, nicht die gehörige Wirkung hervorbringen, wenn ſie nicht in einem beſonderen Kunſtwerke als ein einzelnes Ganze in das vortheilhafteſte Licht geſtellt ſind. Intereſſirt man ſich wirklich für die Hauptidee Deines Gedichts, ſo kann man unmöglich auf alle dieſe einzelnen Züge ſo viel Aufmerkſamkeit heften, als erfordert wird, um ſie ganz zu verſtehen. Es iſt ſchade um die Kunſt, mit der die Gegenſtände in einem dunkeln Hintergrunde ausgeführt ſind, wenn der Blick des Betrachters auf die Hauptfigur nothwendig gefeſſelt wird. Freilich begreife ich wohl, daß Reichthum ſehr leicht in Ueppigkeit ausartet. Aber in der Vermeidung dieſes Fehlers beſteht auch, däucht mich, eines der wichtigſten Erforderniſſe der Claſſicität, — jener höheren nämlich, die nicht in der Befriedigung einer pedantiſchen und conventionellen Kritik, ſondern in der größtmöglichen Wirkung der vorhandenen Talente des Künſtlers beſteht. Das höchſte Ziel iſt noch nicht erreicht, ſo lange man den Künſtler nicht über dem Kunſtwerke vergißt, und mehr mit dem ganzen Umfange ſeiner Ideen überhaupt, als mit einer einzelnen dargeſtellten Idee beſchäftigt wird.“ Im Allgemeinen iſt das richtig; es kann ſich nur noch um die Anwendung in den ſich ergebenden einzelnen Fällen handeln. Hiebei iſt nun Zweierlei zu berückſichtigen. Einmal

muß man nicht vergeſſen, daß es Geiſter giebt, die ſo reich an Gold und Perlen ſind, wie andere an Kupfer und an Seemuſcheln. Dieſen iſt nicht zuzumuthen, daß ſie ihre Schätze wegwerfen und ſich nach geringeren Baumaterialien umthun ſollen. Sie brauchen was ſie haben, verlangen vom Beſchauer aber gar keinen Reſpect für die Koſtbarkeiten, die ſie zu ganz gewöhnlichen Zwecken verwenden, ſondern fordern im Gegentheil, daß er ſie wie gemeine Steine betrachten und nur den zu Stande gebrachten Bau in's Auge faſſen ſoll. Er ſoll auch in der goldenen Wand nur die Wand, auch in der mit Perlen beſetzten Thür nur die Thür erblicken. Dann iſt nicht zu überſehen, daß das Kunſtwerk, wie es in der Totalität unendlich und unerſchöpflich ſein muß, in den Einzelheiten wenigſtens unendlich und unerſchöpflich ſein darf. Leuten, die dadurch, daß ſie nicht gleich beim erſten Mal Alles herausnehmen können, in ihrem Genuß geſtört werden, iſt nicht zu helfen; die müſſen aber auch auf einem Spaziergang in Verzweiflung gerathen, denn auch den kann man nicht als Botaniker, als Landſchaftsmaler und als ſimpler Naturfreund zugleich machen. Allerdings muß das nicht zur Ueberladung führen, aber die Ueberladung geht nie aus der Maſſe des aufgewendeten Reichthums hervor, einzig und allein aus der Art, wie er gebraucht wird. Vermißt man zwiſchen der Einzelheit und der Totalität die

nothwendige Beziehung, so ist sie auf der Stelle da und fände sich zwischen Millionen von Ziegelsteinen auch nur ein einziger blank gescheuerter Pfenning. S. 90 läßt Schiller den alten braven Bürger Revue passieren. „Bürger war vor einigen Tagen hier, und ich habe seine Bekanntschaft gemacht. Sein Aeußerliches verspricht wenig — es ist plan und fast gemein: dieser Charakter seiner Schriften ist in seinem Wesen angegeben. Aber ein gerader ehrlicher Kerl scheint er zu sein, mit dem sich allenfalls leben ließe.“ Man sieht, er kommt nicht am besten dabei weg, dennoch war er der Verfasser der Leonore und der Pfarrerstochter, eines Gedichts, das, trotz der Peinlichkeit und selbst Trivialität der Composition, wenn man sie als Ganzes betrachtet, Schilderungen enthält, die die deutsche Literatur in solcher Vollendung und Süßigkeit nur einmal besitzt. Die Natur stattet ihre Lieblinge zuweilen wunderlich aus. Auch unsere Zeit hat einen großen Lyriker, der, wenn er wagte sich für sich selbst auszugeben, ohne sich durch seinen Reisepaß oder durch einen Bekannten ausweisen zu können, sehr leicht für einen Betrüger gehalten werden würde, und der deßungeachtet mit manchem poetischen Heroen früherer Jahrhunderte um die Wette leben wird. S. 93 schreibt Körner: „Ich zweifle, ob Du Talent zur häuslichen Glückseligkeit hast: und in diesem Fall würde ich ein liebenswürdiges

Was ich damit will, ſollſt Du einmal erfahren. NB. Dieſer Menſch wollte und ſollte gewiſſermaßen, und glaubte, mir etwas Angenehmes zu ſagen. Er ſagte mir ſelbſt ein andermal, er habe ein ſo lebhaftes Gefühl für Schönheit der Poeſie, daß er kaum widerſtehen könne, das Buch zu küſſen, das ihm gefiele.“ Man ſieht, auch in Weimar war die Arche Noäh vollſtändig beiſammen. Körner läßt ſich S. 81 vernehmen: „Goethe's achten Theil habe ich geleſen. Ich bewundere ſein Talent, die mannigfaltigſten Arten von Ton zu treffen. Oft iſt dieß das einzige Verdienſt eines Gedichts. Ideen und Verſe ſind oft von weniger Bedeutung. Das wichtigſte iſt wohl das letzte Gedicht: Die Geheimniſſe. Ich zerbreche mir ſehr den Kopf über dieſes Räthſel.“ Die Geheimniſſe, das bedeutendſte der Goethe'ſchen Gedichte! Aber in ſolch' einem Verhältniß ſtehen ſelbſt durchgebildete Menſchen oft zur lyriſchen Poeſie! Was wird denn durch dieſe Melodie bewieſen? Darnach wird gewöhnlich gefragt, und wenn nicht, ſo werden Flöte und Dudelſack mit einander verwechſelt. Eine wichtige Frage wirft Körner S. 84 auf: „Ueberhaupt — ſchreibt er — muß ich Dir geſtehen, daß ich dergleichen Zierathe in Deinen Arbeiten nicht gern ſehe. Du haſt einen Hang, Deine Producte durch Schmuck im Einzelnen zu überladen. Manche ſchöne Idee geht dadurch verloren, daß man ſie bloß im Vorübergehen mitneh-

men ſoll, da ſie doch die ganze Aufmerkſamkeit erfordert. Ideen dieſer Art können, däucht mich, nicht die gehörige Wirkung hervorbringen, wenn ſie nicht in einem beſonderen Kunſtwerke als ein einzelnes Ganze in das vortheilhafteſte Licht geſtellt ſind. Intereſſirt man ſich wirklich für die Hauptidee Deines Gedichts, ſo kann man unmöglich auf alle dieſe einzelnen Züge ſo viel Aufmerkſamkeit heften, als erfordert wird, um ſie ganz zu verſtehen. Es iſt ſchade um die Kunſt, mit der die Gegenſtände in einem dunkeln Hintergrunde ausgeführt ſind, wenn der Blick des Betrachters auf die Hauptfigur nothwendig gefeſſelt wird. Freilich begreife ich wohl, daß Reichthum ſehr leicht in Ueppigkeit ausartet. Aber in der Vermeidung dieſes Fehlers beſteht auch, däucht mich, eines der wichtigſten Erforderniſſe der Claſſicität, — jener höheren nämlich, die nicht in der Befriedigung einer pedantiſchen und conventionellen Kritik, ſondern in der größtmöglichen Wirkung der vorhandenen Talente des Künſtlers beſteht. Das höchſte Ziel iſt noch nicht erreicht, ſo lange man den Künſtler nicht über dem Kunſtwerke ververgißt, und mehr mit dem ganzen Umfange ſeiner Ideen überhaupt, als mit einer einzelnen dargeſtellten Idee beſchäftigt wird.“ Im Allgemeinen iſt das richtig; es kann ſich nur noch um die Anwendung in den ſich ergebenden einzelnen Fällen handeln. Hiebei iſt nun Zweierlei zu berückſichtigen. Einmal

muß man nicht vergeſſen, daß es Geiſter giebt, die ſo reich an Gold und Perlen ſind, wie andere an Kupfer und an Seemuſcheln. Dieſen iſt nicht zuzumuthen, daß ſie ihre Schätze wegwerfen und ſich nach geringeren Baumaterialien umthun ſollen. Sie brauchen was ſie haben, verlangen vom Beſchauer aber gar keinen Reſpect für die Koſtbarkeiten, die ſie zu ganz gewöhnlichen Zwecken verwenden, ſondern fordern im Gegentheil, daß er ſie wie gemeine Steine betrachten und nur den zu Stande gebrachten Bau in's Auge faſſen ſoll. Er ſoll auch in der goldenen Wand nur die Wand, auch in der mit Perlen beſetzten Thür nur die Thür erblicken. Dann iſt nicht zu überſehen, daß das Kunſtwerk, wie es in der Totalität unendlich und unerſchöpflich ſein muß, in den Einzelheiten wenigſtens unendlich und unerſchöpflich ſein darf. Leuten, die dadurch, daß ſie nicht gleich beim erſten Mal Alles herausnehmen können, in ihrem Genuß geſtört werden, iſt nicht zu helfen; die müſſen aber auch auf einem Spaziergang in Verzweiflung gerathen, denn auch den kann man nicht als Botaniker, als Landſchaftsmaler und als ſimpler Naturfreund zugleich machen. Allerdings muß das nicht zur Ueberladung führen, aber die Ueberladung geht nie aus der Maſſe des aufgewendeten Reichthums hervor, einzig und allein aus der Art, wie er gebraucht wird. Vermißt man zwiſchen der Einzelheit und der Totalität die

nothwendige Beziehung, ſo iſt ſie auf der Stelle da und fände ſich zwiſchen Millionen von Ziegelſteinen auch nur ein einziger blank geſcheuerter Pfenning. S. 90 läßt Schiller den alten braven Bürger Revue paſſieren. „Bürger war vor einigen Tagen hier, und ich habe ſeine Bekanntſchaft gemacht. Sein Aeußerliches verſpricht wenig — es iſt plan und faſt gemein: dieſer Charakter ſeiner Schriften iſt in ſeinem Weſen angegeben. Aber ein gerader ehrlicher Kerl ſcheint er zu ſein, mit dem ſich allenfalls leben ließe.“ Man ſieht, er kommt nicht am beſten dabei weg, dennoch war er der Verfaſſer der Leonore und der Pfarrerstochter, eines Gedichts, das, trotz der Peinlichkeit und ſelbſt Trivialität der Compoſition, wenn man ſie als Ganzes betrachtet, Schilderungen enthält, die die deutſche Literatur in ſolcher Vollendung und Süßigkeit nur einmal beſitzt. Die Natur ſtattet ihre Lieblinge zuweilen wunderlich aus. Auch unſere Zeit hat einen großen Lyriker, der, wenn er wagte ſich für ſich ſelbſt auszugeben, ohne ſich durch ſeinen Reiſepaß oder durch einen Bekannten ausweiſen zu können, ſehr leicht für einen Betrüger gehalten werden würde, und der deßungeachtet mit manchem poetiſchen Heroen früherer Jahrhunderte um die Wette leben wird. S. 93 ſchreibt Körner: „Ich zweifle, ob Du Talent zur häuslichen Glückſeligkeit haſt: und in dieſem Fall würde ich ein liebenswürdiges

Geſchöpf bedauern, das Dich durch inneren Werth reizte, aber doch nicht auf immer feſſeln könnte.“ Da Schiller gerade damals mit Heiratsgedanken umging, wie ſich bald hernach zeigt, ſo war das ſo recht à propos geſagt. Rührend heißt es S. 94: „Eine Schreibcommode habe ich mir ſelbſt machen laſſen, die mir zwei Caroline koſtet. Dieß iſt, wonach ich längſt getrachtet habe, weil ein Schreibtiſch doch mein wichtigſtes Möbel iſt und ich mich immer damit habe behelfen müſſen.“ Schiller jubelt, weil er es endlich zum Beſitz eines anſtändigen Schreibtiſches gebracht hat. Das iſt ein Farbenſtrich mit zur vollkommenſten Welt. Glänzend war der Beginn ſeiner Vorleſungen. „Das Reinhold'ſche Auditorium — ſchreibt er — beſtimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe, und kann ungefähr achtzig ſitzende Menſchen, etwas über hundert in Allem faſſen. Ob es nun freilich wahrſcheinlich genug war, daß meine erſte Vorleſung der Neugier wegen eine größere Menge Studenten herbeilocken würde, ſo kennſt Du ja meine Beſcheidenheit. Ich wollte dieſe größere Menge nicht gerade vorausſetzen, indem ich gleich mit dem größten Auditorium debütirte. Dieſe Beſcheidenheit iſt auf eine für mich ſehr brillante Art belohnt worden. Meine Stunden ſind Abends von ſechs bis ſieben. Halb ſechs war das Auditorium voll. Ich ſah aus Reinhold's Fenſter Trupp über Trupp die Straße

heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen, und mein Muth nahm eher zu. Ueberhaupt hatte ich mich mit einer gewissen Festigkeit gestählt, wozu die Idee, daß meine Vorlesung mit keiner anderen, die auf irgend einem Katheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu scheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von Allen, die mich hören, als der Ueberlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug. Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren, und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei mir war, ein, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Grießbach's Schwager war gerade unter den Studenten, ich ließ ihnen also den Vorschlag thun, bei Grießbach zu lesen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gab es das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besäet war. Weil sie liefen, was sie konnten, um im Grießbach'schen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Allarm und Alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte Anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schlosse kam die Wache in Bewegung. Was ist

ein Schock Poeten, deren ganze ſogenannte Poeſie auf ihrem Denkunvermögen beruht, auf ihrer Unfähigkeit, den Gedanken aus der rohen Schale der Vorſtellung heraus zu löſen, und aus der daraus für ſie entſpringenden Nothwendigkeit, ſich verworren und ſchief auszudrücken; es giebt vielleicht kein drohenderes Zeichen der einbrechenden Barbarei, als darin liegt, daß Einige von dieſen ſich wirklich eine Art von Celebrität erworben haben. Was noch nicht einmal Gedanke geworden, was Vorſtellung geblieben iſt, gilt für Anſchauung, als ob Niemand mehr eine Ahnung davon hätte, daß die Anſchauung den Gedanken und die Vorſtellung zugleich umfaßt, und nur darum ſchwerer in's Gewicht fällt, als beide einzeln für ſich, und dennoch zieht man nicht die ſich ſo ganz von ſelbſt ergebende Conſequenz, dennoch ſetzt man den Kindern keine Lorbeerkronen auf, die doch auf dieſem Standpunkt als die erſten Poeten der Welt erſcheinen müſſen, als die wahren Repräſentanten der Naivität, die das logiſche Geſetz in ſich nicht einmal erſt abzuthun brauchen, weil ſie es noch gar nicht kennen. Dem Allen würde durch ein redliches Streben nach conventioneller Claſſicität abgeholfen, da aber die im Vorhergehenden von mir charakteriſirten Dichter mit ihren Fehlern auch ihre Vorzüge, d. h. diejenigen Eigenſchaften, die der Unverſtand ſo zu nennen beliebt und die mit jenen

völlig identisch sind, verlieren, also zu existiren aufhören würden, wenn sie sich eines solchen Strebens befleißigten, so werden sie sich wohl hüten, das zu thun. Es ist dann nur zu wünschen, daß das Publicum wieder zur Besinnung komme.

S. 113 schreibt Schiller: „Wegen des Verplemperns kannst Du ganz sicher sein; ich habe hier Alles die Musterung passiren lassen und meine ganze Freiheit beisammen behalten.“ Man sieht, er betrieb Alles mit Eifer, auch die Herzensangelegenheiten. Jetzt sehen sich die Freunde seit langer Zeit zum ersten Mal wieder, aber, wie es scheint, ohne sich besonders an einander zu erquicken. „Daß Du Dich — schreibt Körner — unseres letzten Beisammenseins mit Vergnügen erinnerst, war mir um desto lieber zu lesen, da ich wirklich schon auf den Gedanken gekommen war, als ob diese Zusammenkunft uns mehr entfernt als genähert hätte. Du wirst mich verstehen und kannst mir glauben, daß ich auch Dich verstanden habe. Das hat mich manchmal verstimmt, und gleichwohl konnte ich mich zu keiner Erklärung entschließen. Ich war mir keiner Schuld bewußt, glaubte keiner Rechtfertigung zu bedürfen, und eben deswegen ärgerte es mich, daß Du mich mißverstehen konntest.“ Schiller verliert nun doch seine Freiheit, welche in Jena auf dem ersten Ball nicht gleich eingebüßt zu haben er kurz zuvor noch so stolz war. „Eine sonderbare Sache, die

mit Menſchen vorging, dem Menſchen wichtig darzuſtellen. Es iſt ein armſeliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu ſchreiben; einem philoſophiſchen Geiſte iſt dieſe Grenze durchaus unerträglich. Dieſer kann bei einer ſo wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menſchheit, bei einem Fragmente (und was iſt die wichtigſte Nation anders?) nicht ſtilleſtehen. Er kann ſich nicht weiter dafür erwärmen, als ſo weit ihm dieſe Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortſchritt der Gattung wichtig iſt. Iſt eine Geſchichte (von welcher Nation und Zeit ſie auch ſei) dieſer Anwendung fähig, kann ſie an die Gattung angeſchloſſen werden: ſo hat ſie alle Requiſiten, unter der Hand des Philoſophen intereſſant zu werden — und dieſes Intereſſe kann jeder Verzierung entbehren." Das iſt unwiderleglich, wie hart es auch in unſeren Tagen beſtritten werden mag. S. 130 meldet Körner: „Hier iſt ein Stück von Kotzebue: Menſchenhaß und Reue, aufgeführt worden, das in Leipzig ſehr gefallen hat; ein elendes Product in Ifflands weinerlicher Manier, aber ohne einen Funken von Ifflands Talent." So wird der Sternenhimmel endlich voll. An der Univerſität häufen ſich für Schiller die Verdrießlichkeiten; ſein Privatcollegium, das ihm Geld einbringen ſoll, wird ſo ſpärlich beſucht, wie ſein Publicum zahlreich, und ſeine gelehrten Collegen benehmen ſich niederträchtig gegen ihn. Er hat große Neigung,

wieder zurückzutreten, nur die Rücksicht auf seinen alten Vater, der für seinen Sohn alle Hoffnung auf Jena gesetzt hat, hält ihn ab. Er harrt aus; Carl August bewilligt ihm, „verlegen, nicht mehr geben zu können," eine Pension von zweihundert Thalern, und nun kommt es zur Heirat mit Lotte Lengefeld. Bei dieser Gelegenheit gibt es wieder eine Verstimmung zwischen den Freunden, über die man nicht klar wird, weil hier ein Brief von Körner zu fehlen scheint. Schiller schreibt: „Meinen letzten Brief, worin ich Dir von der Pension schrieb, hast Du, hoffe ich, längst erhalten. Die kluge Miene, die Du in dem Deinigen annimmst, hat mich belustigt. Traue mir zu, daß die zwei Jahre, die ich gehabt habe, meine künftige Frau in Rücksicht auf mich kennen zu lernen, und in eben dieser Rücksicht gegen andere zu stellen, nicht verloren gewesen sind. Wem sollte ich es weniger sagen als Dir, daß in Fällen dieser Art allgemeine Urtheile nichts heißen, daß die Individualität allein dabei Richterin sein kann. Ich weiß wohl, daß unter zehn, die heiraten, vielleicht neun sind, die ihre Frauen um Anderer willen nehmen; ich wählte die meinige für mich. Mir scheint, es begegnete Dir dießmal mit mir, was schon einigemal geschah: Du hast Dich über mich geirrt, weil Du zu wenig Gutes von mir hofftest. Ich bin bei diesem ganzen langen Vorfall mit meinem Kopf und meinem Herzen sehr zufrie-

den, aber mir kommt vor, Du konntest den S
stab nicht sogleich wiederfinden, mit dem ic
messen bin — und jeder kann doch nur mit
Maßstabe gemessen werden, den man von ihm
genommen hat. Wenn ich vielleicht als Liebh
wie Du sagst, zu hoch in den Wolken stand,
meinen Gegenstand gut zu sehen, so stelltest
Dich vielleicht dießmal etwas tief auf den Boden.
wird gar nicht an Gelegenheiten fehlen, die Dich
kehren werden — und vielleicht gestehst Du Dir d
selbst, ein schönes Herz und eine feingestimmte S
darum nicht gefunden zu haben, weil Du diese
genschaften bei Deinen Forderungen übersahst.
dessen, wozu diese Worte? Die Zeit wird es
wohl lehren. Aber es ist mir zu vergeben, daß
gerade Dich am wenigsten unter allen Mensch
über ein Wesen im Irrthum lassen will, von de
ich einen so wichtigen Theil meiner Glückseligkeit
erwarte." Das ist Alles richtig, aber man sieht
nicht ab, worauf es sich bezieht, denn in keinem
der vorhergehenden Körner'schen Briefe kommt de
Liebhaber, der zu hoch in den Wolken stand, vor
Körner antwortet eben so schlagend. „Meine Klug
heit konnte Dir als Bräutigam nicht erbaulich
sein, aber Du hast mich doch falsch verstanden. Ich
sage bloß, daß ich kein competenter Richter über
den Werth deiner Gattin bin, daß ich sie zu wenig
gesehen habe, und daß ich mich jetzt bloß freue,

Du Dich freuſt, nicht aus eigener Ueberzeu-
Ich mochte Dir nichts heucheln, was ich
empfand, und konnte nicht ganz ſchweigen,
kalt zu ſcheinen. Von Ueberſehen kann bei
gar nicht die Rede ſein. Was habe ich von
das Dich gefeſſelt hat, in einem halben Tag
ſollen, während daß Du mit Deiner Gelieb-
allein ſprachſt? Alſo ſei gerecht gegen mich und
kenne mich nicht.“ Die Spannung löſt ſich auf
Weiſe, wie es ſich unter ſittlichen Menſchen
ährt. „Ich freue mich — ſchreibt Körner —
iner jetzigen Freude, aber ich glaube auch Grund
haben, von dieſer Verbindung viel für Dein
uftiges Leben zu hoffen. Du haſt nach Deinen
ividuellen Bedürfniſſen ohne ärmliche Rückſichten
e Gattin gewählt, und auf keinem andern Wege
ar es Dir möglich, den Schatz von häuslicher
lückſeligkeit zu finden, deſſen Du bedarfſt. Du biſt
icht fähig, als ein iſolirtes Weſen bloß für ſelbſt-
ächtigen Genuß zu leben. Irgend eine lebhafte
dee, durch die ein berauſchendes Gefühl Deiner
leberlegenheit bei Dir entſteht, verdrängt zwar zu-
weilen eine Zeitlang alle perſönliche Anhänglichkeit;
aber das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu wer-
den kehrt bald bei Dir zurück. Ich kenne die aus-
ſetzenden Pulſe Deiner Freundſchaft; aber ich begreife
ſie, und ſie entfernen mich nicht von Dir. Sie ſind
in Deinem Charakter nothwendig und mit anderen

Dingen verbunden, die ich nicht anders wünſchte. Mit Deiner Liebe wird es nicht anders ſein; und Deiner Gattin, wenn ich vertraut genug mit ihr wäre, um eine ſolche Aeußerung wagen zu dürfen, würde ich nichts Beſſeres an ihrem Vermählungstage wünſchen können, als das Talent, Dich in ſolchen Momenten nicht zu verkennen.“ Und Schiller erwidert: „Du gibſt mir und denen, welche Deinen Brief zu ſehen bekommen werden, einen Aufſchluß über mich, der mir um ſeiner Wahrheit und um Deiner Billigkeit willen ſehr willkommen war. Haſt Du die Erfahrung von unterbrochenen Freundſchaftsgefühlen aus unſerem Verhältniß genommen, ſo thuſt Du mir vielleicht doch Unrecht, wenn Du die Urſache davon ganz allein in mir, und gar nicht in äußerlichen Vorfällen ſuchſt, die den freien Lauf meiner Empfindungen nicht ſelten verlenkt oder aufgehalten haben. Ich darf mir nicht ſelbſt Unrecht thun und von der Entſchuldigung Gebrauch machen, womit Du mir entgegenkommſt. Meine Freundſchaft hat nie gegen Dich ausgeſetzt, das Wandelbare in meinem Weſen kann und wird meine Freundſchaft zu Dir nicht treffen; ſie, die ſelbſt davon, wie Du auch immer gegen mich handeln möchteſt, unabhängig iſt. Ich könnte mich überreden, daß ich Dir aufgehört hätte, etwas zu ſein, daß Deine Vorſtellungs- und Empfindungsart einen Gang genommen hätten, auf dem ſie der meinigen

nicht leicht mehr begegneten; aber Du hätteſt es in Deiner Gewalt, in jedem Augenblicke mein Vertrauen zu Dir und die ganze Harmonie unter uns wieder herzuſtellen. Unterbrechungen, welche meine innere Thätigkeit in unſerer Freundſchaft zu machen ſchien, oder ferner ſcheinen möchte, können bloß die Aeußerungen derſelben treffen — und ſolche Unterbrechungen ſchaden ihr nichts; vielmehr bringen ſie mich mit einem größeren Reichthum und mit einem geübteren Gefühl zu unſerer Freundſchaft zurück. Laß es immer als eine feſte Wahrheit bei Dir gelten, was Du Dir ſelbſt in Deinem letzten Briefe ſagteſt, daß der Dichter dem Freunde keinen Abbruch thut, und ſei verſichert, daß an der genialiſchen Flamme, an welcher ein Ideal reifen kann, die Freundſchaft niemals verdorret.“ Damit iſt Alles gethan. Körner macht jetzt ſein erſtes und letztes Gedicht, von dem im Briefwechſel die Rede iſt und recenſirt es, obgleich Schiller es mit großer Milde aufnimmt, äußerſt ſcharf. Er zweifelt, ob es eins iſt, und fragt: Sollte man nicht ſagen können: ſo lange der Gedanke bloß philoſophiſch (abſtract, nicht dramatiſch unter beſonderen Verhältniſſen, ſondern im Allgemeinen wahr) iſt, ſo entſteht kein Gedicht, auch durch eine noch ſo dichteriſche Einkleidung. Der Gedanke ſelbſt muß individualiſirt werden, muß dramatiſche Wahrheit bekommen, muß das Reſultat eines beſonderen Charakters, beſonderer Umſtände

ſein, muß dieß durch Einſeitigkeit und Uebertreibung verrathen.“ Ohne allen Zweifel, denn das Dichten iſt nicht ein unklares Denken, ſondern ein geſteigertes Leben. S. 185 ſchreibt Schiller: „Seitdem ich eine Frau habe, kupple ich gern.“ Er beweiſt das auch gleich durch die That, denn er bemüht ſich in demſelben Brief, der dieſe Aeußerung enthält, zugleich eine Prinzeſſin und Körners Schwägerin an den Mann zu bringen. S. 187 erfahren wir, daß er in Jena im Sommer 1790 auch ein Publicum über die Tragödie, und zwar aus dem Stegreif, geleſen hat; es iſt wahrſcheinlich eine Vorarbeit für ſeine Abhandlungen geweſen. Ueberraſchend iſt Folgendes: „Funk — ſchreibt Körner — ſagt mir, daß Du mit dem Fauſt nicht zufrieden biſt. Freilich finde ich auch Ungleichheiten darin, und gewiß ſind die einzelnen Scenen zu ſehr verſchiedenen Zeiten gemacht. Aber mich freut doch vieles, beſonders die Hauptidee, daß Fauſt durch Charakter immer eine höhere Art von Weſen bleibt, als Mephiſtopheles; wenn gleich dieſer ihm an Vorrath von Ideen, an Erfahrung, an Gewandtheit überlegen iſt.“ Man mögte glauben, Schiller hätte den zweiten Theil des Fauſt vorausgeſehen, dieß wunderliche Gefäß, worin Goethe ſeine geiſtige Nothdurft verrichtet, d. h. ſich ſeiner aufgeſpeicherten Gedanken und Meinungen über Dies und Das entledigte, was nur durch einen Spinnwebsfaden

mit dem Gedicht zusammenhängt. Der erste Theil hat doch wirklich kaum einen Fehler, als den, daß er den zweiten hervorgerufen hat. Uebrigens behagt Goethe den Freunden auch persönlich nicht; doch das ändert sich, sobald er ihnen menschlich näher tritt. „Goethe — schreibt Körner S. 202 — ist acht Tage hier gewesen, und ich habe viel mit ihm gelebt; es gelang mir, ihm bald näher zu kommen, und er war mittheilender, als ich erwartet hatte. Wo wir die meisten Berührungspunkte fanden, wirst Du schwerlich errathen. — Wo sonst als — im Kant! In der Kritik der teleologischen Urtheilskraft hat er Nahrung für seine Philosophie gefunden. Doch haben wir nicht bloß philosophirt; wenigstens nicht bloß über Natur. Seine Begriffe von Styl und Classicität in der Kunst waren mir sehr interessant, und ich suche sie mit meiner Theorie der Ideale zu vereinigen. Hier waren wir auf ganz verschiedenen Wegen; aber in seinem Gesichtspunkte ist viel Fruchtbares, das ich bis jetzt übersehen hatte.“ Schiller antwortet hierauf: „Goethe hat uns viel von Dir erzählt, und rühmt gar sehr Deine persönliche Bekanntschaft. Er fing von selbst davon an, und spricht mit Wärme von seinem angenehmen Aufenthalt bei Euch und überhaupt auch in Dresden. Mir erging es mit ihm wie Dir. Er war gestern bei uns und das Gespräch kam bald auf Kant. Interessant ist's, wie er alles in seine eigene

Art und Manier kleidet und überraſchend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich ſehr nahe intereſſiren, mit ihm ſtreiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, ſich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm iſt die ganze Philoſophie ſubjectiviſch, und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philoſophie mag ich auch nicht ganz: ſie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt iſt ſeine Vorſtellungsart zu ſinnlich und betaſtet mir zu viel. Aber ſein Geiſt wirkt und forſcht nach allen Directionen, und ſtrebt, ſich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann.“ Dann ſetzt er hinzu: „Uebrigens ergeht's ihm närriſch genug. Er fängt an alt zu werden, und die ſo oft von ihm geläſterte Weiberliebe ſcheint ſich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Thorheit begehen, und das gewöhnliche Schickſal eines alten Hageſtolzen haben. Sein Mädchen iſt eine Mamſell Vulpius, die ein Kind von ihm hat und ſich nun in ſeinem Hauſe faſt ſo gut als etablirt hat. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er ſie in wenigen Jahren heiratet. Sein Kind ſoll er ſehr lieb haben, und er wird ſich bereden, daß, wenn er das Mädchen heiratet, es dem Kinde zu Liebe geſchehe, und daß dieſes wenigſtens das Lächerliche dabei vermindern könnte.“ Dergleichen Stadtgeträtſch über einen Goethe, durch

einen Schiller wiederholt, ist auch nicht uninteressant. Nicht genug zu beherzigen ist, was Körner S. 210 über Kritik sagt: „Seine Kritik sieht noch zu sehr an Dir hinauf, und ich glaube, daß es eine Kritik mit Begeisterung gibt, wobei man auf den größten Künstler herabsieht. Der Kritiker wird alsdann Repräsentant der Kunst, er erhält seine Würde von ihr, nicht durch sich selbst. Je größer das Talent des Künstlers, desto höher die Forderungen seines Richters. Solche Kritiken sind freilich nicht Jedermanns Ding, und wer dazu taugt, mag lieber selbst etwas schaffen. Aber alle andere Art von Recension verwüstet den echten Geschmack, anstatt ihn zu bilden." Ja wohl, und glücklich ist die Zeit, die einen Kritiker erstehen sieht, wie Körner ihn hier verlangt; einen Geist, in dem die Kunsterkenntniß so specifisch hervortritt, wie im echten Dichter das Kunstvermögen. Einen solchen besitzen wir in Rötscher. Schiller giebt jetzt seinen Menschenfeind für immer auf, entschließt sich, der erste Geschichtschreiber der Deutschen zu werden und denkt an einen deutschen Plutarch. Körner zeigt, daß er sich nicht umsonst mit Goethe berührt hat. „Das Objective in aller Art von Kunst — schreibt er — wird mir immer werther. In diesem scheint mir die wahre Classicität enthalten zu sein; dasjenige, was einem Kunstwerke Unsterblichkeit gibt. Das Subjective ist von der besonderen Denkart oder Stim-

mung des Künſtlers und ſein Werth davon abhängig, ob er ein Publicum findet, deſſen Denkart und Stimmung mit der ſeinigen ſympathiſirt. Das Kunſtwerk ſoll durch ſich ſelbſt exiſtiren, wie ein anderes organiſches Weſen, nicht durch die Seele, die ihm der Künſtler einhaucht. Hat er ihm einmal Leben gegeben, ſo dauert es fort, auch wenn der Erzeuger nicht mehr vorhanden iſt; und hierdurch unterſcheidet ſich eben ein Aggregat von Elementen, die einzeln als Producte eines höheren geiſtigen Lebens ihren Werth haben, von einem organiſirten Ganzen, wo Theil und Ganzes gegenſeitig Mittel und Zweck ſind, wie bei den organiſirten Naturproducten. Dieſe Einheit der Richtung bei der Mannigfaltigkeit der vorhandenen Kräfte, und dieſe Vervielfältigung des Lebens im Einzelnen bei der möglichſten Harmonie des Ganzen unterſcheidet Claſſicität von Chaos und Leerheit: — dieß iſt mein neueres äſthetiſches Glaubensbekenntniß."

Schiller muß, ſeiner Bruſt wegen, die öffentlichen Vorleſungen aufgeben, er hat eine ſchwere Krankheit zu beſtehen und iſt von nun an beſtändig leidend. Doctor Erhard, der durch Varnhagen's Biographie bekannte Kantianer, taucht auf und wird von Schiller warm belobt. Bürger, durch Schiller's allerdings harte Kritik verletzt, benimmt ſich würdelos, und beſtätigt dadurch wider ſeinen Willen den ſchärfſten Ausſpruch dieſer Kritik, daß er ſich als

Individuum nicht genügend cultivirt habe. Kotzebue's Glück beim Theaterpublicum macht Körner'n dies Publicum verächtlich; was würde er von den Directionen gesagt haben, wenn er geahnt hätte, daß sie Menschenhaß und Reue noch nach fünfzig Jahren wieder auf's Repertoire bringen würden, ohne sich auf die Sympathien des Publicums berufen zu können! Schiller's Stanzenübersetzung aus dem Virgil entsteht und veranlaßt Körner, von ihm noch einmal lebhaft ein episches Gedicht zu wünschen und ihm als Gegenstand, anstatt des aus seiner und des Dichters eigener Gunst gefallenen Friedrichs des Großen, die Erziehung des Menschengeschlechts vorzuschlagen. Schiller meint, ein philosophisches Thema eigne sich durchaus nicht für die Poesie, und bestimmt sich für Gustav Aldolph. Körner mißbilligt die Wahl nicht, glaubt jedoch, daß Julian, der Apostat, sich noch besser zum Helden qualificire. Da Schiller's Geist ein durchaus dramatischer war, so konnte natürlich aus der Sache nichts werden. Uebrigens ist es charakteristisch, zu erfahren, warum er den Gedanken an die Friedericiade fahren ließ: er kann Friedrich als Charakter nicht lieb gewinnen! Noch immer plagt er sich mit Schulden und ist nun kränklich obendrein; da kommt auf einmal Hülfe, und zwar aus Dänemark. Der Prinz von Augustenburg und der Graf Schimmelmann bieten ihm auf drei Jahre jährliche tausend Thaler an,

ohne ihm dafür die geringste Verpflichtung aufzuerlegen. Das werde nimmer vergessen; in Deutschland wäre es keinem Fürsten in den Sinn gekommen. Nun athmet er frei auf, schafft sich eigene Pferde an und wirft sich, nicht länger gezwungen, um Lohn zu arbeiten, in die Kant'sche Philosophie; entschlossen, sie zu ergründen, und sollte es auch drei Jahre kosten. Interessant ist seine Ansicht über die Preßfreiheit, die sich S. 301 findet: „Uebrigens bin auch ich von gewissen Grenzen der schriftstellerischen Freiheit überzeugt; nur glaube ich nicht, daß sie durch gesetzlichen Zwang, sondern durch Veredlung des Geschmacks bewirkt werden müssen. Zerstören ist ein unwürdiges Geschäft für ausgezeichnete Kraft, so lange es noch irgend etwas zu schaffen gibt. Daher die Achtung vor jedem Keim des Lebens im Kopf und Herzen, die nach meinen Begriffen zu einem menschlichen Ideale gehört. Daher eine weise Schonung gegen Meinungen, Empfindungen, Einrichtungen ꝛc., die einen Keim von Menschenwerth enthalten, der einer Entwickelung würdig ist." Die Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen und Wallenstein regen sich in ihm; er bestimmt sich, so groß seine Ungeduld auch ist, sich als Poet einmal wieder zu prüfen, doch zunächst für die Ausführung der Briefe, weil er glaubt, daß die größere Klarheit in den Principien, zu der er dadurch gelangen muß, dem Drama zu Statten kommen wird.

Bei dieſer Gelegenheit macht er ein höchſt merkwürdiges Selbſtgeſtändniß: „Oft wiederfährt es mir, daß ich mich der Entſtehungsart meiner Producte, auch der gelungenſten, ſchäme. Man ſagt gewöhnlich, daß der Dichter ſeines Gegenſtandes voll ſein müſſe, wenn er ſchreibe. Mich kann oft eine einzige und nicht immer eine wichtige Seite des Gegenſtandes einladen, ihn zu bearbeiten, und erſt unter der Arbeit ſelbſt entwickelt ſich Idee aus Idee. Was mich antrieb, die Künſtler zu machen, iſt gerade weggeſtrichen worden, als ſie fertig waren. So war's beim Carlos ſelbſt." Der hiſtoriſche Taſchenkalender, welcher die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges brachte, ſoll fortgeſetzt werden; der Verleger wünſcht es. Schiller hat keine Luſt dazu und ſchlägt Körner, der inzwiſchen um eine Erbſchaftshoffnung ärmer geworden iſt und die Lücke im Haushaltsetat durch Schriftſtellerei decken will, die Arbeit vor; er will ſich ſelbſt als Herausgeber nennen und Körner ſoll eine Biographie Cromwell's liefern. Dieſer antwortet: „Der Stoff gefällt mir nicht. Ihn als ein warnendes Beiſpiel zu behandeln, iſt ein geiſtloſes Geſchäft. Und wird er mit Begeiſterung für die Größe, die er enthält, bearbeitet, ſo iſt er für die jetzigen Zeiten bedenklich. Das Feuer, welches jetzt brennt, ehre ich als das Werk einer höheren Hand, und erwarte ruhig den Erfolg. Ich mag weder Oel noch Waſſer hineingießen. Was

ich über dieſe Begebenheiten denke, darf ich nicht ſchreiben, und was ich ſchreiben darf, mag ich nicht denken.“ So meinte damals auch Kant, er werde über gewiſſe Dinge nie etwas Falſches ſagen, aber manches Wahre zurückbehalten. Da die Wahrheit kein Privateigenthum iſt, ſo kann die Richtigkeit dieſes Princips beſtritten werden.

Den dritten und vierten Theil dieſes bedeutenden Werk's kann die Kritik etwas kurſoriſcher abthun, als es bei dem erſten und zweiten möglich war. Nicht, als ob ſie des Intereſſanten, des Geiſtreichen und Tiefſinnigen weniger darböten. Im Gegentheil, die Sammlung bleibt ſich bis an's Ende gleich, ſie verläuft ſich nicht, wie die Schiller-Goethe'ſche Correſpondenz, im Sand. Schiller hat in ſeinen Briefen an Körner im ſchönſten Sinne des Wort's Tagebuch geführt, ja er hat eigentlich nur an dieſen Briefe geſchrieben; was er an Goethe richtete, waren im Anfang Abhandlungen, ſpäter Notizen. Darum hat die Sammlung einen ſo hohen, einzigen Werth, und ich mögte behaupten, erſt jetzt kann Schillers Biographie geſchrieben werden, denn ſie eröffnet ganz neue und überraſchende Einblicke in ſeine Individualität und ſeine Thätigkeit. Das gilt jedoch natürlich in einem viel ausgedehnteren Sinn von der erſten Hälfte, die uns den ſich ent-

wickelnden Dichter vorführt, wie von der zweiten, die uns den entwickelten zeigt. Die Welt fragt unter allen Umständen freilich nur nach den Resultaten, sie verhält sich gleichgültig gegen den Baum, auf dem die Früchte wuchsen, sie prüft nur die Früchte selbst und verzehrt sie oder wirft sie weg, je nachdem sie ihr schmecken oder nicht. Darin folgt sie auch einem unbedingt richtigen und gesunden Instinct. Eine ganz andere Methode aber leitet den Naturforscher und muß ihn leiten. Er geht von der Frucht über auf den Baum und von dem Baum auf das Erdreich, in dem er wurzelt. Ihm gilt es gleich, ob die Frucht süß oder sauer ist; er sucht zu ergründen, wie sie das eine oder das andere wurde. Und das thut er nicht, um eine müßige Neugierde zu befriedigen, sondern um sich einen tieferen Einblick in die Natur des Lebens zu verschaffen. Denn diese ist und bleibt trotz Hegels kühner Protestation, die eben nur einem gänzlichen Mißverständniß der zu beantwortenden Frage entsprang, ein Geheimniß. Wir werden die letzten Gesetze nie enträthseln, aus denen die millionenfachen Mischungsverhältnisse hervorgehen, in welchen es sich manifestirt. Aber das Werden erhellt das Sein. Wer das Werden zum Gegenstand seiner Betrachtung macht und die Bedingungen, unter denen sich die verschiedenen Modalitäten desselben so oder anders gestalten, erforscht, dem lichtet sich auch der Urprozeß, auf dem das

Sein beruht. Dieſe Beobachtungen werden aber ohne Zweifel mit eben ſo großer Erſprießlichkeit in der Geiſterwelt angeſtellt, wie in der phyſiſchen. Es iſt das Nämliche, ob das Schickſal mit einem bedeutenden Menſchen experimentirt, oder der Naturforſcher mit einem merkwürdigen Thier und einer ſeltenen Pflanze. Darum glaube ich den vorliegenden Briefwechſel nicht ohne Grund und Nutzen in allen denjenigen Stellen epitomirt und mit erläuternden Noten begleitet zu haben, wo Schiller gewiſſermaßen als ein Präparat in den Händen des Schickſals erſcheint. Ich wollte anſchaulich machen, wie er entſtand, und das konnte nur auf dieſe Weiſe geſchehen. Die Wurzel muß aufgegraben werden, denn die Erde verhüllt ſie in ihrem Schooß; die Frucht glänzt im Sonnenſchein. Dennoch wird die Frucht in Form und Gehalt durch die Wurzel beſtimmt.

Der dritte Theil bringt in ſeiner erſten Hälfte unter der Form von Briefen eine Reihe Abhandlungen, die ſich mit Aufſtellung einer Theorie des Schönen beſchäftigen. Die hier entwickelten Ideen ſind Embryonen der gar nicht hoch genug zu ſchätzenden äſthetiſchen Aufſätze Schillers, über deren Vernachläßigung ſich ſchon Humboldt mit Recht bedauernd ausſpricht. So intereſſant es wäre, neben dem Werdeproceß des Dichters auch den des Kunſt-Philoſophen in ſeinen verſchiedenen Stadien zu veranſchaulichen: es würde für meinen Zweck zu weit

führen. Nur darauf will ich im Vorübergehen aufmerksam machen, daß sich Seite 119 eine Lücke gestopft findet, die Humboldt, als er in der seinem Briefwechsel mit Schiller vorgesetzten Einleitung den Bildungsgang seines abgeschiedenen Freundes zu zeichnen versuchte, nicht ohne Grund so schmerzlich beklagte. Hier hat Schiller nämlich in allgemeinen Zügen seine Anschauung von der Sprache niedergelegt und daneben das Verhältniß, worin speciell der Dichter zur Sprache steht, erörtert. Mir sei es erlaubt, daran zu erinnern, daß ich bereits zwei Jahre vor Erscheinung der Briefsammlung in dem ersten Heft der Rötscher'schen Jahrbücher für dramatische Kunst und Literatur, und zwar in meiner Abhandlung über den Styl des Dramas, den nämlichen Gesichtspunkt aufgestellt habe. Ich wurde damals von mehreren Seiten bestritten, von den meisten oberflächlich abgefertigt, von einer sogar wegen unnützer Spitzfindigkeiten zurecht gewiesen. Es gereicht mir zur Satisfaction, daß jetzt einer unserer größten Todten unter meine Ansichten das Siegel drückt. Schiller äußert sich, wie folgt. „Bei zeichnenden und bildenden Künsten fällt es leicht genug in die Augen, wie viel die Natur des Darzustellenden leidet, wenn die Natur des Mediums nicht völlig bezwungen ist. Aber schwerer dürfte es sein, diesen Grundsatz nun auch auf die poetische Darstellung anzuwenden, welche doch schlechterdings daraus abgeleitet werden muß.

Ich will verſuchen, Dir einen Begriff davon zu geben. Auch hier, verſteht ſich, iſt noch gar nicht von dem Schönen der Wahl die Rede, ſondern bloß von dem Schönen der Darſtellung. Es wird alſo vorausgeſetzt, der Dichter habe die ganze Objectivität ſeines Gegenſtandes wahr, rein und vollſtändig in ſeiner Einbildungskraft aufgefaßt — das Object ſtehe ſchon idealiſirt (d. i. in reine Form verwandelt) vor ſeiner Seele, und es komme bloß darauf an, es außer ſich darzuſtellen. Dazu wird nun erfordert, daß dieſes Object ſeines Gemüthes von der Natur des Mediums, in welchem es dargeſtellt wird, keine Heteronomie erleidet. Das Medium des Dichters ſind Worte: alſo abſtracte Zeichen für Arten und Gattungen, niemals für Individuen; und deren Verhältniſſe durch Regeln beſtimmt werden, davon die Grammatik das Syſtem enthält. Daß zwiſchen den Sachen und den Worten keine materielle Aehnlichkeit (Identität) ſtattfindet, macht gar keine Schwierigkeit; denn dieſe findet ſich auch nicht zwiſchen der Bildſäule und dem Menſchen, deſſen Darſtellung ſie iſt. Aber auch die bloße formale Aehnlichkeit (Nachahmung) iſt zwiſchen Worten und Sachen ſo leicht nicht. Die Sache und ihr Wortausdruck ſind bloß zufällig und willkürlich (wenige Fälle abgerechnet), bloß durch Uebereinkunft mit einander verbunden. Indeſſen würde auch dieß nicht viel zu bedeuten haben, weil es nicht darauf an-

kommt, was das Wort an ſich ſelbſt iſt, ſondern welche Vorſtellung es erweckt. Gäbe es alſo überhaupt nur Worte oder Wortſätze, welche uns den individuellſten Charakter der Dinge, ihre individuellſten Verhältniſſe, und kurz, die ganze objective Eigenthümlichkeit des Einzelnen vorſtellten: ſo käme es gar nicht darauf an, ob dieß durch Convenienz oder aus innerer Nothwendigkeit geſchehe. Aber eben daran fehlt es. Sowohl die Worte, als ihre Biegungs- und Verbindungsgeſetze ſind ganz allgemeine Dinge, die nicht einem Individuum, ſondern einer unendlichen Anzahl von Individuen zum Zeichen dienen. Noch weit mißlicher ſteht es um die Bezeichnung der Verhältniſſe, welche nach Regeln bewerkſtelliget wird, die auf unzählige und ganz heterogene Fälle zugleich anwendbar ſind, und nur durch eine beſondere Operation des Verſtandes einer individuellen Vorſtellung angepaßt werden. Das darzuſtellende Object muß alſo, ehe es vor die Einbildungskraft gebracht und in Anſchauung verwandelt wird, durch das abſtracte Gebiet der Begriffe einen ſehr weiten Umweg nehmen, auf welchem es viel von ſeiner Lebendigkeit (ſinnlichen Kraft) verliert. Der Dichter hat überall kein anderes Mittel, um das Beſondere darzuſtellen, als die künſtliche Zuſammenſetzung des Allgemeinen („der eben jetzt vor mir ſtehende Leuchter fällt um“ iſt ein ſolcher individueller Fall), durch Verbindung lauter allgemeiner Zeichen

Ich will verſuchen, Dir einen Begriff davon zu geben. Auch hier, verſteht ſich, iſt noch gar nicht von dem Schönen der Wahl die Rede, ſondern bloß von dem Schönen der Darſtellung. Es wird alſo vorausgeſetzt, der Dichter habe die ganze Objectivität ſeines Gegenſtandes wahr, rein und vollſtändig in ſeiner Einbildungskraft aufgefaßt — das Object ſtehe ſchon idealiſirt (d. i. in reine Form verwandelt) vor ſeiner Seele, und es komme bloß darauf an, es außer ſich darzuſtellen. Dazu wird nun erfordert, daß dieſes Object ſeines Gemüthes von der Natur des Mediums, in welchem es dargeſtellt wird, keine Heteronomie erleidet. Das Medium des Dichters ſind Worte: alſo abſtracte Zeichen für Arten und Gattungen, niemals für Individuen; und deren Verhältniſſe durch Regeln beſtimmt werden, davon die Grammatik das Syſtem enthält. Daß zwiſchen den Sachen und den Worten keine materielle Aehnlichkeit (Identität) ſtattfindet, macht gar keine Schwierigkeit; denn dieſe findet ſich auch nicht zwiſchen der Bildſäule und dem Menſchen, deſſen Darſtellung ſie iſt. Aber auch die bloße formale Aehnlichkeit (Nachahmung) iſt zwiſchen Worten und Sachen ſo leicht nicht. Die Sache und ihr Wortausdruck ſind bloß zufällig und willkürlich (wenige Fälle abgerechnet), bloß durch Uebereinkunft mit einander verbunden. Indeſſen würde auch dieß nicht viel zu bedeuten haben, weil es nicht darauf an-

kommt, was das Wort an ſich ſelbſt iſt, ſondern welche Vorſtellung es erweckt. Gäbe es alſo überhaupt nur Worte oder Wortſätze, welche uns den individuellſten Charakter der Dinge, ihre individuellſten Verhältniſſe, und kurz, die ganze objective Eigenthümlichkeit des Einzelnen vorſtellten: ſo käme es gar nicht darauf an, ob dieß durch Convenienz oder aus innerer Nothwendigkeit geſchehe. Aber eben daran fehlt es. Sowohl die Worte, als ihre Biegungs- und Verbindungsgeſetze ſind ganz allgemeine Dinge, die nicht einem Individuum, ſondern einer unendlichen Anzahl von Individuen zum Zeichen dienen. Noch weit mißlicher ſteht es um die Bezeichnung der Verhältniſſe, welche nach Regeln bewerkſtelliget wird, die auf unzählige und ganz heterogene Fälle zugleich anwendbar ſind, und nur durch eine beſondere Operation des Verſtandes einer individuellen Vorſtellung angepaßt werden. Das darzuſtellende Object muß alſo, ehe es vor die Einbildungskraft gebracht und in Anſchauung verwandelt wird, durch das abſtracte Gebiet der Begriffe einen ſehr weiten Umweg nehmen, auf welchem es viel von ſeiner Lebendigkeit (ſinnlichen Kraft) verliert. Der Dichter hat überall kein anderes Mittel, um das Beſondere darzuſtellen, als die künſtliche Zuſammenſetzung des Allgemeinen („der eben jetzt vor mir ſtehende Leuchter fällt um" iſt ein ſolcher individueller Fall), durch Verbindung lauter allgemeiner Zeichen

die frühe Uebung im Styl und in der Poesie ihm viel genützt, denn von da hat er eine Darstellungsgabe in seine Medicin mit herüber gebracht, die ihm die Schriftstellerei darin sehr erleichtert.“ — Wie oft ist das Wiedersehen der eigentliche Leichenstein einer Jugendfreundschaft! Wie mit dem Freunde, geht es Schiller auch mit dem Vaterlande. „Ich habe es müssen darauf ankommen lassen, Dich diese Zeit über wegen meiner in Ungewißheit zu lassen; denn ich hatte ordentlich einen physischen Widerwillen gegen das Schreiben. Ein so hartnäckiges Uebel, als das meinige, welches bei noch so mannigfaltigen Einwirkungen von außen auch nicht die geringste Veränderung erfährt, weder zum Schlimmen noch zum Guten, müßte endlich auch einen stärkeren Muth, als der meinige ist, überwältigen. Ich wehre mich dagegen mit meiner ganzen Abstractionsgabe, und wo es angeht, mit der ganzen Fruchtbarkeit meiner Einbildungskraft; aber immer kann ich doch nicht das Feld behaupten. Seit meinem letzten Briefe an Dich vereinigte sich so Vieles, meine Standhaftigkeit zu bestürmen. Eine Krankheit meines Kleinen, von der er sich aber jetzt vollkommen wieder erholt hat, meine eigene Krankheit, die mir sogar wenig freie Stunden läßt, die Unbestimmtheit meiner Aussichten in die Zukunft, da die Mainzer Aspecten sich ganz verfinstert haben, der Zweifel an meinem eigenen Genius, der durch

gar keine wohlthätige Berührung von außen gestärkt und ermuntert wird, der gänzliche Mangel einer geistreichen Conversation, wie sie mir jetzt Bedürfniß ist! Bei dieser hinfälligen Gesundheit muß ich alle Erweckungsmittel zur Thätigkeit aus mir selbst nehmen, und anstatt einige Nachhülfe von außen zu empfangen, muß ich vielmehr mit aller Macht dem widrigen Eindruck entgegen streben, den der Umgang mit so heterogenen Menschen auf mich macht. Meine Gefühle sind durch meine Nervenleiden reizbarer, und für alle Schiefheiten, Härten, Unfeinheiten und Geschmacklosigkeiten empfindlicher geworden. Ich fordere mehr als sonst von den Menschen, und habe das Unglück, mit solchen in Verbindung zu kommen, die in diesem Stücke ganz verwahrlost sind. Wäre ich mir nicht bewußt, daß die Rücksicht auf meine Familie den vornehmsten Antheil an meiner Hieherkunft gehabt hätte — ich könnte mich nie mit mir selbst versöhnen. Doch warum schlage ich Dich mit solchen Betrachtungen nieder, und wozu hilft es nur? Gebe nur der Himmel, daß meine Geduld nicht reiße und ein Leben, das so oft von einem wahren Tode unterbrochen wird, noch einigen Werth bei mir behalte!" Weiter heißt es dann: „Laß es Dich also nicht wundern, oder nimm es nicht empfindlich auf, wenn ich unter uns beiden jetzt der weniger Thätige bin. Ich erinnere mich, daß ich das Gegentheil war,

und es thut mir ſelbſt am meiſten leid, daß ich jetzt mehr empfangen muß, als ich geben kann. Ich will es nicht leugnen, daß ich eine Zeit lang empfindlich auf Dich war. Schon lange iſt es bloß meine Thätigkeit, die mir mein Daſein noch erträglich macht, und es kann mir unter dieſen Umſtänden begegnet ſein, daß ich dieſen ſubjectiven Werth, den meine neueren Arbeiten für mich haben, für objectiv nahm, und beſſer davon dachte, als ſie wohl werth ſein mögen. Kurz, ich bildete mir ein, ſowohl in meinen Briefen vom vergangenen Winter, als in einigen neueren gedruckten Aufſätzen Ideen ausgeſtreut zu haben, die einer wärmeren Aufnahme würdig wären, als ſie bei Dir fanden. Bei dieſer Dürre um mich her wäre es mir ſo wohlthätig geweſen, eine Aufmunterung von dir zu erhalten, und bei der Meinung, die ich von dir habe, konnte ich mir dein Stillſchweigen oder Deine Kälte nur zu meinem Nachtheile erklären. Ich brauchte aber wahrhaftig eher Ermunterung als Niederſchlagung; denn zu großes Vertrauen auf mich ſelbſt iſt nie mein Fehler geweſen. Du konnteſt, wie ich jetzt wohl einſehe, nicht wiſſen, wie ſehr ich Deiner Hilfe bedurfte, Du konnteſt den Zuſtand meiner Seele nicht errathen; aber ſo billig urtheilte ich in denjenigen Momenten nicht von Dir, wo ich meine Erwartungen und Wünſche getäuſcht fand. — Daß ich Dir dieſe Entdeckung jetzt mache, beweiſ't, daß

ich über dieſen Zuſtand geſiegt und meine Partie genommen habe. Vergiß alſo alles und laß es auf Deine Freiheit gegen mich keinen Einfluß haben.“ — Dieſe Stelle ſollten ſich alle Diejenigen merken, die mit bedeutenden Dichtern und Künſtlern umgehen. Nur zu oft benehmen ſie ſich einem Kunſtwerk gegenüber, als ob ſie es mit einem Verſtandeswerk zu thun hätten und vergeſſen, daß das eine, wie es auch ſei, immer ein Abdruck des ganzen Menſchen iſt, während das andere nur das variable Verhältniß ausdrückt, was der Menſch ſich zu irgend einem Object des Denkens gebildet hat. Seite 167 geſchieht des Wallenſtein zum erſten Mal Erwähnung; doch iſt nur noch von den Vorarbeiten die Rede. Seite 171 heißt es: „In der neuen Ausgabe ſeiner philoſophiſchen Religionslehre hat Kant ſich über meine Schrift von Anmuth und Würde herausgelaſſen, und ſich gegen den darin enthaltenen Angriff vertheidigt. Er ſpricht mit großer Achtung von meiner Schrift, und nennt ſie das Werk einer Meiſterhand. Ich kann Dir nicht ſagen, wie es mich freut, daß dieſe Schrift in ſeine Hände fiel, und daß ſie dieſe Wirkung auf ihn machte.“ Allerdings iſt die Wechſelwirkung zwiſchen zwei großen Geiſtern, wenn ſie einmal eintritt, nicht bloß für die Welt ein Gewinn, ſondern auch für ſie ſelbſt der höchſte Lohn. Jetzt treten die Horen in's Leben. Das Programm ſchloß bekanntlich Religion

und Politik aus, und Körner meinte beistimmend, man bedürfe in dieser Sphäre der Freimüthigkeit nicht, wenn der Mensch auf dem Wege der Schönheit weiter gekommen sei. Darin hatte er freilich Recht; wie er sich aber überreden konnte, eine solche Periode sei bereits erschienen, ist schwer zu begreifen. Schiller entschließt sich zu derselben Zeit, vermöge der ihm angebornen sittlichen Energie, die ihm das indifferente Ignoriren einer neben ihm wirkenden und in Kunst und Wissenschaft eingreifenden mächtigen Potenz nicht verstattete, den Kant gründlich zu studiren. Die großen Dichter der Gegenwart hätten höchstens den Artikel über Kant im Conversations-Lexicon nachgelesen. Die Horen veranlaßten Schiller, seinem Freunde allerlei Themata zu Aufsätzen und Abhandlungen vorzuschlagen. „Eine sehr schöne Materie würde die Aufstellung eines Ideals der Schriftstellerei und ihres Zusammenhangs mit der ganzen Cultur sein, und ich wüßte keine, die in so hohem Grade für Dich taugte. Schriftstellereinfluß spielt in der neuen Welt eine so entscheidende Rolle, und es wäre zugleich so allgemein interessant und so allgemein nöthig, darüber etwas Bestimmtes und aus der reinen Menschheit Hergeleitetes festzusetzen.“ Diese Aufgabe ist bis auf den heutigen Tag noch nicht gelöst und sie verdiente wohl, daß ein tüchtiger Kopf sich gründlich mit ihr beschäftigte, wäre es auch nur, um den hie und da wieder auftauchen-

den, früher von Meyern, dem bekannten Verfaſſer des Dya Na Sore mit ganz abſonderlicher Oſtentation gepflegten Irrthum zu beſeitigen, daß geiſtige Thaten keine ſeien, und daß das Dreinſchlagen mit dem Schwert oder dem Prügel, hoch über dem Dichten und Schreiben ſtehe, welches dieß Dreinſchlagen eben überflüſſig machen ſoll und kann. An die Herausgabe der Horen knüpfte ſich für Schiller als nächſte und wichtigſte Folge die innigere Verbindung mit Goethe. „Bei meiner Zurückkunft fand ich einen ſehr herzlichen Brief von Goethe, der mir nun endlich mit Vertrauen entgegenkommt. Wir hatten vor ſechs Wochen über Kunſt und Kunſttheorie ein Langes und Breites geſprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verſchiedenen Wegen gekommen waren. Zwiſchen dieſen Ideen fand ſich eine unerwartete Uebereinſtimmung, die um ſo intereſſanter war, weil ſie wirklich aus der größten Verſchiedenheit der Geſichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem anderen etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieſer Zeit haben dieſe ausgeſtreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, ſich an mich anzuſchließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinſchaft mit mir fortzuſetzen. Ich freue mich ſehr auf einen für mich ſo fruchtbaren Ideenwechſel, und was ſich davon in

Briefen mittheilen läßt, ſoll Dir getreulich berichtet werden. Geſtern erhielt ich ſchon einen Aufſatz von ihm, worin er die Erklärung der Schönheit: daß ſie Vollkommenheit mit Freiheit ſei, auf organiſche Naturen anwendet.“ Es iſt charakteriſtiſch für das ganze Verhältniß, mit welcher Klarheit es von vorn herein von Schiller aufgefaßt wird. Gewiß ging aus ſeiner Berührung mit Goethe auch der lebhafter, wie jemals, in ihm erwachende Zweifel an ſeinem Dichterberuf hervor. „Vor dieſer Arbeit (dem Wallenſtein) iſt mir ordentlich angſt und bange, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorſtellen kann als einen Dichter, und daß höchſtens da, wo ich philoſophiren will, der poetiſche Geiſt mich überraſcht. Was ſoll ich thun? Ich wage an dieſe Unternehmung ſieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Urſache habe, ſehr zu Rath zu halten, und ſetze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich je im Dramatiſchen zur Welt gebracht, iſt nicht ſehr geſchickt mir Muth zu machen, und ein Machwerk wie der Carlos ekelt mich nunmehr an, wie ſehr gern ich es auch jener Epoche meines Geiſtes zu verzeihen geneigt bin. Im eigentlichſten Sinne des Wortes betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigſtens unverſuchte Bahn, denn im Poetiſchen habe ich ſeit drei, vier Jahren einen völlig neuen Menſchen angezogen. Ich wollte, daß Du

Dir ein Geschäft daraus machtest, mich zu wägen und mir meine Abfertigung zu schreiben. Sei so streng gegen mich, wie gegen Deinen Feind, wie gegen Dich selbst, wenn Du die Feder in die Hand nimmst. Ich will Dir buchstäblich folgen." Die Stelle ist aus der Körnerschen Biographie bekannt; eben so bekannt verdient Körners Antwort zu werden. „Ueber Deinen Dichterberuf zu urtheilen ist so leicht nicht, und ich stehe nicht dafür, daß ich mit dem, was ich Dir heute darüber schreibe, in einiger Zeit zufrieden sein würde. Aber Du mußt mit dem vorlieb nehmen, was ich bis jetzt herausgebracht habe. In Deinen früheren Producten war fast bloß Diction und Versbau poetisch, der Stoff hingegen mehr ein Product des Verstandes, als der Phantasie. Etwas Aehnliches findest du in der ältesten Periode der griechischen Dichtkunst. Auch ist es natürlich, daß der Sinn für die äußere poetische Form sich früher entwickelt, als der für die innere. Ich nenne innere poetische Form das Product der geistigen Schöpfung aus dem gegebenen Stoffe im Kopfe des Dichters. Durch fortgesetzte Ausbildung Deiner selbst wuchs das Interesse Deiner Producte an Gehalt der Ideen und an Schönheit der äußeren Form. Dieß gründete deinen Ruf; aber ich begreife, daß es Dich selbst noch nicht befriedigt. Du erkennst den Charakter des Poetisch-Gedachten; und dieß ist's, glaub' ich, was Du in

Deinen meiſten Werken vermiſſeſt. In allen kannſt Du nicht ſagen, ſonſt wollte ich Dir Beiſpiele vom Gegentheil anführen. Es fragt ſich alſo: iſt das, was Du an Deinen Arbeiten bemerkſt, Folge von Mangel an Talent, oder von zufälligen vorübergehenden Umſtänden. Zur inneren poetiſchen Form gehört, däucht mich, erſtlich: Erſcheinung des Stoffes unter einer beſtimmten Geſtalt. Durch dieſe Geſtalt wird der Gedanke ein Element der dichteriſchen Schöpfung, ein darſtellbares Object. Die Phantaſie muß das Product des Verſtandes gleichſam verkörpern, es mit einer Hülle überkleiden, wodurch es anſchaulich wird. Aus der Hand der Phantaſie empfängt nun der Genius den Stoff ſeiner Thätigkeit; der Geiſt ſchwebt über dem Chaos und die Schöpfung beginnt: — dieß iſt das zweite Erforderniß der inneren poetiſchen Form. Daß es Dir nicht an Genialität fehlt, haſt Du zur Genüge bewieſen. Auch Deine hiſtoriſchen und philoſophiſchen Arbeiten zeugen für Dich. Aber Dein Genius ſcheint der Phantaſie nicht Zeit zu laſſen, ihr Geſchäft zu vollenden. Deine Empfänglichkeit iſt nicht rein genug. Der Stoff, mit dem die Phantaſie den Gedanken überkleiden ſoll, muß zuvor aufgefaßt ſein. Zu dieſer Auffaſſung gehört Reizbarkeit und Ruhe, oder Unbefangenheit. An Reizbarkeit gebricht es Dir ſchwerlich, aber deſto mehr vielleicht an Ruhe. Und hier iſt der Punkt, glaub' ich, wo Du Dich

prüfen mußt, wie ich schon neulich geäußert habe. Eben deswegen sollst Du jetzt noch nicht den Plan zum Wallenstein machen. Deine Ideale müssen erst eine vollendete Gestalt gewinnen, müssen mit allen ihren Eigenheiten leben, Deiner Phantasie vorschweben, alles Abstracte muß in individuellen Formen erscheinen — dann erst ist es Zeit, an die Anordnung des Ganzen zu denken. Also noch einmal: ergib Dich dem ruhigen Genuß des Schönen aller Art. Laß Deine Phantasie ungestört Schätze sammeln — und es wird sich ein Vorrath anhäufen, der Deine Forderungen gewiß befriedigt." Nach meiner Meinung sind dieß köstliche Aussprüche, aus Gesichtspunkten hervorgegangen, von denen auch die Herren Hinrichs und Hoffmeister in ihren Werken über Schiller hätten ausgehen sollen. Dann würden sie den allgemein geistigen Gehalt nicht so oft mit dem specifisch poetischen verwechselt haben. Die Schiller'sche Correspondenz mit Goethe beginnt und wird Körner actenmäßig mitgetheilt; sie kann das, denn sie wird auf Schiller's Seite in Entwurf oder Abschrift zurückbehalten, was allein schon zur Genüge beweis't, wie wenig sie den reinen Briefcharakter trägt. Vortrefflich ist Nachstehendes: „Meine Resultate — schreibt Schiller — über die Schönheit gewinnen nun bald eine sehr gute Uebereinstimmung. Davon bin ich nun überzeugt, daß alle Mißhelligkeiten, die zwischen uns und Unsersgleichen, die doch

ſonſt im Empfinden und in Grundſätzen ſo ziemlich einig ſind, darüber entſtehen, bloß davon herrühren: daß wir einen empiriſchen Begriff von Schönheit zum Grunde legen, der doch nicht vorhanden iſt. Wir mußten nothwendig jede unſerer Vorſtellungen davon mit der Erfahrung im Widerſtreite finden, weil die Erfahrung eigentlich die Idee des Schönen gar nicht darſtellt, oder vielmehr, weil das, was man gewöhnlich als ſchön empfindet, gar nicht das Schöne iſt. Das Schöne iſt kein Erfahrungsbegriff, ſondern vielmehr ein Imperativ. Es iſt gewiß objectiv, aber bloß als eine nothwendige Aufgabe für die ſinnlichvernünftige Natur; in der wirklichen Erfahrung aber bleibt ſie gewöhnlich unerfüllt; und ein Object mag noch ſo ſchön ſein, ſo macht es entweder der vorgreifende Verſtand augenblicklich zu einem vollkommenen, oder der vorgreifende Sinn zu einem bloß angenehmen. Es iſt etwas völlig Subjectives, ob wir das Schöne als ſchön empfinden; aber objectiv ſollte es ſo ſein!“ Dieſe Entwicklung kommt in Schiller's Abhandlungen kaum ſo klar vor und ſie löſ't in der That ſehr Vieles. Schiller's Urtheil über Wilhelm von Humboldt wird Jeder unterſchreiben, der ſich mit dieſem reichen, aber von der Natur zum bloßen Stammeln verdammten Geiſt etwas näher beſchäftigt hat. „Ich fürchte wirklich — lautet es — er hat zum Schriftſteller kein reiches Talent, und er wird dieſen Mangel

durch Kunst nicht viel verbessern. Bei Dir ist die Größe der Forderung, die Du an Dich machst, schuld, daß Du sie weniger erreichst; bei ihm ist die Qualität des Ideals, das er sich vorsetzt, fehlerhaft. Daher kann Dir, aber nicht leicht ihm geholfen werden." Die Panegyriker Humboldt's haben freilich den großen Mangel, auf den Schiller hier zielt und der nicht mit einem bloßen Fehler verwechselt werden muß, zu einem Vorzug zu erheben gesucht, doch das wird Niemand täuschen, der tiefer zu schauen vermag. Seine Unfähigkeit, die Gedanken, die ihn beschäftigen, dialectisch zu gliedern, ist etwas ganz Anderes, als stylistischer Laconismus. Schiller's erste Aeußerung über den Wilhelm Meister lautet: „Dieser Tage hat mir Goethe die Aushängebogen von dem ersten Buch seines Romans mitgetheilt, welche meine Erwartung wirklich übertroffen haben. Er ist darin ganz er selbst; zwar viel ruhiger und kälter, als im Werther, aber eben so wahr, so individuell, so lebendig, und von einer ungemeinen Simplicität. Mitunter wird man auch von einzelnen auffahrenden Funken eines jugendlichfeurigen Dichtergeistes ergriffen. Durch das Ganze, so weit ich davon las, herrscht ein großer, klarer und stiller Sinn, eine heitere Vernunft, und eine Innigkeit, welche zeigt, wie ganz er bei diesem Product gegenwärtig war." Körner stimmt folgender Maßen ein: „Wilhelm Meister hat meine Erwartung

wirklich übertroffen. Es giebt wenig Kunstwerke, wo das Objective so herrschend ist — die lebendigste Darstellung der Leidenschaft abwechselnd mit dem ruhigsten, einfachsten Ton der Erzählung. An Kraft können sich mehrere Stellen mit dem Werther messen; und welcher Reichthum von Charakteren, wie viel Anmuthiges und Gedachtes in diesem Werke, was man im Werther nicht findet." Es ist jetzt lange Zeit hindurch fast nur von den Horen die Rede und die Schriftsteller werden nach ihrem Antheil an denselben geschätzt, das Publicum nach der Aufmerksamkeit und der Aufmunterung, die es dem Journal widerfahren läßt. Man sieht, wie Schiller alle die Bitterkeit einsaugt, die er später in den Xenien wieder von sich gab. Die Schlegel tauchen auf, auch der glatte Matthisson, der Schiller sogar trotz seiner Ueberbeschäftigung die berühmte Recension über seine landschaftlichen Gedichte abzulocken weiß. Goethe macht mit seinen Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten kein Glück. „Aber — fragt Körner — was meint er denn damit? Das erste Stück war mir begreiflich, und ich erkannte ihn in manchen Stellen. Auch im zweiten interessirte mich die Darstellung bei der ersten Erzählung. Aber für das dritte weiß ich nichts zu sagen. Und was soll daraus werden, wenn es noch immer decrescendo geht? — Von allen Seiten höre ich Klagen über diese Aufsätze, und wenn ich

mich ihrer annehme, so werde ich der Parteilichkeit beschuldigt.“ Allerdings ist das Product philisterhaft und leer, aber keineswegs in so hohem Grade, wie manches Spätere, das nichts destoweniger gelobhudelt wurde. An Körner ist es erfreulich, daß er das Shakespeare'sche Lustspiel zu würdigen weiß, und daß er überhaupt die hohe Bedeutung der Komödie kennt, oder doch ahnt; er sucht Schiller, wie Goethe, zu Versuchen zu veranlassen und kommt bei jeder Gelegenheit darauf zurück. Unsere beiden großen Dichter hatten aber keinen Begriff von dem, was hier zu leisten war, und gingen darum auf Körner's Vorschläge nicht ein; der Eine meinte, ein Lustspiel könnte sich nur auf dem Fundament eines fest geregelten gesellschaftlichen Lebens erheben, und verwechselte also die Art mit der Gattung, der Andere glaubte gar, das Lustspiel schlösse die Tiefe aus und verkannte demnach die innerste Natur desselben. Das ist bei ihrer Bekanntschaft mit Aristophanes und Shakespeare mehr als auffallend. Neben den Horen beginnen jetzt auch die Musen-Almanache, die das Gute haben, daß sie Schiller und Goethe manche lyrische Kleinigkeit entlocken, die sonst vielleicht in der Knospe stecken geblieben wäre. Doch macht das gegenseitige Hetzen und Treiben keinen wohlthätigen Eindruck. Körner übernimmt die Recensenten-Rolle und führt sie mit großer Einsicht und noch größerer Gewissenhaftig-

keit durch. Bei Gelegenheit des Reichs der Schatten fällt er ein sehr tiefes Urtheil. „In dieser Gattung, der philosophischen Ode, halte ich Dich für einzig. Das Unendliche in der Betrachtung eines philosophischen Objects scheint mir der Geist dieser Dichtungsart zu sein. Was hier unmittelbar dargestellt wird, ist der Zustand des betrachtenden Subjects im Moment der höchsten Begeisterung. Durch Uebergewicht des Objectiven nähert sich diese Gattung dem Lehrgedichte; aber dieß ist hier weit weniger der Fall, als bei den Künstlern. Pracht der Phantasie, der Sprache, des Versbaues ist nicht Mittel zu irgend einem Zwecke, sondern bloß Folge der exaltirten Stimmung des Dichters.“ Dieß Urtheil ergänzt er in einem späteren Briefe so: „Du verlangst mein Glaubensbekenntniß über Dein Dichtertalent. Deine neueren Arbeiten haben mir viel Stoff zu Bemerkungen über Dein Eigenthümliches gegeben; aber noch bin ich nicht damit auf's Reine. Indessen, was ich darüber gedacht habe, will ich Dir geben, so wie es ist. In Deinen früheren Arbeiten zeigte sich ungebildete Kraft — ein Streben nach Größe, Gedankengehalt, erschütternder Wirkung — kurz, nach dem, was man als das Charakteristische dem Schönen entgegen setzt. In beiden scheint mir ein Trieb nach dem Unendlichen — das Wesentliche des Kunsttalents — zum Grunde zu liegen; nur ist er bei dem

Charakteriſtiſchen auf die einzelnen Theile — bei dem Schönen auf die Verbindung des Ganzen gerichtet. Es giebt nämlich ein Unendliches in der Verbindung des Ganzen, welches von der Beſchaffenheit der Theile unabhängig iſt; und in dieſem ſcheint mir das Weſen der Schönheit zu liegen. Es beſteht in unbeſchränkter Einheit, verbunden mit unbeſchränkter Freiheit. Dieſe Verbindung nennen wir Harmonie. Sie iſt vollkommen, wenn die Uebereinſtimmung auch in den kleinſten Theilen vorhanden iſt; aber als ein freiwilliges Reſultat ihrer Freiheit, ohne daß dieſe in irgend einem Theile beſchränkt wurde. An dieſer Harmonie, däucht mich, erkennen wir den Geiſt der Antike. Was ich an Dir vorzüglich ſchätze, iſt, daß Du Dich immer mehr dieſem Ziele näherſt, ohne den Reichthum des Einzelnen aufzuopfern. Ich begreife die Schwierigkeit dieſes Unternehmens, und merke wohl, daß Goethe auf einem bequemeren Wege die Forderungen des Geſchmacks zu befriedigen ſucht. Aber wenn es möglich iſt, die Alten zu übertreffen, ſo iſt es auf dem Wege, den Du einſchlägſt. In der äußeren Harmonie der Sprache und des Versbaues haſt Du ſehr viel gewonnen. Du liebteſt ſonſt mehr die gereimten Versarten, jetzt haſt Du Dich auch mit dem glücklichſten Erfolg in der elegiſchen Versart verſucht. Deine Sprache gewinnt immer mehr an Reichthum und Geſchmeidigkeit, ohne an Correct-

heit zu verlieren. Auch die Einheit des Tons wird immer herrschender in Deinen Werken, so sehr Du auch bei Deiner Manier zu Abweichungen versucht werden mußt. Nur in der inneren Harmonie der Gedanken ist es, glaube ich, wo Du noch Fortschritte machen könntest. Thätigkeit scheint bei Dir die Empfänglichkeit zu überwiegen. Daher störst Du zuweilen das Spiel Deiner Phantasie durch Streben nach Befriedigung Deines Forschungsgeistes. Hättest Du mehr Hang zu geistiger Wollust, so würdest Du mehr in den Bildern Deiner Einbildungskraft schwelgen. Jetzt wirst Du nicht selten, durch den Trieb nach abstracten Untersuchungen, von dem Besondern zum Allgemeinen fortgerissen. Dieß ist der Grund, warum Du mich in der philosophischen Ode besonders befriedigst. Hier ist das Abstracte an seiner Stelle; und weil denn doch Deine Phantasie immer thätig ist, und die Resultate Deines Nachdenkens auf ihre Art verarbeitet, so entsteht ein Schwanken zwischen der philosophischen und dichterischen Begeisterung, das für den Betrachter höchst interessant ist. Aber ich bin weit entfernt, Dich auf dieses Fach einzuschränken. — Auch in anderen Gattungen kann Dir's nicht fehlen, wenn Du Dich nur gewöhnst, ruhig zu empfangen, was Dir die Phantasie im reichen Maße darbietet." Schiller giebt das Alles zu und führt es auf seinen Bildungsgang zurück. Seite 320 nimmt Körner

den Heinſe'ſchen Ardinghello gegen Schiller's herbe Abfertigung in ſeinem Aufſatz über naive und ſentimentale Poeſie in Schutz; ein ſchönes Zeichen, daß er immer freier von Einſeitigkeit wurde. Die Xenien fangen an vorzuſpucken. Wunderbar herrlich erſcheint Schiller's Natur in ſeiner Begeiſterung über den Schluß des Wilhelm Meiſter. — „Daß Euch — ſchreibt er bei dieſer Gelegenheit — mein Gedicht Freude machte, war mir ſehr angenehm zu hören. Aber gegen Goethe bin und bleib' ich eben ein poetiſcher Lump.“ Und noch eine volle Woche ſpäter meint er, es ſei ihm nach einem ſolchen Kunſtgenuß unmöglich, etwas Eigenes zu ſtümpern. Körner ſucht ihn ſich ſelbſt wieder zurück zu geben. „Du mußt die Beſcheidenheit nicht übertreiben. In dieſer Gattung kann Goethe Vorzüge vor Dir haben; aber dieſe Gattung iſt nicht die ganze Sphäre der Dichtkunſt. Begreiflich iſt's indeſſen wohl, wie man in den erſten Aufwallungen des Enthuſiasmus ſich ſelbſt verkennt. Bei meinem Aufenthalte in Jena habe ich mich oft beſchäftigt, Euere Talente zu vergleichen, und finde noch immer das beſtätigt, was ich Dir vor einiger Zeit über Deinen Dichterberuf ſchrieb. Der geſtaltloſe Gedanke iſt bei Dir immer das Erſte. Dieſem ſoll die Phantaſie dienen, um ihm eine Geſtalt zu geben. Bei Goethe, bilde ich mir ein, iſt das Spiel der Phantaſie das Erſte. Durch dieß entſteht die Geſtalt. Sie kann nie geiſt-

los sein, da sie sein Product ist, aber ob sie geistlos sei, kümmert ihn nicht. Er wacht über Einheit, Harmonie, Bestimmtheit der Umrisse, Individualität — und diese sucht er in der Darstellung seines Bildes zu versinnlichen. Diese Darstellung aber ist wieder ein Werk des Kampfes mit dem widerstrebenden Medium, und hier, glaube ich, bist Du wieder Goethe überlegen. Du herrschest unumschränkter über die Sprache. Auch im Versbau bist Du strenger gegen Dich selbst, und duldest solche Nachlässigkeiten nicht, die man auch zuweilen in Goethe's besten Gedichten findet. So hast Du auch den Effect des Theaters mehr studirt. — Versuch' es nur Deiner Phantasie mehr Freiheit zu lassen, ohne zu sorgen, was sie hervorbringen wird. Was Du mir von Deinen dichterischen Plänen gesagt hast, wird gewiß dann am glücklichsten ausgeführt werden, wenn irgend eine zufällige Geburt Deiner Phantasie mit einem oder dem andern zusammentrifft." Fast auf gleiche Weise äußert Goethe selbst sich in einer bekannten Stelle seiner Werke über den zwischen ihm und Schiller bestehenden Unterschied. Nun kommen die Xenien, wie ein Gewitterhagel, über das literärische Deutschland. Körner beurtheilt sie äußerst verständig. Schiller berichtet über Hermann und Dorothea und staunt, daß Goethe neun Tage hinter einander täglich anderthalb hundert Hexameter niederzuschreiben vermogte. Da er den Gegenstand

Jahre lang mit ſich herumgetragen hatte, war es eben kein Wunder. Körner giebt in einem Brief eine Recenſion des Wilhelm Meiſter, die noch jetzt nachgeleſen zu werden verdient und die Goethe in hohem Grade befriedigte. Ueber Schiller wird der Wallenſtein ſo ſchwer, daß er ihn zu erdrücken droht. Damit ſchließt der dritte Theil.

Der vierte Band ladet uns nun zur Theilnahme am Erntefeſt ein. Die reifen Früchte löſen ſich von ſelbſt vermöge ihrer eigenen Schwere vom Baume ab; es bedarf nicht des Schüttelns, kaum eines Windhauchs. Der Roman der Wolzogen, Agnes von Lilien, der die Gebrüder Schlegel trotz ihrer kritiſchen Unfehlbarkeit verleitete, ihn für ein Goethe'ſches Product zu halten, macht auch in der Körner'ſchen Familie, namentlich beim weiblichen Theil, verzeihlicher Weiſe Aufſehen, wird aber von Körner augenblicklich viel richtiger gewürdigt. Ein ſimpler Caſtellan ſieht in manchen Dingen ſchärfer, wie der Papſt. Körner muß Schiller für den Wallenſtein mit aſtrologiſchen Büchern aushelfen und ſchickt ihm eine ganze Bibliothek, die dem Seni zu Statten gekommen iſt. Goethe's Hermann und Dorothea regt beide Freunde mächtig auf und veranlaßt namentlich Körner zu mancher einſichtigen Bemerkung; ſeltſam iſt es nur, daß er bei dieſer, wie bei vielen anderen Gelegenheiten, dem Goethe'ſchen Geiſt die allgemeinen dichteriſchen Eigen-

ſchaften als ſpecielle, ihn beſonders charakteriſirende vindicirt. „Wie ſehr — heißt es z. B. einmal — iſt's ihm doch wieder gelungen, den eigenthümlichen Ton dieſer Gattung zu treffen, und er hatte ſich's gewiß nicht leicht durch die Wahl des Stoffes gemacht!“ Allerdings, aber wenn's nicht gelungen wäre, ſo würde er nicht allein nicht Goethe, ſondern überall kein Poet geweſen ſein. Dieſen macht ja eben das von vorhergehender Erfahrung unabhängige Vorwegnehmen aller Zuſtände und wer den einzelnen Dichter darüber ausdrücklich beloben zu müſſen glaubt, daß er dieß allgemeine Vermögen beſitzt, der könnte mit demſelben Fug auch den einzelnen Menſchen darüber bekomplimentiren, daß er Augen hat. Ein erſchöpfendes, ein wahres Endurtheil über Wieland, deſſen Vielſchreiberei, wie jede Vielſchreiberei, aus innerer Armuth hervorging, findet ſich Seite 24 in einem Körner'ſchen Briefe. „Göſchen hat mir den Wieland geſchickt, und dieß hat mich veranlaßt, einige ſeiner Schriften, die mir theils neu, theils nicht mehr in friſchem Andenken waren, zu leſen. Ich überzeuge mich immer mehr, wie ſehr ihm die franzöſiſche Literatur geſchadet hat. Ueberhaupt drückt ihn ſeine Beleſenheit, ſeine Phantaſie kann vor den vielen Erinnerungen, die ſich ihr zudrängen, gar nicht dazu kommen, aus eigenem Vorrath zu ſchöpfen; auch mag dieſer Vorrath nicht groß ſein, daher die Armuth an Individualität in

seinen Gestalten. — Für den Geist der Griechen scheint er keine wahre Empfänglichkeit zu haben, dagegen ist das Streben nach der Leichtigkeit der Franzosen sehr merklich; und wie wenig gelingt es ihm! Wie oft wird er schwerfällig und verstößt wider den echten guten Ton! Innigkeit und Kraft sucht man größtentheils vergebens. Sein Pinsel ist flach, seine Farbengebung oft überladen bei Nebensachen, und matt bei den Hauptfiguren. Die große Praktik gibt seinen Produkten oft einen täuschenden Anstrich, der aber bei genauerer Prüfung ihre Armuth nicht verbirgt. Ich hatte erst die Idee, einmal nach seinem Tode seine ganzen Werke eine strenge Musterung passiren zu lassen; aber es ist kaum nöthig. Er hat in Deutschland zu wenig gewirkt. Seine Manier ist nicht gemacht, um zur Nachahmung zu reizen. Allenfalls müßte man einigen Ausländern den Wahn benehmen, daß sie ihn, der nichts weniger als ein Deutscher ist, für den Repräsentanten unserer Literatur ansehen." Man halte dagegen Goethe's Rede über Wieland in der Freimaurerloge, wie sie in seinen Werken steht und löse sich den Widerspruch, der sich ergiebt, so gut man kann, entweder durch die persönlichen Verhältnisse oder durch ein momentanes Unterdrücken aller höheren Ansprüche. Herders Bild verzerrt sich mehr und mehr. „Herder — schreibt Schiller — ist jetzt eine ganz pathologische Natur, und was er schreibt, kommt mir bloß vor

wie ein Krankheitsſtoff, den dieſe auswirft, ohne dadurch geſund zu werden. Was mir an ihm fatal und wirklich ekelhaft iſt, das iſt die feige Schlaffheit, bei einem inneren Trotz und Heftigkeit. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energiſche, und affectirt, das Mittelmäßige zu protegiren. Goethe hat er über ſeinen Meiſter die kränkendſten Dinge geſagt. Gegen Kant und die neueſten Philoſophen hat er das größte Gift auf dem Herzen; aber er wagt ſich nicht recht heraus, weil er ſich vor unangenehmen Wahrheiten fürchtet, und beißt nur zuweilen einem in die Waden.“ So ſah Humanus aus, als die deutſche Entwicklung ſich unterſtand, über ihn hinwegzugehen. Urtheilen wir aber nicht zu hart über den außerordentlichen Mann, erinnern wir uns, daß auch Goethe als Greis vor dem neu aufbrechenden Frühling die Augen zukniff, daß auch er an Heinrich Kleiſt und Uhland nur die negativen Seiten bemerkte, und löſen wir uns die Schwäche des Individuums durch die allgemeine des Geſchlechts. Der Menſch ſcheint den Punkt, den er ſelbſt in irgend einem Kreiſe erreichen kann, mit demjenigen, den ſein Volk oder die Menſchheit überhaupt erreichen ſoll, durchaus verwechſeln zu müſſen, um für denſelben alle Energie ſeines Weſens aufbieten zu können, und hervorragende Männer ſchreiten ihrem Jahrhundert auch in den meiſten Fällen weit genug voran, um gegen die

ſo bittre Enttäuſchung während ihrer Lebensdauer geſichert zu ſein. Schillers Wort über den Ariſtoteles iſt ein Beleg mehr zu dem bekannten Spruch: anders leſen Knaben den Terenz und anders Grotius. „Ich habe vor einiger Zeit Ariſtoteles Poetik, zugleich mit Goethe, geleſen, und ſie hat mich nicht nur nicht niedergeſchlagen und eingeengt, ſondern wahrhaft geſtärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzoſen den Ariſtoteles nehmen und an ſeinen Forderungen vorbeizukommen ſuchen, erwartet man einen kalten illiberalen und ſteifen Geſetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Feſtigkeit und Beſtimmtheit auf das Weſen, und über die äußeren Dinge iſt er ſo lax, als man ſein kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieſer von ſich ſelbſt fordern, wenn er irgend weiß, was er will: es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt beinahe ausſchließend von der Tragödie, die er mehr als irgend ein anderes poetiſches Genre begünſtigt. Man merkt ihm an, daß er aus einer ſehr reichen Erfahrung und Anſchauung herausſpricht, und eine ungeheure Menge tragiſcher Vorſtellungen vor ſich hatte. Auch iſt in ſeinem Buche abſolut nichts Speculatives, keine Spur von irgend einer Theorie: es iſt alles empiriſch; aber die große Anzahl der Fälle und die glückliche Wahl der Muſter, die er vor Augen hat, giebt ſeinen empiriſchen Ausſprüchen

einen allgemeinen Gehalt und die völlige Qualität von Gesetzen.“ Wenn die in ästhetischen Dingen eingerissene Barbarei einmal wieder verschwindet, so wird sich's auch klar wieder herausstellen, daß der größte Kunstrichter aller Zeiten sogar für diejenigen seiner Forderungen, die nicht unmittelbar aus dem Wesen der Sache hervorgehen, triftige Gründe hatte. Sie gelten nicht unbedingt, sie können zuweilen aufgeopfert werden, weil sie dem Künstler sein Geschäft erleichtern, nicht erschweren sollen; aber wer sie im concreten Fall unberücksichtigt lassen will, der frage sich wohl, ob er nicht dadurch, daß er dieß thut, auf der einen Seite eben so viel und mehr verliert, als er auf der anderen gewinnt. Hieher gehört z. B. die Einheit der Zeit und des Orts, die Goethe in den Gesprächen mit Eckermann sehr richtig aus der Faßlichkeit ableitet. Ich fürchte sehr, man hat in Deutschland, als man auf Shakespeares Beispiel hin so geringschätzig mit ihr und mit vielem Anderen ein für alle Mal und ganz im Allgemeinen brach, das subjective Lebensgesetz des ungeheuren Shakespeare'schen Individuums, das mancher Exemtionen bedurfte, um sich nach allen Dimensionen hin ausdehnen zu können, mit einem objectiven Kunstgesetz verwechselt. Seien mir über diesen äußerst wichtigen Punkt ein paar Worte vergönnt. Es ist für mich kein Zweifel, daß Shakespeares Zerfließen in unendliche Einzelheiten sich

mit der Natur des Dramas nicht verträgt. Vor der höchsten Instanz gilt es gleich, ob in der Kunst ein Fehler auf Königs- oder auf Bettler-Manier begangen, ob z. B. ein im Ganzen entbehrlicher, obgleich an sich gehaltvoller Charakter gebracht oder eine überflüssige und vielleicht sogar obendrein nichtige Sentenz eingeflickt wird, denn jener Charakter würde Sentenz geblieben und diese Sentenz würde Charakter geworden sein, wenn König und Bettler Reichthum und Armuth gegen einander ausgetauscht hätten. Die Kunst kann sich nicht wie die Natur in's Unermeßliche ausdehnen und die Natur sich nicht, wie die Kunst, in's Enge zusammenziehen; hierin unterscheiden sich beide und auf diesen Grundunterschied sind alle Gesetze der Kunst, wie die wichtigsten Probleme der Natur, namentlich die Kunst selbst, zurück zu führen. Es folgt daraus für die Kunst zunächst die Nothwendigkeit freiwilliger Beschränkung; das singulaire Kunst-Gebilde muß mit der Natur in Verbindung gesetzt und doch auch wieder von ihr abgeschnitten, die Adern des Universums müssen hineingeleitet und doch auch wieder unterbunden werden, damit die kleine Welt nicht in der großen ertrinkt; darum darf nicht jeder Träger desselben selbstständig für sich etwas sein wollen, mancher muß sich begnügen, nur etwas zu bedeuten. Hiegegen verstößt Shakespeare; er bringt keine Figur hervor, die nicht so viel Blut im Leibe hätte, daß

ſie nicht das ganze Drama überſchwemmen müßte, wenn ſie die Hand auch nur an einer Nadel ritzte. Aber dieſem außerordentlichen Individuum verzeiht man das, ja man dankt ihm eine Gränzverwirrung, durch die man im Gebiete der Kunſt eine unmittelbare Natur-Wirkung erfährt. Man thut dieß jedoch nur, weil man fühlt, daß er nicht anders kann, und proteſtirt mit Ernſt gegen die Conſequenzen, die der Unverſtand aus einer ſo einzigen Ausnahme in ſeinem Sinn ziehen mögte. — Wallenſtein's Lager wird von Körner mit der gebührenden Wärme begrüßt; das Goethe'ſche in der Behandlung, wie er es nennt, das rein Dichteriſche, das die Objecte in Umriß und Farbe klar und rein Hinſtellende, wie er es hätte nennen ſollen, überraſcht ihn. Schillers Balladen überſchätzt er, aber vortrefflich iſt, was er bei Gelegenheit des Tauchers bemerkt. „Ein großer Vortheil bei den Balladen iſt gewiß auch die Wahl des Stoffes. Iſt dieſer an ſich ſchon poetiſch, ſo verträgt er eine einfache Behandlung, und bedarf keines hinzugefügten Schmuckes, um zu intereſſiren. Der Geiſt des Dichters zeigt ſich dann in dem Vermögen, allen Gehalt, der im Stoffe liegt, aufzufaſſen und darzuſtellen. Je weniger wir irgend eine Grenze in dieſem Vermögen wahrnehmen, ohne daß es doch aus der menſchlichen Natur herausgeht, deſto größer der Künſtler. — Und wenn wir den Geiſt des Künſtlers verehren,

so lieben wir zugleich seine Seele in dem Tone, der in seiner Darstellung herrscht. Sein Charakter und seine Stimmung malt sich durch die Gegenstände, die er heraushebt, durch den Gesichtspunkt, aus dem er sie ansieht, besonders durch eine hohe Ruhe, die bei der innigsten Theilnehmung über das Ganze verbreitet ist. — In Sprache und Versbau erscheint besonders, was ich Seele nenne — die menschliche Gestalt des Geistes. — Bei einem einzigen Beiworte — der purpurnen Finsterniß — habe ich gestutzt, und dieß auch bei anderen bemerkt. Ich weiß, daß die Alten einen solchen Ausdruck gebrauchten, aber hier trägt er, däucht mich, nichts zur Darstellung bei, und erweckt störende Nebenideen." Schiller's Rechtfertigung seiner purpurnen Finsterniß beweis't, daß er damals schon von Goethe's Farbenlehre profitirt hatte, Schiller's Urtheil über die Gebrüder Humboldt ist äußerst merkwürdig und zeigt schlagend, wie kaum ein zweites Beispiel, was bedeutenden Menschen gegenüber bei dem Construiren ihrer Zukunft nach einigen dürftigen oder doch einseitigen Erfahrungen heraus kommt. Trotz Schiller's Privatmeinung hat Alexanders Thätigkeit ganz andere Spuren hinterlassen, wie die seines Bruders. Mehr und mehr wird Schiller gegen das Publikum verstimmt. Körner sucht diese Verstimmung dadurch zu heben, das er ihn auf die stillen Wirkungen seiner Arbeiten aufmerksam macht und ihm darzu-

thun ſucht, wie weit die literäriſchen Schreier, die öffentlich den Ton angegeben, davon entfernt ſind, das Urtheil der Nation auszudrücken. Darin hat er Recht, aber der Troſt wollte bei Schiller nicht verfangen und die kalte thatloſe Gleichgültigkeit iſt und bleibt auch empörend und niederſchlagend, womit in Deutſchland die Beſſern und Beſten den rohen Mißhandlungen zuſehen, die der ſchreibende Pöbel den erſten Schriftſtellern und Künſtlern faſt täglich zufügt. In jener Zeit durfte ein Kotzebue es wagen, den „Herrn von Goethe“ in dem berüchtigten Freimüthigen zu bezichtigen, daß er nicht deutſch könne, was Jedem, der von der Unbill des Tages Aehnliches zu leiden hat, hiedurch in Erinnerung gebracht ſei. Daß Kotzebue's Frechheit, welche die Gründe für ihre Behauptung aus dem Goethe'ſchen Epilog zu Schiller's Glocke hernahm und den Epilog zu dieſem Zweck bubenhaft analyſirte, ein öffentliches Zeichen der Indignation hervorgerufen hätte, wüßte ich nicht, obgleich ich dadurch nicht bezweifle, daß Hunderte ehrſam den Kopf dazu geſchüttelt haben werden. Auch das iſt Schiller äußerſt ſchmerzlich, ſchmerzlicher wie Körner ſelbſt, daß die lange genährte Hoffnung, ſich den Freund räumlich näher rücken zu ſehen, an den Verhältniſſen desſelben ſcheitert. Er kann bei dieſer Gelegenheit ſogar eine gewiſſe Bitterkeit nicht unterdrücken, die aber ſeinem Herzen nur zur Ehre gereicht. „Zur Verbeſſerung Deiner Ausſichten wünſche

ich Dir herzlich Glück; wiewohl es mich einige Ueberwindung koſtet, von der Hoffnung, Dich in Leipzig einmal etablirt zu ſehen, Abſchied zu nehmen. Ich hatte mir viel von dieſer letztern Ausſicht verſprochen: wir wären uns ſo viel näher, die Communication ſo leichter, Dein eigener Zuſtand ſo viel freier geweſen. Das Schönſte, ja das Einzige, was der Exiſtenz einen Werth gibt, die wechſelſeitige Belebung und und Bildung hätte dabei gewonnen; nicht Du allein, Ihr alle hättet, nach meiner Vorſtellung, an ächtem Lebensgehalt gewinnen müſſen, wenn Du in ein freieres Verhältniß Dich hätteſt ſetzen können, was doch auf einer Univerſität immer der Fall iſt, und wenn wir, Goethe mitgerechnet, einander näher hätten leben können. Denn jetzt wäre eigentlich der Zeitpunkt, wo unſer gegenſeitiges Verhältniß, das durch ſeine innere Wahrheit, Reinheit und ununterbrochene Dauer ein Theil unſerer Exiſtenz geworden iſt, die ſchönſten Früchte für uns tragen ſollte. Man ſchleppt ſich mit ſo vielen tauben und hohlen Verhältniſſen herum, ergreift in der Begierde nach Mittheilung und im Bedürfniß der Geſelligkeit ſo oft ein leeres, das man froh iſt, wieder fallen zu laſſen; es giebt ſogar erſchrecklich wenig wahre Verhältniſſe überhaupt, und ſo wenig gehaltreiche Menſchen, daß man einander, wenn man ſich glücklicher Weiſe gefunden, deſto näher rücken ſollte." Mit Staunen und Schaudern erfährt man Seite 89,

daß der Wallenſtein urſprünglich in fünf Acte abgetheilt geweſen iſt, daß die Piccolomini und der Tod nur ein einziges Stück ausgemacht haben. Das wäre eine Repräſentation geworden, die den Deutſchen vielleicht für ewig das Theater verleidet hätte. Endlich wird das rieſenhafte Werk fertig oder doch für fertig erklärt und dem Freunde mittgetheilt. Der Eindruck iſt Anfangs zu überwältigend, um die Kritik aufkommen zu laſſen; doch macht Körner augenblicklich einige Bemerkungen, die Schiller berückſichtigt zu haben ſcheint, ehe er das Stück in den Druck gab. „Auf Wallenſteins Grabe ſteht ein herrliches Denkmal, aus Allem, was er Großes und Liebenswürdiges hatte, zuſammengeſetzt. Ihn, Thekla und Max betrachten wir mit einer erhabenen Rührung, die uns ſelbſt auf einen höheren Standpunkt verſetzt. Das Schmerzliche des Schickſals verſchwindet über dem Anſchauen des Großen und Edlen der menſchlichen Natur.“ Schiller geht gleich wieder an ein neues Werk, an die Maria Stuart, und Körner erbietet ſich, ihm für den Hausbedarf eine Menge hiſtoriſcher Stoffe zuſammen zu ſuchen. Tiecks romantiſche Dichtungen erfahren im Vorübergehen von Schiller ein kurzes Urtheil; perſönlich iſt der Romantiker ſchon früher in Jena und Weimar, wie in Dresden, aufgetaucht. „Tiecks Manier kennſt Du aus dem geſtiefelten Kater: er hat einen angenehmen romantiſchen Ton und viele gute Ein-

fälle, ist aber doch viel zu hohl und dürftig.“ Körner schickt noch einige Betrachtungen über den Wallenstein und knüpft Vorschläge zu Aenderungen daran, die von Schiller nicht allein nicht gut aufgenommen werden, sondern ihn sogar zu der Erklärung veranlassen, daß er in mancher Beziehung über Poesie und besonders über tragische Poesie Grundsätze habe, die denen seines Freundes geradezu entgegengesetzt seien. Das will Körner nicht einleuchten, und ein Jeder, der den Wallenstein von der negativen, wie von der positiven Seite kennt, wird es beklagen, daß Schiller die Bedenken des Freundes dießmal so kurz abfertigte; sie waren wohl begründet und hätten sicher Abhülfe finden können. Maria Stuart wird rasch vollendet und Körner charakterisirt das Stück sehr richtig als ein solches, das nach der Weise der Alten nicht auf dem sogenannten Helden, sondern auf der Handlung selbst beruhe. Hierin liegt allerdings sein Hauptvorzug, und dieser Vorzug ist sehr hoch anzuschlagen. Jetzt geräth Schiller über die Geschichte der Jungfrau von Orleans und begeistert sich für sie. Mir ist es immer unerklärlich gewesen, wie er sich diesem Gegenstand gewachsen glauben konnte. Daß der Vorwurf zu einem Drama vorlag, wird Niemand bestreiten wollen; daß dies Drama aber durchaus ein psychologisches werden mußte, und daß es eben darum über Schillers Kreis hinausging, läßt sich

eben so wenig verkennen. Johanna durfte unter keiner Bedingung über sich selbst reflectiren, sie mußte, wie eine Nachtwandlerin, mit geschlossenen Augen ihre Bahn vollenden und sogar mit geschlossenen Augen in den Abgrund stürzen, der sich zuletzt unter ihr öffnet. Die Naivetät, die den innern Bruch gar nicht zuläßt und die das französische Mädchen, wie wir aus den Acten ihres Processes ersehen, bis in die Flammen hineinbegleitete, war unerläßlich, und Schiller mußte selbst wissen, daß er ihr diese nicht einzuhauchen vermogte. Seine Heldin schwebt denn nun durchaus in der Luft, ihr Thun und Gebahren setzt eine Naivetät voraus, die ihr fehlt, und sie macht den Eindruck eines Apfelbaums, der mit Weintrauben behängt ist, auf dem aber keine Weintrauben wachsen. Körner meint nichts desto weniger, der Dichter habe sich dießmal selbst übertroffen und auch Goethe erklärt die Jungfrau für sein bestes Werk. Das Urtheil über Tieck wird ergänzt, Schiller lies't seine Genoveva und meint, er sei eine sehr graziöse, phantasiereiche und zarte Natur, nur mangle es ihm an Kraft und Tiefe und werde ihm ewig daran mangeln. Genoveva sei als das Werk eines sich bildenden Genies schätzbar, jedoch nur als Stufe, denn sie sei nichts Gebildetes und voll Geschwätzes, der Weg zum Vortrefflichen gehe aber nie durch die Leerheit und das Hohle, wenn auch nicht selten durch das Ge-

waltsame und Rohe. Schiller schwankt jetzt zwischen mehreren tragischen Stoffen und, um während dieser Periode der Unentschiedenheit seine Zeit nicht ganz zu verlieren, bearbeitet er zu Körner's großer Verwunderung die Turandot von Gozzi. Seite 258 kommt ein merkwürdiges Urtheil über Goethe's Iphigenia; ich glaube es ist abschließend. „Hier wollen wir im nächsten Monat Goethe's Iphigenia auf's Theater bringen; bei diesem Anlaß habe ich sie auf's Neue mit Aufmerksamkeit gelesen, weil Goethe die Nothwendigkeit fühlt, einiges darin zu verändern. Ich habe mich sehr gewundert, daß sie auf mich den günstigen Eindruck nicht mehr gemacht hat, wie sonst; ob es gleich immer ein seelenvolles Product bleibt. Sie ist aber so erstaunlich modern und ungriechisch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stück zu vergleichen. Sie ist ganz nur sittlich; aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und Alles, was ein Werk zu einem ächten dramatischen specificirt, geht ihr sehr ab. Goethe selbst hat mir schon längst zweideutig davon gesprochen — aber ich hielt es nur für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei; bei näherem Ansehen aber hat es sich mir auch so bewährt. Indessen ist dieses Product in dem Zeitmoment, wo es entstand, ein wahres Meteor gewesen, und das Zeitalter selbst, die Majorität der Stimmen, kann es auch jetzt noch nicht übersehen;

auch wird es durch die allgemeinen hohen poetiſchen Eigenſchaften, die ihm ohne Rückſicht auf ſeine dramatiſche Form zukommen, bloß als ein poetiſches Geiſteswerk betrachtet, in allen Zeiten unſchätzbar bleiben.“ Die Braut von Meſſina wird begonnen; lange hatte ſie mit den Maltheſern und dem Warbeck zu kämpfen. Als ſie fertig iſt und Körner überſchickt wird, äußert dieſer, er kenne kein modernes Werk, worin man in ſo hohem Grade den Geiſt der Antike fände. Das beweiſ't, wie ſehr ſich ſelbſt die geiſtreichſten Menſchen durch Einzelheiten blenden laſſen, wie ſelten ſie ſich die Mühe geben, in die Tiefe hinab zu ſteigen und das Fundament eines dramatiſchen Bau's zu unterſuchen. Ich habe Schiller's Urtheil über die Iphigenie mitgetheilt; ich brauche hoffentlich das meinige über die Braut von Meſſina nicht zurück zu halten. Mir ſcheint ſie ein völlig ideenloſes Product. In der Jungfrau von Orleans ſieht man doch, was der Dichter will, wenn er auch bei dem ſchon oben von mir berührten Mangel an Naivetät das Ziel nur halb erreichen konnte. Aber was er mit der Braut von Meſſina beabſichtigt hat, kann ich nicht herausbringen. Warum geſchieht dieß Alles? Was wird mit dieſem Blut abgewaſchen? Wo ſind die Gräuel, die ſo ungeheurer Sühne bedürfen? Man fragt ſich umſonſt! Das Schickſal ſpielt im Stück Blindekuh mit den Menſchen. Alle auftretenden Charaktere ſind edel und

rein und bleiben es bis zu Ende; die Mutter ist ohne Schuld, denn sie sagt:

— — — „Den Rachegeistern überlass' ich
Dieß Haus; ein Frevel führte mich hinein,
Ein Frevel treibt mich aus. — Mit Widerwillen
Hab' ich's betreten und mit Furcht bewohnt,
Und in Verzweiflung räu'm ich's." —

dennoch wird ihr das Schrecklichste auferlegt. Die Söhne sind es auch, dennoch müssen sie das Schrecklichste an einander vollziehen. Beatrice, die Tochter, ist ein Engel und mehr, dennoch muß sie durch ihre bloße Existenz das Schrecklichste hervorrufen und das Alles, weil —

„Auch ein Raub war's, wie wir Alle wissen,
Der des alten Fürsten ehliches Gemahl
In ein frevelnd Ehebett gerissen,
Denn sie war des Vaters Wahl.
Und der Ahnherr schüttelte im Zorne
Grauenvoller Flüche schrecklichen Samen
Ueber das sündige Ehebett aus.
Gräuelthaten ohne Namen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dieß Haus."

und weil —

„Es ist kein Zufall und blindes Loos,
Daß die Brüder wüthend sich selbst zerstören,
Denn verflucht ward der Mutter Schooß,
Sie sollte den Haß und den Streit gebären."

also, weil sie verflucht sind, weil sie nur geboren wurden, um zu zeigen, was es bedeutet, wenn ein Ahnherr, dem die Braut von seinem Sohn geraubt

wird, das Ehebett des Paars mit Flüchen belegt. Wir erfahren nicht einmal, wie es mit der Berechtigung des fluchenden Ahnherrn ſtand: es iſt nicht unmöglich, daß er ein Narr und ein Sünder zugleich war, daß die Natur ihn zu derſelben Zeit in's Kloſter wies, wo ſein Gelüſt ihn in die zweite Ehekammer trieb, und daß ihn Nichts traf, als was er verdient hatte. Doch, wir wiſſen es längſt, daß Schiller's Stärke nicht im Motiviren lag, daß ſeine Bildungen uns höchſtens die Hauptſtämme der Nerven und Adern aufgedeckt zeigen, daß die ſo wichtigen Capillar-Gefäße aber immer unſichtbar bleiben; wir wollen daher das Gegentheil aus freien Stücken annehmen und an die Berechtigung des Ahnherrn glauben. Für das Stück kommt Nichts als ein partieller kleiner Gewinn dabei heraus. Wir haben und behalten immer den nackten rohen Fluch vor uns, der ein ganzes, herrliches, in Kraft, Jugend und Schönheit prangendes Geſchlecht austilgt, und dies geſchieht, um die Verwirrung vollkommen zu machen, ſogar erſt nach dem Tode deſſen, der dadurch eigentlich geſtraft werden ſollte, nach dem Tode des Brauträubers, denn —

„Er hemmte zwar mit ſtrengem Machtgebot
Den rohen Ausbruch Eures wilden Triebes,
Doch ungebeſſert in der tiefen Bruſt
Ließ er den Haß. Der Starke achtet es
Gering, die leiſe Quelle zu verſtopfen,
Wenn er dem Strome mächtig wehren kann.“

Es geschieht demnach ohne Zweck, wie ohne Grund und es bleibt Nichts übrig, als eine häßliche, Schauder erregende Anecdote, die, weit entfernt, uns die ewigen Gesetze der sittlichen Welt zu vergegenwärtigen, uns weit eher die Angst einflößen könnte, daß sie zuweilen ohnmächtig seien. Man wende mir nicht ein, das sei antik; es ist nicht wahr. Oedypus verflucht seine Söhne, aber sein Fluch wird ihm abgedrungen durch ihre Handlungsweise, und wenn er sie trifft, so trifft er sie nur, weil sie es verdienten und weil die Nemesis sie ohnehin getroffen haben würde; auch trifft er unmittelbar sie selbst, nicht ihre schuldlosen Kinder und Enkel. So verfährt, um die Spitzen des modernen und des antiken Dramas einander gegenüber zu stellen, auch Shakespeare. Als Lear seine Töchter verflucht, thut sich die Erde nicht auf, um sie zu verschlingen, auch verwandeln sich für sie die Früchte der Bäume nicht in Steine, die Fische des Meers nicht in Schlangen. Sie fallen durch ihre Sünden, wie sie sich nach und nach in enggeschlossener Kette, eine aus der andern, entbinden. Wenn es aber auch antik wäre, so würde das den Handel nicht verbessern. Der Dichter darf, wenn er anders ein Kunstwerk, kein Kunststück hervorbringen will, aus einer überwundenen Weltanschauung nur diejenigen Momente herausnehmen, die nicht völlig vernichtet und aufgelöst sind; die ganz und gar beseitigten,

die ſich nur durch einen willkürlichen, dem abſichtlichen Zudrücken der Augen ähnlichen Verengerungsproceß des Bewußtſeins nothdürftig reproduciren laſſen, ſind für ihn nicht mehr vorhanden. Dazu gehört aber der Glaube an die magiſche Kraft des Fluchs. Wir wiſſen es längſt, daß mit jedem Individuum, das in die Welt tritt, ein neuer, ein unendlicher Lebens- und Thatenkreis beginnt, daß keines dem Rachedurſt eines anderen Individuums ohne eigene Schuld verfallen; daß ein Fluch, der mit der Vernunft und dem ſittlichen Geſetz in Widerſpruch ſteht, durchaus nicht in Erfüllung gehen kann. Auf einem ſolchen Fluch beruht aber die Tragik in der Braut von Meſſina, und das ſollte unſere Philoſophen vom zweiten Rang, die gegen ihre poetiſchen Zeitgenoſſen nicht ſcrupulös genug ſein zu können glauben, abhalten, ſie als eine wahre Tragödie zu citiren. — S. 345 erfährt man, daß Schiller gegen das Ende ſeines Lebens noch mit Calderon bekannt wurde; er giebt ein kurzes, aber ſehr einſichtiges Urtheil über ihn ab. Die Staël erſcheint in Weimar und macht auch Schiller in ſeiner Einſamkeit mit ihrem queckſilbernen Weſen zu ſchaffen. Sie reizt ihn, des Contraſtes wegen, iſt aber ſo antipoetiſch, daß er erſtaunt, trotz ihrer Gegenwart, productiv zu ſein. Dennoch iſt er es und vollendet den Tell, das herrliche Teſtament, das er ſeiner Nation hinterließ. Körner entwickelt bei Gelegenheit des Tieck'ſchen

Octavianus vortrefflich die Gefahren, die über die wahre Kunſt durch den Romanticismus, der damals noch keinen Namen hatte, hereinbrechen mußten. Er ſagt mit Recht, daß das Unweſen um ſo ſchwerer zu bekämpfen ſei, weil mißverſtandene Sätze von der Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Dichters dabei zu Grunde lägen. Schiller denkt an eine Ueberſiedelung nach Berlin; er reiſt hinüber und es wird unterhandelt, aber er muß hohe Forderungen ſtellen, und ehe man an der Spree zum Entſchluß kommt, iſt er todt. Seine letzte Arbeit war die Ueberſetzung und Einrichtung der Racine'ſchen Phädra für's Theater, ſein letzter Brief iſt vom 25. April 1805 datirt und berichtet über Goethe's Krankheit.

Ludwig Holberg.

Sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien. Von Robert Prutz.

Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta'scher Verlag. 1857.

Es wäre zu jeder Zeit ein Verdienst gewesen, den alten Dänischen Dichter wieder im Gedächtniß der Deutschen aufzufrischen; in unserer Zeit ist dies Verdienst doppelt groß. Denn der Mensch beruht in seiner geistigen, wie in seiner leiblichen Existenz auf dem Antagonismus eines gesunden Stoffwechsels, und bei dem bittern Ernst, der jetzt das Leben beherrscht und die ihm angeborne Freudigkeit des Daseins und Wirkens erstickt oder unterdrückt, muß ihm mehr wie je zuvor die Kunst, und die fröhliche Kunst, zu Hilfe kommen, wenn er nicht erstarren oder erliegen soll. Ich kann nun zwar nicht mit dem geschätzten neuen Bearbeiter in Ludwig Holberg einen der ersten komischen Genien aller Völker und aller Jahrhunderte erblicken, aber ich halte ihn allerdings für ein Talent, das mit Dänemark selbst in die Wette leben und, was die Dichterthaten be-

trifft, auf dem welthiſtoriſchen Epitaphium des ganzen Stammes vielleicht gar den goldenen Anfangsbuchſtaben bilden wird. Die bunten Lampen, die einſt auch bei uns alle Monat einmal den Hans Franzen oder den politiſchen Kannegießer beleuchteten, ſind viel zu früh ausgegangen, und wer Homer's unauslöſchliches Gelächter erſchallen hören will, der zünde ſie wieder an.

Prutz glaubt, ſein Unternehmen werde auf Mißverſtändniſſe und Vorurtheile ſtoßen und es gehöre Muth dazu, im gegenwärtigen Augenblick damit hervorzutreten. Ich glaube das nicht. Der Deutſche weiß, daß die Schönheitsgeſetze ſich nicht mit den politiſchen Konſtellationen verändern und daß der Patriotismus unter keinen Umſtänden darin beſtehen kann, den Apoll von Belvedere häßlich, den Arioſt langweilig und den Voltaire geiſtlos zu finden. Wenn Leſſing die franzöſiſchen Tragiker angriff, ſo that er es nicht, weil die Franzoſen während des ſiebenjährigen Krieges in's Reich gefallen waren, ſondern weil dieſe dramatiſchen Rhetoriker einer ganz konventionellen Bühne für moderne Griechen gelten wollten und ſich den Lorbeer des Sophocles um die Alongen-Perrücke gewickelt hatten. Und wenn der gebildete Theil der Nation zu ihm hinübertrat, ſo geſchah es nicht, weil man ſich der Kontributionen und Brandſteuern erinnerte, ſondern weil ſich das Recht auf ſeiner Seite befand. Wenn Hol-

berg daher bei uns in seiner neuen Gestalt nicht mit einem so freudigen Willkommen begrüßt werden sollte, als ihm gebührt, so wird es aus ästhetischen und sozialen, sicher aber nicht aus Schleswig-Holsteinischen Gründen unterbleiben. Dafür mögte ich stehen. Ob der Däne dem Deutschen in diesem Punkt gleicht oder nicht, wage ich nicht zu entscheiden. Wenn man erwägt, daß Shakespeare's Ansehen bei ihm durch den Englischen Flottenraub und das Bombardement von Kopenhagen nicht sonderlich erschüttert worden zu sein scheint, so mögte man auch Schiller und Goethe ein günstiges Prognostikon stellen. Wenn man aber an die Phrasen seiner Redner denkt, an den „Deutschen Knecht" und Aehnliches, so könnte man für das Scandinavische Schicksal unserer Heroen zu zittern anfangen. Jedenfalls darf es uns völlig gleichgiltig sein, selbst wenn die freiwillige literarische Huldigung, die uns hier beschäftigt, jenseits des Belts zu einer Art von Vasallen-Akt umgedeutet würde. Der Werth der Dänischen Literatur wird Europa einstweilen nur noch durch Deutschland garantirt, denn die Franzosen sind bloße Lecker, die überall einsprechen, um zu naschen. Die Garantie für den Werth der Deutschen hat Europa längst selbst übernommen, und wenn der Däne im Ernst auf den Einfall käme, sich gegen sie abzuschließen, so könnte er fast eben so gut auf die vier Elemente Verzicht leisten, um seine Selbstständigkeit zu bewahren.

Nein, Prutz kann ohne Sorge sein; wir werden die Rose nie für eine übelriechende Blume erklären, weil sie im Garten des feindlichen Nachbars gewachsen ist, und die Schlacht bei Idstedt wird Holberg bei uns nicht schaden. Ein Anderes ist es, ob man nicht erschrocken vor ihm zurückfährt, wenn er sich in seiner derben Knochenhaftigkeit so plötzlich wieder unangemeldet unter den Molusken-Chor der Tagskomödien mischt. Anfangs gewiß, denn der Uebergang vom Dosenstück zum Fresco und von der kandirten Zweideutigkeit zum ehrlichen Cynismus ist zu groß, als daß er durch einen Sprung gemacht werden könnte. Aber Kraft und Wahrheit werden schon durchdringen, und Prutz, — kein Billiger wird ihm dies Zeugniß versagen, — hat Alles gethan, um den Sieg rasch herbei zu führen. Zunächst ist ihm die Uebersetzung der Stücke, unter denen ich freilich den Erasmus Montanus ungern vermißte, in hohem Grade gelungen. Dann hat er ein Leben des Dichters hinzugefügt, das in Anlage und Ausführung nichts zu wünschen übrig läßt. Und eine Reihe von Monographien, in denen er theils die Geschichte der Dänischen Literatur bis auf Holberg entwickelt, theils Holberg selbst einer eingehenden Würdigung unterzieht und der Wirkungen gedenkt, die er in früherer Zeit auf die Deutsche Bühne gehabt hat, schließt sich ergänzend und erläuternd an. So bietet er zugleich dem

Publikum Genuß, dem Hiſtoriker Belehrung und dem Aeſthetiker reichliche Anregung zum Nachdenken. Folgen wir ihm beiſtimmend und berichtigend in's Einzelne, ſo weit der Raum es geſtattet, damit wir ein Geſammtbild gewinnen.

Es giebt einen wunderlichen Kontraſt, wenn man den jungen Holberg mit dem alten vergleicht. Schon vor dem zwanzigſten Jahre durch die ihm und allen Dänen angeborene Reiſeluſt in die Welt getrieben, iſt er ſo knabenhaft zart von Ausſehen, daß er überall den ſeltſamſten Verdacht erregt und in Aachen von einem holländiſchen Prediger einem förmlichen Examen unterzogen wird, den er freilich dermaßen mit Latein bombardirt, daß Mynherr dem Himmel dankt, dem Scholaren nur ſelbſt mit heiler Haut zu entkommen, und ihn auf dem Rückzug bereitwilligſt für einen Theologen erklärt. Als er etwas ſpäter, durch ſein hartnäckiges Fieber genöthigt, ein warmes Bad gebrauchen muß, kann er ſeinen Wirth nicht bezahlen und ſucht mit der Zeche durchzugehen, wird aber wieder eingeholt und muß nicht allein, vermuthlich durch ſeine letzten Kleider, die Schuld abtragen, ſondern das mißglückte kleine Schelmſtück auch noch Jahre lang im Traume büßen. Hält man gegen dieſen Halb-Vagabunden den nachmaligen Würdenträger der Univerſität, der bis an ſein Lebensende in zierlicher franzöſiſcher Tracht, den Hut unterm Arm, durch die Straßen ging, der

ſogar zum Reichsbaron erhoben wurde und durch eine für jene Zeit höchſt beträchtliche Schenkung die Ritter-Akademie zu Soroe, in der ihm jetzt ein prächtiges Denkmal geſetzt iſt, ſo gut wie neu gründete, ſo ſind das gewiß zwei Bilder, die Niemand, dem der verknüpfende Faden mangelt, von ſelbſt auf einander beziehen würde. Es lagen aber auch eine Menge Stufen der abenteuerlichſten Art in der Mitte, ja das ganze Leben des Dichters ſpann ſich eigentlich in komiſchen Antitheſen ab. Zu Bergen in Norwegen im Jahre 1684 geboren, war Ludwig Holberg ſchon in der Wiege Soldat und erhielt als Sohn eines Militärs nach damaliger Sitte eine kleine Löhnung; nie jedoch zog er den Degen. Er wandte ſich, durch einen unwiderſtehlichen Drang getrieben, den Wiſſenſchaften zu und ſtudirte Theologie, nie jedoch beſtieg er die Kanzel, vielmehr wurde er ſpäter als Ketzer von der Geiſtlichkeit verſchrieen. Er kam, nachdem er ſeine Reiſeluſt gebüßt und, um ſich auf ſeiner „grand tour“ durchzubringen, bald als Hauslehrer, bald als Sprachmeiſter, bald ſogar als Flötiſt fungirt hatte, nach Kopenhagen zurück und erhielt nach langem Harren und damit verbundenem Nagen am Hungertuch endlich eine Profeſſur, aber die der Metaphyſik, einer Wiſſenſchaft, die ihm unter allen am fernſten ſtand und die er lieber verſpottet, als vorgetragen hätte. Er liebte, um die Charakteriſtik zu vollenden,

den Umgang mit Frauen mehr, wie den mit Männern, und er dachte nie daran, ſich zu verheirathen. Er verſchwendete, ſo lange er arm war, denn er ſetzte ſein Alles an ſeine Reiſen, und er wurde geizig, als er über Wohlſtand und Reichthum gebot. Er war ſchon in früher Jugend ein Märtyrer der Poeſie; wandte ſich dann bis in ſein reifes Mannesalter ſo gründlich von ihr ab, daß das ſchönſte Gedicht ihm kein Vergnügen mehr machte, kehrte darauf zu ihr zurück, ſchuf in wenigen Jahren alle ſeine Meiſterſtücke und ſagte ihr nun wieder, in gelehrte Arbeiten vertieft, auch wohl mit bloßer Buchmacherei beſchäftigt, für immer Lebewohl. Man könnte noch hinzufügen: er ſchrieb den Don Ranudo de Colibrados und ließ ſich adeln, er war der größte Reiſenarr und dichtete den Jean de France. Aber hier iſt, wie Prutz unwiderleglich beweiſt, der Widerſpruch, über den ſeine Zeitgenoſſen großes Geſchrei erhoben, rein äußerer Natur. Dieſer Mann, eben ſo beharrlich als vielſeitig, der lieber einen Umweg machte, als ſtill ſtand, weil er ſein Ziel viel zu feſt im Auge hatte, um davon abgelockt werden zu können, hat den Dänen in ſeinen Komödien den Grund- und Eckſtein ihrer Literatur gegeben. Früh ſchon regte ſich die poetiſche Ader in ihm; ſchon als Knabe machte er ein Spottgedicht auf einen ſeiner Verwandten und ſein Vormund, der ihn dafür beſtrafen ſollte, begnügte ſich, ihm in ſeiner Satyre

die falſchen Redensarten und die unechten Reime zu korrigiren. Dabei hatte er das unſchätzbare Glück, in eine Zeit zu fallen, die ſeiner Gaben bedurfte und der er ſie nicht aufzudrängen brauchte. Die Auflöſung der Calmariſchen Union, das größte politiſche Unglück Scandinaviens, deſſen Folgen ſich noch weit über unſere Tage hinaus verbreiten werden, hatte die Nation in ihren eigenen Kern zurückgetrieben und war der Entfaltung ihrer Eigenthümlichkeit, der Entwicklung eines ſelbſtſtändigen geiſtigen Lebens günſtig. Die Reformation, raſch in Dänemark eingeführt, ſtörte den Proceß zwar, indem ſie deutſchen Einflüſſen und Einwirkungen aller Art Thür und Thor öffnete und die ganze geiſtliche Literatur der Paradiesgärtlein und Himmelsſchlüſſel hervorrief, die trotz der Verſchiedenheit der Materie in Urſprung und Zweck ſo viel Aehnlichkeit mit unſerer heutigen Belletriſtik hat, indem ſie ganz wie dieſe als Induſtrie betrieben wurde, um zu dem Kohl, den die magere Pfarrſtelle allenfalls abwarf, das Fett herein zu bringen. Aber die „Kämpeviſer“, eine Sammlung altſkandinaviſcher Volkslieder, die zu Thor und Odin, zu Frigga und Iduna zu Nornen und Valkyrien zurückführten, ſchlugen ſich doch auch durch und waren um ſo unwiderſtehlicher, als Völker, wie Einzelne, am liebſten von Kindheit und Jugend erzählen hören. „Durch die politiſche Selbſtſtändigkeit — ſagt Prutz — und die geiſtliche Reformation war

dem däniſchen Volk die Bahn zu jeder Art bürgerlicher und geiſtiger Freiheit geöffnet; daß ſie dieſelbe nicht im Fluge durcheilt hat, iſt der Natur gemäß und mithin mehr als ein Glück, denn als ein Unglück zu betrachten. Die Nachahmung der alten, wie der deutſchen Literatur hatte die däniſche Literatur theils ſtofflich, theils zum wenigſten formell erweitert und gefördert; es waren, freilich mit ungleichem Glück und noch ungleicherem Talent Dichter aufgetreten, die, wenn ſie auch dieſes Namens oft ſehr unwürdig waren, doch im Herzen das Bewußtſein zu erwecken anfingen, daß man etwas, wie eine Literatur beſitze und daß es Pflicht und Ehre der Nation ſei, auf die Vollendung dieſer Literatur mit allen Kräften hinzuwirken.“ Jetzt trat Holberg ein, und ohne Zweifel war der Moment für ihn geſchaffen, wie er für den Moment. Ein Dichter im höchſten Sinne des Wortes kann derjenige wohl nicht ſein, der ſich nur ſo weit und ſo lange mit den Muſen einläßt, als ein beſtimmter äußerer Zweck es erheiſcht und ihnen dann wieder den Rücken wendet. Aber ein ſolcher Dichter hätte auch noch keinen Boden gefunden. Dänemark brauchte einen Leſſing, keinen Goethe und keinen Schiller, und Holberg wurde dieſer Leſſing; dem Verfaſſer des Laocoon im wiſſenſchaftlichen Gebiete allerdings bis zur völligen Unvergleichbarkeit nachſtehend, mit dem Schöpfer der Minna aber um die poetiſche Krone ringend und

darin unendlich glücklicher wie er, daß er bis auf den gegenwärtigen Tag unverdunkelt blieb, weil ihm der Genius nicht folgte. Denn wenn die Späteren, wenn Ewald und vor Allen Oehlenschläger, auch der Art nach über Holberg ſtanden, ſo bleiben ſie doch dem Grade nach weit hinter ihm zurück; ſie gehörten einer vornehmeren Familie an, aber ſie waren ſehr arme Mitglieder dieſer Familie, während er das Haupt der ſeinigen war. Sie repräſentiren die Stufe der Productionskraft, wo der geniale Blitz im Einzelnen ſchon zuweilen durchſchlägt, der Verſtand, der unerläßliche Begleiter, dafür im Ganzen aber auch nur um ſo weiter zurücktritt, er diejenige, wo der Verſtand das Genie faſt erſetzt und die freie Selbſtbeſtimmung vor ihm voraus hat. Das bewieſen ſie ſchon dadurch, daß ſie ihre beſten Kräfte auf das abſolut Unfruchtbare, wenn nicht Unmögliche verwandten. Wie unſer Klopſtock die Deutſchen durch die Hermannsſchlacht zu begeiſtern ſuchte, ſtatt, wie ſpäter Goethe, in die lebendige Zeit des Götz hineinzugreifen, ſo bemühten ſie ſich, in beiſpielloſeſter Verkennung dieſer mythologiſchen Figuren den Baldur oder den Starkodder von den Todten zu erwecken und ſtellten Holberg's draſtiſchen, wenn auch platten und harten Geſtalten eine wüſte wilde Jagd von Nebelbildern gegenüber, die auslöſchen mußten, wenn der Bürgermeiſter Breme nur einmal ordentlich nieſ'te. Der

däniſche Leſſing behauptete daher das Feld und behauptet es noch.

Begleiten wir ihn jetzt in die Schlacht, wo er ſeine Lorbeeren gewann. Seine gelehrten und populären Schriften können wir übergehen, obgleich ſie eine eben ſo bunte als lange Reihe ausmachen, ſo daß man neben der für ihre Zeit höchſt verdienſtvollen Däniſchen Reichshiſtorie auf Schulbücher, ja auf offenbare Damen-Lectüre ſtößt; ſie bahnten ihm den Weg zum Baron und zur königlichen Tafel, indem ſie ihm viel Geld eintrugen, aber nicht den zur Unſterblichkeit. Eine charakteriſtiſche Anekdote hinſichtlich dieſer Arbeiten wird erzählt, die man ſich deuten mag, wie man will, zum Vortheil ſeines Gedächtniſſes oder zum Nachtheil ſeines Fleißes; er erſucht, als er an ſeine Geſchichte der Juden geht, die Bibliothek um Ueberſendung der Hilfsbücher, und als er den gewiſſenhaft zuſammengeklaubten Korb mit dem „nöthigen Vorrath“ erhält, ſchickt er ihn auf der Stelle zurück, weil er ſchon fertig ſei. Eben ſo wenig brauchen wir uns bei ſeinen komiſchen Heldengedichten, ſeinem Peder Paars und Niels Klimm, oder verwandten poetiſchen Leiſtungen aufzuhalten; ſie machten ihm zwar einen Namen und werden zum Theil noch geleſen, aber die Empfindungen ſind fade, die Satyre iſt flach und der ganze Spaß läuft auf jenes willkürliche Knötchenknüpfen und Löſen hinaus, welches den gebildeten

Sinn selbst bei der größten Virtuosität selten reizt und nie befriedigt. Merkwürdig sind diese Produkte nur aus psychologischen Gründen, indem sie, die doch mit Ausnahme des Niels Klimm sammt und sonders der Jugend des Poeten angehören, fast noch weniger Spuren von Gemüth zeigen, wie die in diesem Punkt entsetzlich trockenen Komödien. Dieß allein beweist schon, daß wir, was oben behauptet wurde, in Holberg keinen vollen und ganzen Dichter vor uns haben, und also doch wohl auch, daß er nicht zu den ersten komischen Genien aller Zeiten und aller Völker gehören kann, oder sollte die höchste Form des Drama's und vielleicht der Poesie, ja der Kunst überhaupt, nicht auch die universellste Begabung voraussetzen?

Wenden wir uns jetzt zu den Komödien, die, wie sie den Tag befriedigten, zugleich die Jahrhunderte beschäftigten und den Autor unsterblich machen sollten. Prutz gibt eine kurze, aber vortreffliche Geschichte des Dänischen Theaters. Französische Truppen amüsirten den Hof, Deutsche Banden das Volk, die einheimische Kunst wagte sich lange nicht über das Puppenspiel hinaus. Endlich im Jahre 1744 wurde ein kleines Schauspielhaus gebaut, in welchem die Dänen selbst sich als Dichter und Künstler versuchen sollten, und für dieses schrieb Holberg seine sämmtlichen Stücke. Hören wir ihn selbst, wie er dazu kam. „Wie ich mit dieser Arbeit (einer statistischen)

beſchäftigt war, ſo gerieth ich auf den Gedanken, nach dem Beiſpiele anderer Völker einige Schauſpiele in Däniſcher Sprache abzufaſſen. Ich hielt mich ſelbſt nicht ganz ungeſchickt dazu, ſolche Stücke zu ſchreiben; auch hatte man mich oftmals gebeten, die Arbeit, welche ich kürzlich verlaſſen und faſt verſchworen hatte (die ſatyriſch-poetiſche) wieder aufzunehmen. Auf der einen Seite reizte mich das inſtändige Anhalten meiner Freunde, unter denen ſich die vornehmſten Männer der Stadt befanden, deren Befehlen ich nicht gern ungehorſam ſein wollte. Auf der anderen jedoch wurde ich von dem Vorhaben abgeſchreckt durch den Verdruß, welchen Schriften dieſer Art überhaupt mit ſich zu führen pflegen. Das unaufhörliche Drängen meiner Freunde indeſſen überwand endlich meine Abneigung, ich nahm die früheren Arbeiten wieder auf und ſchrieb jene Schauſpiele, welche ſpäterhin auch gedruckt wurden und nun in Jedermanns Händen ſind. Ich unterwarf meine Arbeit zuerſt der Prüfung einiger Freunde und war noch unentſchloſſen, ob ich ſie überhaupt ſollte an's Licht treten laſſen. Weil aber meine Freunde nicht nachließen, mich darum zu bitten, und weil ich außerdem auch noch beſorgen mußte, die Stücke möchten verſtümmelt und unvollſtändig veröffentlicht werden, ſo gab ich endlich einer hieſigen Schauſpielertruppe die fünf erſten Stücke zur Aufführung.“ Dieß erinnert, dem rein äußeren Anlaſſe

nach, an Gozzi, der seine Tragikomödien schrieb, um das ihm an einem öffentlichen Orte entfahrene scharfe Wort über Goldoni zu motiviren. Auch der Erfolg war bei Beiden gleich. Wie Gozzi sein Publikum augenblicklich durch das dramatisirte Kindermährchen von der grünen Pomeranze hinriß, um es nie wieder los zu lassen, so begeisterte Holberg das seinige durch den politischen Kannegießer und fesselte es für immer an sich. Eben so stockte bei Beiden die bis dahin staunenswerthe Produktionskraft, als der äußere Anlaß, der sie hervorgerufen hatte, wieder wegfiel, bei Gozzi als seine Truppe sich auflöst'te, bei Holberg, als das Theater Bankerott machte. Die Parallele läßt sich noch weiter führen. Gozzi gewann seine Italiener dadurch, daß er die heißblütigen Naturen von dem Druck des Alltagslebens befreite und ihnen eine phantastische Welt aufbaute, in die sie um so lieber hineinflüchteten, als ihnen die Tragödie fehlte, die dasselbe Bedürfniß in tieferem Sinn befriedigt hätte. Holberg zog seine Dänen dadurch an, daß er ihnen Respekt vor sich selbst einflößte, Achtung vor ihrem täglichen Thun und Treiben, Liebe zu ihrer engen, knappen Existenz. Beide berührten daher, wenn auch auf verschiedene Weise, den innersten Nerv des Volks, wie er sich nach und nach im Lauf der Zeit blos gelegt hatte, und dankten dem Instinkt, den sie dadurch bewiesen, ihre mächtigen Wirkungen. Diese Wirkungen hielten

ſich bei Holberg, um jetzt zu ihm zurückzukehren, vom Anfang bis zu Ende ſeiner Thätigkeit, mit einzelnen unerheblichen Unterbrechungen freilich, auf derſelben Höhe und ihr entſprach ſeine Produktivität, die ſo weit ging, daß er einmal in einem einzigen Jahre neun Stücke auf die Bühne brachte. Allerdings nahm er es mit dem geiſtigen Eigenthumsrecht nicht genau, und wenn man ihn den letzten Seekönig des Nordens nennen wollte, ſo würde das keineswegs alles Grundes ermangeln. Daß Molière eben ſo ungenirt verfuhr und ſeine Diebſtähle mit dem Bonmot: ich nehme meine guten Einfälle weg, wo ich ſie finde! in kecker Franzoſen-Art zu vertheidigen ſuchte, kann ihn nicht rechtfertigen. Noch weniger die Prutz'ſche Berufung auf den bekannten Schiller'ſchen Ausſpruch über die geringe Zahl der tragiſchen Situationen und Motive. Die äſthetiſche Thatſache, die Schiller im Auge hatte, iſt vollkommen richtig; eben ſo unbeſtreitbar iſt es, daß ſie ſich im Gebiet des Komiſchen wiederholt. Aber Schiller ſtieß hier in ſeiner Sphäre auf dasſelbe Phänomen, das Kant in der philoſophiſchen vorſchwebte, als er die Kategorieen aufſtellte, und er ſagte nichts anderes und wollte auch gewiß nichts anderes ſagen, als daß die unendliche Mannigfaltigkeit der Kunſt und aller ihrer Gattungen und Arten auf eben ſo wenige Grund-Elemente zurückzuführen iſt, wie der nach der Breite hin unberechenbare, nach der Tiefe hin aber raſch

aufgezählte Reichthum der Welt. Wer dem Dichter, dem tragiſchen oder dem komiſchen, die Wiederholung dieſer Situationen und Motive zum Vorwurf machen will, der kann auch mit dem Bildhauer darüber hadern, daß er alle ſeine Statuen aus Kopf, Rumpf und Gliedmaßen zuſammenſetzt, mit dem Muſiker, daß er ſich immer auf derſelben Tonleiter ſchaukelt, ja mit dem Jahr, daß es ſich beſtändig aus Frühling, Sommer, Herbſt und Winter aufbaut. Bei Holberg und Molière in ihrem Verhältniß zu Italienern und Spaniern handelt es ſich aber um etwas ganz Anderes, um das wirkliche, nackte, ſchreiende Plagiat, welches darin beſteht, daß man ſich innerhalb dieſer allgemeinen Sphäre, die der Letzte wie der Erſte mit gleichem Fug betritt, das aneignet, was ein Anderer bereits vollſtändig organiſirt hat, und dieß muß man verurtheilen, oder auch das geiſtige Eigenthumsrecht ganz aufheben, alle Denkmäler umſtürzen, alle Literatur-Geſchichten durchſtreichen und den König Lear allenfalls zur Beſiegelung des großen kommuniſtiſchen Aktes nur noch als eine Tragödie von der Menſchheit für die Menſchheit aufführen laſſen. So hat z. B. Calderon's „Leben ein Traum" und Schillers „Braut von Meſſina" das tragiſche Grundmotiv mit dem Oedipus Rex gemein; die Prophezeiung, welche die Menſchen in ihrer Angſt durch eben die Mittel zur Erfüllung bringen, die ſie zur Abwehr und Abwendung der Gefahr ergreifen. Wer

jedoch die beiden neueren Dichter deswegen zu Plagiatoren des Sophocles machen wollte, der wüßte nicht, worauf es hier ankommt und verwechſelte die Elemente, die den Beſitz ausſchließen, mit den Organiſationen, die ſich immer an ein beſtimmtes Individuum knüpfen, weil ſie das Reſultat eines individuellen Proceſſes ſind. Dieſe Organiſationen gehen aber in dieſen drei Stücken ſo weit auseinander, als ſie nur können und nur, wenn ſie im Knotenpunkt oder in der Löſung, oder gar in der dramatiſchen Oekonomie zuſammenträfen, wäre ein Plagiat vorhanden.

Ebenſo theilt Holberg's Ulyſſes von Ithacia und Tieck's Prinz Zerbino das komiſche Grundmotiv mit der uralten Italieniſchen Volkskomödie, ja eigentlich ſchon mit dem Ariſtophanes: auf dem Gipfel der komiſchen Trunkenheit heben die Stücke ſich ſelbſt auf, wie der gährende Wein den Schlauch zerſprengt oder das ſchwellende Blut die Ader. Darin muß man aber eben ſowenig ein Plagiat erblicken wollen, denn auf dieß Moment würde der ſchöpferiſche Geiſt auch ohne alle Ueberlieferung bei gehöriger Potenz jederzeit von ſelbſt wieder verfallen; es fließt unmittelbar aus der Natur der Kunſt. Anders ſteht es um die Entlehnung von Situationen und Charakteren, obgleich es auch hier, wie durchaus nicht geläugnet werden ſoll, ein Frei- und Allgemein-Gut giebt, bei welchem nach dem Mein und Dein nicht

gefragt werden kann, weil das individuelle Gepräge entweder an sich zu flach oder doch längst verwischt ist. Holberg bleibt übrigens auch bei strengster Durchführung dieses Prinzips noch so viel des Eigenthümlichen übrig, daß er die Abrechnung nicht zu scheuen braucht. Auf dem Grunde des durch die „Kämpeviser“ wieder erweckten Volksbewußtseins fortbauend, sich aber wohl hütend, zu weit zurück zu greifen und etwa, wie später die Tragiker, die Späße des Thor, sein Ringen mit dem alten Weibe und Aehnliches, in Scene zu setzen, hat er in der bürgerlichen Region ein Dutzend Stücke geschaffen, die in ihrer gesunden Mischung von Spaß und Verstand ebenso ergötzlich als echt Dänisch sind und ihm unter den komischen Dichtern vom zweiten Rang für immer seinen Ehrenplatz sichern. Ich sage im Widerspruch mit Prutz: unter den komischen Dichtern vom zweiten Rang! und muß zu dem psychologischen Grunde dieser Behauptung, den ich bei der Charakteristik Holberg's schon andeutete, nun auch noch in Kürze den allgemeinen angeben.

Wir wollen nicht mit Faust zu den Müttern am Nabel der Erde hinabsteigen; wir wollen uns gleich an die Töchter halten, denn jene antworten nur durch diese. Wir wollen nicht fragen: Was ist das Komische und das Tragische? aber wir wollen fragen: Was ist die Komödie und die Tragödie? Genau besehen: zwei Formen für ein und dasselbe

Verhältniß, das sie an den entgegengesetzten Enden packen. Immer ist es der Mensch in seinem Konflikt mit den ewigen Mächten, mag man diese nun fassen, wie man will, der dem Drama in beiden Gestalten die Aufgabe stellt, und der ganze Unterschied liegt in der Art der Lösung. Das hatte Plato vor Augen, als er den tiefsinnigen Ausspruch that, es sei die Sache eines und desselben Mannes, Tragödien und Komödien zu schreiben. Das schwebte Goethe vor, als er die Komödie, in Molière's Misanthrop, einmal fast tragisch fand und ein ander Mal die Tragödie, die Kunstform selbst für komisch erklärte. Denn wenn beide nicht, wie Plato fordert, aus einem Dichtergeist hervorgehen, der mit gleicher Höhe und mit gleicher Schärfe in die dunkle, wie in die beleuchtete Hemisphäre der Welt hineinschaut und vermöge dessen im rechten Moment mit den Motiven wechselt, so werden sie, je konsequenter sie sich in ihrer schneidenden Einseitigkeit entwickeln, um so sicherer auch in ihr eigenes Gegentheil umschlagen und zuletzt auf den ästhetischen Sinn wirken, wie Goethe es an sich erfuhr. Ein solcher Dichtergeist ist aber bis jetzt nur einmal, nur in Shakespeare, hervorgetreten, und darum hat nur er in der Komödie, wie in der Tragödie „das Gesetz erfüllt" und das absolut Vortreffliche hervorgebracht. Aristophanes mit seinen immer bittern satyrischen Ausläufen kann uns hier um so weniger ein Einwand sein, als er

ſeinem Freunde ſelbſt keiner war, und Calderon, obgleich demſelben Grundgeſetz mit Shakeſpeare folgend, hat doch zu wenig Individualiſirungskraft und bewegt ſich mit zu wenig Freiheit, um neben ihm in Betracht zu kommen; nur Goethe im Fauſt kann noch genannt werden, doch iſt die komiſche Ader bei ihm zu ſchwach, als daß die Miſchung vollkommen glückte, wovon er ſelbſt auch wahrſcheinlich ein Bewußtſein hatte, da er den Kaſpar des Volksbuchs wegließ. Bei dieſer Andeutung muß ich es bewenden laſſen, die Entwickelung, wenn auch äußerſt lohnend, würde dießmal zu weit führen. Uebrigens hat ſich unter den komiſchen Dichtern zweiten Ranges kaum einer dem Shakeſpeare ſo weit genähert, wie eben Holberg in ſeinem Ulyſſes von Ithacia, dieſem köſtlichen Pendant zum Don Quixote des Cervantes, der, wie Letzterer die Rittergeſchichten, ſo die Deutſchen Komödien ohne Zuſammenhang und Ende perſifliren wollte und faſt ohne Ahnung des Verfaſſers zum köſtlichen Kunſtkryſtall gedieh.

Bogumil Goltz und sein Buch der Kindheit.

Wien 1852.

Unsere Residenzstadt sah im Laufe des letztverflossenen Winters einen Gast in ihren Mauern, von dem Wenige etwas erfahren haben werden und der doch zu den bedeutendsten gehört, die seit lange bei uns einsprachen. Es war dieß Bogumil Goltz aus Thorn in Ostpreußen, der aus Egypten zurückkam, wohin er eine Reise gemacht hatte, und zwar von dem Honorar für das Buch, auf das ich jetzt die Aufmerksamkeit des Publicums hin zu lenken wünsche. Ich verdanke der Frau von Goethe seine Bekanntschaft, die mich bei einem Mittagsessen mit ihm zusammenführte. Er war mir damals, was er den meisten Lesern noch sein wird: ein bloßer Name, den ich noch obendrein erst aus dem Einladungsbrief kennen lernte, aber wie rasch verwandelte sich dieser Name in eine lebendige Gestalt mit den schärfsten, bestimmtesten Zügen, als die persönliche

Begegnung eintrat. Ein ſtarkknochiger, etwas hagerer Mann mit durchdringenden Augen, mächtig hervorſpringender Naſe und einer Stirn, die Eigenſinn und Willenskraft zugleich abzuſpiegeln ſchien, perorirte in einem Kreiſe von erſchrockenen Damen und ſtaunenden Herren mit mächtiger Stimme gegen das ſchöne Italien; ſeine Garderobe erinnerte an einen Profeſſor aus der ehrwürdigen Zeit, wo Leſſing, als er tanzen und fechten lernte, ſich gegen ſeinen Vater weitläufig darüber verantworten mußte; der Frack ſchien ein uraltes Erbſtück zu ſein, und ein weißes Tuch, bis über das Kinn hinauf gebunden, vollendete den urväterlichen Eindruck. Aber ſeine Gedanken waren nicht alt und beſtäubt; in körnigſter Sprache entwickelte er eine Reihe der originellſten Anſichten und Ideen; die ſchlagendſten Ausdrücke, die treffendſten Bilder ſtanden ihm zu Gebot und das Schneidende ſeiner Aeußerungen wurde durch die Unmittelbarkeit ihrer Erzeugung, die das Wägen und Meſſen ausſchließt, doch wieder gemildert. Es giebt nämlich eine doppelte Art des Geſprächs, die auch eine doppelte Aufnahme bedingt. Bei reflectirenden Menſchen iſt es ein Gedankenextract, in welchem das Unbewußte faſt ganz zurücktritt; ſie ſprechen heute aus, was ſie geſtern dachten, wählen und miſchen mit Ueberlegung die Farben, zeichnen mit ſicherer Hand die Umriſſe und ſchreiben eigentlich nur mit der Zunge.

Dieſe ſind für Alles, was ſie ſagen, verantwortlich, und wiſſen es auch recht gut. Bei ſchöpferiſchen Naturen dagegen iſt es ein Prozeß, den der Zuhörer in allen ſeinen Phaſen mit durchmachen muß und deſſen Präcipität erſt aus der lebendigſten Friction aller Kräfte hervorgeht. Mit dieſen wird nur ein kleinliches Individuum rechten, nur ein ſolches, das unfähig iſt, das Leben im großen Sinn aufzufaſſen, und das eben darum an Formen Anſtoß nimmt, welche der mit ſich ſelbſt ringende Geiſt, der ſich ihrer in dieſer Minute bedient, in der nächſten aus eigener Bewegung ſchon wieder zerſchlägt. Zu ihnen gehört Goltz; Goethe hätte ihn ſtundenlang ohne Unterbrechung ſprechen laſſen; Böttiger hätte ihn beim dritten Wort auf Piſtolen gefordert. Mit Italien, was er zuletzt geſehen hatte, war er ganz beſonders unzufrieden; natürlich nicht mit dem Lande, mit dem blauen Himmel und den milden Lüften, ſondern mit den Menſchen und ihren Zuſtänden. Ging er ſo weit, daß man ſich eine beſcheidene Einwendung erlauben zu müſſen glaubte, ſo lautete ſeine Erwiderung: er erwarte, daß man ſubtrahiren könne, und ſetze die vier Species überhaupt bei Jedermann voraus. Hatte man an dieſer Abfertigung noch nicht genug, kreuzte man ihn noch mit einer zweiten Bemerkung, ſo war er im Stande, die Augen, wie ein Märtyrer, aufzuſchlagen und auszurufen: Gott, Gott, es gibt auf Deiner Erde

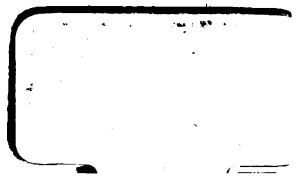
nur Einen dummen Kerl, und man kann ihm nicht ausweichen, man trifft ihn vor den Pyramiden, im Kolosseum und überall! Hatte er seinem Aerger auf diese Weise genug gethan, so trat augenblicklich die Reue ein, und er sagte gutmüthig: daß meine Freunde an mir lieben, was liebenswürdig ist, das danke ihnen der Teufel; sie müssen auch das Uebrige mit in den Kauf nehmen! Als man ihm das von unserem enthusiastischen Juristen Mittermaier selbst an den Facchini's so hoch gestellte naive Wesen der Italiener entgegen hielt, versetzte er: die Naivetät des Rebhuhns ist noch größer und dennoch pflegt man es nicht über den Menschen zu erheben; übrigens ist es mir lieber, wenn derjenige, der mich todtschlägt, hinterdrein nach alter deutscher Art, vom Gewissen gejagt, davon läuft, als wenn er sich in gut italienischer Manier aus meinem Leichnam ein Kopfkissen macht und sich niederlegt, um sich von der gehabten Anstrengung zu erholen. Von der Mattherzigkeit unserer Zeit meinte er, wohl nicht ohne Grund, die Menschen hätten heut zu Tage nur eben so viel Seele, daß das Fleisch nicht faule. Ein weiches, leicht erregbares Gemüth kam aber auch von Zeit zu Zeit in unzweideutigen Spuren zum Vorschein, und ich überzeugte mich bald, daß die anscheinende Härte des Mannes eben nur aus seiner Angst vor dem zu mächtigen Ueberströmen des tiefen Gefühls, dessen er sich im In-

nerſten bewußt war, hervorgehe. So erzählte er mit großer Bewegung einen Moment ſeiner Fahrt auf dem Nil, der dieß auf rührende Weiſe darthat. Seine Wäſche war gewaſchen und auf dem Schiff zum Trocknen aufgehängt worden, während er ſich zum Schlafen niedergelegt hatte. Wie er wieder erwacht, ſieht er, daß der Wind, der ſich inzwiſchen erhoben hat, ſie links und rechts entführt. Eine ordinäre Geſchichte, nicht wahr? — fuhr er fort — der Verluſt war in jeder Bude zu erſetzen! Allerdings, bis auf die Erinnerungen! Das Alles hatte mein Weib mit emſigen Händen in langen Winterabenden im fernen Norden geſchafft und nun ſollten die Krokodile es zerreißen! Zu mir faßte er bald Vertrauen, weil ich, erfreut, einmal wieder einen Urmenſchen vor mir zu ſehen, einen Abkömmling des Göttergeſchlechts, das von Heuchelei und Verſtellung nichts wußte, auf alle ſeine Eigenheiten willig einging. Aus ſchnell gewonnenem perſönlichen Intereſſe für mich entſchloß er ſich denn auch, in ein Stück von mir zu gehen; die „Judith“ wurde Abends gerade aufgeführt. Dabei verhehlte er mir nicht, daß er ſeit vielen Jahren nur ſelten ein deutſches Drama nicht ganz unerträglich gefunden habe, und daß er auch in Wien bereits aus dem Theater gelaufen ſei, um eine Widerwärtigkeit, die er mir nannte, nicht beklatſchen hören zu müſſen. Am nächſten Morgen kam er zu mir, glühenden

Gesichts, von Schweiß triefend, und tausend Flüche in seinen Gruß mischend. „Wenn man mich in diesem Augenblick todtschlägt — rief er aus — so braucht der Apotheker das ganze Jahr kein Gift mehr; Blausäure, Arsenik, Alles, was ihm beliebt, habe ich ausgekocht!“ Der Grund seines Aergers war, daß er meine Wohnung nicht hatte finden können. Jetzt sprach er über die „Judith“, die mächtig auf ihn gewirkt, und deren positive und negative Seiten er im raschesten Ueberblick vortrefflich erfaßt hatte, so daß der Verfasser aus seinem Munde in einer Viertelstunde mehr wahre Kritik entgegen nahm, als seit 1840 aus allen deutschen Zeitungen zusammen. Sein Kriterium war freilich rein empyrisch; ich muß — sagte er — wenn ich einem Drama Leben zugestehen soll, mit den Personen fortsprechen können, ich muß den Drang spüren, ihnen hinter die Coulissen zu folgen, sonst habe ich Puppen gesehen und Tiraden gehört, oder, um das Ding beim rechten Namen zu nennen, es sind Rollen abgespielt worden. Aber er traf den Nagel auf den Kopf, denn das ist allerdings die beste Probe; Schemen und Schatten verschwinden mit dem Schauspieler, der sie repräsentirt, und nur Gestalten lassen sich festhalten. Nun gab er mir sein Buch der Kindheit und ging auf die Post, um nach Thorn zurück zu kehren, und dort in häuslicher Stille seine Reise nach Egypten

zu beſchreiben. Selten machte ein Menſch auf mich einen ſo ganz eigenthümlichen und darum dauernden Eindruck; der erſte Gedanke, den er, und nicht bei mir allein, erweckte, war: er müßte in der nächſten Stunde vom Nervenfieber befallen werden; aber gleich der zweite: er habe mit Krankheiten gar nichts zu ſchaffen: Sein Buch nahm ich natürlich nicht blos mit Intereſſe, ſondern auch mit großen Erwartungen zur Hand, und wahrlich, ich fand mich nicht getäuſcht. Gleich das Vorwort beſtätigte mir, daß ich mir über ſein Weſen eine vollkommen richtige Grundanſchauung gebildet hatte; die äußere Schroffheit dieſes Mannes war das Product ſeiner inneren Weichheit. Das bewies zwar auch ſchon die Wahl des Themas, denn nur der aus dem Gemüth heraus lebende Menſch fühlt ein Bedürfniß, und iſt im Stande, ſich wieder in ſeine Kindheit zu vertiefen; ein Anderer läßt ſich von ſeinen Bubenjahren nicht hofmeiſtern, um Schillers Ausdruck zu gebrauchen. Aber dies Vorwort iſt ſchwach, ſehr ſchwach gegen das Uebrige, weil es abſtracter Weiſe im Allgemeinen zur Geltung zu bringen ſucht, was nur im Beſonderen und auf dem Wege der concreteſten Veranſchaulichung zur Geltung gebracht werden kann, und da es Leute giebt, die nicht in's Haus eintreten, wenn ſie über die Schwelle geſtolpert ſind, ſo will ich das ausdrücklich bemerken. Von welcher Fülle der echteſten Poeſie ſtrotzt dagegen

faſt jedes Capitel! Wenn es jemals einen Dichter gab, der den Pfad zum Paradies der Kindheit zurückfand, ſo iſt es Goltz. Ich muß freilich meine Schwäche bekennen, die Schwäche, daß ich mich gern in die Zeit verſetze, wo jedes Blatt, das ich von einem abgeblühten Roſenkelch herunterblies, für mich ein morgenrother Kahn war, in dem ein Engel zur Erde niederſchiffte, und wo ich die Johanniskäfer für kleine, eben geborne Sterne hielt, die ſchon wachſen und die Straße zum Himmel finden würden. Doch meine Sympathie für den Stoff würde mich nicht blind für die Mangelhaftigkeit der Form machen, und gerade dieſe iſt, einige unerhebliche ſtyliſtiſche Nachläſſigkeiten und Schiefheiten in der Satzbildung abgerechnet, vollendet zu nennen. Goltz iſt ein Landsmann von Hippel, Hoffmann, Hamann und Kant. Hippel ſcheint jenen Blick fürs Detail des Stilllebens auf ihn vererbt zu haben, der ſeinen „Lebensläufen“ die claſſiſche Seite gab; Hoffmann das glänzende, Ader und Nerv zugleich in den Rahmen bringende Darſtellungstalent, welches von ihm ſelbſt leider an Geſpenſter und Frazzen verſchwendet wurde. Von Hamann hat er einen myſtiſchen Zug, der ihn abhält, die Nacht als die bloße Abweſenheit des Tages aufzufaſſen, und in ſo weit geſund iſt, als [illegible]eß thut; von Kant hat er nichts, und das iſt denn das Angebinde des großen Vaters

der Kritik hätte ihn ohne Zweifel gegen die sich erst entwickelnde und allerdings bis jetzt nur noch in Carricaturengestalt hervorgetretene neue Ordnung der Dinge etwas gerechter, und gegen die von ihr befehdete alte etwas scrupulöser gemacht, als er zu sein scheint.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.